THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
335.973
H36t
v.2

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/teutscherradikal02hein

Teutscher

Radikalismus

. . . in . . .

Amerika.

Ausgewählte Abhandlungen, Kritiken und Aphorismen
aus den Jahren 1854—1879.

Von

Karl Heinzen.

Neue Folge.—Zweiter Band. (Jahrgänge 1862–1870.)

Geordnet und herausgegeben von

Karl Schmemann.

MILWAUKEE, WIS.
Druck und Verlag der Freidenker Publishing Co.
1898.

Entered according to Act of Congress, in the year 1898, by the

FREIDENKER PUBLISHING CO.,

In the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Vorrede zum zweiten Bande.

Motto: Was ist der Radikalismus? Er ist die Wahrheit in der Theorie ohne Rückhalt und das Recht in der Praxis ohne Beeinträchtigung, erforscht vom Geist und erstrebt vom Willen (Heinzen.)

Wenn ich erst jetzt, nach so langem Zwischenraume seit dem Erscheinen des ersten Bandes, mit dem zweiten des auf drei Bände berechneten Werkes „Teutscher Radikalismus in Amerika“ (Neue Folge) vor die Oeffentlichkeit trete, so lag die Verzögerung in der Herausgabe desselben nicht etwa an meinem guten Willen, sondern an der Ungunst der Verhältnisse, deren hindernden Einflüssen ich machtlos gegenüber stand. Hoffentlich wird dem dritten und letzten Bande ein freundlicheres Geschick die Wege ebenen.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist in's Land gegangen, seit der letzte auf der letzten Seite dieses Buches kundgegebene Gedanke der Feder des „Weisen von Roxbury“ entflossen, und wer wollte im Angesicht der heutigen schmachvollen, politischen,

210856

religiösen und sozialen Zustände der Völker behaupten, daß trotz dieser langen Zeitspanne nicht jede kritische Sentenz, jede verkündigte Wahrheit, ja jedes geäußerte Wort darin gegenwärtig noch eben so gut am Platze sind und die volle Bedeutung haben, wie damals!? Die in demselben sich wiederspiegelnden Zeitkämpfe und Zeitereignisse entrollen vor unseren Augen ein kulturhistorisches Gemälde, dessen Werth mit dem Alter steigt, gleich den Kunstgebilden alter Meister. Beim Verfolgen dieser Ereignisse und Kämpfe jetzt, nachdem Dezenien darüber vergangen sind, erkennt und fühlt man um so mehr wie recht Heinzen hat und welche allgemeine Wahrheit er ausspricht, wenn er sagt: „Wie erfreulich würde die Menschheit fortschreiten, wenn ihr Fortschritt im Verhältniß stände zu den geistigen Anstrengungen, die auf ihn gerichtet sind! Welche Masse von geistiger Anregung und Belehrung ist angehäuft in den Litteraturen, den Schulen, den öffentlichen Verhandlungen der vergangenen Jahrhunderte! Und war nicht ein großer, wenn nicht der größte Theil derselben bloß verschwendet! Doch auch ein Rückblick in das eigene Leben, statt in die Jahrhunderte, zeigt mir, wie mühsam und langsam sich der Fortschritt hinschleppt, wenn nicht ein revolutionärer Umschwung ihm zu Hülfe kommt, und wie oft die getäuschte Hoffnung sich erneuern muß, um wieder die alte Arbeit aufzunehmen. Am lebhaftesten kommt mir das zum Bewußtsein durch frühere Expektorationen, die damalige Stimmungen aussprechen und damalige Zustände wiederspiegeln.“

Da in diesem Bande die beiden großen Zeitereignisse, nämlich der nordamerikanische Bürgerkrieg und die europäische Invasion in Mexiko, die eingehendste Besprechung und Würdigung finden, so halte ich es für geboten, folgende auf diese Ereignisse Bezug habende Bemerkungen Heinzens diesem Vorwort einzuverleiben:

„Es darf darauf hingewiesen werden, daß der ‚Pionier', als durchaus unabhängiges und rücksichtsloses Organ der Wahrheit, über manche Zeitereignisse geschichtliche Aufschlüsse oder Beleuchtungen bringt, welche anderwärts schwerlich zu finden sind, da sie durch die Parteisucht und feige Rücksichtnahme unterdrückt wurden. Dieß gilt namentlich von dem so schmachvoll geführten Krieg gegen die südlichen Rebellen, dessen Geschichte so unverantwortlich gefälscht worden, und von dem ebenso schmachvollen Verhalten der Lincoln'schen Administration gegenüber der so heroisch gegen die europäische Invasion vertheidigten Republik Mexiko."

Heinzens größere Werke, die bis jetzt in 9 Bänden gesammelt und erschienen sind, und namentlich seine berühmten Vorträge bilden in Hinsicht der Sprache wie des Styls und des logischen Aufbaus der Gedanken wahre klassische Meisterwerke deutschen, d. h. radikalen Geistes, deren kühne, tiefeinschneidende Reformforderungen der Menschheit auf Generationen hinaus das Material für ihre Weiterentwickelung und Vervollkommnung liefern werden. Die Ziele, nach denen er strebte, welche in gedrängter Weise ich hier zu skizziren für angemessen erachte, und für deren

Erreichung er publizistisch sowol wie auch in öffentlichen Vorträgen thätig war, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Das Streben nach möglichlichster Vervollkommnung, welches des Lebens Inhalt bilden muß, kann nur durch den freien Staat, die auf dem gleichen allgemeinen Menschenrecht begründete wahrhaft demokratische Republik erzielt werden. Erst durch völlige Auflösung der Begriffe Herrschaft und Regierung gelangen wir zur richtigen Erkenntniß dessen, was durch das Wort „Demokratie“ ausgedrückt werden soll, aber nicht ausgedrückt wird. Er definirt den Staat also: „Der Staat ist, auf einem gemeinsamen Gebiet, eine Vereinigung freier und gleichberechtigter Individuen zu dem Zweck, mittelst ihrer gemeinsam geschaffenen und überwachten Einrichtungen, Gesetze und Hilfsquellen durch geeignete Bevollmächtigte jedem Einzelnen die Erreichung seiner Lebenszwecke möglichst zu erleichtern und zu sichern.“ „Es bedarf wohl keiner Abwehr,“ erklärt er ferner, „des etwaigen Einwandes, diese Abschaffung des Staates führe zu dem, was man, sei es im bösen oder guten Sinn, Anarchie nennt. Anarchie im bösen Sinn ist Barbarei und im guten Sinn eine Unmöglichkeit. Staat und Anarchie sind Widersprüche, denn ein Staat ist so wenig denkbar o h n e, wie Anarchie m i t Organisation.“

Dieser Staat darf sich nicht auf die Sicherung gleicher politischer Rechte beschränken. Um seine positive Aufgabe, die möglichste Förderung des allgemeinen Wohls, wahrhaft zu erfüllen, muß er auch die sogenannte „soziale Frage“ lösen. Dieses

ist zunächst dadurch zu erreichen, daß der Staat Allen, ohne Anerkennung irgend eines Unterschieds, unentgeltlichen Unterricht jeder Art zur Ausbildung ihrer angebornen Fähigkeiten bietet. Dadurch sichert er Allen die Möglichkeit, durch Arbeit ihre Existenz und ihr Wohlbefinden zu begründen, welches die Anerkennung des durch Arbeit erworbenen Privateigenthums voraussetzt, da persönliche Unabhängigkeit eine nothwendiges Requisit des Wohlbefindens ist. Er unterscheidet tief zwischen „Sozialismus" und „Kommunismus", dem ersteren ist er ein energischer Befürworter, dem letzteren ein unerbittlicher Feind. Der Kommunismus ist naturwidrig und kann nur durch den unerträglichsten Despotismus erhalten werden. Die Religion bildet keinen Faktor in seinem Staat und der Gesellschaft. Er betrachtet sie nur als das im Mangel an Kenntniß der Natur wurzelnde Produkt der Furcht und Verehrung eingebildeter Mächte. In dem Leben freier Denker tritt an ihre Stelle allgemeine gegenseitige Rechtsachtung. Der spekulativen Philosophie fehlt es eben so sehr wie der Religion an innerer Berechtigung, da ihr wesentlicher Unterschied nur darin besteht, daß diese das abstrakte Denken an die Stelle des Glaubens setzt. Nur die realistische oder „materialistische", auf die wissenschaftliche Erkenntniß der Natur begründete Weltanschauung ist vernünftig. Den Deutschen in Amerika, eingedenk der Goethe'schen Mahnung:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!"

und im Einklang mit seinem eigenen Ruf im Streit:

„Wir grollen unſ'rer Mutter nicht,
Daß ſie uns ſandt in's Weite:
Wir fanden eine zweite,
Die, was der andern noch gebricht,
Uns Raum gewährt, des Geiſtes Licht
Kühn auszuſtreuen, das befreite.

So wachſe hier, was keimte dort:
Nie ſink' er oder wanke,
Der leuchtende Gedanke!
Der Freiheit Kind, der Freiheit Hort
Das iſt das freie teutſche Wort,
Wie ohne Furcht, ſo ohne Schranke,

weiſt er die Miſſion zu, das einſeitige, nüchterne amerikaniſche Leben mit dem ſyſtematiſchen und konſequenten Denken des deutſchen Radikalismus zu durchdringen. Als die dringendſten politiſchen Reformen in den Ver. Staaten ſtellt er die Abſchaffung der Präſidentſchaft und des Senats, ſowie die Gleichberechtigung der Frauen in jeder Hinſicht auf.

Für dieſe weitgeſteckten und erhabenen Ziele hat Heinzen ununterbrochen während ſeines ganzen Lebens mit der vollen Kühnheit und Entſchloſſenheit ſeines gewaltigen Geiſtes gekämpft, und gleichſam aus den Ruinen jener aus vorgefaßten Anſchauungen dogmatiſch verhärteten politiſchen und philoſophiſchen Syſtemen den Schutt hinwegräumend, den Fels bloß zu legen geſucht, auf dem ein neues Geſellſchaftsgebäude aufzurichten iſt, für das er die Bauſteine mithelfend bereitet hat. Er war nach Inhalt und Form ſeiner Lehre ſo kühn, gewaltig und empochebildend, daß der Haß, mit

welchem ihm die im traditionellen Dämmerglauben entschlafenen Geister entgegentraten, eben so erklärlich ist, wie die glühende Verehrung, die ihm von den Freunden der Freiheit und Humanität gebracht wird. Er gehörte zu den seltenen Naturen aus Einem Guß, welche ein Prinzip bis zu seinen äußersten Konsequenzen festzuhalten und auszubilden stark genug sind. Die Liebe zur Menschheit, welche das Menschenrecht zur Grundlage hat, der rücksichtslose Wahrheitssinn, mit dem er vor Allem den sittlichen Mangel des für heilig Gehaltenen aufdeckte, und die Energie des Willens, mit der er das Recht zur Herrschaft zu bringen suchte, diese schonungslose Konsequenz des Denkens und Handelns erheben ihn zu einer der seltensten und gewaltigsten Erscheinungen in der Geistes- und Charakterwelt unserer Zeit, wie auch die Geschichte verflossener Jahrhunderte nur wenige zu verzeichnen hat.

Das treffliche Wort des feinfühligen Denkers Wilhelm von Humboldt: „Der wahrhaft große, das ist wahrhaft intellectuell, und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr als alle Anderen, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist oder gewesen ist," findet im vollen Maße seine Anwendung auf Karl Heinzen. Auf dem Sockel seines Denkmals aber möchte ich die Inschrift setzen, die sich sein Vorgänger im Kampf gegen Wahn und Finsterniß, Giordano Bruno, in einer seiner großen Gedankendichtungen selber gestiftet hat mit folgenden Versen:

„Tapfer hab' ich gekämpft, überzeugt, der Sieg sei erringbar,
Ob auch den Gliedern, die Kraft, die den Geist beseelte, versagt blieb,
Und so Geschick wie Natur mein Streben und Ringen gehemmt hat.
Doch auch gekämpft zu haben, ist etwas, denn Sache des Schicksals
Ist es allein, wenn wir siegen: ich seh' es. Und so viel an mir lag,
Hab ich geleistet, so viel ich vermochte, — nimmer versagen
Wird d'rum künftiger Zeit Wahrspruch mir ein Urtheil wie dieses:
Todesfurcht war ihm fremd, Charakterstärke besaß er,
Wie nur einer und hoch über allen Genüssen des Daseins
Stand ihm ein muthiger Kampf auf Tod und Leben, dem Nachruhm
War sein Ringen geweiht."

Es steht zu erwarten, daß die Deutschen Amerika's, wenigstens diejenigen, welche das Panier der Freiheit, Wahrheit und Humanität zu ihrem Wahrzeichen erkoren haben, es zur Ehrensache machen werden, für die weiteste Verbreitung der Werke des freiesten, kühnsten und edelsten der exilirten Geister des alten Vaterlandes Sorge zu tragen; es ist dieß um so mehr ihre Pflicht, da infolge der schmachvollen Preßgesetze im „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte" und der grassirenden Knechtseligkeit in dem halbbötischen Deutschland, weder die Person Heinzen's noch seine Schriften daselbst diskutirbar sind, und der Vertrieb der letzteren somit zur Zeit auf Amerika beschränkt bleiben muß.

Delray (am River Rouge) bei Detroit
im März 1898.

Karl Schmemann.

1862.

Die auswärtige Politik der jetzigen europäischen Regierungen beruht auf der, stillschweigend von aller Welt gutgeheißenen Moral, daß die Ausbeutung des Schwächeren und die Ueberlistung des weniger Vorsichtigen ein Gebot des Patriotismus und eine Probe von Staatsweisheit sei. Recht und Ehre treten dabei gelegentlich als Phrasen und Verzierungen auf, aber sie gehören nicht zum Geschäft, und wer sie zur Richtschnur machen wollte ohne die überwältigende Macht, ihre Beobachtung zu erzwingen, würde von der Diplomatie als ein vollkommener Narr betrachtet werden.

Herrschte nicht eine so durch und durch korrupte Moral, eine solche faustrechtliche und jesuitische Barbarei in der auswärtigen Politik, käme dabei Recht und Ehre noch irgend in Betracht, so würde die Welt keine Aktion schärfer verdammen, als die europäische Invasion in Mexiko. Drei große Mächte, welche zusammen die halbe Welt unterjochen könnten, verbinden sich, um ein armes Volk zu überfallen, das, durch innere Zerrüttung geschwächt, ihnen schutzlos und allein gegenübersteht! Und als Vorwand zu diesem Ueberfall werden Dinge benutzt, welche jene Mächte selbst

herbeigeführt haben. Und selbst dieser Vorwand ist ebensowohl erheuchelt wie der Zweck, durch welchen man die Invasion zu motiviren sucht. Man stürzt ein schwaches Volk in Zerrüttung und Bankerott, um Forderungen an dasselbe zu stellen, zu deren Befriedigung man es mit Berechnung außer Stand gesetzt hat, und alsdann diese Nichtbefriedigung zum Maximum von Unrecht, zur Unterjochung, zu benutzen. Ist jemals Lüge, Ehrlosigkeit und Gewaltthat in abscheulicherer Weise vereinigt gewesen?

Welchen glänzenden, folgereichen und die Republik in den Augen der ganzen Welt erhebenden Kontrast zu dieser ruchlosen Politik hätte die Regierung in Washington aufstellen können, wenn sie bei Zeiten Mexiko aufrichtig unterstützt hätte!

* * *

Eine schwache, konfuse, nichtssagende Note an die Gesandten, die Herr Seward früher erlassen, ist Alles, wodurch er gegen die Okkupation Mexiko's, nicht protestirt, sondern bescheidene „Wünsche" zu erkennen gegeben und diplomatisch den Schein zu wahren gesucht hat. Der französische Tyrann, durch Betrug und Gewalt auf den Thron gelangt, erklärt die, vom mexikanischen Volk frei gewählte, von den Vereinigten Staaten anerkannte liberale Regierung für eine usurpirte, um sie offen mit Gewalt durch eine reaktionaire zu ersetzen, und die „Staatsmänner" dieser Vereinigten Staaten, im Kongreß wie in der Administration, sehen ruhig zu und haben kein Wort des Einspruchs dagegen! Das ist "manifest destiny" der Feigheit und des Selbstverraths.

In diesem Lande giebt es eben so wenig ein Mittel, die Blindheit zu kuriren, wie eine Macht, den Verrath zu bestrafen. Daß es noch immer nicht ruinirt ist, hat es bloß dem glücklichen Um-

stande zu verdanken, daß ihm, namentlich durch die Gunst seiner geographischen Lage und entstehender Verlegenheiten des Auslandes, bis jetzt immer Zeit gelassen wurde, die Folgen der Blindheit und des Verraths so lang zu überdauern, bis es sich für neue Erfahrungen der nämlichen Art erholt hatte. Grenzte diese Republik an Europa, sie hätte nicht zehn Jahre existirt. Sie verdankt ihre Existenz nicht dem Gehirn ihrer „Staatsmänner", noch weniger ihren Grundsätzen, sondern bloß dem Salzwasser, dem atlantischen Ozean.

* * *

Die größte That des Krieges ist mit der **Feder** verübt worden und derjenige General, von dem sie ausgegangen, hat meines Wissens nur ein einziges Mal, nämlich bei Bull Run, Blut zu vergießen Gelegenheit gehabt. Der Schauplatz seiner That war die Schreibstube und doch hat er dadurch einen Muth an den Tag gelegt, vor dem bis jetzt alle Meister des Blutvergießens erzitterten. Der Held, von dem ich rede, ist der Gen. Hunter, Kommandeur des Haupt-Sklavenhalter-Departements und stationirt zu Port Royal; seine That ist eine Proklamation, wodurch er in seinem Departement, bestehend aus den Staaten **Süd-Karolina, Georgia, und Florida, das Kriegsrecht proklamirt und mittelst dieses Kriegsrechts sämmtliche Sklaven auf immer für frei erklärt.**

Der Gen. Hunter geht also noch weit über Fremont hinaus. Er beschränkt sich nicht nach einem bekannten Kongreßbeschluß auf diejenigen Sklaven, welche den Rebellen im Kriege gedient haben und die er bisher durch besondere Ordres in jedem einzelnen Fall für frei erklärte, auch beschränkt er sich nicht wie Fremont auf diejenigen Sklaven, welche Rebellen „angehören", sondern er

macht gleich vom Kriegsrecht den ausgedehntesten Gebrauch, schneidet den Krebs radikal heraus, und reinigt den Augiasstall mit Einem Streich und für immer. Und um auch gleich praktische Maßregeln auf seine Proklamation folgen zu lassen, beginnt er die befreiten Neger in den Waffen zu üben und unter weißen Officieren in Regimenter zu formiren.

Nach der Vergangenheit des Gen. Hunter, der ein West-Pointer und durch keine Antisklaverei-Gesinnung bekannt ist, kann man nicht schließen, daß ihn eine lang genährte „abolitionistische" Gesinnung zu seinem kühnen Schritt gebracht habe. Es ist anzunehmen, daß er zunächst vom rein militairischen Standpunkt die Nothwendigkeit erkannt habe, die Rebellion durch die Negerbefreiung zu unterdrücken, und die Unmöglichkeit, ohne dieses Hülfsmittel während des Sommers dort unten mit nördlichen Truppen Krieg zu führen. Demnach würde nicht durch die „Sonne der Freiheit", sondern einfach durch die Sonne des Firmaments die Saat der Befreiung im Brutnest der Sklaverei zur Reife gebracht worden sein. Dennoch zolle ich dem Gen. Hunter die höchste Anerkennung, da er den **moralischen** Muth hatte, eine Maßregel zu ergreifen, von der er wußte, daß sie nicht bloß alle seine früheren Freunde, sondern daß sie die ganze „konservative" Sippschaft des Nordens wie des Südens mit Haß gegen ihn entflammen werde. Ja, er mußte erwarten, von dem Mann, der einst die Fremont-Proklamation „korrigirte", verurtheilt und seines Kommando's entsetzt zu werden. Das Alles hat ihn nicht abgehalten, einen Schritt zu thun, der nach seiner Ueberzeugung nöthig war und womit ihm kein Anderer zuvorzukommen wagte. „Er hat's gewagt", er hat mit kühnem Griff die Bahn gebrochen und dafür ehre man ihn. Er hat bewiesen, was ein Soldat leisten kann, der einen

höheren Muth hat, als den des „Kugelregens“; er hat sich auf den Standpunkt erhoben, auf dem die Macht der Ideen über die Macht der Kanonen reicht, und er hat das rohe Kriegsrecht geadelt durch seine Anwendung für sittliche Zwecke.

Wie es heißt, ist Herr Lincoln im höchsten Grade entrüstet über die kühne Maßregel, von der er vorher nichts gewußt und geahnt; Andre behaupten, er wolle sich nicht einmischen, da er dem kommandirenden General das Vertrauen schenke, daß er am Besten wissen müsse, was an Ort und Stelle nöthig sei. Die Mehrzahl der Minister soll für die Maßregel sein. Mag aber auch der Herr Präsident und sein ganzes Kabinet sie verdammen, ich bin überzeugt, daß sie nicht rückgängig gemacht werden kann, daß sie durchgeführt werden wird und **muß.**

Die Folgen können nicht zu hoch angeschlagen werden. Nach den letzten Nachrichten erwartete man zu Charleston eine Neger-Insurrektion. Doch das ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß man den Gen. Hunter nicht kann allein stehen lassen, daß man ihm anderwärts nachfolgen muß und daß die Sklaverei in der ganzen Union verloren ist, wenn sie aus Süd-Karolina und Georgia, diesen alten Brutnestern des Menschenhandels und der Rebellion, gänzlich hinausgefegt worden.

Jetzt können die Freunde der Freiheit wieder Muth fassen. Die Erfüllung ihrer Wünsche ist endlich ein **Muß** geworden. Wie beschämend es auch ist, daß die äußeren Nothwendigkeiten und die „Logik der Ereignisse“, nicht der prämeditirte Entschluß und sittliche Motive den Ausschlag gegeben — die Bahn ist einmal gebrochen, die Entwickelung drängt sich unaufhaltsam nach und die ordnende Idee mag sich des jetzt verfügbaren Materials bemächtigen.

* * *

Abraham Lincoln hat die Proklamation des Generals Hunter, sofern sie die Sklaverei abschafft, für nichtig erklärt. Gleichzeitig macht er bekannt, daß er das Recht, die Sklaven zu befreien, als Oberbefehlshaber der Armee sich selbst vorbehalte und keinem General übertragen habe. Schließlich ermahnt er die Sklavenstaaten, von seinem, durch den Kongreß sanktionirten Vorschlag über Ankaufung der Sklaverei Gebrauch zu machen, und gibt zu verstehen, daß ihnen eines Tages ein „Zu spät" entgegentreten werde.

Mag Herr Lincoln erklären, was er will. Für seine Weisheit ist das „Zu spät" schon längst erschienen und die Sonnenhitze und die Finanzen und die Pest und der Widerstand der Rebellen und die auswärtigen Gefahren werden ihn auf den Weg treiben, von dem er erst Fremont und dann den Gen. Hunter verdrängt hat. Man könnte diesen Zeitpunkt mit Gemüthsruhe abwarten, wenn die Frist, die Herr Lincoln braucht, um sich Einsicht, Entschiedenheit und Muth anzuschaffen, nicht täglich drei Millionen Dollars und einige hundert Menschenleben kostete.

Die Proklamation des Gen. Hunter wird durch Abraham Lincoln, diejenige Abraham Lincolns durch die Ereignisse für nichtig erklärt.

* * *

Die bedenklichste Erscheinung im amerikanischen Leben — eine Erscheinung, die grade in dieser kritischen Zeit die Freunde der Republik besorgt machen muß — ist die stumpfe Gleichgültigkeit, womit das ganze Volk Sünden gegen den politischen Verstand und die öffentliche Moral begehen sieht und hingehen läßt, deren Ertragung anderwärts nur durch die mächtigste Gewaltherrschaft erklärt werden kann. Seit dem Ausbruch der südlichen Rebellion sind im Norden fast jeden Tag

Fehler und Verbrechen begangen worden, die jeden nicht intellektuell und sittlich abgestumpften Menschen in fortwährender Empörung halten mußten und die sich mit der Zeit zu einem Berg von Dummheit und Schlechtigkeit aufsummirt haben, welcher die ganze Republik im Zusammensturz zu ruiniren droht. Hätte der Verrath gradezu die Macht in die Hand bekommen, er hätte kaum so viel Unheil stiften können, als jetzt der „ehrliche" Patriotismus und seine unehrliche Dienerschaft gestiftet hat. Der Unfähigkeit eines einzigen Mannes und seiner Liebhaberei für die Sklaverei zu lieb mußte das Land eine durch Entschiedenheit leicht zu vereitelnde Konspiration weniger Verräther zu einer furchtbaren Rebellion anwachsen sehen, welche alle Hülfsmittel des Volks zu erschöpfen und die Republik von Außen wie von Innen in den Abgrund zu ziehen droht. Hunderte von Millionen wurden verschleudert, die erspart werden konnten; Festungen und Flotten gingen verloren, die erhalten werden konnten; das Blut von Vertheidigern der Republik mußte fließen, wo es durch das Blut ihrer Feinde hätte ersetzt werden können; der Verrath machte sich breit an allen Ecken und wurde nicht bestraft; die Korruption hauf'te schamlos und wurde nicht verfolgt; die Unfähigkeit wurde zum Kommandiren berufen, während man die Tüchtigkeit hintenansetzte; die Soldaten, welche die Republik retten sollten, wurden als Jagdhunde auf die Sklaven ihrer Erzfeinde gehetzt; die Preßfreiheit wurde von elenden Ministern mit einer Unbedenklichkeit vernichtet, als habe nie eine Konstitution existirt, während deren zweifelhafte Garantien der Sklaverei mit der gewissenhaftesten Sorgfalt in Gebieten aufrecht erhalten wurden, wo die Konstitution durch Rebellen längst vernichtet war. Noch jetzt identifizirt man die Erhaltung der Sklaverei mit Er-

haltung der Konstitution, während man alle konstitutionelle Rechte offen mit Füßen treten läßt. Und während auf diese Weise das Verderben im Innern vorbereitet wurde, geschah nicht das Mindeste, dem von Außen auf allen Seiten heranziehenden Gewitter zu begegnen. Das Einzige, was man nach Außen that, bestand darin, daß man sich durch Sympathie für die Sklaverei verhaßt und durch die Dummheit bei Bekämpfung ihrer Vertreter verächtlich machte.

Dieß ist, in wenig Zügen gezeichnet, das Bild, welches das freie Volk der Modell-Republik seit einem Jahr täglich vor sich entrollen sieht ohne auch nur eine Stimme laut werden zu lassen, welche die Dummheit entmuthigen, den Verrath verscheuchen, die Schlechtigkeit zurückschrecken und die Hoffnung wahrer Patrioten neu beleben könnte. Mit allen Mitteln versehen, seine Gesinnung kundzuthun und seinem Unwillen Luft zu machen, duldet dieß Volk Tag aus Tag ein, was zu ertragen Niedertracht und was andauern zu lassen Selbstverrath ist, ohne auch nur eine Anwandlung von Zorn zu verrathen oder eine Möglichkeit der Empörung ahnen zu lassen. Schandthaten, die anderwärts ihren Urhebern den Kopf kosteten, sieht man hier begehen als bildeten sie die Katastrophen eines Theaterstücks, und öffentliche Verbrecher stolziren ungeschoren umher, um sich an der Neugier zu amüsiren, womit das Volk ihre Ruchlosigkeiten von Untersuchungskomite's enthüllen sieht als seien sie Stoff für Verbrecherromane. Und diese Untersuchungskomite's — haben sie einen andren Zweck, als, die freiwillige Machtlosigkeit der Vertreter des souverainen Volks darzuthun? Gibt es einen General, einen Kontraktor, einen Verräther, einen Betrüger, einen Minister, der den Kongreß fürchtet? Hat er schon einen Einzigen aus seiner

Stellung geworfen, einen Einzigen zur Bestrafung gebracht? Sieht es sich nicht an, als wollte auch die einzige Behörde, welche sich um die Vertretung der Gerechtigkeit bekümmert, ihr Amt bloß versehen um alle wahre Gerechtigkeit mitsammt der Volksvertretung zum Spott zu machen?

Woran soll sich die Hoffnung noch halten, wenn ein freies, mit allen Mitteln der Selbstbethätigung versehenes Volk, alle Intelligenz verleugnend und zu jedem sittlichen Zorn unfähig, auf seine eignen Kosten jede Dummheit, jede Ausbeutung, jedes Verbrechen, jeden Verrath ruhig ansieht und ungestraft hingehen läßt? Muß man nicht schließen, ein solches Volk sei die Freiheit müde, halte sich für unfähig sie zu behaupten und sei als willenlose Beute reif für jede Unterdrückung?

Forscht man nach der Ursache dieser Erschlaffung der Intelligenz und dieser sittlichen Stumpfheit, so muß sie hauptsächlich in den entarteten Anschauungen und der völligen Verkehrung aller sittlichen Begriffe gefunden werden, welche durch die Geldsucht und durch die Duldung der Sklaverei hervorgebracht worden sind. Die Jagd nach Geld hat dieß Volk blind gemacht für alle nicht den Geldbeutel direkt angehende Fragen, denen sich das Nachdenken edler Menschen zuwendet, und drängen sich in ungewöhnlichen Zeiten diese Fragen in den Vordergrund, so ist die geldjagende Menge nicht auf ihr Verständniß vorbereitet. Gleichzeitig hat diese Geldgier alle wahre Ehre abgetödtet und wo andre Menschen ein sittlicher Zorn aufregt, da beruhigt sich der Geldmensch mit seiner steinernen Seelenlosigkeit, welche höchstens durch einen stupiden Dünkel belebt wird. Wo die Kunst, schnell reich zu werden (gleichviel durch welche Mittel), zur geschäftlichen, die Kunst, schnell ein Amt zu erhalten (gleichviel durch welche Mittel), zur politischen und die Kunst, jede fremde Intelligenz

zu verachten (gleichviel mit wie viel Dummheit), zur patriotischen Tugend wird, da ist es kein Wunder, daß in Zeiten, wo ein freier Blick des Verstandes und ein kräftiger Wille der Sittlichkeit allein im Stande ist zur Beherrschung der Situation, das Volk in seinen tonangebenden Schichten geistigen und sittlichen Bankerott macht. Wird aber dabei noch in Anschlag gebracht, daß dieses Volk beinah ein Jahrhundert lang gewöhnt und erzogen worden ist, das größte Verbrechen gegen die Menschheit, die Sklavenhalterei, nicht bloß zu dulden, sondern sich für sie sittlich und politisch zu fanatisiren, so ist die geistige und moralische Abhärtung erklärlich, welche durch keine Verstandeswidrigkeit mehr vor den Kopf gestoßen und durch kein Verbrechen mehr empört wird. Wer die Sklaverei nicht bloß ertragen, sondern sogar in ein System der Freiheit verarbeiten kann, hat allen Maßstab für sittliche Fragen verloren und ist keiner Entrüstung gegen Gemeinheit und Verbrechen mehr fähig. Für Politiker solcher Art gibt es keine Prinzipien mehr und kein Sklavenhalter ist ruchlos genug, ihnen als Feind zu erscheinen. Ihr Interesse an dem jetzigen Kampf besteht daher bloß in einem rohen, hirnlosen Duel, welcher in ein inhaltloses, ideen- und prinzipleeres Wort, die „Union", seinen ganzen Patriotismus verlegt.

Die kitzlichste Seite des amerikanischen Volks war bis jetzt sein Selbstgefühl dem Ausland gegenüber. Mogte dieß Selbstgefühl auch im Allgemeinen noch so inhaltlos und unberechtigt, mogte es auch in den meisten Fällen nur der hohle Dünkel einer durch die Umstände begünstigten, durch keine ernstliche Kontestation auf die Probe gestellten Race sein, es existirte wenigstens und war wie ein gespannter Hahn jeden Augenblick bereit, gegen das Ausland loszufahren. Auch dieses Selbstgefühl der Scholle und der Race, das einzige

schwache Ersatzmittel für einen wohlkonditionirten nationalen Charakter, hat jetzt durch die Demüthigung unter die englische Brutalität einen starken Stoß erlitten und jetzt ist man um so mehr zu der Frage berechtigt, was die Amerikaner des Nordens in dieser Welt eigentlich noch empören könne?

Man sollte denken, der Boden, den jede Versunkenheit endlich erreicht, um sich darauf wieder emporzuschnellen, sei jetzt berührt und die Zeit der Aufraffung müsse bald heranrücken. Ich verzweifele an dieser Aufraffung noch immer nicht, weil ich nicht an der menschlichen Natur verzweifele, weil nicht das ganze amerikanische Volk durch die sittliche Korruption entmenscht ist und weil ich noch Hoffnungen auf meine Landsleute setze. Die jüngere teutsche Emigration hat den Prozeß der geistigen Abrutirung und sittlichen Fäulniß nicht mit durchgemacht, den die Gemeinheit der verrotteten Vertreter der ältern für einen Veredlungsprozeß ausgab, und ich hege noch immer die Erwartung, daß die freisinnigen Teutschen durch Geltendmachung ihrer Intelligenz und durch den Impuls sittlicher Empörung sich als Avantgarde beim Durchbruch in eine bessere Zeit geltend machen werden. Sie haben, wenn sie wollen, jetzt überall Gelegenheit, durch einen radikalen Geist und durch sittliche Strenge ein Beispiel aufzustellen. Vor allen Dingen müssen sie aber unter sich selbst ihren Charakter bewähren und schonungslos aufräumen, wo auch unter ihnen die Gemeinheit und Schlechtigkeit Propaganda macht oder Einfluß gewonnen hat. Geistig radikal und sittlich radikal — nur wer das ist, kann zur Rettung einer Republik beitragen, welche durch das Gegentheil dieses Radikalismus an den Rand des Untergangs gebracht worden ist.

* * *

Die amerikanische Republik kann sich vor dem Fall und Verfall nur retten durch Ausrottung der

Krankheit, durch welche sie zu Fall gebracht zu werden in Gefahr ist. An Herstellung der Union ist selbst nach Besiegung der Rebellen ohne Vernichtung der Sklaverei so wenig zu denken wie an Sicherung vor dem Auslande. Die Sklaverei raubt ihr die moralische Kraft, die Sklaverei unterhält ihren innern Zwiespalt, die Sklaverei lähmt ihre ganze Macht, die Sklaverei verschlingt ihre Mittel, die Sklaverei hintertreibt ihre Entwickelung, die Sklaverei entzieht ihr die Sympathie der Völker, die Sklaverei liefert den Vorwand und die Gelegenheit für die Einmischung der Despoten, die Sklaverei bedroht die Republik mit Zerrüttung und Gefahren von allen Seiten. Sieht sie das Alles noch immer nicht ein, so ist sie verloren durch ihre Blindheit; sieht sie es aber ein, ohne es abwenden zu wollen, so verdient sie den Untergang durch ihre Schlechtigkeit. Möge sie dann unter einem fremden Joch fühlen lernen, was sie selbst Andern aufgezwungen. Freie Menschen, und sollten sie selbst kein Plätzchen zur Rettung mehr zu finden wissen, können nicht bedauern, daß untergeht, was allen Begriffen von Recht und Humanität Hohn spricht: eine Republik mit Sklaverei. Die ganze moralische Ordnung der Welt müßte sich verkehrt haben, wenn ein Volk, das sein Blut und sein Geld der Erhaltung der Sklaverei opfert, durch deren rebellische Vertreter es auf Tod und Leben bekämpft wird, nicht von jedem mit Vernunft begabten Wesen für reif und würdig gehalten werden sollte, unter dem Fluch und Hohn der ganzen Menschheit zu Grunde zu gehen.

* * *

Wie lächerlich erscheint doch die Masse der Menschen im gewöhnlichen Leben, im regulären Zustand des "business"; wie viel lächerlicher aber in den Zeiten einer allgemeinen Krisis! Alles

rennt und wettet, die Dollar- und Spekulanten-Seelen stürzen im Negligé hinter den Koulissen hervor und rennen einem Papierfetzen nach oder fliehen vor einem Papierfetzen durch das Fenster. Stolz, Hochmuth, Verstellung, Renommage, Humbug, kurz jede Maske, wodurch sie im gewöhnlichen Leben zu imponiren suchten, löst sich von dem verzerrten Gesicht und die nackte arme Seele steht vor uns, Mitleid bettelnd, um Hilfe flehend, Verderben fürchtend, in Ohnmacht erbleichend. Und wenn Niemand hilft oder helfen kann, so ermannt man sich zu einer Spitzbüberei oder — zum Aufhängen. Das Geschrei „sauve qui peut" löst jedes erkünstelte Verhältniß, der geängstigte Egoismus widerruft jede erlogene Versicherung der Theilnahme, und Tausende von Menschen sind zum ersten Mal wahr, weil sie — in Angst sind, in Angst um den Dollar. Für Den, der Anlage hat, ein Menschenverächter zu werden, ist jetzt eine Zeit, in der er das Wort Napoleon's an der Beresina wiederholen könnte: voyez ces crapauds! Wahrlich die Respektabelsten sind doch die Armen, denn sie haben eine bessere Erziehung des Schicksals genossen: keine Krisis bringt den aus der Fassung, der nie aus der Krisis heraus kam.

Allmächtige Angst, die Mutter der Wahrheit, fasse diese ganze verlogene, Dollar jagende Welt bei dem zitternden Schopf und zeige ihr das eigene scheußliche Gesicht im Spiegel, damit sie nicht wieder den Muth hat zu lügen, sobald sie aufhört, sich zu fürchten!

* * *

Was ist die Menschheit, von der Geschichtschreiber und Politiker so viel zu erzählen wissen? Unter den tausend Millionen, aus denen sie besteht, können vielleicht nicht hunderttausend die Frage beantworten, ohne die Uebrigen zu bemitleiden

oder auszulachen. Dennoch sagt Hegel: „was ist, ist vernünftig“. Das Unvernünftige „ist“, folglich ist es vernünftig; das Vernünftige ist nicht, folglich ist es unvernünftig. Die Existenz und die Vernunft sind identisch. Schade, daß man nicht alle Welt katholisch machen kann, die Menschheit würde dann aus lauter Philosophen bestehen. Bei der ganzen Schwierigkeit handelt es sich blos um einen Gehirnfehler: es existiren noch zu viel abnorme Gehirne. Man schaffe sie ab, versammle die übrigen neunhundert Millionen und neunmalhunderttausend Gehirne um den Altar der unbefleckten Großmutter in Rom und schreibe auf den Eingang des Tempels: was ist, ist vernünftig.

Es ist unvernünftig, andere Wirkungen zu erwarten oder zu verlangen, als nach den vorhandenen Ursachen und Umständen möglich sind. Mit andern Worten: es ist unvernünftig, Unmögliches zu verlangen. Aber noch unvernünftiger ist es, das Vorhandene deßhalb vernünftig zu nennen, weil es den Umständen nach nothwendig ist und als nothwendiges Uebel hingenommen werden muß. Nicht Alles, was logisch erfolgt, ist darum vernünftig. Wer sich betrinkt, wird logischer Weise unsicher auf den Beinen und wenn er mit diesen Beinen logischer Weise in einen Abgrund stürzt und sie eben so logischer Weise bricht, so „ist“ er so gut wie die Hegel'sche Philosophie „ist“, aber die Vernunft ist nicht in seiner Nachbarschaft.

Wenn die Mehrzahl der Menschen noch irische Mäuler und indianische Stirnen hat, so kann vernünftiger Weise nicht verlangt werden, daß sie so weit fortgeschritten seien, als wenn sie Göthe'sche und Voltaire'sche Kopfbildungen hätten. Denn die erste Bedingung aller menschlichen Bildung ist die menschliche Kopfbildung. Aber darum bleibt doch nichts Anderes übrig, als anzuerkennen, daß die Mehrzahl der Menschheit noch unmenschlich ist,

und wenn sie in diesem Zustand in Rom die Apostel der Unvernunft heilig spricht, so besteht ihre einzige Ausrede darin, daß die Schurkerei daran eben so viel Theil habe wie die Dummheit. Beneidenswerthe Menschheit, welche durch die Schurken vor dem Verdacht muß gesichert werden, daß sie aus lauter Idioten bestehe!

* * *

Nachdem sich die Leser des „Pionier" an den Charakterdarstellungen amüsirt haben, wodurch B. Goltz seine Beobachtungsgabe in den verschiedenen Schichten des „Volks" an den Tag legt, werden sie jetzt wieder stutzig geworden sein durch die moralisirenden Nutzanwendungen, wodurch er seine unerträgliche Konfusion bekundet. Dieß Räthsel, daß ein so geistreicher Mensch gleichzeitig so dumm, ein so klarer Kopf gleichzeitig so konfus und ein so scharfer Geist gleichzeitig so gedankenlos sein kann, ist nicht weniger interessant, als die Lektüre, die er uns bietet. Es lös't sich vielleicht durch die einfache Thatsache, daß B. Goltz früher — Theologe war. Es liefert einen bemerkenswerthen Beweis für die Macht der Erziehung; möglicher Weise aber auch ein Beispiel, woran sich ein Maß für die geistige Fähigkeit nehmen läßt. Man muß nämlich entweder so schließen: ein gewesener Theologe wird nie wieder ganz zu einem klaren Geiste kurirt; oder aber so: ein als klarer Geist angelegter Mensch wird nicht Theologe. Herr Goltz wäre vielleicht trotz seiner Umgebung nicht Theologe geworden, wenn seine Verstandesanlage um ein Minimum größer gewesen wäre. Er hatte zu viel Verstand, um Theologe zu bleiben, aber nicht genug, um es nicht zu werden. Und nachdem er es einmal gewesen, muß er trotz seinem seltenen Talent sein Leben lang dafür büßen durch Konfusion.

Wie weit diese Konfusion geht, wird den Lesern namentlich wieder durch die letzte Nummer klar geworden sein. Er verurtheilt an den Menschen (namentlich am „Volk“) den „Naturalismus“, d. i. die Rohheit und Gedankenlosigkeit, gleichzeitig aber rühmt er an denselben Tugenden, die eben nur das Produkt dieser Rohheit und Gedankenlosigkeit sein können. Er will den „Naturalismus“ abgestreift und reformirt wissen durch Bildung und Denken: gleichzeitig aber verdammt er die Früchte der Bildung und des Denkens, nämlich geistige Freiheit und Radikalismus. Da er die „Religion“ mit den übrigen Erbschaften und Gewohnheits-Kleinodien des „Naturalismus“ selbst nicht los werden kann, und doch zu viel Verstand hat, um ihren Gegensatz, das Denken und die geistige Unabhängigkeit, abzuweisen, sucht er beide in einem Mischmasch zu vereinigen, worin jeder Augenblick bald das Eine bald das Andere obenschwimmt und nichts feststeht, als ewige Konfusion.

B. Goltz hätte das Zeug, eine bedeutende Wirksamkeit auszuüben, wenn er zur Klarheit durchdringen und nach irgend einer Richtung etwas Ganzes und Entschiedenes werden könnte. Aber in allen Fragen, worin die kämpfenden Gegensätze der Zeit zusammentreffen, ist er getheilt und bei seinem Alter ist auch nicht mehr zu erwarten, daß er die Schaale der Vergangenheit, die seinen Geist als Zwangsjacke umgibt, noch abwerfen werde.

* * *

K. Blind berichtet in seiner letzten Korrespondenz, in Teutschland beginne sich „Stimmung“ auszubilden, und fordert die Freunde der Revolution zum Beistand auf, daß diese Stimmung benutzt werde. Da mir keine Geldmittel zur Verfügung stehen und ich in dieser Beziehung nur auf den allgemeinen Revolutions-Kassirer und Geld-

deponirer Kinkel verweisen kann, habe ich nichts zum Besten zu geben, als meine Meinung über die Benutzung jener „Stimmung“. Ich bemerke dabei im Voraus, daß ich mich für die teutsche Revolution eigentlich nur noch in abstracto interessire. Zur Revolution in concreto gehören Revolutionaire, bestimmte Personen, welche die Revolution machen, leiten und zur Herbeiführung einer Aera der Freiheit und Humanität benutzen sollen. Die Zahl Derjenigen aber, die ich nach meinen Erfahrungen noch für Revolutionaire halten kann, ist so gering, daß ich sie höchstens als enterbte Stammhalter der revolutionairen Idee, nicht aber als Repräsentanten einer revolutionairen Anwartschaft in Anschlag bringen kann. Wer alle die Dummheit, Kleinheit, Charakterlosigkeit und Gemeinheit überblickt, welche von den 48ger Revolutionairen ausgegangen und sich um die Namen ihrer großen Männer angesetzt hat, der kann sich eben so wenig vorstellen, woher die Retter einer neuen teutschen Revolution kommen sollen, wie er wünschen kann, daß eine neue Revolution unter einer gleichen Leitung gelinge und von einer gleichen Gesinnung ausgebeutet werde.

Doch will ich immerhin die Möglichkeit des Wunders annehmen, daß in dem Sumpf der teutschen Stupidität und Niedertracht da drüben unterdessen eine intelligentere und würdigere Generation herangewachsen. Und eine solche Generation voraussetzend, will ich die Frage erörtern, wie oder in welchem Sinn auf dieselbe einzuwirken sei.

Gibt es in Teutschland noch Menschen, die für eine revolutionaire Aussaat empfänglich sind, so müssen sie in dem jungen Nachwuchs zu finden sein. Die Jugend ist überall entzündlicher, begeisterungsfähiger, kühner, thatkräftiger, als die

alte Generation, und ohne die Jugend wäre überhaupt nie eine Revolution zu Stande gekommen. Namentlich aber in Teutschland liegt in der nach 1848 herangewachsenen Jugend die einzige Hoffnung, weil Alles, was aus früherer Zeit revolutionsfähig war, sich damals bemerkbar gemacht und durch Kerker, Verbannung und Tod aus der Bevölkerung ausgeschieden worden oder abgenutzt ist. Die in Teutschland zurückgebliebenen Individuen männlichen Geschlechts, welche 1848 schon ein zurechnungsfähiges Alter hatten, haben sich, mit wenig Ausnahmen, nie zur Idee der Revolution, geschweige denn auf einen republikanischen Standpunkt erhoben und die höchste Kühnheit ihrer Wünsche und ihrer Prinzipien reicht mit genauer Noth bis an die „Stufen" des konstitutionellen „Thrones", d. i. bis an die Fußsohlen einer durch Lüge gemilderten Tyrannei. Nur die Ausscheidung aller revolutionairen Elemente durch den Sieg der Kontrerevolution macht es erklärlich, daß die konstitutionell-monarchische Unterthanenseuche in Teutschland so allgemein grassirt und so wenig durch illoyale Störungen und radikale Variationen unterbrochen wird.

Wenn nun aber unter solchen Umständen die inkurable Generation bei revolutionairen Vorbereitungen gar nicht mehr in Berechnung kommen kann und nur noch die unterdessen herangewachsene Jugend die Möglichkeit einer Einwirkung darbietet, so entsteht die Frage, in welchem Geist diese Einwirkung gehalten sein, von welchem Standpunkt sie ausgehen solle. Soll sie sich auf den verrotteten Boden der abgethanen Royalisten stellen, sollen sie der jungen Generation den alten Kohl mit verstohlenem Gewürz zurechtmachen, um ihr möglicher Weise ein abgeschwächtes Stimulans für einen augenblicklichen unfruchtbaren Kitzel beizubringen, oder soll sie ihr, mit der alten Zeit und

ihren Anhängern ehrlich und vollständig brechend, die frischen Grundsätze der Zukunft ohne Umschweife auseinandersetzen, sie in feindliche Opposition zu der schlechten Gegenwart zu bringen und für die gewaltsame Umgestaltung unverbesserlicher Zustände zu begeistern suchen?

Diejenige revolutionaire Propaganda, welche in neuerer Zeit auf Teutschland einzuwirken Gelegenheit gefunden und dieß namentlich durch Verbreitung von Flugblättern des „Vereins für deutche Einheit und Freiheit" in London bewerkstelligt, hat sich fast immer auf den Boden der alten konstitutionellen Unterthanenschaft herabgelassen, in ihrer Mitte durch Ermahnungen und Ellenbogenstöße eine Vorwärtsbewegung hervorzubringen gestrebt, die Zukunft nur durch verstohlene Andeutungen empfohlen und auf die junge Generation wenig oder gar keine Rücksicht genommen. Sie hat nicht mit den Parteien, die sie prinzipiell verwirft und von welchen Teutschland nichts zu hoffen hat, gebrochen, hat sie nicht konsequent bekämpft, hat sie nicht als unverbesserlich verstoßen und konnte daher auch nicht erwarten, eine neue Partei auf die Beine bringen zu helfen, die die alten stürzen und durch die Revolution zur Herrschaft gelangen soll. Mit einem Wort: sie hat die alten Parteien auf deren Platform in möglichst versöhnlicher Weise ein wenig zu beunruhigen und zweifelhaft zu machen gesucht, aber nicht eine eigene, der alten entschieden entgegengesetzte Platform aufzustellen gewagt. Sie hat nirgendwo offen, bestimmt und nachdrücklich die Republik zur conditio sine qua non gemacht, sondern fast immer den Eindruck hinterlassen, als würden ihr die Monarchisten unter gewissen Bedingungen ebenfalls genügen können. Sie verwirft z. B. den König von Preußen, nicht, weil er ein König, sondern weil er kein Victor Emanuel ist. Sie

rechtet mit den Gothaern u. s. w., weil sie ihr Vertrauen auf einen Fürsten setzen, der in Berlin seine absolutistische Natur enthüllt und in Baden gestandrechtet hat, nicht aber deshalb, weil sie Royalisten sind und überhaupt noch an den Blödsinn des konstitutionellen Königthums glauben. Sie gibt sich alle Mühe, zu beweisen, daß die „deutsche Einheit und Freiheit" unter diesem und jenem Fürsten nicht zu erringen ist, aber sie geht nicht entschieden und konsequent davon aus, daß sie überhaupt unter einem Fürsten nicht möglich ist oder, wenn dem Anschein nach errungen, werth- und haltlos sein muß. Nach ihrem bisherigen unbestimmten Verhalten würde sie nichts mehr einwenden dürfen und moralisch zur Zustimmung gezwungen sein, wenn der König von Preußen „ehrlich" an der oktroyirten Verfassung festhielte, Teutschland mit einer ähnlichen beglückte und die „deutsche Einheit und Freiheit" als teutscher Kaiser etablirte.

Als Attheist muß ich jeder Religion den Krieg erklären, weil sie von einer wahrheitwidrigen Voraussetzung ausgeht und verderbliche Folgen haben muß. Ich kann mich nicht dazu verstehen, mit den Protestanten die Katholiken zu bekämpfen, ich bekämpfe sie beide, die ersten vielleicht noch entschiedener, als die letzten, weil sie durch eine Halbheit und ein Mittelding die Lüge haltbarer und annehmbarer zu machen suchen, während der Katholizismus als Extrem den Uebergang zum entgegengesetzten Extrem erleichtert.

So kann ich auch als Republikaner nicht an der Seite der Konstitutionellen die Absolutisten bekämpfen wollen, vielmehr muß ich die Konstitutionellen als meine hinderlichsten Gegner ansehen, weil sie dem Absolutismus in einer lügenhaften Einkleidung das Leben fristen helfen, während er ohne solches Hülfsmittel auf dem

Weg des Pessimismus den Hals brechen muß. Daß der Konstitutionalismus eine Uebungsschule für die politische Bewegung abgibt und als Zustand der Uebergangs-Entwickelung der Republik vorarbeitet, kann nicht davon abhalten, Diejenigen zu bekämpfen, welche ihn nicht als Mittel benutzen, sondern als letzten Zweck behandeln, namentlich dann, wenn er schon alle seine Blößen aufgedeckt hat und seine Verwerflichkeit grade zur Empfehlung des republikanischen Prinzips benutzt werden kann.

* * *

Ich habe mir abermals die im Stillen schon oft gestellte Frage beantwortet, ob es überhaupt eine Preßfreiheit gebe oder jemals geben werde, auf die sich ein Freund der Wahrheit vollständig verlassen kann. Verdient die Preßfreiheit ihren Namen, existirt sie überhaupt, wenn ich nicht mit voller Sicherheit gegen rohe Gewalt über Personen wie über Dinge Alles sagen kann, was ich denke und weiß? Gibt es irgend einen Gegenstand, den sie von ihrer Besprechung ausschließen muß, so kann mit demselben Recht Alles ausgeschlossen werden, und das erste aller menschlichen Rechte ist vernichtet. Wie unbestreitbar das auch ist, so gibt es dennoch in der ganzen Welt keinen Staat, der vollständige Preßfreiheit garantirte und konsequent den Grundsatz durchführte, daß gegen die Presse nur die Presse in Anwendung darf gebracht werden. Sollte aber auch der Staat diesen Grundsatz zur konstitutionellen Regel machen, es wird immer Punkte geben, durch deren Besprechung einzelne Personen oder ganze Volkshaufen sich zu Angriffen auf die Preßfreiheit hinreißen lassen. Deßhalb sollte der Staat diese Freiheit nicht bloß konstitutionell, sondern auch kriminalistisch garantiren, sie durch die strengsten Gesetze schützen und jede Gewaltanwendung gegen dieselbe mit den

schwersten Strafen belegen. So lang dieß nicht geschieht, ist der Schriftsteller trotz allen Konstitutionen auf die Selbsthilfe verwiesen. Seine Preßfreiheit reicht just so weit wie seine physische Macht und sein Muth, sie gegen Brutalität zu schützen, und da nur in einer durchaus gebildeten und freien Gesellschaft dieser Schutz unnöthig wird, muß einstweilen noch neben jeder freien Feder ein Revolver liegen. Das ist der Zustand der heutigen Preßfreiheit und so wird er vielleicht noch ein Jahrhundert bleiben.

Aber auch damit ist unsere Moral noch nicht erschöpft. Gesetzt, die Preßfreiheit ist nicht bloß konstitutionell garantirt, sondern auch strafgesetzlich geschützt, wird sie dadurch eine allgemeine Wahrheit? So wenig wie die Freiheit überhaupt. Die Freiheit kann nur zur Wahrheit werden in den einzelnen Individuen, die sie erfassen, und wie viel freie Individuen gibt es? Was heißt es, Nordamerika hat Preßfreiheit, wenn so und so viel Millionen sie weder zu würdigen noch zu gebrauchen verstehen? Welche Bedeutung hat es, daß ein Reformator oder Revolutionair ein Volk befreit, während nur einzelne Individuen dieses Volks von der Freiheit einen Begriff haben? Die meisten Schlagwörter, womit wir in der Regel uns und Andere zu begeistern suchen, z. B. Volk, Menschheit u. s. w., sind nichts als leere Phrasen. Für das „Volk" und die Menschheit kämpfen ist im Grunde ein Unsinn, denn das Volk und die Menschheit verstehen nichts von Dem und wollen nichts von Dem, was wir für sie zu erkämpfen glauben. Es mühe sich einer ab ein Leben lang und er setze dieß Leben tausend Mal auf das Spiel, um dem „Volk" Preßfreiheit zu erringen; hat er sie errungen, so schlägt ihn das „Volk" todt, wenn er sie benutzt, um ihm die Wahrheit zu sagen. Indem wir Rechte erkämpfen, können wir

sie deßhalb nicht bloß für uns, sondern für die Allgemeinheit wollen, weil sie sonst keine Rechte wären; fragen wir uns aber, für wen sie in der Wirklichkeit Rechte sind und von wem sie in der Wirklichkeit als solche bewahrt, geachtet, prinzipiell wie praktisch nach allen Seiten erkannt und durchgeführt werden, so bleiben wir immer nur bei uns selbst und wenig gleichgesinnten Individuen stehen und finden uns vereinsamt im Gewühl der Massen, die wir uns früher von unserm Geist vollständig durchdrungen gedacht haben. Mache sich daher, namentlich im Rausch eines „Freiheitssieges", Niemand Illusionen über den Umfang der Resultate, die er für Andere errungen zu haben glaubt, und je edler sein Streben war, desto spärlicher sind dessen Früchte. Die eigentliche Menschheit und das eigentliche Volk besteht aus nur wenig Individuen. Aber darin liegt für diese wenigen nichts Entmuthigendes, sondern nur etwas Erhebendes. Ein Paar Blüthen und Früchte haben zu ihrer Entwickelung einen ganzen Baum nöthig. Sind sie darum werthlos und ist darum der Baum nutzlos?

* * *

Die, von sämmtlichen „Liberalen" der preußischen Kammer angenommene Adresse der „Fortschritts-Partei" an die „Krone" ist eine Manifestation einer beispiellosen, wahrhaft historischen Niedertracht, daß ich nicht umhin kann, sie vollständig den Lesern des „Pionier" mitzutheilen. Möge jeder sich vergegenwärtigen, wie er jede Faser seines Wesens durch die Zumuthung würde empört fühlen, ein solches Dokument zu unterzeichnen, und er wird den entsprechenden Ausdruck für den Knechtssinn und die Verworfenheit finden, wozu die „Demokraten" und „Fortschrittsmänner" in Teutschland herabgesunken sind. Dabei bedenke man, daß das dritte Wort im Munde dieser

Hundsfötter „Freiheit“ und „Mannessinn“ ist, daß sie als die Spitzen der teutschen Intelligenz und Gesinnung figuriren, daß — sollte in Teutschland durch irgend ein Ereigniß das „Volk“ zur Revolution gebracht werden — die Unterzeichner jener Adresse jeden Falls den ersten Anspruch auf die „Führung“ haben werden, und dann frage man sich, wo es noch einen Trost und eine Hoffnung in der Welt gebe für Menschen, die aus Teutschland ein Land der Freiheit machen wollten. Wer nicht gelernt hat, alle Eventualitäten für die Resignation und alle Möglichkeiten für die Hoffnungslosigkeit in sich vorwegzunehmen und zu erschöpfen, um sich dann in seiner eigenen Individualität vollständig zu befestigen, die gewöhnlichen Erfordernisse der persönlichen Aufrechthaltung entbehren zu lernen und sich gleichsam von der ganzen Welt zu emanzipiren, der sehe sich nach dem ersten besten Strick um, wenn er ein teutscher Revolutionair oder Freiheitsmann ist. Ich für meinen Theil gäbe mein Leben darum, wenn ich aus Teutschland machen könnte, was sich nach meinen Vorstellungen daraus hätte machen lassen; aber ich würde auch keine Miene darum verziehen, wenn es morgen aus der Reihe der Nationen ausgestrichen und ausgetreten würde wie Karthago und Phönizien, Assyrien und Judäa. Denn auf dieß Schicksal hat es seine Freunde noch mehr vorbereitet als seine Feinde und am Ende ist einem freien Menschen Alles in der Welt entbehrlich, einige Kleinigkeiten abgerechnet. Wer auf einem Felsen stünde, unter sich hier das wogende Element der Natur und dort das wogende Treiben dieser genialen Menschen, und in einem allgemeinen Aufruhr das eine das andere verschlingen sähe, nachdem er Zeuge von aller Dummheit und aller Gemeinheit, aller Lüge und aller Niedertracht, aller Feigheit und aller Selbstentbehrung gewesen,

wodurch die „Ebenbilder Gottes“ ihren Beruf zur Herrschaft über die Natur bekunden, er würde vielleicht einen Augenblick erschüttert sein, dann aber würde er, nachdem das Stück zu Ende, der Szene mit Gleichmuth den Rücken wenden und in Erwartung besserer Dinge ausrufen: Natur, ein anders Bild!

* * *

Der Zweck des Menschen und des Staats ist möglichst freies und vollkommenes Einzelleben, Individualismus, mit Hülfe der Gesellschaft. Alle sind sich im Staate gegenseitig behülflich, damit Alle möglichst vollkommen sie selbst sein können. Also ist alle Gemeinschaft mit Andern, wie im Staat, so in der Privatassoziation, dem Einzeln nur Mittel. Wo er allein seinen Zweck erreichen kann, ist es gegen seine Natur, daß er sich an einen andern bindet; wo er es nicht kann, macht er mit Andern Gemeinschaft wie sie mit ihm. Also muß der Zweck der Gesellschaftseinrichtung nicht von der Assoziation, sondern vom Individuum ausgehen und sie muß das Einzelleben nicht erschweren, sondern Allen möglich machen. Es kommt also darauf an, daß womöglich Jeder für sich „Eigenthümer, Unternehmer und Arbeiter“ oder, da das Eigenthum nur Produkt der Arbeit ist, und es sonst kein wirkliches, d. i. rechtliches Eigenthum gibt, kommt es darauf an, daß Jeder durch die Gesammtheit, den Staat, in Stand gesetzt werde, sich zum Arbeiter nach seinen Neigungen und Fähigkeiten auszubilden und durch seine Arbeit, sei es mittelst direkter Produktion, sei es mittelst gerecht abgemessenen Aequivalents, Eigenthum zu erlangen, welches das erste, unentbehrliche Mittel ist zur Erreichung seiner individuellen Zwecke.

* * *

Wie wichtig für die Zukunft die Negerbevölkerung sein wird, kann nur der größten Kurzsichtigkeit und jenem Pöbel verborgen bleiben, dessen einzige Superiorität darin besteht, daß er sich bemüht, Diejenigen zu hassen oder zu verachten, die er bisher bemüht war, knechten und ausbeuten zu helfen. Nachdem die Sympathie für die Sklaverei besiegt ist, wird es die Aufgabe sein, die Antipathie gegen die ehemaligen Sklaven zu besiegen und dieser Sieg ist kein leichter, da als Ursache jener Antipathie eine massenhafte Rohheit zu bekämpfen ist. Der Negerhaß ist ein Barometer der Rohheit und an ihm erkennt man mehr, als an allem Andern, auf wie wenig Menschen in diesem Lande die Bildung beschränkt ist. Selbst der Sklavenhalter haßt und meidet den Neger nicht, denn er hat sich nicht bloß dessen Arbeit zu nutze gemacht, sondern er hat ihn in der Gewohnheit des Beisammenlebens als ein menschliches Wesen kennen und behandeln gelernt trotz der Sklaverei. Er straft durch dieß Verhältniß seine eigne Theorie Lügen, wonach er den Neger deshalb zum Sklaven macht, weil er kein Mensch sei. Die eigentlichen Negerfresser existiren nur im Norden. Es sind Diejenigen, die, obschon sie kein persönliches Interesse an der Erhaltung der Sklaverei haben, doch den Sklavenhaltern bei ihrem Unterdrückungshandwerk beigestanden und zur Motivirung dieses Beistandes sich einen künstlichen Negerhaß zurecht gemacht haben; es sind Diejenigen, welche die Bestie, die in jedem ungebildeten Menschen hauſ't, auf den Neger loshetzen, weil er als wehrloses Opfer für sie vogelfrei ist; es sind Diejenigen, welche als gedankenlose Diener des Vorurtheils nachschreien, was ältere Barbaren ihnen vorgeschrieen; es sind Diejenigen, welche sich für die Kameraderie der Parteibrüderschaft legimitiren wollen, indem sie sich durch utrirte

Betonung eines vulgairen Schiboleths hervorthun; es sind Diejenigen, welche im Gefühl ihrer Verkommenheit und Verächtlichkeit eine höhere Stellung dadurch zu gewinnen vermeinen, daß sie einen Verfolgten in eine niedrigere hinabstoßen; es sind Diejenigen, welche sich auf der letzten Stufe der Gesellschaft wissen und dadurch wenigstens auf die vorletzte zu kommen suchen, daß sie gegen die Neger die Haltung annehmen, die Andre gegen sie, die Negerhasser, beobachten. Wir können in dieser Beziehung namentlich unter unsern teutschen Landsleuten interessante Beobachtungen machen. Es gibt keinen Teutschen, der einen Negerhaß mit hierher gebracht hätte. Sie haben ihn sich hier erst angeschafft, anaffektirt, angequält. Wir sehen unter unsern Landsleuten grade Diejenigen am Meisten mit Negerhaß renommiren, welche am Ersten so beurtheilt und behandelt zu werden verdienten, wie sie die Neger beurtheilen und behandelt. Die Rohesten nennen die Neger roh, die Häßlichsten nennen sie häßlich, die Dümmsten nennen sie unfähig, die Viehischsten nennen sie Vieh und Diejenigen, zu deren Ertragung das meiste kölnische Wasser nöthig ist, fühlen am Ersten ihr „demokratisches“ Nervensystem in Gefahr, weil die Neger — duften. Es ist ein einziger Anblick, so eine ranzige Speckseele, so ein teutsches Freßkübel und Bierfaß, dessen einziger Gedanke die Völlerei ist und dem der Dunst der Ueberfüllung an allen Poren und Spundlöchern herausdringt, mit der Miene des souverainen Ekels ästhetische Vorlesungen über den Duft der Negerhaut halten zu sehen. Unter den teutschen „Demokraten“, die so selten Ursache haben, sich etwas auf ihren K o p f einzubilden, hat sich eine Art Junkergeist des H a u t stolzes ausgebildet, dessen ganzes Bewußtsein durch die Farbe der Negerhaut erhalten wird. Würden plötzlich alle Neger weiß, so würden

plötzlich alle teutschen „Demokraten“ bescheiden und vielleicht würden sie in ihrer Seelenangst verstohlen nach dem os sacrum tasten, um sich zu vergewissern, ob nicht die Schwänze, die sie den Negern angedichtet, die Verlängerung ihres eigenen prügelwürdigen Rückens bildeten. Könnte man eine sichere Abschätzung veranstalten, ich würde Alles darauf verwetten, daß unter einer bestimmten Anzahl Neger mehr Verstand, Talent, menschliche Gesinnung und Bildungsfähigkeit existirt, als unter einer gleichen Zahl teutscher Negerhasser. Und eben so sicher ist es, daß, wenn diese teutschen Negerhasser als Sklaven aufgewachsen wären wie die Neger, sie dieselben durch jede widerwärtige Eigenschaft, durch Rohheit, Gemeinheit und Servilismus um hundert Procent übertreffen würden.

Die Neger sind wegen ihres Schicksals in mancher Beziehung die merkwürdigsten aller Menschen. Sie werden als Sklaven gesucht, weil sie arbeiten, und als Freie werden sie wieder verfolgt, wieder weil sie arbeiten. Arbeiten sie für Andere, so werden sie geschützt; arbeiten sie für sich, so werden sie vertrieben. Als gekauftes Vieh werden sie theuer bezahlt, sind sie freie Menschen, so bezahlt man theueres Geld, um sich ihrer zu entledigen. Thun sie nichts, so schilt man ihre Race faul; sind sie thätig, so fürchtet man ihre Konkurrenz. Ihre Tugenden erkennt Niemand an, für ihre Fehler aber nehmen Diejenigen Rache, die sie ihnen anerziehen. In Bezug auf Rechte macht man sie zu Vieh, in Bezug auf Pflichten behandelt man sie als Menschen. Ansprüche haben sie nicht zu machen, in Bezug auf Strafen aber sind sie zurechnungsfähig. Man macht sie zu Christen, um sie zu „civilisiren“ und „civilisirt“ sie, um sie zu Opfern der Barbarei zu machen. Unmenschen knechten sie, der Pöbel haßt sie und jeder Idiot stellt sich über sie. Gibt es ein Volk, das, wie sie, an die Aus-

übung des Christenthums appellirte? Und doch sind es Christen, von denen sie am meisten zu leiden haben. Die Neger und die Juden haben in ihrem Schicksal die meiste Aehnlichkeit mit einander und doch sind es gewöhnlich die Juden, von denen sie am meisten gehaßt werden. Bei Christen keine Sympathie, bei Juden keine Sympathie, bei keiner Religion Sympathie. Die Neger haben das Privilegium, Sympathie bloß bei Menschen zu finden. Gewiß ein Beweis, daß sie noch eine Zukunft haben müssen.

Die Neger bilden, nachdem sie einmal in dieses Land verpflanzt worden, ein wichtiges und nothwendiges Element einer Bevölkerung. Sie sind indeß kein maßgebendes und produktives Element, sondern ein nachgebendes und rezeptives. Um so mehr aber hängt ihre Zukunft und ihre Nützlichkeit für die Gesellschaft von der Behandlung und Leitung ab, unter welcher sie dem Absorbtionsprozeß der Kultur zugeführt werden. Geschieht dieß im Sinne der Vorurtheilslosigkeit und Humanität, so wird ihre Existenz eine Wohlthat für das Land sein; geschieht es aber im Geist der negerhassenden Brutalität, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, wenn nach ihrer Befreiung ein großer Theil derselben verwahrlost und verwildert zu einer Geißel der Gesellschaft wird wie in Mittelamerika.

* * *

Im Gegensatz zu der Tendenz unserer Zeit zum **Generalisiren** hat sich unter der Vorsorge des Despotismus und unter der Herrschaft der Gewohnheit eine merkwürdige anachronistische Kunst des **Lokalisirens** ausgebildet. Ereignisse und Bestrebungen, die nach ihren natürlichen Folgen und ihrem logischen Zusammenhang in das allgemeine Meer der Entwickelung hinübertreten sollten, werden in ein

enges Bette festgebannt, als hätten sie eine besondere Geschichte für sich und als seien sie von der Welt der Gedanken durch eine unübersteigbare Scheidewand vollständig abgeschnitten. Freilich können auf die Dauer ihre Folgen nicht unterdrückt werden, aber der Weg, den dieselben einschlagen, ist gewöhnlich ein so weiter Umweg, daß Ursache und Wirkung kaum noch in Zusammenhang können gebracht werden. Der Krim-Krieg, der das ganze Europa erschüttern oder engagiren konnte, wurde auf wenig Quadratmeilen russischen Gebiets „lokalisirt"; der italienische Krieg, der noch weit direkter und tiefer in das Leben der europäischen Völker eingreifen mußte, blieb beschränkt auf die Schlachtfelder Oberitaliens und in Amerika hat man schon seit mehr als einem Jahr einen Krieg, der nothwendig auf das Gebiet der Freiheit und der Sklaverei ausgedehnt werden mußte, lokalisirt auf den unbegriffenen und unfruchtbaren Begriffen „Union" und Sezession". In Teutschland lokalisirt sich schon seit einer Reihe von Jahren das politische Interesse auf der vagen Idee der Einheit, ohne daß aus dieser langweiligen Tretmühle der Gedankenlosigkeit der Geist auf das Gebiet der Freiheit überspränge, ohne welche an keine Einheit gedacht werden kann. Da man dieß aber wenigstens fühlt, wenn auch nicht begreift, so sucht man die gemüthliche Seite der Freiheit in Einheits-Manifestationen vorwegzunehmen und in dieser Beziehung bezeichnen den neuesten nationalen Fortschritt der Teutschen ihre s. g. Nationalfeste. Die „Nationalfeste" sind es, auf denen sich jetzt ihr Nationalgefühl lokalisirt, wobei es ihnen wieder nicht einfällt, daß zu Nationalfesten eine Nation erforderlich ist und daß es keine Nation geben kann ohne Freiheit, oder mit drei Dutzend Fürsten. Diese Feste, in denen sie einen gewaltigen Fortschritt erblicken, sind trotz ihrer guten Seiten

verderbliche Manifestationen, weil sie das Volk über seine wirklichen Errungenschaften täuschen, seine Genügsamkeit unterhalten, seine Thatkraft einschläfern und ihm für das wahre Nationalgefühl ein gemüthliches Surrogat unterschieben, das seiner Macht nicht ein Titelchen hinzufügt. Die teutschen National-Feste sind nichts Andres, als ein ungefährlicher Ausweg für den nationalen Drang, der zu feige, kraftlos und gedankenlos ist, um sich auf das rechte Ziel, die nationale Befreiung, zu richten, und sich zur Selbsttäuschung in nationalen Vergnügungen und Prahlereien berauscht.

Vor einigen Jahren hatten die Teutschen ein großartiges Nationalfest in Nürnberg, ein Gesangfest, wobei kein Theilnehmer bezweifelte, daß jetzt das teutsche Volk das größte, mächtigste und einigste der Welt sei. Natürlich stand das Fest unter fürstlicher Protektion und polizeilicher Aufsicht. Die spätere Zeit hat gelehrt, welche freie und einige Nation die teutschen Männergesangmänner mit Allerhöchster Erlaubniß geschaffen hatten. Darauf kam das noch größere nationale Turnfest in Berlin, das natürlich abermals unter fürstlicher Protektion und polizeilicher Aufsicht stand. Man erinnert sich des nationalen Hochgefühls, womit damals die teutschen Recken aus allen „Gauen“ „Hand auf Vordermanns Schulter“ zusammentraten und die teutsche Einheit auf „Reck und Barren“ mit „Kniewellen“ und „Bauchschwung“ aufbauten; man erinnert sich aber auch der glorreichen Errungenschaften der „Demokraten“ und „Fortschrittsmänner“, welche nach dem mächtigen Turnfest als die Träger der teutschen Intelligenz und Freiheitsgesinnung vor Sr. bluttriefenden Majestät „alleruntertänigst erstarben“, das Zeichen der empfangenen Fußtritte auf dem gekrümmten Knechtsrücken. Das dritte der großen National-Feste, das größte und glorreichste von allen, hat

jetzt eben in Frankfurt ausgespielt, natürlich wieder unter fürstlicher Protektion und polizeilicher Aufsicht. Es ist das nationale teutsche Schützen-Fest. Der Fortschritt ist demnach so zu bezeichnen: von allen teutschen Gauen nach Nürnberg, von Nürnberg nach Berlin, von Berlin nach Frankfurt; erst Gesangfest, dann Turnfest, dann Schützenfest. In Nürnberg hört man alle teutsche Kehlen singen, in Berlin sieht man alle teutsche Bäuche schwingen und in Frankfurt sieht man alle teutsche Schützen ringen — nach einem goldenen Becher oder einer Uhr. Es lebe die teutsche Nation!

Es sind in Frankfurt gegen 10,000 Schützen nnd etwa 100,000 Zuschauer zusammengekommen. Und diese 110,000 Mann haben eine Unmasse von schwarz-roth-goldenen Fahnen entfaltet. Und sogar der „deutsche Bundestag" hatte an seinem Lokal eine schwarz-roth-goldene Fahne ausgesteckt. Und die schwarz-roth-goldene Bundesfahne des Festes wurde vom Herzog von Koburg, der in teutscher Einheit, teutschem Kaiserthum und afrikanischen Reisen macht, unter Absagung einer Rede überreicht. Wer zweifelt noch an der teutschen Einheit? Sicher Niemand, der alle die „Kränze und Guirlanden" und „wehenden Tücher" und „begeisterten Mienen" und „leuchtenden Augen" angesehen, Niemand, der Zeuge war, „wie sich die begeisterte Stimmung in den jubelnden Zurufen und Hochs auf die vorüberziehenden Schützen zu erkennen gab", Niemand, der an der schwarz-roth-goldenen Fahne gemerkt, daß „dieses Fest einen großen Abschnitt in der Entwickelung Deutschlands bilden wird". Es gibt manchen widerwärtigen Styl in der teutschen Schreiberwelt, aber keinen ekelhafteren, als den jubeltönigen, hochgefühlschnalzenden begeisterungschwitzenden und seeligkeittriefenden der teutschen Festbeschreiber, die aus jedem geschwenkten Taschentuch einer Bürgermeisterstochter eine

Freiheitsfahne und aus jedem brüllenden Bierphilister einen Träger der nationalen Größe machen.

Gibt es unter allen den Theilnehmern des Frankfurter Festes einen einzigen, der sich so für die Freiheit, für die Republik begeistern würde, wie er sich jetzt für eine Schützenprozession und ihr Fahnengeflatter begeistert hat? Gemüthlicher Dusel, hohler Lärm, unschuldige Renommage und gedankenloser Taumel, gefolgt von einem reellen Katzenjammer, das ist in Wirklichkeit der ganze Charakter und Erfolg dieser Nationalfeste, die unter fürstlicher Protektion, ja auf fürstliches Betreiben abgehalten werden. Können die Despoten sich ein unschuldigeres Volk wünschen, als das teutsche, das durch National-Feste statt durch Nationalkämpfe seine Einheit und Freiheit zu erringen oder gar zu beweisen glaubt? Die Fürsten brauchen, um vor der teutschen Einheit und Freiheit sicher zu sein, bloß alle Jahre die „Begeisterung" in einem schwarz-roth-goldenen Fest mit obligater Sauf- und Toast-Freiheit sich auslärmen zu lassen. Sie selbst stellen sich dabei an die Spitze und haben dadurch den Vortheil, mehr Popularität zu erlangen und weniger Polizei aufbieten zu müssen.

Die Teutschen beginnen sich schon mit den Griechen zu vergleichen. In ihrer Gelehrsamkeit vergessen sie, daß die Griechen olympische Spiele hatten, weil sie Republikaner waren, aber ihre Freiheit nicht durch Singen und Spielen errangen.

O ihr trefflichen Teutschen, eure „National-Feste" haben nicht eher Werth für die „nationale Entwickelung", als bis sie euch von den Fürsten **verboten** werden. Alles, was mit fürstlicher Erlaubniß geschieht, ist im fürstlichen Interesse und gegen die Entwickelung des Volks. Bedauernswerthes Volk, das stolz ist auf Manifestationen, wozu ihm seine Unterdrücker die Anleitung geben! Nächst

den Freiheiten, welche die Despoten rauben und vorenthalten, können einen freien Mann keine so sehr empören, wie diejenigen, welche sie erlauben und schenken. Und ihr Unterthanen schwelgt darin und träumt dabei von Männerthum und Größe!

Im Jahr 1862 Hundertundzehntausend Teutsche beisammen und kein einziger Ruf nach Freiheit!

Und zehntausend Schützen beisammen und unter ihnen kein einziger Tell!

Sicher wird Teutschland unter allen Völkern die schönsten National-Feste haben, wenn es erst ein freies Land, eine Einheits-Republik ist. Die Feste, die ihr vorher feiert, erinnern an die Belustigungen, welche die Sklavenhalter von Zeit zu Zeit ihren Sklaven gestatten. Und die guten Sklaven singen und springen dabei, als seien sie die freiesten und reichsten Menschen der Welt.

* * *

Bei Herrn Lincoln erschien vor einigen Tagen ein Komite von Farbigen, eingeführt von dem Emigrationskomissair Mitchell, um eine Vorlesung des Präsidenten der Ver. Staaten über die Expatriirung der Neger anzuhören, welche man — merkwürdiges Schicksal — zuerst gegen ihren Willen in dieses Land geschafft hat und jetzt wider ihren Willen hinauszuschaffen sucht.

Wenn beschränkte Menschen einmal eine „Idee" haben — mag sie nun wirklich oder bloß vermeintlich eine eigene sein —, so pflegen sie damit um so eifriger und hartnäckiger Andre zu belästigen, je seltener ein solches Produkt ihrem Gehirn entspringt. Die einzigen „Ideen", welche Herr Lincoln bis jetzt der Welt zum Besten gegeben, sind seine beiden Projekte, erstens, durch Aufkaufung der Sklaven in den Grenzstaaten die Rebellen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, und zweitens, die aus der Sklaverei befreiten Neger

in's Ausland, speziell nach Mittel-Amerika, zu schaffen. Wenn solche „Ideen", die gewöhnlich „fixe" werden, von einem Privatmann ausgehen, so sind sie unschädliche Unterhaltungen oder Langweiligkeiten; im Kopf eines Mannes aber, der die Stellung eines Präsidenten und namentlich in Kriegszeiten einnimmt, können sie sehr gefährlich werden. Wenn z. B. Herr Lincoln seine Kriegführung von den Rücksichten auf sein Loskaufungsprojekt dirigiren läßt, um den Sklavenhaltern von Kentucky Bedenkzeit bis zur nächsten Kongreßsitzung zu sichern, so kann er dadurch den Untergang der ganzen Republik herbeiführen. Und das Nämliche kann der Fall sein, wenn er die Befreiung der Sklaven von der vorherigen Sicherung ihrer Bereitwilligkeit abhängig macht, das Land ihrer Geburt zu verlassen, um der bornirten Antipathie des Herrn Präsidenten und sonstiger Negerhasser aus dem Wege zu gehen.

Der Negerhaß ist es, über welchem bei der erwähnten Gelegenheit Herr Lincoln dem Negerkomite eine Vorlesung hielt. Der Sinn derselben war, daß der Negerhaß — den grade Herr Lincoln am Meisten ermuthigt und genährt hat — in diesem Lande nun einmal existire und daß es daher für sie das Beste sei, seinen Vorschlag anzunehmen und nach Mittelamerika auszuwandern, wo er ihnen eine schöne Heimath sichern wolle.

Herr Lincoln hat sich, soviel ich mich erinnere, gelegentlich gegen den Nativismus ausgesprochen. Wie kommt er dazu? Der Nativismus existirt nun einmal und deshalb ist es für die Teutschen, Irländer u. s. w. das Gerathenste, ihm aus dem Wege zu gehen und nach Europa zurückzukehren. Das wäre ganz analog der Argumentation, wodurch Herr Lincoln die Neger nach Mittel-Amerika dirigirt. Den europäischen Menschen gegenüber hält er es für der Mühe werth, die prinzipielle,

die Rechtsfrage, in den Vordergrund zu stellen und vom Vorurtheil zu verlangen, daß es ihr weiche; afrikanischen Menschen gegenüber ist das nicht der Mühe werth, sie sollen ihr Recht eben so unbedenklich dem Vorurtheil opfern, wie der Herr Präsident ihm die Prinzipien opfert, um der Roh=heit und Brutalität einen Triumph über Bildung und Humanität zu sichern.

Die Neger haben bisher den Amerikanern bloß Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß sie Barbaren sind; fortan sollten sie ihnen Gelegenheit geben, zu zeigen, daß sie Menschen geworden. Das ist die Foderung, welche die Humanität an die Weißen stellt. Die Foderung aber, welche die Brutalität an die Farbigen stellt, ist: da uns die Umstände nicht mehr erlauben, gegen euch die Barbaren zu spielen, geht uns aus dem Wege, damit wir die Versuchung los werden; da wir euch nicht mehr knechten und mißhandeln dürfen, wollen wir euch verscheuchen und vertreiben. Barbaren wollen wir bleiben, bessern wollen wir uns nicht, deshalb entzieht uns durch eure Entfernung die Gelegenheit, nach wie vor zu zeigen, daß in Bezug auf Humanität an uns Hopfen und Malz verloren ist.

Das ist die Doktrin eines „republikanischen" und frommen Präsidenten der Modell=Republik im Jahre 1862 nach der Geburt Christi, des Stifters der „Religion der Liebe".

Sollen wir uns neben der Haupt=Frage, der des Rechts und der Humanität, auch mit der Finanz=Frage beschäftigen? Ein einfaches Rechnen=Exempel wird Jedem zeigen, daß schon in finan=zieller Beziehung das Expatriations=Projekt des Herrn Lincoln — der beim Disponiren über die Mittel des Volks, wo es sich um Sklaverei und ihre Folgen handelt, weder Maß, noch Rücksichten, noch Gewissen zu kennen scheint — nicht ausführbar ist ohne eine Annäherung, wenn nicht einen

direkten Schritt zum National-Bankerott. Am Nachtheiligsten aber würde es in nationalökonomischer Beziehung wirken durch Entfernung von Arbeitskräften, welche dem Süden nach Abschaffung der Sklaverei so nöthig sein werden wie vor derselben. Gesetzt, Herr Lincoln könnte seinem Herzenswunsch nach alle Sklavenhalter aus dem Beutel der nördlichen Arbeiter entschädigen für den Verlust ihres „zweibeinigen Viehes", so würden es grade die Sklavenhalter sein, welche den Ersatz durch freie farbige Arbeiter am Schmerzlichsten entbehren würden.

Zum Schluß will ich noch von einer merkwürdigen Aeußerung Notiz nehmen, welche wieder ganz den „ehrlichen" Herrn Lincoln und die Denkart ähnlicher Geister charakterisirt. Er sprach in „väterlichem Ton" zu dem farbigen Komite wörtlich: „Ohne die Sklaverei und **die farbige Race als ihre Basis** würde der Krieg nicht existiren können. **Deshalb** ist es besser für uns beide, wir trennen uns." Ohne den Raubmord und den unschuldigen Besitzer einer Börse als seine Basis würde die Polizei mit keinem Mörder zu schaffen haben, deshalb ist es am Besten, man jagt die Börsenbesitzer aus dem Lande. Ohne Häuser würde es keine Brandstifter geben, deshalb baut künftig keine Häuser mehr und reißt die schon gebauten ein. Gäbe es kein Geld, so würde Niemand es stehlen, gäbe es kein Leben, so würde Niemand morden, gäbe es keine Weiber, so würde Niemand nothzüchtigen. Deshalb liegt die Schuld des Stehlens und Mordens und Nothzüchtigens am Geld und am Leben und an den Weibern. Was ist die „Basis" des Verbrechens? Derjenige, an dem es begangen wird. Der Betrogene ist die „Basis" des Betrugs, der Gemißhandelte die „Basis" der Mißhandlung, der Gemordete die „Basis" des Mordes, der **Thäter** aber — würde

ohne die verwünschte Basis gar nicht existiren und hat daher keine Schuld. Die farbige Race die Basis der Sklaverei! Das fehlte noch in den Doktrinen der Unmenschen, daß Einer die armen Sklaven verantwortlich machte für die Existenz der Sklaverei und ihre Folgen. **Diese** Infamie, **diese** Barbarei, **diese** kannibalische Moral war bis jetzt selbst noch keinem Sklavenhalter-Gehirn eingefallen: sie war vorbehalten einem „republikanischen" Präsidenten, einem Vertreter der „Freiheit", einem Muster von „Ehrlichkeit". Ich nehme meine Behauptung zurück, daß Herr Lincoln keine neue Ideen produzire.

* * *

Es ist nicht leicht, eine allgemein gültige Regel über die Grenzen der Konzessionen aufzustellen, welche ein Prinzip in der Praxis den vorhandenen Umständen oder Bundesgenossen von abweichenden Prinzipien machen darf. Handelte es sich darum, auf einer tabula rasa mit frei gewählten Mitteln zu operiren und einen Bau aus unverfälschten Elementen aufzuführen, so würde außer dem klar erkannten Prinzip zu dessen vollständiger Verwirklichung nur guter Wille nöthig sein. Aber der Verlauf der Entwickelung bringt es mit sich, daß, außer mit den Hindernissen der zu ändernden Zustände, das neu auftretende Prinzip gewöhnlich auch mit der Dürftigkeit seiner Mittel und der Mangelhaftigkeit seines Materials zu kämpfen hat. Deshalb sieht es sich gewöhnlich nach Bundesgenossen um, die wenigstens in dem Zweck der Aenderung der bestehenden Zustände, wenn auch nicht der künftigen Neugestaltung mit ihm übereinstimmen, und sucht bei einer Verbindung mit denselben die prinzipielle Differenz außer Aktivität zu setzen, um sie erst nach Erreichung des eben zu erstrebenden Zieles wieder aufzunehmen. Bei solcher Praxis werden aber nur zu oft zwei

Punkte außer Acht gelassen, welche bei Beurtheilung ihrer Anwendbarkeit durchaus entscheidend sein sollten. Es fragt sich nämlich dabei

1,: Involvirt die Selbstverleugnung, welche sich die Vertreter eines Prinzips durch den Waffenstillstand mit differirenden Bundesgenossen auflegen, eine Degradation und Entwerthung, eine direkte oder indirekte Aufgebung desselben?

2,: Wird die Verbindung mit dem differirenden Bundesgenossen nicht voraussichtlich diesem eine Ueberlegenheit gewähren, statt eine Unterstützung durch ihn zu erlangen, mithin schließlich in einen Selbstverrath oder Selbstmord des dem Bundesgenossen zu lieb verleugneten Prinzips ausschlagen?

Stehen die vereinigten Bundesgenossen nach Erreichung des gemeinsamen Zwecks einander nicht im Wege, schließen ihre Interessen sich nicht feindlich aus, haben sie sich nicht nach erlangtem Sieg den Preis desselben streitig zu machen, so hat die Verbindung kein Bedenken. Aber gewöhnlich sind die Umstände der Art, daß nach beendigtem Kampf einer von beiden als der geprellte Theil dasteht und nun den nämlichen Kampf und zwar unter erschwerten Umständen mit Dem zu bestehen hat, der ihm den ersten Gegner besiegen half. Er kommt dann zu spät zur Erkenntniß, daß er besser gethan hätte, die Verbindung mit dem falschen Bundesgenossen ganz zu unterlassen, als denselben zur herrschenden Macht zu erheben, daß er konsequenter Weise diesen von vorn herein eben so wohl als Gegner hätte behandeln sollen, wie den Besiegten, daß er ihm keinenfalls sich unterordnen durfte und daß er, was er durch Zuwarten an Zeit verlieren konnte, an entschiedenen Resultaten gewinnen mußte, wenn er durch Zurückhaltung den Bundesgenossen zwang, zu ihm überzugehen.

Es ist richtig, daß es in der Geschichte keine Aenderung ohne Uebergänge gibt, daß ewige Kompromisse die Glieder der Entwickelungskette bilden und daß, wer die Handhaben der gegebenen Verhältnisse verschmäht, sich zur praktischen Thatlosigkeit verurtheilt. Aber grade weil dieß richtig ist, grade weil ein Fortschritts- oder Zukunfts-Prinzip zur Erlangung der nöthigen Macht und Mittel die schon vorhandenen, zum größten Theil noch in der Vergangenheit wurzelnder Elemente nicht entbehren kann, grade deshalb soll es sich hüten, sich von ihnen benutzen zu lassen und da, wo es sie nicht benutzen kann, lieber dem Pessimismus huldigend den Selbstzerfall des zu stürzenden Gebäudes abwarten.

Anlaß zu diesen Bemerkungen gibt zunächst das neueste Auftreten Garibaldi's, dessen Erfahrungen vorzüglich geeignet sind, die unverwirrbare Logik der prinzipiellen Differenz zu illustriren. Wie sehr der Gang dieser Logik auch durch die verwirrenden Thatsachen und Ereignisse, oder durch den glänzenden Schein der augenblicklichen Resultate verdeckt sein mag, so klappen doch zuletzt ihre Folgen so unfehlbar zusammen wie die Schlüsse eines Rechnenexempels oder mathematischen Beweises. Garibaldi ist in patriotischer Absicht aus einem Republikaner zum Diener eines Königs geworden. Er ordnete dadurch nicht bloß sein Prinzip dem royalistischen unter, sondern er half auch dem letzten so viel Macht erringen, daß es das alleingebietende war. In dieser Machtstellung fiel es diesem Prinzip nicht ein — wie Garibaldi thörichter Weise vorausgesetzt hatte —, die Zwecke des republikanischen, dessen Träger ihm geholfen und gedient, zu fördern oder ihm eine selbstständige Weiterbenutzung des Sieges zu gestatten, sondern es verlangte logischer Weise nach dem Sieg die nämliche Unterordnung und Huldigung wie vor

demselben. Das republikanische Prinzip berief sich vergebens auf seine Selbstverleugnung, seine Dienste, seine Voraussetzungen und seine Bedingungen. Das royalistische müßte abdanken — und das thut es nicht so lang es nicht muß —, wenn es solche Berufung berücksichtigen wollte, es ist daher in resoluter Konsequenz sofort bereit, das widerspenstig oder anspruchvoll gewordene republikanische in die Unterthanen-Schranken zurückzuweisen und nöthigen Falls — todtzuschlagen. Und das republikanische? Es muß sich entweder dieß Schicksal gefallen lassen, oder selbst an's Todtschlagen denken und gegen einen Bundesgenossen rebelliren, dem es früher mit so heroischer Selbstverleugnung gehuldigt hat.

Sollte auch der Ausgang des neuesten Unternehmens Garibaldi's, dieses durch die Umstände vor Tausenden bevorzugten Kompromißhelden, so günstig sein wie Republikaner es irgend wünschen mögen, er wird stets dastehen als ein Geprellter, der das stolze republikanische Prinzip vergebens einem Kronenträger geopfert, der kurzsichtig die Konsequenzen dieser Stellung verkannt und seine prinzipielle Ehre durch Rebellion und vielleicht durch den Tod hat wieder herstellen müssen. „Ich will das Italien zerstören, das ich geschaffen." Diese seine Worte enthalten eben sowohl die Verurtheilung seines bisherigen Handelns wie die Rehabilitation seines verleugneten Standpunktes.

Ganz anders, als Garibaldi, steht Mazzini da. Er hat zwar seine Parteigenossen in den Reihen der Fürstendiener kämpfen lassen oder kämpfen sehen, weil es nicht in seiner Macht stand, sie gegen dieselben zu schicken, auch hat er eine Zeit lang das gegen einen andern Gegner thätige Königthum unter Bedingungen, die seinen Interessen entsprachen, ungeschoren gelassen, aber er hat es nie als Bundesgenossen, geschweige als

Ohnmacht erkannt, hat nie vor ihm seine Prinzipien verleugnet, hat stets mit ihm auf dem Kriegsfuß gelebt und indem er diesen Krieg aktiv wieder aufnimmt, hat er keine Inkonsequenz zu korrigiren, keine Wegwerfung zu bereuen und keine Ehre wieder herzustellen. Die Konsequenz eines richtigen Prinzips **muß** siegen, früh oder spät, und wo sie die Entscheidung nicht in diesem oder jenem Träger erlebt, baut er ihr wenigstens die Brücke zu künftigem Sieg. Die Inkonsequenz eines verleugneten Prinzips aber **muß** sich bestrafen und will sie nicht in Unehren untergehen, muß sie zuletzt Alles auf das Spiel setzen, um zu dem früheren Standpunkt zurückzukehren.

* * *

Die früher zitirten, unvergeßlichen Worte, womit Herr Lincoln das Komite der Farbigen anredete, lauten in der Ursprache: "Without the institution of Slavery and the colored Race as a basis, the war could not have an existence. It is better for us both, therefore, to be separated." Und an einer andern Stelle sagt er: "But for your race among us, there could not be a war".

Im Grunde ist die „Basis" der Boden Afrika's, der die farbige Race erzeugt hat. Therefore — &c., &c.

Herr Lincoln erkennt also die Sklaverei als die Ursache des Kriegs an. Dennoch thut er nichts, die Ursache zu zerstören. Folglich unterhält er die Ursache und mit ihr den Krieg, statt dem einen mit der andern ein Ende zu machen. Er denkt daran, die freien Neger zu entfernen, nicht die Sklaverei zu entfernen, obschon er jenen erklärt: "Your race are suffering, in my opinion, the greatest wrong inflicted on any people." Aber das berechtigt diese Race nicht dazu, für das erlittene Unrecht entschädigt zu werden durch Aner-

kennung ihres Rechts, sondern nur dazu, franco aus dem Lande spedirt zu werden. Denn ihre "physical difference" wiegt schwerer, als ihre rechtliche Gleichheit und daß sie es vorzieht, im Lande ihrer Geburt zu bleiben, ist "an extremely selfish view of the case", während es nicht im Mindesten "selfish" ist, daß die weißen Barbaren die verfolgten Schwarzen bloß ihrer Haut wegen vertreiben wollen.

Je öfter man die christliche Vorlesung des Herrn Lincoln ansieht, desto mehr Barbarei und Verkommenheit aller sittlichen Begriffe findet man darin.

Und ist es nicht bezeichnend für den commander in chief, daß er zu einer Zeit, wo das Land an allen Enden in Gefahr ist, nur daran denkt, die willigen Arme der Neger zu entfernen, statt sie mit einer Muskete zu bewaffnen?

* * *

Aus einem mir vorliegenden Privat-Brief einer wohlunterrichteten und zuverlässigen Person aus Washington vom 29. August übersetze ich wörtlich Folgendes:

„Die Dinge nehmen sich hier viel düsterer aus, als in größerer Entfernung. Es gehen Gerüchte, daß unsre Armee Winterquartiere beziehen und nicht weiter avanciren soll. Schande, Schande, diese Thatlosigkeit! Herr Lincoln ist unfähig für seinen Posten. Vor einigen Tagen erklärte er einem meiner Freunde, in Gegenwart eines Komite's, **er wisse, daß die Emanzipation die Rebellion vernichten werde,** aber, fügte er hinzu, was sollen wir mit den Sklaven thun, während wir nicht für uns selbst sorgen können? Mein Freund antwortete ihm: Gesetzt, sie kämen alle nach dem Norden — was sehr unwahrscheinlich ist —, und gesetzt, wir hätten jeden Einzelnen zu unterhalten

— was noch unwahrscheinlicher ist, da sie jetzt nicht bloß sich selbst, sondern auch ihre Herrn unterhalten —, so könnten wir dieß füglich mit dem Gelde thun, das wir jetzt für den Krieg ausgeben.

Lincoln's fixe Idee ist, daß die Sklaven alle nach dem Norden kommen und ein todtes Gewicht an unsern Händen sein werden."

So weit der Brief. Die darin konstatirte Aeußerung des Herrn Lincoln ist ein unzweifelhaftes Faktum. Sie erklärt den ganzen Zustand. Sie gibt den Aufschluß, daß Herr Lincoln **weiß,** durch welches Mittel er der Rebellion ein Ende machen kann, daß aber unter den Gründen, welche ihn von der Anwendung dieses Mittels abhalten, der Negerhaß und die bornirteste Angst „vor dem Sklaven wenn er die Kette bricht" obenan steht oder wenigstens in erster Reihe von ihm geltend gemacht wird. Er gibt dadurch zu, daß er lieber das Blut und Geld des Nordens an ein zweifelhaftes und auf alle Fälle nur momentanes Resultat verschwendet, als ein sicheres und dauerndes durch den Federstrich erkauft, womit er eine Emanzipations-Ordre unterzeichnet. Man beurtheile danach die Aufrichtigkeit seiner Aeußerung in dem Brief an Herrn Greeley, worin er erklärt, er würde die Sklaven emanzipiren, wenn er dadurch die Union retten könnte. Die oben zitirte Erklärung beweis't, daß er überzeugt ist, sie dadurch retten zu können, und dennoch verweigert er unter nichtigen Vorwänden die Emanzipation.

Man sage, was man wolle. Im Hintergrunde der Lincolnschen Politik lauert die Spekulation auf ein Kompromiß. Eine Emanzipations-Ordre ist das einzige Mittel, einem Kompromiß die Thüre zu schließen, **und deshalb wird sie nicht erlassen.**

* * *

Wo ein Volk in Unterdrückung schmachtete oder um seine Freiheit rang, da hat sich ihm stets

die Sympathie Derer zugewandt, welche an der Unterdrückung keinen Antheil und kein Interesse hatten. Wer aber die Motive dieser Sympathie zergliedert, wird zwar zunächst überall dem natürlichen Gefühl begegnen, welches sich gegen angethanes Unrecht empört und unverdientes Leiden mitempfindet; häufig jedoch kommen demselben Umstände und Rücksichten zu Hülfe, welche stärker wirken, als das Gefühl selbst, ja ihm in den Augen der Welt erst die rechte Weihe geben. Als die Griechen ihren Unabhängigkeitskrieg gegen die Türken begannen, wurde das Interesse der Welt für dieselben mehr durch die Erinnerung an ihre glorreichen Vorfahren und den Abscheu gegen die Barbarei ihrer Unterdrücker, als durch den Sinn für die Freiheit erregt, deren Erringung ihrem Kampf den Namen gab. Die Sympathie für das verblutende Polen beruhte mehr auf den romantischen Vorstellungen, welche sein Heroismus und seine Geschichte erzeugte, und auf dem allgemeinen Haß gegen die russische Tyrannei, als auf dem Interesse an der erstrebten polnischen Freiheit, von der kein aufgeklärter Mensch eine hohe Meinung hegen konnte. Aehnlich verhält es sich mit der Theilnahme, welche überall der ungarische Revolutionskrieg gegen die Oestreicher und der tscherkessische Vertheidigungskrieg gegen die Moskowiter erweckten. In allen diesen Fällen war das romantische Interesse das vorwiegende, die Phantasie spielte eine größere Rolle als der Freiheits-Begriff und die Humanität schwieg vor der Poesie.

Der „klassische“ Hellene, der „aufopfernde“ Pole, der „ritterliche“ Magyar, der „heldenmüthige“ Tscherkesse — was bedeutet neben ihnen der arme Neger, dem keine Geschichte das Wort redet, den keine Romantik herausputzt, den kein bunter Kriegsrock schmückt, den nicht einmal körperliche Schön-

heit empfiehlt, der keine andre Zierde hat, als seine schwarze Haut, und vor den Uebrigen keinen andren Vorzug, als eine doppelte Unterdrückung! Die übrigen Völker haben nichts Andres verloren, als ihre Unabhängigkeit und Freiheit; der Neger verlor außer ihnen auch seine Person. Welchen Anspruch hat *er* auf Sympathie? Die übrigen Völker sind bloß Unterdrückte; der Neger ist gleichzeitig ein Sklave. Wer will sich *seiner* annehmen? Die übrigen Völker gelten noch als Menschen; der Neger gilt als Vieh. Wer kann sich für *ihn* begeistern?

Am Neger und den Seinigen wird jede Barbarei und jede Schandthat verübt, die an der menschlichen Natur verübt werden kann, und um die Verantwortlichkeit dafür abzuwerfen, rechnet man ihn zu den Thieren. Macht man aber dann den Barbaren fühlbar, daß selbst Thieren solche Behandlung nicht ungestraft widerfahren würde, so machen sie den Neger wieder zum Menschen, um ihn unter den Begriff von Schuld und Strafe zu bringen.

So ist er aus jeder Stellung lebender Wesen ausgestoßen, damit er die Rechte keines einzigen und die Leiden aller habe. Wer wird es der Mühe für werth halten, sein Freund zu sein?

Der Neger gilt als Vieh in den Augen von Viehmenschen. Das ist es was ihn vor Allen auszeichnet und was ihn wahren Menschen „heilig“ macht. Dieser verachtete „Nigger“, in dem die „zivilisirte“ Brutalität und die christliche Bestialität nichts Andres erblickt, als das legitime Objekt des Pöbelhasses und der Unterdrückung, ist im Lichte der Humanität der Probirstein, bei dessen Berührung sich der Mensch unterscheidet vom Barbaren und das reine Prinzip der Menschlichkeit von der bestochenen Sympathie der Romantik. Die Neger sind dasjenige Volk, dessen Schicksal aller bestechen-

den Zuthaten entbehrt, wo es an die menschliche Theilnahme appellirt, dem keine Vergangenheit, keine Romantik, keine Poesie, kein äußeres Interesse zu Hülfe kommt und nichts Andres zur Seite steht, als das nackte, reine, spontane, uneigennützige, unverfälschte Prinzip des Menschenrechts, der Menschenfreiheit, der Menschenbestimmung. Wundert ihr euch noch, daß der Pöbel ihn haßt, die Rohheit ihn verachtet und die Gemeinheit ihn verfolgt? Womit sollte er dem einen imponiren, die andre abwehren und die dritte erkaufen, er, der nichts ist und nichts besitzt auf der Welt, keine Macht, kein Recht, kein Eigenthum, keinen Einfluß, keine Familie, ja nicht einmal sich selbst?

Seid ihr im Zweifel, ob irgend ein zweibeiniges Wesen zu den Barbaren oder zu den Menschen, zu den Anhängern des Despotismus oder zu den Freunden der Freiheit, zu den Gebildeten oder zum Pöbel gehört, so bringt die Sprache auf den Neger. Ja, ich wiederhole es, der Neger ist, namentlich in Amerika, der Probirstein der Humanität. Besingt Kosziusko, bewundert Garibaldi, bringt Toaste aus auf die Ungarn, laßt selbst die französische Revolution hoch leben, preis't sogar Robespierre und St. Just und prahlt mit Humboldt und Göthe, um eure Freiheitsliebe, eure Bildung und eure Humanität an den Tag zu legen — ihr seid Lügner, schamlose Lügner, heuchlerische Lügner, wenn ihr den Neger, den armen, nackten, erniedrigten, hülflosen Neger verachtet und seine Befreiung entbehren könnt in dem Konzert der humanen Bestrebungen.

Jeder Mensch von Gefühl wird gelegentlich mehr Mitleid empfinden mit gequälten Thieren, als mit gequälten Menschen, mehr gerührt werden durch das Schicksal von Kindern, als durch das Schicksal von Erwachsenen. Was dabei sein Gefühl verstärkt, ist die größere Hülflosigkeit, welche

ganz logisch eine größere Theilnahme erweckt. Unbewußt sagt ihr euch, daß die Menschen, daß die Erwachsenen, wo sie leiden, meistens selbst die Schuld tragen und daß ihnen in tausend Fällen die Hülfe bloß deshalb fehlt, weil ihnen der Wille fehlt. Aber die Thiere wie die Kinder sind schuldlos und wehrlos. Und schuldlos und wehrlos ist auch der Neger. Wen sein Schicksal nicht zur Hülfeleistung aufruft, dem fehlt nicht bloß aller Rechtsbegriff, nicht bloß alles menschliche Gefühl, sondern auch aller Impuls jener Generosität, welche selbst den Rohesten gelegentlich elektrisirt, wo er den Schwachen und Hülflosen einem übermächtigen Quäler preisgegeben sieht.

Ich habe gelegentlich die Freiheitsbegeisterung in Thätigkeit gesehen, ich habe sie gesehen in den Revolutionskämpfen da drüben und in den Wahlkämpfen dieser Republik. Sie focht mit Säbel und Zunge, auf Schlachtfeldern und Tribünen, in Versammlungen und in der Presse. War sie eine ächte? Hatte sie kein anderes Ziel, als die Verwirklichung des ausgehängten Prinzips? Welchen Antheil hatte die Ruhm-, Stellen- und Geldgier an ihren Anstrengungen? Man prüfe alle diese Kämpfer individuenweise, man prüfe sie genau und dann urtheile man. Das „Vaterland" belohnt den Ehrgeiz, die „Partei" hat Stellen zu vergeben, der „Kandidat" hat den Beutel in der Hand. Für jeden ehrenhaften Charakter sollte das ein Grund der Abschreckung, statt ein Mittel der Anziehung sein. Prüft euch, die ihr Theil genommen habt, welches Motiv bei euch das entscheidende war und woher ihr den Muth nahmt, überall in Dienstleistung zu wetteifern und euch an die Spitze zu drängen, gleichviel ob ihr Fähigkeit und Verdienst besaßet oder nicht.

Habt ihr euch mit dem nämlichen Wetteifer vorgedrängt, wo es galt, dem armen Neger beizu-

springen? Er hat keinen Ruhm, keine Stellen, kein Geld zu vergeben. Das Einzige, das ihr als seine Advokaten und Beschützer euch versprechen könnt, ist der Haß der Aristokraten und die Verfolgung des Pöbels. Aber noch mehr. Nicht einmal seinen eigenen Dank habt ihr zu erwarten. Er versteht weder eure Sprache, noch kennt er euren Namen, noch hört er eure Stimme. Wenn ihr für Unterdrückte auf dem Sirius kämpft, könnt ihr ihnen persönlich nicht fremder sein, als den Negern dort unten, deren Fesseln ihr zerreißen sollt. Ist das nicht Abschreckung genug?

Wenn es für einen menschlichen Menschen noch eines Anziehungsmittels zur Theilnahme an dem Befreiungswerk der Neger bedürfte, so bestände es in der Reinheit dieser Theilnahme von allen Nebenmotiven, allen Bestechungsgründen und aller Hoffnung auf Dank und Lohn. Befreit ihr eure Stamm- und Parteigenossen, so wird man euch durch Auszeichnungen belästigen, durch Lobhudeleien beschämen, durch Belohnungen vor euch selbst verkleinern und manche Hand, die nicht werth ist, euch die Schuhriemen aufzulösen, wird euch eine Lorbeerkrone auf das Haupt setzen und manche Stimme, die nur würdig wäre, euch zu verleumden, wird euren Ruhm in die Wolken schreien. Befreit diesen armen Neger und er wird, sein lumpiges Bündel auf dem Rücken, anspruchlos und stumm an euch vorübergehen und es wird weder seine Unwissenheit durch irgend ein Zeichen, noch seine Mittellosigkeit durch irgend einen Lohn euch das Bewußtsein trüben, menschlich gehandelt und einem reinen Prinzip gedient zu haben. Das Einzige, das ihr von ihm zu erwarten habt, ist euer eigenes Zeugniß, daß ihr ein Mensch seid. Wundert ihr euch nun darüber, daß es so wenig wahre Abolitionisten gibt, daß die Politiker sich nicht um den „Nigger“ kümmern und daß selbst

die „Staatsmänner“ seine Befreiung nur in so fern in Betracht ziehen, als sie ein mögliches Mittel der Rettung gegen die siegreichen Rebellen ist?

Barbaren unterdrücken ihn, und Barbaren sollen ihn befreien? Als freie Menschen wolltet ihr es nicht; werdet ihr es können als bedrängte Spekulanten? Dann müßtet ihr eine Ausnahme machen von allen Denen, welche endlich aus Noth Recht, Freiheit und Humanität anriefen, denen aber die Nemesis das vernichtende Wort in's Gesicht höhnte: „Zu spät!“

Armer Neger, hilf dem mächtigen Amerikaner, der dir nicht helfen wollte! Die Nemesis wird antworten: zu spät, er ist es nicht werth, er gehe zu Grunde, damit er als Unglücksgefährte des armen Negers lerne ein Mensch zu sein!

* * *

— Die Rebellen haben jetzt über 40,000 Sklaven an der Arbeit, um die Rappahannock-Linie zu festigen, so daß deren Forcirung, wenn es überhaupt dazu kommt, vielleicht 20,000 Menschenleben kosten wird. Was liegt daran? 20,000 Menschenleben bedeuten nichts bei dem segenbringenden Werke der Erhaltung der Sklaverei. Wenn Herr Lincoln, der Ehrliche und Menschenfreundliche, wüßte, daß die männliche Bevölkerung des Nordens bis auf den letzten Mann in Virginien begraben würde, er ließe sie ruhig einscharren ehe er an Abschaffung der Sklaverei dächte, und diese ganze männliche Bevölkerung ließe sich eher das Einscharren gefallen, als sie daran dächte, ihren Diener in Washington zur Unterzeichnung einer Emanzipations-Ordre zu zwingen.

* * *

Die Zeitungen verkünden einen großen Sieg: die Stadt Washington nebst Herrn Lincoln und

sonstigen Kleinodien gerettet, Maryland gesäubert, das Rebellenheer drei Mal täglich vernichtet und seine Generäle wo möglich ein Dutzend Mal gefangen oder getödtet. Ich will annehmen, daß es mit Allem seine Richtigkeit habe, ich will sogar so weit gehen, Richmond als gefallen, die Rebellion als gebrochen, das Konfiskationsgesetz als ausgeführt, ja die Emanzipation der Sklaven als vollbracht vorauszusetzen. Das Alles mag in der Zukunft möglich sein, ja man kann sagen, es wird trotz allem bösen Willen und allen Unthaten Derer, welche es bis jetzt hintertrieben haben, gewiß sein, weil außer dieser Annahme keine andre übrig bleibt, als die, daß ein Volk von zwanzig Millionen seine Freiheit und Macht nur benutzen werde, um sich mit aller Gewalt unrettbar in's Verderben zu stürzen. Aber, frage ich, wird das Alles im Stande sein, die schmachvolle Vergangenheit gut zu machen, die nachwirkend hinter uns liegt, und die hochstehenden Verbrecher zu exkulpiren, welche sie auf dem Gewissen haben? Wenn die Republik nicht zu Grunde geht, haben an dem Verdienst ihrer nothdürftigen Rettung, ihrer Rettung in der elften Stunde, Diejenigen Theil, welche Alles und Alles gethan oder unterlassen haben, sie zu ruiniren, und wenn das Volk ihnen zum Trotz sich aufrecht erhält, wird es dieß bloß thun, um sagen zu können, es habe mit seinem letzten Blut und Geld die Gewissenlosigkeit seiner Diener endlich unschädlich gemacht? Werden die ungeheuren Opfer, die es gebracht, bloß auf der Rechnung seines Patriotismus figuriren, während es sich sagt, daß ihm der größte Theil derselben hätte erspart werden können und daß es sich thatsächlich mehr für die Schlechtigkeit seiner Leiter geopfert hat, als für die Rettung der Republik? Wenn eine halbe Million Menschen gefallen und tausend Millionen Dollars verthan sind, während bei

pünktlicher Pflichterfüllung der Administration durch ein Opfer von 50,000 Mann und 200 Millionen Dollars die ganze Gefahr hätte überwunden werden können, sollen dann 550,000 Menschenleben und 800 Millionen Dollars bloß deßhalb als Bagatelle behandelt oder mit dem Schwamm der Vergessenheit ausgestrichen werden, weil sie auf die Rechnung von — **Abraham Lincoln** kommen?

Ich mögte wissen, ob diese Frage mit Ja solle beantwortet werden für den angenommenen Fall, daß alle Gefahr wirklich schon beseitigt und die Republik wirklich schon gerettet sei trotz Abraham Lincoln. Nun aber ist dieser Fall keineswegs schon eingetreten, vielmehr sind wir trotz allen neueren Siegen noch nicht weiter, als wir vor Monaten waren, um wenn auch das Ende vom Anfang erreicht ist, der Anfang vom Ende liegt noch immer in weiter Ferne. Ja, unter der Leitung, die bisher mit dem Schicksal des Landes ein so frevelhaftes Spiel getrieben, ist gar nicht vorauszusehen, wann der Zeitpunkt gekommen sein wird, wo eine Wiederholung der erlebten Zustände als unmöglich kann betrachtet werden. Ist es deßhalb nicht noch immer der Mühe werth, diese Leitung wo möglich zu ändern? Ist es nicht jetzt noch eben so wichtig und nöthig, sie zur Rechenschaft zu ziehen, wie in den Zeiten vergangener Schmach und Niederlagen? So wie die Schuld dieser verbrecherischen Leitung nie erlöschen kann, so kann auch die Vorkehr gegen die Erneuerung ihrer Verbrechen niemals überflüssig sein, so lang der gefährlichste Feind am Ruder ist, den die Republik jemals gehabt hat. Man lege in die eine Waagschaale alle Fehler und alle Pflichtverletzungen früherer Präsidenten nebst allen Schandthaten und Verbrechen von Jeff. Davis und seinen Mitschuldigen, in die andre aber die

Verwaltung von Abraham Lincoln während der letzten achtzehn Monate, und man wird die erste Waagschaale hoch in die Luft schnellen sehen. Es gibt fast keine Familie mehr im ganzen Lande, die Abraham Lincoln nicht anzuklagen hätte wegen eines verlorenen Lebens. Ihn verklagt das Elend der Armen, die Qual der Verwundeten, die Hülflosigkeit der Verstümmelten und das Verschwinden der Todten. Um Washington erstreckt sich auf Hunderte von Meilen ein einziger Kirchhof, auf dessen Gräbern vom Weißen Hause aus die Inschrift kann gelesen werden: gestorben für Abraham Lincoln. Diesen Abraham Lincoln verklagt die Zerrüttung und Zerfleischung der Republik im Innern, wie ihre Schande und Gefahr im Auslande und diesen Abraham Lincoln verklagen vier Millionen Sklaven, deren Fesseln er lösen konnte, die er aber gefühl- und gewissenlos in Banden ließ.

Hat es seit Napoleon, dem Todtengräber von sechs Millionen Menschen, irgendwo ein Wesen gegeben, daß mit solcher steinernen Gleichgültigkeit das massenhafte Hinschlachten betrieb oder an sah, wie dieser gefühlvolle Abraham Lincoln? Hat man je gehört, daß sein Nervensystem afficirt worden durch das Röcheln und Blutrieseln, das seit achtzehn Monaten fast täglich rings um ihn her durch die Fenster des Weißen Hauses in seine Ohren drang? Ist je ein Mensch in solcher Stellung mit solcher indianischen Stumpfheit Zeuge einer solchen wüsten zweck- und resultatlosen Metzelei und Zerstörung gewesen? Wer die Leiden eines einzigen Soldaten überdenkt, der sich matt und krank auf dem Marsch durch ein feindliches Gebiet dahin schleppt, oder eines einzigen Verwundeten, der verlassen auf dem verödeten Schlachtfelde im Sonnenbrande schmachtet, oder eines einzigen Sterbenden, der vergessen und verzweifelnd in einem Sumpf oder Graben seinen letzten Seufzer

aushaucht, und wer sich nun alle diese Leiden vertausendfacht in allen erdenklichen Lagen und Formen vormalt, wird der sich nicht gestehen, daß er sich nur als Vieh oder Kannibale die Möglichkeit vorstellen könnte, sie länger zu ertragen, wenn er ihnen durch irgend ein Mittel ein Ende zu machen vermögte?

Abraham Lincoln **konnte** ihnen ein Ende machen, aber Abraham Lincoln hat es nicht gewollt. Eine ganze Hölle von Qualen Derer, die ihn zum Präsidenten gemacht, rührt ihn so wenig wie das Elend der Sklaven, die ihn für ihren Befreier gehalten. Aber was ihn rührt, das ist das gekrümmte Haar der Verräther, die unter seinen Augen die Bürger der Republik abschlachten, und der bedrohte Beutel der Menschenhändler, unter denen er aufgewachsen ist.

Abraham Lincoln hat vor Zeugen erklärt, er wisse, daß die Befreiung der Sklaven der Rebellion ein Ende machen werde, und in dem Brief an Herrn Greeley hat er erklärt, daß, wenn er die Union durch die Emanzipation herstellen könnte, er es thun werde. Warum hat er trotz Alledem das Mittel nicht angewandt? Konnte es irgend eine Gefahr oder ein Unheil für das nördliche Volk herbeiführen? Kein Mensch denkt daran. Aber es hätte die Rebellen empfindlicher getroffen, als die Lincolnsche Kriegführung, und konnte den „Brüdern“ in dem „loyalen“ Verrätherstaat Kentucky ihr zweibeiniges „Eigenthum“ kosten. Für sie mußte das nördliche Volk weiter bluten und zahlen, für sie mußte die Existenz der Republik immer von Neuem riskirt und die Krankheit der Rebellion zu einer chronischen gemacht werden. Und wenn die Sorge für das Interesse der Menschenhändler etwa noch einer Stütze bedurfte, so fand sie dieselbe in dem bornirtesten und inhumansten Negerhaß. Vergebens erbot sich der

Patriotismus der Farbigen, die Leiden und Gefahren des Kriegs mit ihren weißen Mitbürgern zu theilen. Es hätte dem Präsidenten den Schlaf gekostet, wenn das Blut der weißen Bürger wäre gespart worden durch den Beistand der schwarzen.

Abraham Lincoln nennt sich den Diener des Volks und er hat sich wiederholt das Ansehen gegeben, als werde er die Freiheit der Sklaven proklamiren, wenn der Wille des Volks mit ihm sei. Welches Mittel, außer der Revolution, soll das Volk noch anwenden, um ihm diesen Willen kundzuthun? Die ganze **Presse,** mit Ausnahme der verworfensten Verräther-Blätter, hat die Emanzipation verlangt. Eine Menge hervorragender Patrioten in öffentlichen Stellungen haben sie verlangt. Eine Menge Korporationen und Assoziationen haben sie verlangt. Eine Menge Deputationen und Komite's haben sie verlangt. Eine Menge Petitionen und Resolutionen von Einzelnen und Konventions-Delegaten haben sie verlangt. Wann aber hat man gehört, daß eine einzige Deputation oder Korporation dagegen protestirt hätte? Mit Ausnahme „demokratischer" Verräther haben selbst die konservativsten Stimmen des Landes darauf gedrungen, daß das Uebel der Rebellion an der Wurzel angefaßt und dem Krieg durch Entfesselung der Sklaven ein Ende gemacht werde. Das **Volk** hat also gesprochen und der „**Diener** des Volks" ist über seinen Willen nicht mehr im Zweifel. Aber die Sympathien für die Menschenhändler wiegen schwerer, als die Interessen freier Bürger, und die geheimen Einflüsterungen kentuckischer Verräther sind mächtiger, als die Stimme des ganzen nördlichen Volks, und keine Kalamität ist groß genug, um in den Augen des Herrn Lincoln den Kummer zu überwiegen, den die Befreiung unterdrückter Menschen ihren Unterdrückern bereiten könnte.

Doch wer wird noch glauben, daß es Abraham Lincoln darauf ankomme, die Maßregeln seiner Politik von der vorherigen Billigung des Volkes abhängig zu machen? Hat er nicht die Fremontsche Proklamation umgestoßen, obschon er sie vom ganzen nördlichen Volk gebilligt sah? Hat er die uniformirten Menschenjäger gezüchtigt, obschon das ganze Volk sie verurtheilte? Hat er die gewissenlosen Generäle entfernt, welche unter dem Fluch des ganzen Volks dessen Söhne nutzlos auf die Schlachtbank führten? Hat er das Volk gefragt, ob es eine Million Soldaten stellen wolle, um die Folgen einer menschenmörderischen Politik durch Ausfüllung der blutigen Lücken zu tragen? Hat er das Volk gefragt, ob und wie lang es täglich drei Millionen zahlen wolle für die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit seiner „Diener"? Hat er das Volk gefragt, ob es geneigt sei, die 500 Millionen zu zahlen, die er ohne Weiteres seinen „Brüdern" in den Grenzstaaten für ihre Sklaven anbot? Noch nie, bei keiner einzigen Gelegenheit, hat man den Herrn Präsidenten besorgt gesehen um den Willen des Volkes, wo es galt, dessen Kraft, Blut und Geld für das Interesse der Sklavenhalter oder für die Sünden einer sklavenhalterfreundlichen Politik in Anspruch zu nehmen. Warum sollte denn Abraham Lincoln so ängstlich verlegen sein um den Willen dieses Volkes, wo es gilt, eine Frage zu Gunsten der Freiheit zu entscheiden und dadurch die Republik zu retten?

Nur Thoren können glauben, Abraham Lincoln zweifle daran, er könne unter Akklamation des Volks j e d e s Gute thun, nachdem er unter der Verwünschung des Volks jedes Schlechte gethan oder hat thun lassen.

Abraham Lincoln kann sich so wenig mehr mit Ungewißheit über den Willen des Volks wie mit

Zweifeln über die Folgen einer bessern Politik entschuldigen, denn die Erfahrung belehrt ihn auf Kosten des ganzen Landes, daß keine Politik in der Welt schlechtere Früchte tragen kann, als die bisher befolgte. Nur entschiedenem Blödsinn wäre es möglich, dieß nicht zu erkennen, deßhalb kann, da der Blödsinn nicht zur Entschuldigung dient, die Schuld nur beim bösen Willen gesucht werden, beim bösen Willen Dessen, der Präsident ist Derer, welche ihn nicht gewählt haben, Beschützer Derer, die ihn zu stürzen suchen, und Verräther Derer, die er berufen ist zu vertreten.

Die Frage, ob Abraham Lincoln Rücksicht auf den Willen des Volks nehme, wird am Klarsten und Entschiedensten beantwortet durch die Haltung, die er dem Konfiskationsgesetz gegenüber angenommen hat. In Bezug auf dieses Gesetz handelt es sich nicht mehr um Errathung oder Auslegung eines zweifelhaften Volkswillens, sondern es handelt sich um ein bestimmt ausgesprochenes Gebot der Repräsentanten dieses Volks. Und dieses Gesetz wagt der erste Diener des Volks, dessen drittes Wort Konstitution und Gesetz ist, durch unterlassene Ausführung zu anulliren, weil es die Menschenhändler und Rebellen an ihrer schwächsten Seite faßt. Selbst dessen unverfänglichste Bestimmungen, die Vermögenskonfiskation betreffend, werden nur an einzelnen Personen und im Staat Missouri in Ausführung gebracht. Von der gebotenen Befreiung der Rebellen-Sklaven aber ist nirgendwo die Rede, denn das Wort Freiheit will nicht über die Lippen eines Mannes, dem die Verleugnung jedes sittlichen Prinzips eine Probe staatsmännischer Würde zu sein und dem ein Gesetz des Kongresses so wenig zu gelten scheint wie ein Gesetz der Humanität, wo es die Erweiterung der menschlichen Freiheit gebietet. Was Herr Lincoln bei Nichtausführung des Konfiskationsgesetzes beab-

sichtigt, ist leicht zu errathen; er will nicht bloß jede Gefahr eines Verlustes für seine „Brüder“ in den Grenzstaaten fern halten, sondern sich auch die Möglichkeit sichern, von dem, durch den Kongreß ihm unkluger Weise bewilligten Begnadigungsrecht in der umfassendsten Weise zum Besten der Menschenhändler und zum Schaden des Nordens Gebrauch zu machen.

Theils gläubige Schwäche, theils Partei-Eigennutz, theils verächtliche Feigheit hat die Schuld des bisherigen Unheils auf die Rechnung der einzelnen Werkzeuge geschrieben, durch welche die herrschende Politik ihr verderbliche Wirksamkeit geübt hat. Erst in neuester Zeit beginnt man sich an die rechte Adresse zu wenden. Kein General hat die Schuld, kein Minister hat die Schuld, kein Werkzeug hat die Schuld: **Abraham Lincoln hat die Schuld.** Auch Wendell Philipps, der früher ebenfalls die Schwäche beging, an die „Ehrlichkeit“ des Winkeladvokaten von Springfield zu glauben, später aber, bald durch die Erfahrung enttäuscht, sein Verdammungsurtheil über ihn aussprach, hat neuerdings wieder indirekt ihn aus dem Spiel gebracht, indem er darauf dringt, daß eine erhoffte andre Politik auch durch andre Minister ausgeführt werde. Philipps stellt sich also auf den Standpunkt der konstitutionellen Fiktion, welche die Majestät aus dem Spiel läßt und die Entscheidung bei den Ministern sucht. Aber in den Ver. Staaten gilt keine Ministerverantwortlichkeit im Sinn des monarchischen Unsinns. Der **Präsident** ist es, der in allen Dingen entscheidet und der für seine Minister einzustehen hat. Wenn Philipps meint, eine neue Politik werde ohne die gehofften Folgen bleiben, wenn die bisherigen Minister sie ausführen, so fragen wir: was würden neue Minister mit einer neuen Politik nützen, wenn der alte Präsident mit seiner alten Politik sie beherrschte?

Wenn es Herrn Lincoln mit einer neuen Politik Ernst wäre, würde er sie auch durch die alten Minister können ausführen lassen, oder dieselben zur Abdankung zwingen. Wie wünschenswerth und nöthig auch neue Minister wären, so sind doch sie es nicht, mit denen die Aenderung zu beginnen hat. Auf das Haupt kommt es zunächst an, nicht auf die Glieder, auf den Herrn, nicht auf die Werkzeuge. Diese ändern sich mit jenem von selbst. Abraham Lincoln ist es, der geändert, oder, wenn er nicht zu ändern ist, in Anklagezustand versetzt und entfernt werden muß.

Entfernt! Fast könnte man glauben die Gründer der Konstitution hätten die bloße Absetzung des Präsidenten zu seiner höchsten Strafe gemacht, in der Voraussicht, daß derselbe Verbrechen begehen könne, zu deren Abbüßung keine Strafe der Welt schwer genug sei. Oder haben sie etwa vorausgesetzt, in Fällen, wo er mehr als Absetzung verdiene, werde das Volk selbst seine Bestrafung in die Hand nehmen? Wenn die Geduld, die das amerikanische Volk mit Abraham Lincoln gehabt, aus Großmuth entspringt, so hat es diese Tugend bis zur Höhe des Verbrechens geübt; entspringt sie aus Unverstand, so hat es ihn bis auf den Gipfel des Blödsinns getrieben; geht sie aber aus Servilismus vor der amtlichen Autorität hervor, so begreift man nicht, daß es die Demokratie nicht schon längst abgeschafft und sein Schicksal in die Hände der unbeschränktesten Majestät gelegt hat. Denn es kann dreist behauptet werden, daß, was die Administration von Abraham Lincoln ungestraft verschuldet, kein Monarch in Europa hätte wagen können, ohne eine Revolution hervorzurufen.

Eine Revolution im Angesicht des drohenden Feindes würde ein gewagtes Unternehmen sein und man würde sich bedenken, sie zu beginnen, selbst wenn man die Gewalt hätte sie zu veran-

lassen. Ihre Wirkung möglichst zu ersetzen, gibt es noch andre Mittel, zu deren Anwendung bloß ein Minimum von moralischem Muth und Thätigkeit gehört. Es könnten z. B. die Gouverneure der nördlichen Staaten sich vereinigen, um Herrn Lincoln zur Aenderung seiner Politik, oder zur Niederlegung seiner Stelle aufzufodern; es könnten Massen-Deputationen mit demselben Auftrag nach Washington gesandt werden u. s. w. In der Voraussicht jedoch, daß solche Vorschläge an der hergebrachten Indolenz oder Zaghaftigkeit scheitern, proponire ich, Eingaben an den, nach zwei Monaten wieder zusammentretenden Kongreß vorzubereiten und möglichst zahlreich zu unterzeichnen, worin die Volksvertreter aufgefodert werden, **Abraham Lincoln in Anklagezustand zu versetzen.**

Sollte man aber einen solchen Antrag auf dem Grabe von 200,000 nutzlos hingeschlachteten Bürgern für zu stark oder gewagt halten, so schlage ich vor, den Kongreß gehorsamst um Einleitung einer Aenderung der Konstitution durch Entfernung des Paragraphen über die Verantwortlichkeit des Präsidenten und durch Einschaltung des folgenden Amendements zu bitten:

„Der Präsident ist unverantwortlich, unverletzlich und geheiligt. Je leichtfertiger er die Interessen der Bürger benachtheiligt, je gewissenloser er ihr Gut und Blut verschwendet, je rücksichtsloser er die Freiheit antastet und die Republik in Gefahr bringt, je schamloser er allen schlechten Zwecken dient und allen guten entgegenarbeitet, desto mehr Gelegenheit gibt er allen guten Bürgern, ihren Gehorsam gegen die amtliche Autorität und ihren Respekt vor Gesetz und Ordnung an den Tag zu legen. Die Bestimmung eines freien Volks ist, sich ohne Klage und Widerstand von Denen knechten und opfern zu lassen, die es zur Bewachung seiner Freiheit und zur Wahrung seiner Interessen. gewählt hat."

Sollte etwa ein solcher Antrag dem Bedürfniß der Zeit und der öffentlichen Stimmung entsprechen, so habe ich nichts mehr zu sagen. Ich gestehe jedem Individuum das Recht zu, sich das Leben zu nehmen, und wenn auch ein ganzes Volk seinen souverainen Willen darauf gesetzt hat, Selbstmord zu begehen, so hört natürlich aller Rath auf und aller Einspruch hat ein Ende.

Nachschrift. Nachdem Vorstehendes schon gesetzt war, erschien eine, vom 22. Sept. datirte Proklamation des Herrn Lincoln über „Emanzipation der Sklaven von Rebellen". Diese Proklamation rechtfertigt die strengsten Urtheile, die jemals über Herrn Lincoln, diesen Judas der Freiheit, gefällt worden sind. Sie besagt Folgendes:

1, der Krieg hat den Zweck, „praktisch das konstitutionelle Verhältniß unter den Staaten wieder herzustellen", d. i. wo möglich mit Einschluß der Sklaverei.

2, Der Präsident will dem nächsten Kongreß abermals seinen, vom vorigen bei Seite gelassenen Vorschlag wiederholen, denjenigen Staaten, welche alsdann nicht in Rebellion sind und sich bereit erklären, die Sklaven zu emanzipiren und in's Ausland zu senden, den erschöpften Säckel des Volks zu öffnen.

3, **Vom 1. Januar 1863** ab sollen alle Sklaven in denjenigen Staaten oder Theilen von Staaten, welche alsdann noch im Zustande der Rebellion sind, für immer frei sein.

4, Diejenigen Staaten oder Theile von Staaten, welche am 1. Jan. im Kongreß repräsentirt sind, mögen sie noch so viel rebellirt haben, sind alsdann so zu behandeln, als wären sie so loyal geblieben wie Ohio oder Minnesota.

5, **Jetzt erst** befiehlt Herr Lincoln, die Kongreßakte zu beachten, wonach

a, das Militair sich nicht mit der Menschenjagd befassen soll,

b, kein Sklavenhalter ein Recht auf einen geflohenen Sklaven haben soll, wenn er nicht beweis't, daß er stets loyal geblieben,

c, alle Sklaven von Rebellen frei sein sollen, welche ihren „Herrn" entfliehen in den Bereich der Armee, oder von denselben verlassen sind, oder **sich an Orten befinden, welche von der Unions-Armee besetzt worden oder künftig besetzt werden** (d. h. schließlich in der ganzen Union).

So weit der Inhalt der Proklamation (welche von Bewaffnung der Neger natürlich gänzlich schweigt).

Man sieht auf den ersten Blick, daß der ganze Zweck derselben ist, so viel von der Sklaverei zu retten, oder den Sklavenhaltern auf Kosten des nördlichen Volks so viel Verbrecherlohn zukommen zu lassen, wie nur immer möglich ist. Deshalb soll das Volk nicht bloß den Sklavenhaltern der Grenzstauten, sondern sogar denen der Rebellenstaaten, wenn sie nach ein Paar Monaten erobert sind oder die Waffen niedergelegt haben, den letzten Cent zum Opfer bringen. Und um diesen Zweck zu sichern, erfrecht sich der Herr Präsident sogar, den nämlichen Kongreßakt, auf den er erst jetzt „die Aufmerksamkeit" hinlenkt, zu annulliren, indem er dessen Gültigkeit theilweise erst vom 1. Januar ab datirt. Dieser Akt bestimmt, daß vom Tage seines Erlasses ab die Rebellensklaven in allen zu okkupirenden Gebieten frei sein sollen. Herr Lincoln aber will alle Gebiete, in denen vor dem 1. Januar die Rebellion aufhört, seinen Akt entziehen.

Es muß darauf hingearbeitet werden, daß der Kongreß

1, das Ankaufungsprojekt verwirft,

2, Herrn Lincoln in Anklagezustand versetzt und

zwar jetzt um so mehr, da er willkürlich die Wirksamkeit eines Gesetzes, das er bis heute unausgeführt gelassen, zu beschränken sucht.

Mag ein Freund der Humanität noch so patriotisch sein, Herr Lincoln kann ihn zu dem Wunsch bringen, daß die Rebellion nicht vor dem 1. Januar zu Ende gehen möge.

* * *

Die Bemerkungen in der vorigen Nummer hatte ich kurz vor dem Schluß des Blattes flüchtig hingeworfen, als die s. g. Emanzipations-Proklamation eben erschienen war. Aber obschon ich seither dieß Dokument nochmals der genauesten Prüfung unterworfen und unterdessen eine Menge, dem meinigen völlig entgegengesetzter Urtheile darüber gelesen habe, bin ich nicht im Stande, mit Ueberzeugung ein Wort von dem Gesagten zurückzunehmen. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes halte ich es aber der Mühe für werth, meine Bemerkungen durch genauere Beleuchtung der entscheidenden Punkte weiter auszuführen.

Bei der Deutung dieses, **vom Minister des Aeußern** mitunterzeichneten Dokumentes ist es von Belang, sich zunächst über die Ursachen klar zu werden, denen es seine Entstehung verdankt. Kein Mensch, der über Herrn Lincoln und seine Politik ein Urtheil hat, wird daran zweifeln, daß er zur Erlassung einer Proklamation, welche von Sklavenbefreiung redet, nicht durch eigene Motive, nicht durch den Eifer für Freiheit und Humanität, nicht durch Jeffersonsche Vorsorge für die Zukunft der Republik, sondern nur durch eine zwingende äußere Nothwendigkeit veranlaßt worden ist. Worin bestand diese Nothwendigkeit? Nachdem Garibaldi gefangen war, sagten wir: die Abolitionisten können wieder hoffen. Mit der einstweiligen Unschädlichmachung des italienischen „Demagogen", welcher

den europäischen Machthabern schlaflose Nächte verursachte und die amerikanischen Interventionsgelüste vertrieb, trafen noch weit wichtigere Umstände zusammen: nämlich, die Nachrichten von der schmählichen Niederlage der Unionstruppen bei Bull Run, Nachrichten, welche von den Rebellen-Agenten in Europa auf die beste Weise ausgebeutet und, laut erhaltener Instruktion, schon im Voraus durch die in Richmond antezipirte Invasion in die nördlichen Staaten, die Einnahme von Washington u. s. w. bereichert und unterstützt wurden. Nach allem Diesem und zweifelsohne auch dem Inhalt der Depeschen des Gesandten in London und Paris gemäß war der Moment gekommen, wo die Anerkennung der südlichen Konföderation in Europa an einem Faden hing, und es galt, dieselbe durch irgend ein Mittel möglichst aufzuhalten. Worin sollte dieß Mittel bestehen? Die bloße Zurücktreibung der Rebellen über den Potomak konnte nicht genügen und weitere militärische Erfolge müssen, den früheren Erfahrungen nach, in Europa als zweifelhaft erscheinen, jedenfalls können sie nicht eher in Rechnung kommen, als bis sie zu feststehenden und gleichzeitig zu entscheidenden Thatsachen geworden sind. Es gab also kein besseres Ersatzmittel, als irgend eine Kundgebung, welche auf die öffentliche Meinung in Europa einwirken und durch Gewinnung der Sympathie der Völker die Beherrscher derselben lähmen konnte. Daß die Proklamation diesen Zweck hat, also hauptsächlich den europäischen Despoten ihre Entstehung verdankt, wird jetzt zum Ueberfluß von wohlunterrichteten Korrespondenten aus Washington ohne Umschweife versichert und es spricht auch dafür der Umstand, daß sie 48 Stunden nach ihrer Abfassung schon veröffentlicht wurde. Eine solche Eile war durch keine augenblickliche Nothwendigkeit der

innern Politik oder Kriegführung geboten und man ist sie auch an Herrn Lincoln nicht gewöhnt, der bei der Veröffentlichung aller Ergüsse seiner Feder sicher das Horazische nonum prematur in annum beobachten würde, wenn er Zeit dazu hätte. Ueberdieß hat derselbe früher die Befreiung der Sklaven auf dem Weg der Proklamation versöhnt. Wenn er jetzt dennoch eine Proklamation über diesen Gegenstand zu einer Zeit erläßt, wo er militairisch weniger im Stande ist, sie auszuführen, als früher, so muß er es dabei mehr auf die Kundgebung einer Richtung abgesehen haben, als auf die Ausführung einer That.

Die Nothwendigkeit, nach Außen die drohende Intervention moralisch zu pariren, wurde außerdem unterstützt durch gewichtige Mittheilungen, wonach man im Süden wirklich mit dem Plan umging, die europäische Anerkennung durch eine Schein-Emanzipation zu erkaufen, (die man natürlich nach Erreichung des augenblicklichen Zweckes später wieder über den Haufen geworfen hätte). Es galt also, der Schein-Emanzipation des Südens durch irgend eine Demonstration zuvorzukommen, und man that es ebenfalls durch eine — Schein-Emanzipation. Ob man dadurch seinen Zweck erreicht, ist eine Frage, die wir vorläufig mit Nein beantworten, da man in Europa strenger prüft, als hier, und überdieß die Proklamation den Sklavenhaltern Zeit läßt, ihre Wirkung durch ein Paroli aufzuheben.

Als drittes Motiv wird noch die Nothwendigkeit hinzugetreten sein, dem immer stärker werdenden Drängen der öffentlichen Meinung im Norden, der Wirkung der Gouverneurs-Konvention u. s. w. zu begegnen und Forderungen, die man um keinen Preis erfüllen wollte, zeitig durch Konzessionen zu paralysiren, welche wenigstens Schein der Freiheit genug haben, um das Drängen auf wirkliche Freiheit zu lähmen.

Herr Lincoln=Seward hat also weder die Sklaven befreien, noch der Wiedergeburt der Republik vorarbeiten, noch die Rebellion durch Emanzipation direkt vernichten — denn für diese Zwecke wirkt sie nichts, — sondern nur durch ein Manöver

der auswärtigen Intervention,
der südlichen „Emanzipation“ und
der nördlichen Revolution

zuvorkommen wollen. Gleichzeitig scheint er von der Hoffnung ausgegangen zu sein, die Proklamation werde als Drohung, Warnung und Lockung die Rebellenstaaten zur Niederlegung der Waffen bewegen und die Grenzstaaten von dem Anschluß an die Rebellion abhalten können.

Sehen wir nun zu, wie diese Auslegung zu dem Inhalt der Proklamation paßt.

Zur Würdigung ihrer „Tragweite“ gibt es kein besseres Mittel, als Zusammenstellung derselben mit der Konfiskationsbill und Beantwortung der Frage, ob sie mehr oder weniger bietet, als durch jene Bill schon gesichert war.

Diejenige Klausel der Konfiskationsbill, wonach die befreiten Neger auch zum wirklichen Militairdienst verwandt werden können und welche für die direkte Bekämpfung der Rebellion durch Vermittlung der Neger die wirksamste Bestimmung enthielt, ist schon durch eine frühere Bekanntmachung der Administration beseitigt, wonach sie die Neger bloß als Arbeiter benutzen will (im Westen werden sie sogar für Rechnung des Gouvernements von Generälen als Arbeiter an Andre ausgemiethet), und jener Bestimmung wird in der jetzt erlassenen Proklamation mit keinem Wort Erwähnung gethan. Indem Herr Lincoln also erst jetzt, zwei Monate nach Erlassung der Konfiskationsbill, deren Ausführung theilweise anbefiehlt und zwar ebenfalls aus Rücksicht auf

L. Napoleon u. s. w. — läßt es gleichzeitig einen Paragraphen derselben, der die größte Wichtigkeit hat, bei Seite, bleibt also in Bezug auf die Negerbewaffnung hinter derselben zurück.

Als einen Ersatz für jenen Paragraphen könnte man denjenigen Passus der Proklamation deuten, welcher die Militairbehörden anweis't, nach dem ersten Januar nicht mehr als Büttel der Sklavenhalter deren Sklaven an Erringung ihrer Freiheit zu hindern. Aber dieser Passus konstatirt bloß, daß sie, trotz dem Krieg, trotz der Rebellion und trotz dem Konfiskationsgesetz, **jetzt noch als solche Büttel betrachtet werden,** und hat unserer Ansicht nach bloß den Zweck, den Eindruck solcher empörenden Fälle zu verwischen, wie das in New-Orleans vorgekommen, wo Sklaven, die Rebellen entflohen wären, von Polizei und Soldaten mörderisch angegriffen und trotz dem Konfiskationsgesetz in die Sklaverei zurückgeliefert wurden. Ist es nicht ein wahres Verbrechen, daß Herr Lincoln dergleichen erst am 1. Januar will aufhören, also bis dahin noch will bestehen lassen? Sollte er übrigens auch, wie manche meinen, durch jenen Passus der Armee anbefohlen haben, Sklaven-Insurrektionen nicht zu unterdrücken; so läßt selbst diese Auslegung keine praktische Resultate von Bedeutung voraussetzen. Wären im Angesicht der **Rebellen**-Armee Sklaven-Insurrektionen möglich, so würden sie auch ohne die Proklamation längst erfolgt sein. Sie sind sicher nicht durch die Furcht der Sklaven vor der **Unions**-Armee zurückgehalten worden. Möglich werden sie erst, **wenn diese Armee sie unterstützt und hervorruft,** nicht dadurch, daß dieselbe sie bloß nicht niederschlägt. Man denke sich die Verhältnisse wie sie wirklich sind und die Vorstellung wird völlig absurd. Da nämlich, wo die Unionsarmee gebietet, ist keine Sklaven-Insurrektion am Platz oder nöthig; wo

sie aber einen Zweck hätte, da gebieten die Rebellen, folglich müßte zu ihrer Erdrückung die Unions-Armee sich förmlich mit der Rebellen-Armee vereinigen. Hält Jemand das für möglich? Und wenn es nicht möglich ist, wie soll dann das Verbot dieser Unmöglichkeit mehr wirken, als die Unmöglichkeit selbst?

Die Konfiskationsbill hat alle Sklaven der leitenden Rebellen, Beamten, Officiere u. s. w. schon seit zwei Monaten befreit; der 60tägige Termin aber, den sie der bei der Rebellion betheiligten Masse zur Anwendung der Konfiskation ihres Eigenthums (wozu auch die Sklaven gerechnet werden) gewährte, ist gerade bei Bekanntmachung der Lincoln'schen Proklamation abgelaufen. Folglich gibt es gar keine Sklaven von Rebellen mehr, welchen diese Proklamation extra zu gut kommen könnte: in Folge der Konfiskationsbill sind vom 23. September ab **alle** Sklaven **aller** Rebellen frei. Die Proklamation erklärt zwar, daß vom 1. Januar ab in allen rebellischen Gebieten alle Sklaven frei sein sollen, umfaßt also auch die von der Konfiskationsbill nicht einbegriffenen Sklaven loyaler Sklavenhalter; aber da es in besagten Gebieten keine solchen loyalen Sklavenhalter mehr gibt, Herr Lincoln sich überdieß sogar vorbehält, die als rebellisch zu betrachtenden Gebiete später speziell anzugeben und er sicher keine Residenz von loyalen Menschenhändlern in seinen Bann einschließen wird, geht seine Proklamation praktisch nicht weiter, als die Konfiskationsbill, und ist daher gerade in demjenigen Theil, der ihr den Hauptschein einer Befreiungsorder gibt, total nichtig oder überflüssig.

Dagegen erlaubt sie sich, unter dem Schutze

dieses Scheins die Konfiskationsbill in einer Weise zu beschränken oder zu verdrängen, daß dieselbe in ihrer wesentlichsten Bestimmung über das Schicksal der Sklaven und der Sklaverei möglicherweise vollständig aufgehoben wird. Die Bill bestimmt, daß "hereafter," also nach dem 17. Juli, **„alle"** Sklaven **„aller"** Rebellen (folglich in **allen** Staaten und Gebieten) als Kriegsgefangene angesehen und befreit werden sollen, sobald sie in den Bereich der Unionstruppen kommen, und da der Kongreß natürlich vorausgesetzt, daß die Unionstruppen endlich **alle** rebellischen Gebiete besetzen werden, hat er auch keinen Zoll breit von der Befreiung ausgeschlossen.

Was thut dagegen die Proklamation des Herrn Lincoln? Sie befiehlt zwar die Ausführung der erwähnten Bestimmungen des Konfiskationsgesetzes in allen rebellischen Gebieten, beschränkt sie aber der Zeit und dem Ort nach, indem sie sich erlaubt, zu befehlen,

> daß Rebellengebiete, auf welche die Konfiskationsbill, ohne alle Voraussicht eines Widerrufs oder einer Aenderung, Anwendung findet, vor dem ersten Januar aufhören können, von ihr betroffen zu werden.

So wie sie für Fortsetzung der Rebellion über den ersten Januar hinaus die (schon durch die Konfiskationsbill, wenn auch nicht formell, gesicherte) Abschaffung der Sklaverei als **Strafe** androht, so verspricht sie zur Aufgebung der Rebellion vor dem 1. Januar die Beibehaltung der Sklaverei als **Belohnung,** eine Belohnung, deren Sinn folgender ist: eine republikanische Regierung sagt einem außer allem Gesetz stehenden Verbrecher die ungehinderte Ausübung des größten aller Verbrechen, der Sklavenhalterei, zu, um ihn zum einstweiligen Aufgeben eines geringeren Verbrechens zu bewegen, das sie nicht Willens ist,

durch Vernichtung des größeren zu unterdrücken. Und indem sie diese schändliche Belohnung verspricht, wirft sie die Konfiskationsbill eigenmächtig über den Haufen. Dieser Bill zufolge **sind** die Sklaven in allen Rebellengebieten **heute schon frei „für immer"** und sie sind zur Ausübung ihrer Freiheit bloß auf die Flucht oder die Ankunft der Unionstruppen verwiesen; Herr Lincoln aber reicht ihren „Eigenthümern" neue Fesseln, als Entschädigung für die vor dem 1. Januar abzulegende Rebellenflinte. Herr Lincoln will also die Sklaverei wieder einführen, wo sie schon aufgehört hat zu existiren.

Aber nicht bloß Das. Indem er verkündigt, daß er dem nächsten Kongreß sein fluchwürdiges Abkaufungsprojekt wieder vorlegen werde, das früher bloß die Grenzstaaten beglücken sollte, erklärt er, dasselbe solle alle Gebiete umfassen, welche alsdann (nach dem Zusammentritt des Kongresses) nicht im Zustande der Rebellion sind. Gesetzt also — und wenigstens Herr Lincoln wird diesen Fall für möglich halten und erhoffen, — im Dezember sind alle Rebellenstaaten unterworfen oder freiwillig zum Gehorsam zurückgekehrt, so sollen nicht bloß alle Sklaven, denen die Wohlthat der Konfiskationsbill **praktisch** noch nicht zu Theil werden konnte, aber **gesetzlich** längst gesichert war, wieder von Rechtswegen Sklaven sein, sondern ihren Herrn, den früheren Rebellen, soll auch noch als Lohn für ihre Verbrechen der Kaufpreis für dieselben angeboten werden und der Kongreß soll diese Infamie begehen **unter Verschluckung seiner eigenen Konfiskationsbill!**

Solche abscheuliche Nichtswürdigkeiten verhüllt unter den groben Falten einer eben so verschmitzten wie plumpen Fassung ein Dokument, das von der Tollheit präsidentlicher Unterthanen wie eine magna charta begrüßt und der Unab-

hängigkeitserklärung an die Seite gestellt wird. Bei einer Serenade, welche Herrn Lincoln in Washington der Proklamation wegen gebracht wurde, betonte er wiederholt, daß er sich über den Sinn derselben nicht weiter erklären könne. Er hatte guten Grund dazu.

Trotz Alledem könnte die Proklamation, wenn sich nicht völlig unvorhergesehene Dinge ereignen, eine gute Wirkung haben, aber sie wird sie dann haben gegen die Berechnung des Herrn Lincoln und trotz ihrem Inhalt. Daß dieselbe von den oberflächlich urtheilenden und genügsamen Gegnern der Sklaverei und der Rebellion fast überall mit Jubel begrüßt wird, rührt zum Theil her von dem Mangel an genauerer Prüfung, zum Theil oder hauptsächlich aber von der Ueberraschung über den Gegensatz, den das Dokument scheinbar gegen die bisherige Haltung des Herrn Präsidenten bildet. Man hatte sich gewöhnt, ihm eine so unzerstörbare Parteilichkeit für die Sklavenhalter zuzutrauen, daß man ganz außer sich ist vor Freude, ihn in einer, dem Anschein nach, feindlichen Attitüde derselben gegenüberzusehen, und dabei in seine Motive so wenig eindringt wie in seine Hintergedanken. Daß er endlich nach abermaliger Bedrohung Washingtons, die seit zwei Monaten ignorirte Konfiskationsbill auszuführen, also seine „verdammte Schuldigkeit" als Gesetzvollstrecker **endlich theilweise** zu erfüllen beginnt, rechnen ihm die submissen Freiheitswünscher schon als unschätzbares Verdienst an, während im entgegengesetzten Fall der nahende Kongreß ihn hätte zur Rechenschaft ziehen müssen. Aber die Thatsache, daß man ihm überall Beifall klatscht, **weil** man seiner Proklamation einen freiheitlichen Inhalt aufdeutet, kann die Wirkung haben, daß die Emanzipationstendenz als herrschende Macht entschieden vom Norden Besitz nimmt und als „Stimme des Volks"

nicht bloß den renitenten Herrn Präsidenten, sondern auch die Armee unwiderstehlich vorwärts treibt. Dabei läßt sich als pikante Zugabe die weitere Thatsache acceptiren, daß die „demokratischen" Verräther des Nordens die Proklamation ebenfalls als ein Emanzipations-Dokument deuten und demgemäß plötzlich wie „begossene Pudel" den nämlichen Abr. Lincoln anknurren, den sie noch gestern mit grinsender Schadenfreude als einen der Ihrigen und als einen Bändiger der verruchten „Abolitionisten" besangen. Wenn sie nicht nachträglich die Proklamation als ein Prosklaverei-Dokument entziffern, sondern dabei bleiben, sie als die Grabrede der Sklaverei zu betrachten, gibt es für ihr künftiges Verhalten nur zwei Wege: entweder sie müssen, ihren ganzen Standpunkt unter den Füßen wegstoßend, durch „Unterstützung des Gouvernements" die Abschaffung der Sklaverei unterstützen, oder sie müssen, wie dieß zum Theil die „N. Y. Staatszeitung" schon thut, dieß Gouvernement als „revolutionair" bezeichnen und demgemäß bekämpfen. Was werdet ihr in dieser Zwickmühle thun, ihr verkappten Verräther? Das Mittel, an die „Wahlurne" zu appelliren, wird zu spät kommen; folglich — werdet ihr Fort Lafayette besuchen wollen, oder euch bei Jeff. Davis „enlisten" lassen?

Doch vielleicht entnehmen die „Demokraten" der Proklamation bei Zeiten einen Wink, der nahe genug liegt und gerade den Punkt betrifft, in welchem sich die mögliche Haupt-Verderblichkeit des Dokumentes zuspitzt. Dasselbe ist nämlich darauf berechnet, **einen Frieden durch ein Kompromiß einzuleiten,** oder möglich zu machen. Herr Lincoln will nach ein Paar Monaten alle Staaten, welche **dann** nicht mehr im Zustande der Rebellion sind, mittelst einer ganz neuen, rückwirkenden Rechtsdoktrin, oder einer eben so neuen, voraus-

greifenden Amnestiedoktrin als von jeher loyal betrachten, sie den „loyal“ gebliebenen Grenzstaaten gleichstellen und ihnen allen miteinander das Geld des ausgesogenen, schwerbelasteten, bis in die letzte Vene und den letzten Taschenwinkel heimgesuchten Volks für ihre Sklaven anbieten. Daß sie auf das Anerbieten eingehen würden, glauben sicher Wenige. Was aber soll geschehen, wenn sie es abweisen? Davon schweigt Herr Lincoln. Die einfache Folge wird also sein, daß es die Sklavenstaaten nach einer gewissen Zeit in der Hand haben, die Sklaverei "under the Constitution" beizubehalten, indem sie bloß das für die Ablösung angebotene Geld zurückweisen. Herr Lincoln kann alsdann sagen, er habe das Seinige gethan, und der ganze Krieg mit aller seiner Verschwendung an Blut und Geld hat der Freiheit bloß in der Person derjenigen Sklaven genützt, welche das Glück hatten, während desselben in's Ausland fliehen zu können. Die Proklamation ist schon früher von der "N. Y. Evening Post" als ein Ereigniß vorherverkündigt worden, „das der Rebellion ein Ende machen werde.“ Das wäre also so zu verstehen, daß sie ihr ein Ende zu machen beabsichtigt **nicht durch Zerstörung, sondern durch Rettung der Sklaverei,** um sie dann zu einem Versuch in der Zukunft in Stand zu setzen. Das ist ihr eigentlicher Kern und den haben selbst „radikale“ Blätter unter der täuschenden Hülse nicht erkannt!

Hätte Herr Lincoln sich auf einfache und strenge Durchführung der Konfiskationsbill beschränkt, er hätte der Freiheit einen Dienst gethan ohne die Proklamation. Die Proklamation ist ein Gegenmittel gegen die Konfiskationsbill, statt eine Unterstützung oder Erweiterung derselben zu sein, und implizirt einen neuen Verrath an der Freiheit. Und dafür bringt man Herrn Lincoln Serenaden

und die „N. Y. Tribüne“ und Andere rufen aus, die blöden Augen gen Himmel gerichtet: “God bless Abraham Lincoln!” Vielleicht werden es in einigen Monaten — die „Demokraten“ und Rebellen ausrufen.

Daß es gelingen werde, mittelst des Kongresses Herrn Lincoln in Anklagezustand zu versetzen und zu entfernen, daran ist bei dem jetzt plötzlich eingetretenen thörichten Umschwung der Stimmung nicht mehr zu denken, wenn nicht etwa neue bittere Enttäuschungen den früheren Unmuth bald wieder herstellen. Aber vielleicht wäre es möglich, durch eine scharfe Kritik der Proklamation die Nothwendigkeit von Schritten darzuthun, welche über sie hinausgehen und sie unschädlich machen. Dazu gehörte, außer Abweisung des schändlichen Abkaufungsprojektes, ein die Konfiskationsbill erweiternder Beschluß, mittelst des Kriegsrechts die ganze Sklaverei für abgeschafft zu erklären unter der Zusicherung einer billigen Beihülfe für loyal **gebliebene** Sklavenhalter.

Vielleicht liegt die beste Kritik der präsidentlichen Proklamation, wie sie ist, in dem Entwurf einer andern, wie sie hätte sein sollen. Mag die folgende flüchtige Skizze diesen Zweck erfüllen:

An das Volk der Vereinigten Staaten.

Wir haben bisher durch die Folgen einer Thorheit gelitten, welche, wenn länger fortgesetzt, von Seiten des Volks Selbstverrath und von Seiten der Behörden Vaterlandsverrath werden muß. Diese Thorheit bestand in der Schonung der Rebellen und in der Aufrechthaltung ihrer Hauptstütze, der Sklaverei. Gestehen wir, daß wir zu dieser Schonung nicht bloß durch zu weit getriebene Rücksichten auf konstitutionelle Garantieen, welche in den südlichen Staaten durch die Rebellion und den von ihr hervorgerufenen

Kriegszustand momentan eben so gut beseitigt sind wie die konstitutionellen Garantien der persönlichen Sicherheit, des Eigenthums und des Lebens, sondern auch durch eine sittliche Verschlechterung gelangt waren, welche, genährt durch die verderblichsten Partei-Doktrinen und abgehärtet durch lange Gewohnheit, die Hütung eines an Andren begangenen Unrechts mit mehr Eifer betrieb, als die Hütung der eigenen Menschenrechte. Wir haben für diese Verschlechterung, welche die Republik an den Rand des Verderbens geführt, schwer büßen müssen. Ihre Erkenntniß und Ablegung allein kann dieser Buße ein Ende machen; ihre Fortsetzung würde unser Untergang sein und zwar ein verdienter, denn sie würde beweisen, daß wir nicht bloß unheilbare Thoren, sondern auch unheilbare Verbrecher wären.

Der durch die frevelhafteste aller Rebellionen hervorgerufene Kriegszustand löst von unsern Händen alle Fesseln, welche uns die für die Sklaverei ausgebeuteten Bestimmungen der Konstitution seither angelegt hatten, und gibt uns volle Freiheit, nicht bloß alle nöthige Mittel zur eigenen Rettung und zur Wiedergeburt der Republik als einer Heimat allgemeiner Freiheit anzuwenden, sondern auch dem peinigenden und schändenden Unrecht ein Ende zu machen, daß wir bisher an vier Millionen Mitmenschen haben begehen helfen.

Schon sind vom Kongreß einzelne Schritte in dieser Richtung geschehen. Derselbe hat in verschiedenen Gesetzen verordnet,

1, daß keine flüchtige Sklaven von der Armee mehr eingefangen und zurückgeliefert werden,

2, daß keine Sklavenhalter Anspruch auf solche Zurücklieferung haben sollen, wenn sie nicht den Beweis liefern, daß sie in keiner Beziehung direkt oder indirekt an der Rebellion Theil genommen,

3, daß alle Sklaven von Rebellen, die in den Bereich unserer Armee kommen, frei sind,

4, daß solche ehemalige Sklaven zu Kriegszwecken gegen entsprechenden Lohn engagirt werden können.

Diese Gesetzesbestimmungen, deren Beachtung ich hiermit wiederholt allen Armee- und Flotten-Officieren einschärfe, haben eine wohlthätige Wirkung gehabt, aber sie können nur als einleitende Schritte zu weiter greifenden Maßregeln betrachtet werden, deren Nothwendigkeit und Gerechtigkeit sich von Tage zu Tage klarer herausstellt. Gestützt auf diese Nothwendigkeit und Gerechtigkeit und in Ausübung der mir als Oberbefehlshaber der Armee und Flotte zustehenden kriegsrechtlichen Gewalt verordne ich und mache ich hiermit bekannt:

1, Alle Sklaven im ganzen Umfang der Ver. Staaten sind von heute ab und für immer frei, unter der Bedingung jedoch, daß diejenigen, deren Herrn sich nicht an der Rebellion betheiligt haben, im Dienst derselben verbleiben, bis der nächste Kongreß über ihre Versorgung das Weitere bestimmt haben wird.

2, Wer sich an einem Sklaven vergreift oder ihm sonst Gewalt anthut, um ihm die Wohlthat dieser Freierklärung zu entziehen oder zu schmälern, soll von den Civil- und Militairgerichten genau so behandelt werden, als hätte er ein Verbrechen an einem weißen Bürger der Republik begangen.

3, Ich werde beim Kongreß beantragen, daß denjenigen bisherigen Sklavenhaltern, welche während der ganzen Dauer des Krieges der Rebellion sich in keiner Weise angeschlossen oder behülflich gezeigt haben, eine billige pekuniaire Unterstützung gewährt werde, um ihnen den Uebergang in den neuen Zustand ihrer ökonomischen Einrichtung und die Ueberführung der bisherigen Sklaven in die Stellung des freien Arbeiters zu erleichtern.

4, Die Sorge für die Unterbringung derjenigen bisherigen Sklaven, welche nicht mehr unter der Obhut ihrer früheren Herrn stehen oder bleiben, übernimmt ein, jedem Armee-Korps beizugebender Kommissair, dem ich die weiteren Instruktionen ertheilen werde. Es gilt dabei als Regel, daß die Versorgung und Beschäftigung solcher ehemaligen Sklaven auf Kosten und auf dem Grund und Boden der rebellischen Sklavenhalter erfolgt, sofern sie nicht zu Diensten in der Armee verwendet werden.

5, Diejenigen ehemaligen Sklaven, welche zu solchen Diensten willig und tauglich sind, sollen gegen gewöhnlichen Lohn nicht bloß als Arbeiter, sondern auch als Soldaten überall verwendet werden, wo sie zur Bekämpfung der Rebellion benutzt werden können. Die, der Armee nicht eingereihten sollen als Miliz und Reserve organisirt und eingeübt werden, damit sie zum Selbstschutz wie zum Schutz des Landes im Stande seien.

6, Wo die Nothwendigkeit zur Unterdrückung der Rebellion außerordentliche Mittel durchaus gebietet, sollen diejenigen Sklaven, welche durch die Armee allein nicht aus der Gewalt der Rebellen befreit werden können, zur Insurrektion aufgemuntert und möglichst in Stand gesetzt werden.

So geschehen, Washington u. s. w.

Abraham Lincoln,

Präsident der Ver. Staaten von Nordamerika.

* * *

Ich habe nun hinlänglich die „Emanzipations-Proklamation“ und ihre möglichen Folgen von dem durch ihren Inhalt und die Persönlichkeit ihres Autors gerechtfertigten Standpunkt besprochen, auf welchem sie als ein Prosclaverei-Dokument erscheint. Stellen wir uns nun auch einmal

auf die Seite Derer, welche sie als eine ernstliche Ankündigung der Emanzipation betrachten. Dabei sind die Freunde und die Feinde der Administration zu unterscheiden. Jene würden, wie wir schon angedeutet, sich vollständig enttäuscht finden, wenn diese den von derselben gegebenen Wink beachten. Es kommt also in Bezug auf die Folgen Alles auf diese Feinde an. Unter ihnen kämen zunächst die nördlichen „Demokraten" in Betracht, doch sind sie bei ihrem ohnmächtigen Gebahren einstweilen bloß Gegenstände des Humors und stören denselben nur durch die Monotonie ihres heiseren Gebells. Von entscheidender Bedeutung ist also bloß die Haltung, welche die **Rebellen im Süden** der Proklamation gegenüber annehmen und glücklicher Weise scheinen sie den Erwartungen entsprechen zu wollen, die wir von ihnen gehegt haben. Selbst die blindesten und eifrigsten Beklatscher der Proklamation, wenn sie wirkliche Gegner der Sklaverei sind, werden zugestehen, **daß es für die Republik kein größeres Unglück gäbe, als wenn die Rebellen vor jenem Dokument, der Tendenz desselben entsprechend, sich beugten und die Waffen niederlegten.** Hierin eben ist das stärkste Verdammungsurtheil über die Proklamation ausgesprochen. Dadurch ist aber auch die traurige Nothwendigkeit gerechtfertigt, in welcher wahre Freunde der Freiheit und Republik zu dem Wunsch gelangen, daß der Krieg zum Mindesten bis in's neue Jahr fortgeführt werde. Und die Rebellen sind abermals Diejenigen, welche die Erfüllung dieses Wunsches übernehmen. Wollen Andere übergerecht gegen die Administration sein, so fordern wir Gerechtigkeit gegen die Rebellen. Es gibt kein schmachvolleres Zugeständniß, aber zugleich **keine unbestreitbarere Wahrheit,** als die Behauptung, daß die Republik Alles, was durch diesen Krieg für die Freiheit gewonnen wird, den Feinden derselben, den

Rebellen verdankt. Ihre Ungenügsamkeit, ihre Entschiedenheit, ihr unbeugsamer Trotz und ihre nie wankende Konsequenz ist es, welche den knieschlotternden Feiglingen und Halblingen, die im Norden die „Freiheit" zu vertreten hatten, gradatim jede Thätigkeit, jeden Entschluß, jede Maßregel und jede That aufgenöthigt, aufgegeißelt, aufgezüchtigt, aufgehauen haben, welchen einen Fortschritt auf der Bahn der Gesittung und Humanität herbeiführen kann. Wären J. Davis und seine Genossen Menschen wie Abr. Lincoln und seine Gehülfen, wir säßen jetzt tiefer im Sumpf der Sklaverei und Demoralisation, als je zuvor. Ich für meinen Theil würde aus den angedeuteten Gründen für die Amnestirung aller wahren Rebellen stimmen, wenn dieselben dadurch in Menschen verwandelt und wenn an ihrer Stelle Diejenigen bestraft werden könnten, welchen die Aufgabe ihrer Bekämpfung zugetheilt war. Verdienen nicht „Freunde der Freiheit" eine strengere Verurtheilung, als ihre Feinde, wenn sie diesen nur deßhalb entgegentreten, weil ihnen dieselben das Messer an die Kehle setzen, und wenn sie die Freiheit ihren Feinden nur deßhalb nicht preisgeben, weil sie sich dadurch keine Schonung ihrer Feigheit erkaufen können?

Der Grundsatz der Rebellen ist: Alles oder Nichts. Jede Konzession, die ihnen nicht vollständig freie Hand gibt, verwerfen sie; jede Bedingung, mit der eine Zwangankündigung verbunden ist, stoßen sie als eine Anmaßung zurück; jede Manifestation, die ihnen ein Nachgeben zur Pflicht machen will, ist ihnen eine neue Kriegserklärung. Sie stehen auf dem Standpunkt des Souverains, sie sind an's Herrschen gewöhnt, sie erkennen keinen Richter über ihre Handlungsweise an, Demüthigung ist ihnen ein unbekanntes Wort und Herr Lincoln wird von Jeff. Davis weit mehr

als Prätendent, Usurpator oder Rebell betrachtet, als Herr Lincoln seinen Rivalen in Richmond wie einen Verbrecher behandelt. In der ganzen Haltung der Rebellen liegt Charakter, sie haben einen Willen, sie sind erfüllt vom Stolz ihrer Stellung, sie sind Männer, so weit Barbaren und Schufte Männer sein können, während ihre Gegner, in „Christenthum“ und „Ehrlichkeit“ strahlend, bisher nichts gewesen sind, als alte Weiber. In der dominirenden Stellung, welche die Sklavenhalter nicht bloß ihrer Umgebung im Süden, sondern auch den Krämern und politischen Bedienten des Nordens gegenüber so lang eingenommen, hat sich in ihnen eine trotzige Willensfestigkeit und ein unbeugsamer Stolz der Individualität ausgebildet, welche das Material zu wahrrer Männlichkeit abgeben würden, wenn ihre Rohheit und sittliche Verwilderung, die sie der Erziehung und der Sklaverei zu verdanken haben, durch Bildung und humane Gesinnung könnten ersetzt werden. Ließe sich ein südlicher Rebellenhäuptling in einen europäischen Radikalen verwandeln, er würde der beste Revolutionair der Welt sein. Und nun denke man sich einem solchen Charakter gegenüber als Feind die Personifikation aller legalen Dummheit, wodurch der Norden sich ihm bisher dienstbar gemacht, unterstützt von der ganzen bodenlosen Gesinnungs- und Ehrlosigkeit, zu welcher das geldgierige Krämerthum im Laufe der Zeit herabsinkt, so hat man sofort den Schlüssel zur Erklärung der Erfolge, welche der Süden errungen, und gleichzeitig der Besorgniß, womit aufmerksame Beobachter in der Proklamation des Herrn Lincoln die Einleitung zu einem Friedensschluß und Kompromiß gefunden haben.

Diese Besorgniß konnte durch keine Hoffnung auf die nördlichen Politiker, sondern nur durch die Hoffnung auf den südlichen Charakter beschwich-

tigt werden. Und der südliche Charakter hat abermals die Entscheidung übernommen. Dank den Rebellen, die Freiheit kann wieder hoffen trotz der Freiheits-Proklamation des republikanischen Präsidenten. Diese Proklamation ist zum Gegenstand von Verhandlungen im Richmonder Kongreß gemacht worden. Man hat sie als eine „grobe Verletzung der Gebräuche zivilisirter Kriegführung, einen Frevel gegen das Recht des Privat-Eigenthums und einen Aufruf zu einem wilden Sklavenkrieg“ aufgepaßt und mit alter Konsequenz beantragt, ihr die schärfsten Vergeltungsmaßregeln entgegenzusetzen. Diese Maßregeln sollten bestehen in „Erhebung der schwarzen Flagge“ und einem „Ausrottungskrieg“ gegen die nördlichen Feinde.

Die Angelegenheit wurde einem Komite überwiesen und es ist noch kein Beschluß darüber gefaßt worden. Ohne Zweifel aber wird derselbe ganz entschiedener Natur sein und wenn auch die südlichen Drohungen mit dem „schwarzen“ Lappen beinahe so lächerlich geworden sind wie die Schrecknisse des Heckerhutes, so ist doch zu erwarten, daß die Rebellen jedes Mittel der Barbarei und Desparation anwenden werden, wodurch sie, auf die Lincolnsche Zaghaftigkeit vertrauend, den nördlichen Truppen den Krieg verleiden können. Dadurch aber werden sie wieder auf dem Weg der Nothwendigkeit der nördlichen Kriegführung den Charakter größerer Schonungslosigkeit und Entschiedenheit beibringen und die Gedanken an Kompromisse immer mehr verdrängen. Weit brauchen sie nicht mehr zu gehen, um eine Umkehr selbst unter Lincolnscher Beihilfe für immer möglich zu machen und wenn wir endlich auf diesem Wege wirklich zu einem Freiheitsziel gelangen und die nördlichen Posaunen den Ruhm des Herrn Lincoln verkünden, wird die Gerechtigkeit abermals Einspruch thun und wenn die Geschichte mit der Ab-

schaffung der Sklaverei die Proklamation des Beschützers derselben in Berührung bringt, wird sie zu dem Dokument den Zusatz machen: amendirt durch den Beschluß des Rebellen-Kongresses, die schwarze Flagge aufzuziehen.

* * *

Wenn man vom Theater redet und das Spiel auf den „Brettern, welche die Welt bedeuten", als eine Nachahmung des wirklichen Lebens auffaßt, so wird stillschweigend die Voraussetzung zum Grunde gelegt, daß dieß wirkliche Leben den Gegensatz gegen das fingirte auf der Bühne durch seine Wahrheit bilde. Diese Voraussetzung ist durchaus falsch, denn das wirkliche Leben, namentlich das öffentliche, ist in der Regel nicht bloß ebenfalls Komödie, sondern es bildet durchgängig einen so direkten Gegensatz gegen die Wahrheit, daß man es als das eigentliche Theater ansehen kann, während auf der Bühne vielmehr die Enthüllung des maskirten Lebens vor sich geht. Die größten Schauspieler sind nicht auf den Brettern, sondern in der wirklichen Welt zu suchen und sie spielen ihre Rolle nicht bloß ohne Soffleur, sondern auch ohne sie einstudirt zu haben. Schade nur, daß die Stücke, die sie aufführen, in der Regel geistloser und langweiliger sind, als die einstudirten im Schauspielhaus.

Daß in dem monarchischen Europa, wo als Oberkomödianten die Puppen von Gottes Gnaden den Ton angeben und die Diplomaten die stehenden Intriguanten-Rollen spielen, das ganze öffentliche Leben eine ununterbrochene Lüge und ein fortgesetztes Maskenspiel ist, wird einem Republikaner als sehr natürlich erscheinen. Wo Alles Vorhang, Koulisse und Versenkung ist, gibt es für Menschen, die nicht Schauspieler sind, höchstens Platz auf den Zuschauerbänken und selbst dort

spielen fortwährend die Unterthanen „ohne Gage mit“. Aber damit ist nicht gesagt, daß es in Republiken anders sei. Auf alle Fälle sind auf dem Theater der „Modell-Republik“, in welcher man sich auf eine durchgängige Herrschaft der Natur und Wahrheit gefaßt haben sollte, die Rollen nicht schlechter besetzt, als in Europa, und unter den Personen, die hier öffentlich auftreten oder eine „officielle“ Existenz führen, gibt es vielleicht nicht einen einzigen, der sich nicht unmöglich zu machen fürchtet, wenn er kein Komödiant ist. Unhöfliche Leute nennen die Lebensweisheit, die sich in solcher Schein-Existenz ausspricht, Lüge und Heuchelei, Diplomatie und Feigheit. Meiner höflichen Weise getreu, nenne ich sie bloß Komödie.

Dieses Komödienspiel auf dem hiesigen politischen Theater hat den nämlichen Ursprung wie in Europa, so wie überhaupt das hiesige politische Leben, den König im Frack an der Spitze, ein bloßer Abklatsch des europäischen mit einigen Abänderungen und Zusätzen ist. Eigentlich ist der Präsident in Nordamerika eine noch größere Lüge als ein Fürst in Europa, weil er sich Diener des Volkes nennt und dennoch willkürlicher hauſ't, als irgend ein König. Ebenso ist der hiesige Bürger eine größere Lüge, als der europäische Unterthan, weil er sich souverain nennt und dennoch dem König im Frack so willenlos untergeben ist wie irgend ein „ersterbender“ Knecht einer Majestät. Wahrscheinlich würden aus diesem Lügenverhältniß wenigstens die Bürger bald heraustreten, wenn ihre Devotion nicht fortwährend erhalten würde durch das Beispiel und die Lehrer der Zwischen-Schauspieler, welche aus der Ergebenheit und dem Vertrauen, worauf der Träger der Regierung als solcher ein Recht haben soll, eine Art Religion machen. Wo, frage ich, gibt es in dieser Republik einen Senator, Repräsentanten, Gouver-

neur, oder einen sonstigen öffentlichen Funktionair, der nicht, wenn er den Präsidenten zum Henker, oder den Henker zum Präsidenten schicken möchte, diese Gesinnung in den Worten ausspräche: „ich erkläre mein herzliches Einverständniß mit der ganzen Handlungsweise unseres weisen und musterhaften Magistrats-Chefs und trage darauf an, ihm ein Vertrauensvotum zu ertheilen"?

Man macht mich darauf aufmerksam, daß sich in dem Abdruck der Lincolnschen Proklamation, welchen der „Pionier" vom 1. Okt. enthält, ein Irrthum befinde. Die Stelle nämlich, welche besagt, daß die am 1. Jan. im Kongreß vertretenen Staaten "have not been in rebellion" (S. 2, Zeile 33 des „Pionier"), müsse, dem "National Intelligencer" zufolge, lauten: are not then in rebellion". Ich habe die Proklamation aus dem hiesigen „Journal" abgedruckt und in andren Blättern findet sich die nämliche Version, die Abweichung kommt also nicht auf meine Rechnung. Indem ich aber die Berichtigung acceptire und die, auf die frühere Fassung basirten Schlußfolgerungen bereitwillig in so fern fahren lasse, als sie Herrn Lincoln eine voraus rückwirkende Amnestieertheilung und Verbrechen-Nullifikation zum Vorwurf machen, muß ich bemerken, daß in der Hauptsache dadurch kein Unterschied begründet wird. Ob Staaten am 1. Jan. nicht mehr im Zustande der Rebellion sind, oder als niemals in solchem Zustande gewesen betrachtet werden, gilt in so fern gleich, als Herr Lincoln die in denselben befindlichen Sklaven **sämmtlich** zu fernerer Sklaverei verurtheilt, im Fall ihre „Herrn" nur um jene Zeit als „loyal" können betrachtet werden. Die Konfiskationsbill dagegen sichert in **allen** Staaten, wenn sie auch "are not then in rebellion", denjenigen Sklaven die Freiheit zu, deren „Herrn" **nach dem Erlaß jener Bill** zur Rebellion gehörten. Sie befreit also möglicher

Weise drei Millionen Sklaven auch dann, wenn vor dem 1. Januar sämmtliche Rebellen die Waffen sollten niedergelegt haben, während Herr Lincoln möglicher Weise diese drei Millionen in Fesseln hält.

* * *

Eins der bedenklichsten Zeichen der Zeit scheint mir darin zu liegen, daß man von der krassen Immoralität der Proklamation gar keine Notiz genommen hat. Daß man die Befreiung von Sklaven als eine schroffe, rohe Kriegsnothwendigkeit behandelt, ist schon schlimm genug; aber eine Verworfenheit erster Klasse liegt darin, daß man sie zum Gegenstand einer Drohung und die Fortdauer der Sklaverei zu einer Belohnung machen kann. Wie wird einst die Geschichte über solche sittliche Verkommenheit urtheilen, die jetzt von einem bedenkenlosen Jubel zugedeckt wird? Was würdet ihr sagen, wenn ein mit Macht ausgerüsteter Mensch zu irgend einem Zweck die Drohung ausstieße, er werde seine Nebenmenschen glücklich machen, er werde für ihre Interessen sorgen, er werde ihre Bedürfnisse befriedigen, ihre Sittlichkeit erhöhen, ihre Bildung fördern, er werde die Hungrigen speisen, die Nackten kleiden, die Kranken heilen, die Traurigen aufheitern, die Schwachen stärken, sich der Verlassenen annehmen, kurz jede humane Gesinnung bethätigen und nähren? Man würde denken, ein solcher Mann müsse entweder wahnsinnig oder ein so verkommener Barbar sein, daß er jeden Gegensatz der Humanität als Norm und Regel annehme, die Humanität aber als Rachemittel aufgreife, um ein kolossales Verbrechen an der menschlichen Gesellschaft zu begehen. Und was thut Herr Lincoln? Er thut mehr als das Alles: er droht, am 1. Januar 1863 drei Millionen Sklaven zu befreien, wenn deren Peiniger ihn nicht wieder als ihren „kon-

stitutionellen“ Mitschuldigen anerkennen! Das schönste, edelste, erhabenste Werk, dessen der Mensch fähig ist und wozu keine Macht und Gelegenheit zu haben die größte Qual edler Naturen ist, nämlich die Befreiung anderer Menschen, kann im Jahr 1862 der mächtige Präsident der ersten Republik der Welt zum Gegenstand einer Drohung machen, um Verbrecher einzuschüchtern, die er als „Brüder“ nicht zu züchtigen wagt! Und die Freunde der Freiheit jubeln über diese Drohung! Aber noch mehr. Um zu zeigen, daß es etwas noch Abscheulicheres, eine noch größere sittliche Ungeheuerlichkeit gebe, als jene Drohung, macht Herr Lincoln ihre Nichtausführung zu einer Belohnung für die Repräsentanten des Menschenhandels. Und die Freunde der Freiheit hören das an, ohne sich in ihrem Jubel stören zu lassen! Wer noch einen Begriff von Sittlichkeit hat, mag an diesem Beispiel messen, wie tief unsere Generation unter dem Gewohnheitsdruck der so lang ertragenen Sklaverei in den Sumpf der Inhumanität und Verkommenheit versunken ist.

Sollte auch die Proklamation, durch die Umstände d. i. den erfolgreichen Widerstand der Rebellen begünstigt, die Erwartungen befriedigen, die man von ihr hegt, so bleibt ihr Inhalt darum eben so verwerflich wie er im entgegengesetzten Falle ist. Es heißt alle Wahrheit mit Füßen treten, wenn einer guten Absicht zugeschrieben wird, was die Umstände dem Widerstrebenden aufnöthigen, und es kommt sittlich denkenden Menschen zu, daß sie falsche Motive nicht durch günstige Resultate oder Ereignisse rechtfertigen lassen. Wollen wir Freiheit, so müssen wir sie als freie Menschen wollen. Trotz aller Sklavenbefreiung aber sind und bleiben wir Barbaren, wenn wir sie bloß als eine Kriegsmaßregel anwenden,

wie wir einen Kanonenschuß abfeuern, und wenn wir uns auch für den entgegengesetzten Fall zufrieden geben, daß nämlich die Kriegsnothwendigkeit wegfällt und mit ihr die Befreiung. Es gehört wahrlich zur Durchführung dieses Kriegs und zur Sicherung seiner Resultate etwas mehr, als Gewinnung von Schlachten und Unterdrückung der Rebellion, auch mehr, als „Patriotismus", auch mehr, als Sklavenbefreiung, mehr sogar, als Abschaffung der Sklaverei, es gehört vor allen Dingen dazu Befreiung der Geister und Gemüther von den Schlacken der Barbarei und Schlechtigkeit, vollständige Reinigung der Begriffe und Gesinnungen, radikale Wiedergeburt des menschlichen Bewußtseins, und die Proklamation des Herrn Lincoln und ihre Aufnahme hat bewiesen, daß jene Wiedergeburt nicht bloß bei der Partei der Sklavenhalter, sondern sogar in den Kreisen des Abolitionismus nöthig geworden ist.

* * *

Das Bostoner „Journal", die verbreitetste der hiesigen Zeitungen, ist ein „republikanisches" Organ jenes gothaisch liberalisirenden Konservativismus, der stets mit dem Strom zu schwimmen, sich stets an der Seite der herrschenden Macht zu halten, sich wo möglich mit Allem, was profitabel und unanstößig ist, gut zu stellen sucht und es höchstens mit Denen zu verderben wagt, welche keine Aussicht haben, die „öffentliche Meinung" zu beherrschen, Geld und Geschäft zu kommandiren, oder in die Regierung zu kommen. Beherrschten übrigens Abolitionisten und Atheisten das politische und finanzielle Gebiet, so würden sie Vertreter des „Konservatismus" sein und das „Journal" würde ihnen sicher keine Opposition machen, denn mit „Ideen" und ihren Kontroversen hat es nichts zu schaffen. Dieß Blatt liefert in seiner No. vom 20.

Okt. eine merkwürdige Probe von politischer Weisheit und Moral, welche ganz geeignet ist, einen Maßstab für die Anschauungen abzugeben, die in dem dominirenden Theil der politischen und kommerziellen **Geschäftswelt** vorherrschend und maßgebend sind. Erst wenn man einen Blick in die „Ideen"-Welt solcher Politiker gethan hat, kann man sich einen Begriff von der sittlichen Stumpfheit machen, die sie für höchste Moral, und von der geistigen Bornirtheit, die sie für tiefste Weisheit halten. Dann aber weiß man sich auch mit einem Mal die Ursachen aller Kalamitäten zu erklären, welche über dieses Land hereingebrochen sind und noch hereinbrechen werden. Man lernt so manche Erscheinung, die man als die Folge von bösem Willen angesehen, als einfache Leistung vollständigen Stumpfsinns und manche Maßregel, die man einer durchtriebenen Berechnung zuschrieb, als das Werk idealster Stupidität erkennen.

Das „Journal" macht darauf aufmerksam, daß die eigentlichen Ursachen, welche die Proklamation des Herrn Lincoln hervorgerufen, bisher noch nicht offiziell bekannt gemacht worden, und bemüht sich nun, nach den ihm zugänglichen Quellen der Erkundigung oder Vermuthung, jene Ursachen aufzudecken zu dem Zweck, mit jenem „Freiheits"-Dokument Diejenigen zu versöhnen, welche wegen seiner angeblichen Antisklaverei-Tendenz Anstoß daran nehmen. Die Aufschlüsse oder Erläuterungen des „Journals" beziehen sich auf folgende Punkte:

1, Es ist lächerlich, anzunehmen, daß Herr Lincoln zur Erlassung seiner Proklamation durch die verschrieene "radical pressure" gedrängt worden sei, denn erstens ist er überhaupt nicht der Mann, der sich von Andern zu etwas drängen läßt, und zweitens „ist sein Geist wesentlich logisch und wohl balancirt". Wenn er acht Tage nach der Zeit, wo er dem Komite der Reverends von

Chicago gegenüber sich gegen die Emanzipation aussprach, plötzlich eine Proklamation erließ, welche sie (scheinbar) befürwortet, so hat das ganz andere Gründe, nämlich:

2, Zunächst eine "pressure" von Europa, „wo eine Intervention bevorstand und dieselbe nur dadurch abgewandt werden konnte, daß der Krieg zu einem Ideen-Krieg gemacht wurde". Also der Mann, welcher sich von Niemanden im Inlande drängen läßt, der „Ideen" vertritt, wird trotz seinem „logischen und wohl balancirten Geist" plötzlich gedrängt von Leuten im Auslande, die nur durch die nämlichen „Ideen" können zufriedengestellt oder abgehalten werden. Vortreffliche „Logik"! Zugleich liegt ein herrliches Zeugniß für die Motive und die Weisheit des Herrn Lincoln in der Versicherung, daß bei ihm die Anerkennung der rettenden „Ideen" sich nicht auf die Gründe der Republikaner stützt, welche die Republik vertheidigen wollen, sondern auf die Kanonen der Despoten, welche sie eben wegen der bisherigen Nichtanerkennung jener „Ideen" ruiniren zu können hoffen. Dann aber, welche naive Aufklärung liefert die Insinuation, daß man eines diplomatischen Geschäfts wegen den Krieg in einen Ideenkrieg verwandeln will. Bis heute keine „Idee"; 1000 Millionen verschlendert ohne „Idee"; 200,000 Mann begraben ohne „Idee"; plötzlich wird eine „Idee" „begehrt" — jetzt, meine Herren, geschwind eine „Idee" in's Geschäft gesteckt, damit es nicht vollens bankerott wird! Und richtig, Herr Lincoln, der Ideenreiche, verfertigt sofort eine „Idee" und welche Idee! Merkt ihr nicht, daß der Krieg plötzlich eine „Idee" hat? Bisher enthielt die Lokomotive bloß Wasser und stand still; plötzlich wird sie geheitzt mit dem Feuer einer „Idee" und — sie steht noch eben so still. Neueste Erfindung: Anwendung von „Ideen" auf Kommando oder Bestellung.

3, Der Präsident, sagt das „Journal", wird erfahren haben, daß die Rebellen, deren Ressourcen für die Rekrutirung weißer Truppen erschöpft sind, mit dem Plan umgehen oder schon angefangen haben, die Schwarzen gegen das Versprechen der Emanzipation unter die Waffen zu stellen. Neue „Idee"! Herr Lincoln kontrebalancirt sie sofort mit seinem balancirten und logischen Geist durch eine Kontre-Idee: er verkündigt nicht ebenfalls den Sklaven die Freiheit und ruft sie unter die Waffen, sondern er — verspricht, sie mit fortgesetzter Sklaverei zu belohnen, wenn die Rebellen vor dem 1. Januar die Waffen niederlegen!

4, Daß dieß und nicht die Befreiung der Sklaven nach dem 1. Januar der Zweck der Proklamation ist, beweis't das „Journal" aus folgendem Umstand. Der Präsident, sagt es, mögte mehr Kraft und Entschiedenheit in die Kriegführung bringen. Nun aber weiß man, daß die hervorragenden Generäle mit dem Aristokraten des Südens sympathisiren und sie im Besitz der Sklaven erhalten mögten, welche die Grundlage ihrer aristokratischen Stellung bilden. Diesem Umstand wird die Langsamkeit und Erfolglosigkeit der Kriegsoperationen zugeschrieben. Und daher die Generäle vorwärts zu treiben, gibt es kein besseres Mittel, „als sie zu überzeugen, **daß sie die Sklaverei nicht anders retten können, als wenn sie vor dem 1. Januar die Rebellion niederschlagen.**"

Hat man je von solcher Motivirung und Argumentation gehört? Generäle, die den Verräther spielen, darf der Oberbefehlshaber der Armee bei Leibe nicht absetzen oder erschießen lassen, sondern er muß sie zum Vorangehen gegen die Hauptverräther, mit denen sie sympathisiren, dadurch verleiten, daß er sie überzeugt, in jenem Vorangehen liege das beste Rettungsmittel für die Verbrecher und für das größte aller Verbrechen, die Sklaverei.

Ich aber acceptire die Auslegung des „Journals“ bis zum letzten Buchstaben. Sie stimmt ganz mit meinen eigenen Interpretationen und gibt über die Motive des Herrn Lincoln so befriedigende Auskunft, daß ihn kein „Demokrat“ mehr anzufeinden braucht. Vor dem „Radikalen“ ist er ohnehin sicher.

5, Der Präsident erkennt, und zwar „klarer als das Volk“, daß der Krieg, welcher schon so viel vergebliche Opfer an Blut und Geld gefodert, uns vollständig, namentlich finanziell, ruiniren muß, wenn er noch länger in der bisherigen Weise fortgeführt wird. Er sieht aber keine Möglichkeit eines besseren Erfolgs vor Augen „ohne Adoptirung einer energischeren Politik“. Deshalb aber möge man es ihm auch zu gut halten, daß er endlich sogar die unerhörte That begangen, in einer Proklamation von Sklavenbefreiung zu sprechen.

Großartig. Erst auf dem Grabe von 2—3,000,000 vergeblich gemordeten Bürgern und nach Erschöpfung aller Finanzmittel der Nation kommt der Herr Präsident mit seinem „logischen, wohl balancirten“ Geist auf die „Idee“, es sei doch eigentlich seine Schuldigkeit, das Land nicht vollständig zu ruiniren und wer will ihm jetzt aus dem Verdienst, zu dieser Erkenntniß gekommen zu sein, deßhalb ein Verbrechen machen, weil er (dem Schein nach) das rechte Mittel der Rettung anwendet? Wenn ein Wachmann ein Haus anzünden sieht und ruhig zuschaut, bis es vollständig in Flammen steht, ist es dann nicht seine erhabene Pflicht, das vollständige Abbrennen dadurch zu verhüten, daß er nach — leeren Wassereimern ruft, und ist es dann nicht die Pflicht jedes guten Bürgers, ihn anzuerkennen als braven Mann?

Das ist die Logik, das die Weisheit, das die Moral des Bostoner „Journal“ und aller der

„konservativen" Größen, die diese Modell Republik regieren. Wer wundert sich darüber, daß sie so herrlich prosperirt?

* * *

Daß die Religionen in der Entwickelung der Menschheit eine Bedeutung gehabt haben, so gut wie z. B. die Monarchie und die Menschenfresserei überhaupt, fällt mir nicht ein zu läugnen; eben so wenig läugne ich, daß in den Religionslehren manche Wahrheit steckt. Aber ein erwachsener Mensch wird, wenn er ein Kind unter einem Wust von Unsinn etwas Vernünftiges produziren hört, die Vernunft nicht die Verwirklichung der Kindheit nennen. Er wird sich begnügen mit der Vernunft o h n e kindische Zuthat, er wird die Legitimation nicht beim Kinde suchen, er wird das freie Menschenthum nicht aus der Schattenwelt der Theologie herauskonstruiren, weil sich der Mangel an Einsicht einst in dieselbe gerettet hatte, er wird nicht in die Schwäche verfallen, das „kindliche Gemüth" zum Schulmeister des „Verstandes der Verständigen" zu machen, namentlich wenn das kindliche Gemüth, d. i. hier das Christenthum, nichts mehr ist als ein verbrauchtes Mittel der scheußlichsten Unmenschen. Oder will man den freien Menschen des 19. Jahrhunderts die Aufgabe zuschreiben, das „infame" Christenthum, diese ekelhafteste aller Religionen, die von ihren wirklichen Vertretern selbst um allen Kredit gebracht ist, wieder zu Ehren zu bringen, und dem revolutionairen Verstande die Weihe auf dem Berg Golgatha oder im Garten Gethsemaneh ertheilen lassen?

Wenn das Christenthum die „Brüderlichkeit" aller Menschen lehrt, so wünsche ich meinerseits dennoch nicht die Verwirklichung des Christenthums, weil mir die allgemeine Brüderlichkeit sehr lächerlich, ja widerwärtig vorkommt. Ihr ent-

sprechend müßte eigentlich das weibliche Geschlecht eine allgemeine Schwesterlichkeit etabliren. Ich habe nicht mehr Brüder als mein Vater Söhne hat, aber es gibt auf der Erde tausend Millionen *Menschen*, die, ohne meine Brüder zu sein, das nämliche *Recht* haben wie ich.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" ist im Koran weit deutlicher ausgesprochen als im Christenthum. Es scheint mir daher weit angemessener, die Revolution die Verwirklichung des *Muhamedanismus* zu nennen.

Doch ich für meine Person bin unverbesserlich genug, bei der Revolution weder in dem Koran noch in der Bibel Rath holen zu wollen. Mir genügt der gesunde Menschenverstand und ein heidnischer Wille, ihn zur Geltung zu bringen. „Die Menschheit wird nicht eher frei und glücklich, als bis der letzte König am Darm des letzten Pfaffen hängt." In diesem Worte Diderots scheint mir mehr „Brüderlichkeit" zu stecken als im ganzen Christenthum. Die Volksbedrücker und Volksbetrüger aus der Welt geschafft, mit ihren geraubten und gestohlenen Vermögen, aber das arme Volk in eine menschliche Lage versetzt, Schulen gegründet und einen menschlichen Staat eingerichtet — das ist sehr irreligiös und unchristlich und doch ist nach meiner Ansicht das die Haupt-„Religion", die es in der Revolution zu „verwirklichen" gibt. Mit dem christlichen, seit 18 Jahrhunderten abgekochten Milchbrei, daß „alle Menschen (folglich zunächst die frommen Reaktionaire) Brüder sind" — werden wir keinen Hund vom Ofen locken. Das Christenthum ist *fertig* und jetzt beginnt das *Menschenthum*, das Menschenthum ohne religiöse *Phrasen*, aber mit irreligiösen *Rechten*.

* * *

Vor Kurzem brachte die „Weser-Zeitung“ einen Artikel über „Schrankenlose Majorität-Herrschaft in den Ver. Staaten“, worin alles Unheil, welches über die Union hereingebrochen, natürlich vor Allem die südliche Rebellion, auf das angebliche Grundübel zurückgeführt wird, daß die bei der Präsidentenwahl unterliegende Minorität von der siegreichen Majorität schonungslos entrechtet und dadurch zum verzweifelten Widerstand getrieben wird, im Fall sie nicht duldend ihr Recht will fahren lassen. Der Artikel hat auch in der teutschen Presse Amerika's zirkulirt, ohne von ihr gemißbilligt worden zu sein. Und doch ist er — obschon er sich u. A. auf Tocqueville stützt — nichts Andres, als ein Ausfluß jener oberflächlichen Weisheit, welche ein Uebel zum Entstehungsgrund von Wirkungen macht, ohne an eine Untersuchung des Entstehungsgrundes jenes Uebels zu denken. Es ist, als wollte man in Europa alle Mißstände auf Soldaten- und Beamten-Herrschaft zurückführen, ohne daran zu denken, daß Soldaten- und Beamten-Herrschaft eine nothwendige Folge und ein bloßes Mittel der Fürstenherrschaft ist.

In Nordamerika liegt, mit zwei Worten gesagt, das Uebel, über welches die Weserzeitung perorirt, nicht in der Herrschaft der Majorität — denn nur ein Wahnwitziger kann in der Demokratie die Herrschaft der **Minorität** wollen —, sondern in der Art der Herrschaft der **Parteien,** diese Herrschaft aber schreibt sich bloß her von einem europäischen Institut, nämlich der Monarchie, repräsentirt durch einen periodisch gewählten Präsidenten. Das Institut der Präsidentschaft, der gesonderten Exekutive, welche den Parteien als Haupt und Werkzeug dient, ihren Halt und ihre Ressource bildet, ist die Quelle aller heterogenen Erscheinungen, welche hier die Demokratie diskreditiren, auf deren Namen sie kommen, mit deren Wesen sie aber nichts zu thun haben.

Der Präsident als Inhaber einer nur bis zu einem gewissen Grade kontrolirbaren Macht und als Spender aller Vortheile, welche die Nation darzubieten hat, ist nur der Chef einer Geschäftsgesellschaft, die sich Partei nennt und daher ist seine Erwählung das heißerstrebte Ziel Derer, welche das Geschäft auszubeuten hoffen. Dieser Geschäftsgeist ist schon von vorn herein exklusiv. Die Gier nach Gewinn feindet alle Konkurrenz an, die außerhalb des Geschäftes steht, und bildet schon dadurch unter den Parteigenossen einen Korporationsgeist des Eigennutzes aus, der von der einen Seite freies Spiel für das eigne Unrecht verlangt und von der andren Rücksichtlosigkeit gegen fremdes Recht mit sich bringt. Innerhalb der Partei gibt es kein Unrecht, außerhalb der Partei kein Recht. So lang die Partei am Ruder ist, muß ihre Herrschaft ausgebeutet werden — „dem Sieger gehört die Beut", sagte der Muster-„Demokrat" Marcy, und geht die vierjährige Geschäftszeit zu Ende, so muß jedes Mittel angewandt werden, sie womöglich für den nächsten Termin zu sichern. So wird denn die Herrschaft wie die Erlangung der Herrschaft ganz von selbst eine Schule der Korruption und der Rücksichtlosigkeit. Herrschaft und Beute, Beides geknüpft an die Person des Präsidenten, — das ist die Losung. Welcher vernünftige Mensch erwartet davon Begeisterung für die allgemeinen Rechte und Respekt vor den Interessen des zu verdrängenden und von der Beute fernzuhaltenden Konkurrenten? **Grundsätze** bilden bei den meisten Parteipolitikern nur die Aufschrift des Aushängeschildes, nur die Mittel des Demagogenthums zur Bethörung der Stimmgeber. Trotz allen „Grundsätzen" würden sich die Politikanten der verschiedenartigsten Parteien bald vertragen und die größte Toleranz gegen einander üben, wenn es keine Beute zu erlangen oder wenn Toleranz das Mittel zu ihrer Sicherung wäre.

Was aber zur Vergrößerung des Uebels, neben dem Institut der Präsidentschaft an sich, hauptsächlich beiträgt, ist die periodische Dauer derselben. Der Preis, den der Präsident für seine Wahl bezahlt, ist zunächst die Versorgung Derer, welche sich dabei ausgezeichnet haben. Er ist dadurch für eine bestimmte Zeit gebunden: das Geschäft ist für vier Jahre abgeschlossen und die Ansprüche, welche dabei zu berücksichtigen waren, müssen um so mehr festgehalten werden, wenn die Etablirung für einen neuen Termin beginnen soll. Die konkurrirende Partei aber steht fortwährend bereit, weil sie sich ihrerseits Hoffnung macht, mit dem neuen Termin in den Besitz des Geschäftes zu kommen. Würde der Präsident auf Lebenszeit gewählt, so würde die bisherige Parteiorganisation sofort verschwinden. Ihm selbst wären nicht die Hände durch die Geschäftsregeln gebunden und die Parteien würden sich vermischen, da sie durch Absonderung keinen Zweck zu erreichen hätten.

Es fällt mir aber nicht ein, eine solche Einrichtung, eine Präsidentschaft auf Lebensdauer, zu empfehlen. Ich kann nur in der gänzlichen Abschaffung der Präsidentschaft und aller gesonderten Exekutivgewalt das Mittel zur Entfernung der herrschenden Uebel und zur Herstellung einer wirklichen Demokratie erblicken. Man denke sich in Washington statt aller bisherigen Administration und Legislation eine einzige permanente Versammlung von Beauftragten des Volkes, welche stets von ihren Wählern durch bessere Kandidaten könnten ersetzt werden und welche ihre Beschlüsse einfach durch ein Komite aus ihrer Mitte ausführen ließen. Wie würde es dann mit dem Parteiwesen stehen? Allerdings würden Parteiunterschiede, durch abweichende Grundsätze, Interessen und Zwecke hervorgerufen, fortbestehen; aber es würde von keiner allgemeinen Partei-

Organisation die Rede sein, weil derselben nicht durch einen Kandidaten für die Handhabung der allgemeinen Macht ein Mittelpunkt und Halt dargeboten wäre. Die Parteiungen würden sich nur um die einzelnen Kandidaten für den Konvent bilden und bewegen. Im Konvent aber, dem die Wähler stets eine andre Zusammensetzung geben könnten, wäre keine stabile Parteiherrschaft möglich, welche die Macht in der bisherigen Weise mißbrauchte und ein Parteigeschäft durch das Land etablirte. Die Vertretung am Sitz der National-Administration wäre eine Volksvertretung, keine Partei-Vertretung und die Geschäftspolitiker, welche bisher das Parteiwesen in seiner korrupten Beschaffenheit aufrecht erhalten und ausgebeutet haben, würden von selbst verschwinden oder auf kleine vereinzelte Kreise reduzirt sein.

Wäre aber an der Spitze der Nation die Wurzel des bisherigen Parteiwesens ausgerottet, so würde sich die Exklusivität derselben in den untern Verzweigungen des öffentlichen Lebens von selbst verlieren und von einer ständigen Entrechtung einer Minorität, die jetzt immer mindestens auf vier Jahre von der Verwaltung und Geltendmachung ausgeschlossen ist, wäre keine Rede mehr.

* * *

Ein Leser des „Pionier“ macht demselben im Ernst die Zumuthung, sich „vorurtheilsfrei“ mit dem Spiritualismus zu beschäftigen, der in jener Stadt auch unter den Teutschen Anhänger gewonnen zu haben scheint. Was nennt der Einsender „vorurtheilsfrei?“ Gesetzt, ein Royalist muthete einem Republikaner zu, sich „vorurtheilsfrei“ mit dem Königthum zu beschäftigen, das er nach gründlichster Prüfung prinzipiell entschieden und für immer verwirft, würde jene Zumuthung etwas Anderes heißen können, als dieß: nehmen Sie an,

was Sie verwerfen müssen? Der „Pionier“ hat seit Jahr und Tag bewiesen, daß es für ihn keinen andren haltbaren Boden der Erkenntniß gibt, als den Materialismus. Besteht nun etwa sein „Vortheil“ darin, daß er an einer Ueberzeugung festgehalten, die kein Gegner umzustoßen vermogte? Soll er, um als vorurtheilsfrei anerkannt zu werden, den Gegensatz des Materialismus, nämlich den Spiritualismus, seit Tausenden von Jahren die Quelle aller Irrthümer und aller Lügen, ebenfalls als haltbar anerkennen, oder soll er, den Kapriolen eines „Mediums“ zu gefallen, alle die tausendfach verhandelten Argumente wiederholen, welche mit dem „großen Geist“ über den Wolken auch alle die kleinen „Geister“ auf der Erde absetzen, durch die leichtgläubige und schwachnervige Leute sich beunruhigen lassen? Ich pflichte der von dem Einsender zitirten Aeußerung Humboldts vollkommen bei: „eine vornehm thuende Zweifelsucht, welche **Thatsachen** verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist in einzelnen Fällen fast noch verderblicher, als unkritische Leichtgläubigkeit. Beide hindern die Schärfe der Untersuchung.“ Aber neben dieser Aeußerung erinnere ich den Einsender zugleich an die Antwort, welche Humboldt gab, als man ihm im Ernst zumuthete, sich „vorurtheilsfrei“ mit dem Tischrücken zu beschäftigen. Jene Antwort, deren Wortlaut mir nicht mehr erinnerlich ist, kam darauf hinaus, daß es für einen wissenschaftlich denkenden Menschen eine Wegwerfung sei, sich auf die Untersuchung von Dingen einzulassen, die jeder gesunde Menschenverstand von vorn herein als Humbug erkennen müsse. Wie wäre es, wenn ein Taschenspieler die Gelehrten herausforderte zu bestreiten, daß er in eine leere Tasche ein Stück Geld hineinzaubern, mithin ein Etwas aus Nichts machen könne? Kein Gelehrter der Welt kann ihm beweisen, daß er

lüge; aber es wird auch kein vernünftiger Mensch ihm glauben, daß er die Wahrheit sage. Die „Erscheinungen“ der Spiritualisten sind längst größten Theils als Taschenspieler-Kunststückchen dargethan.

Trotz Dem gebe ich zu; daß der „Spiritualismus“ Erscheinungen darbiete, welche nicht in den Bereich des Humbugs gehören und interessante Probleme für eine wissenschaftliche Untersuchung abgeben können. Aber grade in solchem Falle gehören sie eben nicht in das Gebiet des „Spiritualismus“, sondern des „Materialismus“, was die „Spiritualisten“ selbst durch den Ausdruck „sensitiv“ zu verstehen geben. Es fällt keinem Marterialisten ein, den s. g. „thierischen Magnetismus“ zu läugnen, oder zu bestreiten, daß die Erregbarkeit und Empfänglichkeit des Nervensystems gewisser Personen dieselben zu Wahrnehmungen und Kundgebungen befähigen, wovon normal organisirte oder gesunde Personen keine Vorstellung haben. Aber solche Erscheinungen können einen „vorurtheilsfrei“ urtheilenden Menschen eben so wenig zum Glauben an eine Geisterwelt bringen wie der außerordentliche Fernblick des Adlers oder der scharfe Geruchssinn des Wildes. Es gibt Leute, denen ein Hund, wenn er sprechen könnte, als „Spiritualist“ zu imponiren vermögte, wenn er mit Hülfe seiner Nase die Nähe eines Hasens verkündete, den kein Auge im Stande wäre zu sehen.

* * *

Wenn ich ein offenes Geständniß machen soll, so muß ich bekennen: ich liebe die „trüben Aussichten“, nicht in der Natur, aber in der Geschichte. Wenn ich die Menschheit, oder ein Volk, oder „meine Partei“ in Lagen erblicke, wo sie in Folge eines erlittenen Schlages muthlos die Flügel

hangen lassen, am Sieg verzweifeln und die Zukunft aufgeben, — namentlich wenn sie dieß thun in Folge ihrer eigenen Verschuldung —, so fühle ich immer, wenn auch keine Satisfaktion über ein errungenes Resultat, doch eine Befriedigung über die negative Rechtfertigung der Wahrheit, in deren Verleugnung jene Verschuldung bestand und stets bestehen wird. Sind die Menschen nicht durch Vernunftgründe zur Achtung der Wahrheit zu bewegen, so muß sie ihnen auf negativem Wege, durch die Folgen ihrer Nichtachtung, aufgezwungen werden. Will der Esel partout nicht auf die Warnung hören, daß ein Stein in seinem Wege liege, so muß er über den Stein fallen und wo möglich mit blutiger Nase wieder aufstehen, damit er in Zukunft wisse, was ein Stein ist. Deshalb muß man jedem harthörigen Esel, namentlich wenn er zur Sorte der süffisanten Kreuzträger gehört, eine Gelegenheit wünschen, auf die Nase zu fallen. Es ist nicht Schadenfreude, was ihm dabei gratulirt, sondern Freude über den Fortschritt in der Erkenntniß, den er in der einzigen, ihm zusagenden Weise gemacht hat. Ist man einmal zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Volk, oder eine Partei, oder ein Führer derselben platterdings unfähig oder unwillig ist, der warnenden Stimme der Vernunft Gehör zu geben, um Unglück zu verhüten, so kann man als Freund des Fortschritts nichts Besseres wünschen, als das möglichst baldige Hereinbrechen jenes Unglücks, welches die Folgen der vernunftfeindlichen Harthörigkeit in Thatsachen darlegt. Dann ist wenigstens Aussicht vorhanden, daß die Stufe, auf welcher die Vernunft sich vergebens abgearbeitet hätte, um Gehör zu finden, überwunden und der Fortschritt auf eine höhere zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden.

Hat dagegen „meine Partei“ einen Sieg er-

rungen, so bringt derselbe — so lang nicht der wirkliche Radikalismus zur Herrschaft gelangt — in mir gewöhnlich eine trübe Stimmung hervor, indem ich in dem „Jubel“ der „Parteigenossen“ wieder nur einen Ausdruck der Blindheit erblicke, womit sie ihre herübergeschleppten Fehler, die Vorboten und Bedingungen des bevorstehenden Wiederverlustes, übersehen. Bis jetzt habe ich weder drüben noch hier eine Partei des „Fortschrittes“ erstehen sehen, der einen Sieg wirklich verdient und die ihn zu benutzen verstanden hätte. Daraus folgt sehr einfach, daß ich mich über die Niederlage jeder Partei zu trösten weiß und lieber die entschiedenste Reaktion an der Herrschaft sehe, als eine liberalisirende Halbheit, die weder selbst zu leben, noch ihre Gegner zu vernichten wagt. Wer wird nicht lieber den Staatsstreich in Berlin triumphiren sehen, als jenes liberalisirende Beamtenthum, dessen höchstes Streben auf Erlangung eines Herrn gerichtet ist? Und wer wird in Amerika nicht lieber das barbarische „Demokratenthum“ eine Entscheidung nach Rechts oder Links erzwingen, als endlos und ungehindert und resultatlos dieses geleckte, feige, korrupte, perfide, zwitterhafte, willen- und ideenlose „Republikanerthum“ am Ruder sehen, das im Namen der „Freiheit“ mehr Unheil stiftet, als das Barbarenthum im Namen der Sklaverei? Gibt es in der ganzen Weltgeschichte eine schmachvollere Periode als die der letzten achtzehn Monate in den Ver. Staaten? Und die Partei, welche dieß schmachvolle, beispiellose, über jede frühere Möglichkeit und Vorstellung hinaus unverantwortliche Regiment geboren und ohne Empörung geduldet und ohne Abhülfe erhalten hat, eine solche Partei sollte Anspruch haben auf einen Wahl-Sieg im Namen des „Patriotismus“, der „Freiheit“, des „Fortschritts“ und der „Humanität“? Lüge, nichts als

Lüge und Feigheit und Korruption ist die ganze Geschichte dieser Verwaltung, die ihr unter der Aufschrift „Ehrlichkeit“ und „Jacksonismus“ und „Patriotismus“ in die Zukunft hineinzuschmuggeln suchtet. Die Wächter der Wahrheit riefen euch vergebens ihre Warnungen zu. Die Suffisance eurer Bornirtheit und Grundsatzlosigkeit ließ keine Zweifel am Gelingen in euch aufkommen und als ihr endlich am Schlagbaum ankamt, da mußte der rohe „demokratische“ Zollwächter, ein Schmuggler von Profession, den Triumph erleben, eure ganze Kontrabande zu konfisziren und euch als Defraudanten an den Pranger zu stellen. Wäret ihr w a h r gewesen, so hätten die „Demokraten“ euch nichts entgegenzustellen gewußt, als Lügen ohne Erfolg; da ihr aber Geschäfte mit der L ü g e machen wolltet, mußtet ihr Konkurrenten unterliegen, die in diesem Fach noch mehr zu Hause sind, als ihr, und denen ihr die Aufdeckung eurer Lügen so leicht machtet. Daß in Amerika wie in Teutschland die Gothaer, diese ekelhaftesten aller Eunuchen, von der Partei der Junker unter die Füße getreten werden, in deren Gleise sie ihrem Ziele zustreben wollten, ist ein Zusammentreffen so belehrender Art, daß ein Freund des Fortschritts es nicht zweckmäßiger hätte fügen können.

Verräther oder Selbstverräther? Das war die Wahl. Das „Volk“ entschied: Verräther! Und der Freund des Fortschritts muß Amen dazu sagen, denn gegen Verräther gibt es Mittel, gegen Selbstverräther, wenn sie die Macht haben, keins. Man bringe Jeff. Davis nach Washington und die heilende Revolution ist da; Abraham Lincoln in Washington ist die reaktionaire Schwindsucht in Permanenz.

Nur ein Lincoln und seine Partei konnte einen solchen Wahlkampf mit einem solchen Resultat

herbeiführen. Eine Partei, die nicht zu leben verdient, geschlagen von einer schon begrabenen, die nie zu siegen verdiente! Gratuliren Sie sich zu dieser Leistung, Herr Präsident. Daß das „Volk“ sogar zu den obsoleten „Demokraten“ wieder seine Zuflucht nahm, um von Ihrer Politik und Kriegführung erlöst zu werden, oder um Ihnen eine Lehre zu geben, sollte ein Verdammungsurtheil ohne gleichen für Diejenigen sein, welche beständig „Volkes Stimme“ und „Gottes Stimme“ im Munde führen.

Daß die „Demokraten“ die wahren Mundstücke „Gottes“ sind, wird kein Mensch von Einsicht und Gerechtigkeitsliebe bezweifeln oder bestreiten. Nur für böswilligen Neid bedarf es noch eines Beweises, daß sie bloß aus dem Grunde gegen schlechte Kriegführung sind, weil sie die Rebellion radikal vernichten wollen, nur aus dem Grunde die Korruption verdammen, weil die Ehrlichkeit ihre Leidenschaft ist, nur aus dem Grunde gegen Beeinträchtigung der Freiheit eifern, weil sie für allgemeine Freiheit schwärmen, und nur aus dem Grunde der Verschwendung der Volksgelder Einhalt zu thun suchen, weil Oekonomie ihr eigentliches Fach ist. Kurz sie sind, sowohl was Motive als was Zwecke, sowohl was Einsicht als was Wille betrifft, die wahren Hüter und Schutzengel der Republik. Wie durch und durch verdorben und gewissenlos die „demokratischen“ Politiker aber auch sind, sie waren durch die republikanische „Administration“ in die glückliche Lage versetzt, bei ihrem Kampf bloß ihre Motive, nicht aber ihre Waffen verhüllen zu müssen, denn diese wurden ihnen, patentirt und scharf geschliffen, von den Republikanern selbst geliefert. Nie hat der einen Partei beim Kampf gegen die andre ein reichlicheres und wirksameres Material zur Verfügung gestanden, als der „demokratischen“ dieß Mal

durch die „republikanische“ geliefert wurde; nie hat sich eine angegriffene Partei in einer hülfloseren und kläglicheren Lage befunden, als die „republikanische“ bei der Vertheidigung gegen die „demokratische“. Wo die kolossalen Thatsachen der Tagesgeschichte wie Leichenhügel, Ruinen und Kothhaufen vor dem verbrecherisch herbeigeführten Verfall vor jeder Thüre abgelagert wurden, da half kein Wegleugnen und Entschuldigen, da brauchte jeder Bürger bloß gefragt zu werden, ob er mit den Urhebern dieses Verfalls einverstanden sei, und ihr Nein diente als Ja für die „Demokraten“. Daß diese, wenn sie die Gewalt übernehmen könnten, das Land vollständig zerrütten und ruiniren würden, um entweder seinen Untergang als Republik, oder seine Wiedergeburt durch eine Revolution herbeizuführen, kam nicht in Betracht bei der Frage, ob man Denen ein Vertrauensvotum geben wolle, die bis jetzt jedes Vertrauen auf das Schändlichste betrogen haben. So geschah es denn, daß die Vertreter der amerikanischen „Freiheit“ auf der Armsünderbank sitzen mußten vor den Vertretern der amerikanischen Sklaverei und daß diese befugt waren, ihre Richter zu spielen. Die „Republikaner“ waren zu unehrlich oder zu feige, ihre eigenen Richter zu sein, deshalb tragen sie jetzt die Schmach des Verdammungsurtheils der „Demokraten“. Seit Jahr und Tag weiß jedes Kind den Hauptschuldigen zu nennen, der das ganze Unheil der jetzigen Zustände herbeigeführt und der es abwenden konnte, wenn er wollte, wenn er dem einfachsten Gebot der Pflicht und des gesunden Menschenverstandes Gehör gab. Hat die „republikanische“ Partei ihn zur Rechenschaft gezogen? Sie hat alle seine Sünden mit feigen Lügen und parteiischen Entschuldigungen zugedeckt. Wo er die entschiedenste Unfähigkeit an den Tag legte, rühmte man seine unergründlichste

Weisheit; wo er als verächtlichster Schwächling handelte, machte man ihn zum zweiten Jackson; wo er den Sklavenhaltern offen die Hand reichte, wurde er als Abolitionist herausgepufft; wo er Verrath und Korruption förmlich zu privilegiren schien, wurde jene abgestandene, infame „Ehrlichkeit" zu Markt gebracht, mit der man Geschäfte machen zu können glaubte, weil der Artikel in solchen Regionen ganz abhanden gekommen war. Die „republikanische" Partei war so „ehrlich" wie ihr Chef: ihre Ehrlichkeit hatte stets das Unglück, die Thatsachen gegen sich zu haben. Weder die „republikanische" Presse, noch der republikanische Kongreß war ehrlich genug, Herrn Lincoln die Wahrheit zu sagen, und muthig genug, ihn nach Verdienst zu behandeln. Selbst die Besten der Partei, die Herrn Sumner, Wade, Chase u. s. w., machten sich zu seinen Mitschuldigen indem sie entweder stillschwiegen zu den Verbrechen, die Herr Lincoln beging und begehen ließ, oder sich gar zu seinen Lobrednern herabwürdigen, die seine Unwürdigkeit mit ihrem Kredit aufrecht zu erhalten suchten. Alle diese Herrn haben keinen Begriff von Dem, was man im Teutschen „Schneide" nennt, und Entschiedenheit und Muth fehlte ihnen da am Meisten, wo solche Eigenschaften am Meisten am Platze sind. Der einzige Mann im Kongreß, der den Muth hatte, dem Chef der Exekutivgewalt mit angemessenen Worten zu Leibe zu gehen, war Herr Chandler von Michigan, der sagte, entweder durch Verrath oder durch Unfähigkeit ruinire Herr Lincoln die Republik. Hätte der Kongreß im Sinne dieser Worte den Herrn Präsidenten in Anklagezustand versetzt oder von seinem Amt entfernt, so würde jetzt nicht der „republikanischen" Partei das Schicksal bevorstehen, daß sie ihrem verehrten Chef nicht zu bereiten wagte.

Und wie verhält sie sich jetzt, und wie verhält sich ihr Chef, nachdem sie zu den südlichen Lehren auch die nördlichen in den Kauf erhalten? Jetzt wird die Schuld des Malheurs höchstens auf die Rechnung der „Administration", des „Kabinets", oder dieses und jenes Generals, aber bei Leibe nicht auf Rechnung des Chefs geschrieben, der die Macht über Alle und die Verantwortlichkeit für Alle hat, noch weniger auf Rechnung der Partei, welche ihn zu kontroliren und nöthigen Falls abzusetzen hatte. Und wie hat der Herr Präsident selbst seine Niederlage aufgenommen? Nachdem die „Demokraten" in Pennsylvanien, Ohio und Indiana gesiegt hatten, äußerte er seine schmerzliche Ueberraschung über diesen Mangel an Patriotismus: derselbe werde in Europa die Feinde der Republik und im Süden die Feinde der Union ermuthigen und zu fortgesetzten Anstrengungen anspornen. Merkwürdig! Also Alles, was jenem Sieg vorangegangen, von Bull Run No. 1 bis Bull Run No. 2, jene ganze schmachvolle Geschichte der Imbezillität und des Selbstverraths hat nach den Vorstellungen des Herrn Lincoln weder in Europa noch im Süden die Feinde der Republik aufgeklärt und ermuthigt; erst die Wahlsiege der „Demokraten", die eine bloße nachträgliche Wirkung derselben waren, haben der Republik auswärts Schaden gethan und ihren Feinden die Augen geöffnet. Man sieht, von Selbsterkenntniß, von Belehrung durch die Erfahrung, von Besserung durch die Folgen begangener Fehler ist bei Herrn Lincoln keine Rede. Noch charakteristischer ist die spätere Aeußerung, wodurch er den Eindruck schilderte, welchen die „demokratischen" Wahlsiege in New-York, Illinois, New-Jersey u. s. w. auf ihn gemacht hatten. Er sagte, „es sei ihm zu Muth wie jenem kentuckyschen Bauerburschen, der bei einem Gang zu seiner Liebsten sich die Zehe ver-

ſtauchte — nicht ſchmerzlich genug zum Weinen, aber zu ſchmerzlich zum Lachen". Dieſe Aeußerung zitiren „republikaniſche" Blätter um darzuthun, wie — „philoſophiſch" ihr Präſident die erlittene Niederlage hinnimmt. Daß dieſelbe eine Geiſtloſigkeit und Rohheit bekundet, wofür nur unter kentuckyſchen Bauernburſchen ein Maß zu finden iſt, leuchtet keinem wahren „Republikaner" ein. Je ſtumpfer und fühlloſer ein Menſch die Folgen von Dem hinnimmt, was er unter nie erhörten Verhältniſſen auf fremde Koſten verbrochen, ein deſto größerer „Philoſoph" iſt er in den Augen amerikaniſcher Parteimänner. Geſetzt, Herr Lincoln verwüſtete das Land ſo lang, daß außer dem verehrten Präſidenten und einem „republikaniſchen" „Editor" die ganze Bevölkerung unter der Erde wohnte, er würde mit dem Gefühl der verſtauchten Zehe des kentuckyſchen Bauernlümmels alle Betrachtungen erſetzen, die ein denkender Freund der Republik über das Treiben des zweifüßigen Herrn dieſer Erde anſtellen könnte, und ſein getreuer „Editor" würde ihn den größten und letzten Philoſophen nennen.

Wenn eine überlegene, mephiſtopheliſche Natur auf den Trümmern einer ruinirten Welt ihren Witz macht, ſo liegt darin Geiſt, Charakter und Logik; wenn aber ein ordinairer Menſch, der von Frömmigkeit trieft, ſich mit Emphaſe-Diener des Volks nennt, durch Weichherzigkeit exzellirt und vom Kapital des Rufs ſeiner landſtädtiſchen „Ehrlichkeit" zehrt, wenn ein ſolcher Menſch am Rande des Untergangs, dem er eine Republik von 30 Millionen Menſchen durch die ruchloſeſte Unfähigkeit und die gewiſſenloſeſte „Ehrlichkeit" zugeführt, den „Philoſophen" mit der verſtauchten Zehe ſpielt, ſo weiß man nicht, ob die frevelhafte Rohheit, die ſich in ſolcher Atitüde ausſpricht, größer iſt, oder ihre platte Abgeſchmacktheit, und man kann ein

Volk nicht beklagen, das einen solchen Mann an seiner Spitze behält, ohne sich zu schämen vor aller Welt, sogar vor Negern und Indianern.

Es hängt bloß vom bevorstehenden Kongreß und von der „republikanischen" Exekutivgewalt ab, welche Bedeutung und welche Folgen die „demokratischen" Wahlsiege haben werden. Die letzte Frist für die eigne wie für die Rettung des Landes ist der „republikanischen" Partei jetzt vorgemessen. Wird sie dieselbe besser benutzen, als die Vergangenheit? Man muß von ihrer Desperation erwarten, wozu ein freier Entschluß sie bis jetzt nicht bringen konnte. Zwei Dinge aber betrachten wir als gewiß: 1) Herr Lincoln wird auf die Dauer kein Anderer werden, als er bisher gewesen, wenn seine Partei ihm nicht seine Verantwortlichkeit auf ernstliche Weise fühlbar macht: 2) wenn er und seine Partei sich ändert, so kann man dem Lande zu dem „demokratischen" Wahlsieg gratuliren, welcher das letzte Mittel war, die Leiter der Republik vom Wege der Verderbens zu vertreiben.

* * *

Bei einer Kritik der Proklamation des Herrn Lincoln ist noch ein Punkt hervorzuheben, der moralisch schwerer in's Gewicht fällt, als alle andern. Er betrifft die vorausgesehene Möglichkeit der Enttäuschung von drei Millionen Sklaven, welchen sie die Freiheit in Aussicht stellt. Die Proklamation ist diesen Sklaven schon bekannt, oder wird ihnen binnen Kurzem allgemein bekannt sein. Mit welcher Spannung sie den Tag der Erlösung erwarten, den die Sonne des 1. Januar heraufführen soll, mag sich Jeder vorstellen, dem ein Gran Menschengefühl und Phantasie zu Theil geworden. Nun denke man sich aber die Hoffnung dieser drei Millionen mit einem Male vernichtet durch das Mittel, welches Herr Lincoln ihren

„Herrn“ durch seine Proklamation dargeboten hat. In der Enttäuschung, welche den Sklaven dadurch würde bereitet werden, liegt eine Grausamkeit die in der Geschichte vielleicht ohne Beispiel ist. Glücklicher Weise wird, wie es bis jetzt — 8. November — den Anschein hat, ein solcher Fall nicht eintreten. Träte er aber ein, so würde er auf die Schultern des Herrn Lincoln einen Fluch laden, der einen Riesen an Unmenschlichkeit erdrücken könnte. Daß er einen solchen Fall gar nicht in Betracht gezogen oder der Berücksichtigung gewürdigt hat, beweis't eben, wie gleichgiltig ihm die drei Millionen **Menschen** waren, die er als **Sklaven** zu „Kriegszwecken“ zu emanzipiren droht. Ist das nicht eine sprechende Illustration jener fluchwürdigen Barbaren-Politik, welche eine staatsmännische Erhabenheit darin sucht, daß sie „den Neger“ nur als Objekt oder Ziffer behandelt und die Frage der Emanzipation nur als eine Frage der „Oekonomie“ und „Kriegführung“?

* * *

Der teutsche Humboldt-Verein, gestiftet von dem Materialisten Roßmäßler, hielt neulich in Halle seligkeit-trunken sein idyllisch-gemüthliches Jahresfest unter dem Präsidium des Dr. Ule, der früher in seiner „Natur“ ebenfalls materialistisch auftrat. Den Schluß der Rede, welche dieser Mann über die Wirksamkeit und die Zwecke des Vereins hielt, faßt der Berichterstatter des Festes in folgenden Worten zusammen: „Aber noch eine andre Einigung von lange Getrennten fand Statt oder bereitete sich vor: im **Innern** des Menschen die von **Glauben** und **Wissen.** Die Wissenschaft führt zur Harmonie des innern Menschen; da, wo sie ihr Licht hinwirft, **gibt es keine Gottesleugner mehr,** sie führt auf ihrem ungestörten Gange schließlich zu der Ueberzeugung von der

Einheit alles Lebens und von der **Geistigkeit der Welt.**“

Die teutschen Gelehrten, namentlich die Professoren, sind der großen Mehrzahl nach zusammengesetzt aus drei Qualitäten: Feigheit, Servilismus und Selbsteingenommenheit. Das Resultat der Thätigkeit dieser Qualitäten ist im günstigen Falle Konfusion, in der Regel Niederträchtigkeit. Da sie nicht wagen, konsequent zu sein, kommen sie entweder auf Doktrinen hinaus, die ihren Prämissen schnurstracks widersprechen, oder auf Niederträchtigkeiten, durch welche sie den Geist ihrer Anhänger an die herrschende Gewalt verrathen.

Vor einiger Zeit ließen verschiedene Andeutungen darauf schließen, daß der Humboldt-Verein die Aufmerksamkeit der frommen Polizei erregt habe. Das genügt, um den Schlüssel zu der neuen Lehre des Dr. Ule zu finden.

„Glauben und Wissen“ (Wasser und Feuer) hat sich also vereinigt, d. h. die Wissenschaft gibt dem Glauben in dem Recht, was sie ihm bestreitet, d. i. sie dient ihm. Und in diesem Dienste entdeckt sie plötzlich, daß die ganze Welt Geist hat, und während sie früher nur eine „Einheit alles Lebens“ erkannte, erkennt sie jetzt einen allgemeinen Geist, d. i. Gott, denn sie schafft die Gottesleugner ab. Während Humboldt, dessen Namen sich dieser Verein von Schäfern, Förstern, Botanikern, Schulmeistern u. s. w. anmaßt, keinen „Gott“ kannte und in seinem ganzen „Kosmos“ das Wort vermied, finden seine Verehrer plötzlich auf einen Wink der Polizei heraus, daß der ganze Kosmos mit Gott gefüllt ist. Da jetzt „Glauben und Wissen“ vereinigt ist, wird auch der Vereinigung der Männer der Wissenschaft und der Männer des Glaubens nichts mehr im Wege stehen und es ist deßhalb zu erwarten, daß der nächste Präsident des Humboldtfestes ein Pastor sein wird.

Dem Verlangen nach einer umfassenden Definition des Spiritualismus habe ich vor allen Dingen zu antworten, daß ich den Materialismus, soweit es sich um Rechtfertigung seines Namens handelt, nicht als eine neue positive Doktrin auffasse, sondern nur als eine Entgegensetzung gegen die Gesammtbezeichnung einer alten Doktrin, die ich als falsch erkenne. In so fern hat er nur eine negative Bedeutung. Sein Gegensatz, der Spiritualismus, ist ebenfalls keine bestimmte Doktrin. Er drückt nur einen Standpunkt der Weltanschauung aus, von welchem aus erst bestimmte Doktrinen in den verschiedenen Gebieten der geistigen Bethätigung entwickelt werden. Wer kann eine genaue Definition von Spiritualismus geben? Sie wird, je nachdem man ihn weiter oder enger auffaßt, ganz verschieden ausfallen. Wir nehmen ihn so umfassend wie möglich und dehnen ihn auf Alle aus, welche irgend an eine vom Stoff unabhängige, ohne denselben oder über demselben existirende geistige Kraft glauben, also auf Hegel so gut wie auf einen katholischen Pastor, auf den Religionsgläubigen so gut wie auf das „spiritualistische Medium". Da ich diesen Glauben für falsch halte und ihn bekämpfe, gibt mir die Bezeichnung desselben durch Spiritualismus sofort von selbst die Bezeichnung des Gegensatzes durch Materialismus an die Hand. Mit diesem Materialismus, dem bloßen Gegensatz gegen etwas Bekämpftes, ist natürlich nicht sofort ein bestimmtes System erschöpfend ausgedrückt und wenn es sich um bloße Erklärung des Namens handelt, werden vielleicht ein Dutzend Freunde oder Feinde desselben ein Dutzend verschiedene Definitionen davon geben und ein Dutzend verschiedene Folgerungen daraus ziehen.

Der einfachste Weg zur Gewinnung eines bestimmten Anhaltes ist das Zurückgreifen auf das

Ursprungswort Materie (abgeleitet von mater und etwa zu umschreiben als Urstoff- oder Existenz-Ursache). Die Materie ist Dasjenige, was vorhanden ist abgesehen vom menschlichen Gedanken, während das „Geistige“ (im Sinn der Spiritualisten) vorhanden ist abgesehen von der Materie. Danach ist der Materialismus diejenige Weltanschauung, welche überall das an sich und durch sich Seiende zur Grundlage hat, die Lehre vom Seienden, vom Wirklichen, während die Grundlage des Spiritualismus das vom Menschen bloß Gedachte (oder Phantasirte) ist. Der Materialismus verwirft darum nicht das Gedachte, aber er acceptirt es nur als Ausfluß des Stofflichen, faßt es also nur in Verbindung und in Uebereinstimmung mit demselben auf. In Bezug auf den „Geist“ könnte man den Unterschied so angeben: der Spiritualismus läßt die Mutter durch das Kind, der Materialismus das Kind durch die Mutter entstehen.

Zur Rechtfertigung jener Unterscheidung dient dem Materialisten die Entstehung und der Prozeß des Denkens. Er findet irgendwo eine Kraft oder Krafttätigkeit ohne Stoff, diejenige Krafttätigkeit aber, die wir Denken nennen, findet er beschränkt auf organische Wesen, in denen dasselbe durch das Nervensystem (Gehirn) vermittelt wird, welchem die Sinne das Material dafür zuführen. Ohne Sinnenwahrnehmung kein Stoff für das Denken, ohne Nerventhätigkeit keine Möglichkeit desselben. Daraus folgt der einfache Schluß:

1. Das Denken (der Geist) ist eine Kraftäußerung der Materie;

2. da dasselbe nicht möglich ist ohne Sinnenwahrnehmung und Nerventhätigkeit, diese aber nur s. g. organische Wesen eigen ist, so kann in der ganzen übrigen (s. g. anorganischen) Welt kein Denken (kein „Geist“) vorhanden sein.

In früheren Jahrgängen des „Pionier“ ist Alles, was bis jetzt die Forschung uns an die Hand gegeben, zusammengetragen und erörtert worden, um eine annähernde Erklärung des Denkprozesses oder der Gehirnthätigkeit möglich zu machen und die Frage zu lösen: „was ist der Geist?“ Es braucht nicht versichert zu werden, daß die vollständige Lösung nicht möglich war und vielleicht wird sie niemals möglich sein, indem dazu u. A. eine mikroskopische Beobachtung der einzelnen Gehirnfasern während ihrer Thätigkeit nöthig wäre, aber die Kunst noch nicht erfunden ist, eine solche Beobachtung an einem lebendigen und unzerschnittenen Gehirn zu machen. Genug, es wurde wenigstens festgestellt, daß die bisherige Forschung keine Möglichkeit der geistigen Thätigkeit ohne Nervenmittel dargethan und der Schlußfolgerung blieb nur die Annahme einer Erklärung des Denkprozesses auf materialistischem Wege übrig. Dabei verschlägt es nichts, wenn z. B. durch den Hinweis auf gewisse Thiere die geistige Thätigkeit auch in andre Theile, als das Gehirn, verlegt wird. Bewiese man sogar, daß es Geschöpfe gebe, die mit dem Fuß oder dem Schwanz denken, so würde dadurch die materialistische Anschauung eben so wenig alterirt wie die Möglichkeit eines „Geistes“ ohne das Werkzeug eines organischen Wesens dargethan. Wenn man dennoch eine solche Möglichkeit bloß dadurch retten will, daß wir ihr Gegentheil, z. B. die Denkunfähigkeit eines Steines, nicht absolut beweisen können, so proklamirt man dadurch einfach die Freiheit, mit Verläugnung aller Resultate der Erfahrung, der Beobachtung, der Forschung, der Wissenschaft und der Logik Alles und Jedes zu behaupten oder zu leugnen, das sich den physischen oder mathematischen Beweismitteln entzieht. Wer aber eine solche Freiheit in Anspruch nimmt, der

sollte zuvor die Verpflichtung anerkennen, die Haltbarkeit einer aller Erfahrung, Forschung und Logik widersprechenden Behauptung durch eigene Gründe, statt durch den supponirten Mangel zureichender Gegengründe zu retten. Ehe man von uns den Beweis verlangt, daß ein Stein nicht denken könne, gebe man uns zuvor einen Anhalt für die Möglichkeit seines Denkens. Ich kann z. B., um die bisher angenommenen Grenzen der musikalischen Fähigkeit anzugreifen, die Behauptung aufstellen, ein Apfel sei musikalisch. Wer beweist mir, daß er es nicht sei? Kein Mensch kann das, aber es gibt auch keinen Menschen, der es glaubt. Ebenso kann auch der Einsender nicht *glauben*, daß der Stein denke; weßhalb will er ihn denn als Konkurrenten des Menschenschädels benutzen?

Doch ich will sogar die Möglichkeit zugeben, daß der Stein denke, ja daß das Wasser, die Luft, kurz die ganze Welt denke und Geist habe. Was wäre dadurch gegen den Materialismus bewiesen? Es würde dadurch weiter nichts geliefert, als eine Bestätigung und *Erweiterung* des Materialismus, bestehend in der Eröffnung, daß die Materie der ganzen Welt mit derjenigen, sich verschieden äußernden, Kraft erfüllt sei, die wir Geist nennen, daß es folglich für Geister ohne Materie keinen Raum gebe. Wer sich übrigens auf diesen Standpunkt zu stellen Lust hat, wird mir jeden Falls zugeben müssen, daß der Geist, den er in die verschiedenen Theile oder Erscheinungen der Welt legt, gleich dem menschlichen nur beurtheilt oder taxirt werden könne nach seinen eigenthümlichen Aeußerungen und Bethätigungen. So wie also z. B. der menschliche Geist darin besteht oder sich dadurch bethätigt, daß er Häuser baut, die Erde kultivirt, Bücher schreibt, auf Eisenbahnen fährt u. s. w., so besteht oder bethätigt sich der Geist

eines Steines dadurch, daß er am Boden liegt, der Geist der Schnecke dadurch, daß sie kriecht und Salat frißt, der Geist des Baumes dadurch, daß er blüht und Früchte trägt u. s. w. Ob durch solche Erweiterung der „Geister"-Welt etwas für den Spiritualismus gewonnen, oder gegen den Materialismus beigebracht wird, überlassen wir Jedem zu entscheiden.

Warum man das „Dunkel", das an den Grenzen unserer bisherigen Erkenntniß und Forschung beginnt, für ein Gebiet des Spiritualismus zu halten geneigt ist, während die Helle diesseit jener Grenzen bloß materialistische Aufschlüsse geliefert und diese Aufschlüsse sich mit jedem Stückchen Boden, das jenem Dunkel abgewonnen wurde, vermehrt haben — das ist abermals eine Inkonsequenz, die ich so wenig theilen wie begreifen kann. Dasjenige, was ich noch nicht erkenne, suche ich auf der Seite Dessen, was ich erkenne, nicht aber auf der Seite Dessen, was bisher durch meine Erkenntniß als falsch verworfen worden.

* * *

Ludwig Uhland ist am 14. Nov. zu Tübingen im 77. Lebensjahr gestorben. Man nennt ihn den größten teutschen Dichter, was sehr mit Einschränkung zu nehmen ist. Er war ein ehrenwerther Mann und ein gediegenes Talent, aber als Dichter wie als Politiker gehört er mehr der Vergangenheit, als der „Gegenwart" an, da er in beider Beziehung ein beschränkter Romantiker war. Noch bis zu seinen letzten Augenblicken war das Hauptthema seiner irrenden Gedanken die Poesie des Mittelalters und wenn Göthe mit den Worten starb „mehr Licht!", so hätte Uhland mit den Worten Abschied nehmen können: mehr Dunkel!

* * *

Meine badischen Landsleute sind mir vor Kurzem sehr aufsäßig geworden, weil ich an ihnen der Mehrzahl nach u. A. die eiserne Konsequenz der Grundsätze und die zuverlässige Festigkeit des Charakters gerühmt hatte. Als neuer Beleg zu dieser Charakteristik meldet der ehemalige Republikaner L. S. der „N. Y. Staatszeitung“ „aus dem westlichen Deutschland“ Folgendes:

„Die liberalste Regierung in Deutschland ist jetzt unbestritten die badische, und daß das badische Völkchen nicht blos das leichtblütigste, sondern auch das freisinnigste in Deutschland sei, darüber hat es selbst ganz gewiß niemals den allerleisesten Zweifel gehegt. Nun denn, diese liberalste Regierung, nachdem sie sich ein wenig befestigt und ihre Konkordats-Vorgänger unschädlich gemacht hat, ruft den Verräther Hecker's und Fickler's, den Staatsrath a. D. Mathy, wieder in den badischen Staatsdienst zurück und hält das ohne Zweifel für einen liberalen Akt. Und das liberale badische Völkchen, welches 1848 und 49 sich sehr republikanisch gerirte, scheint wenig dagegen einzuwenden zu haben und der Wahlkreis Tauberbischofsheim beeilt sich, den heimgekehrten Verräther der Volkssache von 1848 beinah einstimmig in die Kammer zu wählen. Ich meine, dieses kleine Faktum wird besser, als eine lange Abhandlung, den Exilirten von 1848 den Unterschied von jetzt und damals klar machen, den sie zum Theil noch immer nicht begreifen können, bis sie sich die Dinge einmal wieder in der Nähe angesehen haben. Diese Rehabilitirung eines politischen Lumpen ist gewiß keine große Ehre für die Wähler von Tauberbischofsheim, ich bezweifle auch gar nicht, daß Herr Karl Heinzen diesen Vorgang, sowie die Adresse des preußischen Abgeordnetenhauses in der vorigen Session, benutzen wird, um das deutsche Volk im Allgemeinen und die

„Fortschrittshunde“ im Besondern für reif zum Untergange durch Feuer und Schwert zu erklären. Aber trotz solcher widerlicher Einzelnheiten muß doch jeder unbefangene Beobachter zugestehen, daß das deutsche Volk in politischer Bildung, Einsicht und Reife seit 1848 einen riesigen Fortschritt gemacht hat, wenn man seine unsägliche Geduld auch oftmals bitter verflucht!“

Herr L. S. benennt Das, was alle Welt dem teutschen Volk und seinen „Fortschrittshunden“ als Niedertracht, Servilismus oder Feigheit anrechnet, mit dem Worte „Geduld“ und versichert uns dann, dasselbe habe ungeheure Fortschritte in der politischen Bildung und Reife (reif für die Sklaverei) gemacht. Dieser Fortschritt ist genau demjenigen analog, den er selbst vom einstigen Republikaner zum jetzigen Nationalvereinler und vom einstigen Korrespondenten des „Janus“ zum jetzigen Korrespondenten der „Staatszeitung“ gemacht hat. (Apropos. Herr Mor. Hartmann scheint sich endlich geschämt zu haben. Er ist aus der „St. Z.“ verschwunden. Herr A. Ruge aber figurirt nach wie vor im „Anzeiger des Westens“.)

Doch das nur nebenbei. Was die badischen Landleute da drüben betrifft, so haben wir für ihre Handlungsweise eine bessere Auslegung, als Herr L. S. Sie werden da drüben gehört haben, daß die badischen Exilirten in Amerika, wo sie den Republikanismus aus dem F studirt, den Verräther Brentano in die Kammer gewählt haben, der das ganze Baden, ja das ganze teutsche Volk an die Reaktion verrathen; warum, werden sie gedacht haben, sollten wir nicht den Matthy wählen, der nur ein Paar Personen verrathen hat? Wenn in der Republik der große Verrath die Würdigkeit zum Volksvertreter leiht, warum nicht in der Monarchie der kleine? Dann aber werden sie sich die Frage gestellt haben, ob der Matthy

auch wirklich ein Verräther gewesen? Er hat den Fickler eingesteckt, der in Amerika für Bier und Schinken zu den gemeinsten Freiheitsverräthern der Welt übergegangen, also auch in Teutschland dem Bauch zu lieb des Verrathes fähig war. Folglich hat Matthy durch seine Beseitigung ein gutes Werk vollbracht. Und was den Hecker betrifft, dem er gar nichts gethan, sondern der nach der Verhaftung Fickler's freiwillig ausriß mit den Worten: „jetzt gehen sie auch an mich", so werden die badischen Landsleute da drüben von diesem berühmten Feldherrn mit dem „Hut auf der Spitze des Schwertes" so wunderliche Dinge vernommen haben, daß sie dem Matthy höchstens die menschenfreundliche Absicht zutrauen, ihn „im Betretungsfalle" in ein Irrenhaus zu bringen. Durch die Erwählung Matthy's haben sie also bloß eine Anerkennung der Humanität ausgesprochen.

1863.

Der literarische Hoflakei und Polizeidiener Marggraf strengt sich in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ an, Varnhagen von Ense wegen seiner Ausfälle gegen hohe Personen in seinen „Tagebüchern“ und wegen seines pionierähnlichen Styls herabzusetzen. Er empört sich darüber, daß Varnhagen in einem so unfreien Style schreibt, daß „Karl Heinzen sich hätte Glück wünschen können, für seinen Bostoner „Pionier“ einen solchen Mitarbeiter gewonnen zu haben“. Karl Heinzen denkt blos, er habe an Varnhagen einen Mitarbeiter an seinen früheren revolutionären Brochüren gewonnen, einen Mitarbeiter leider, der erst post festum hervorgetreten.

* * *

Mazedonien ging an seinem größten König zu Grunde; will Amerika an seinem „größten Staatsmann“ zu Grunde gehen? Wie es scheint, sind die Dinge in der That dahin gekommen, daß das Schicksal dieses Landes mit dem Schicksal des Herrn Seward in so fern identifizirt ist, als es dem Untergang entgegengeht, wenn dieser unheilbringende Leiter des rathlosen Präsidenten am Ruder bleibt.

Die wahre Stellung eines leitenden Staatsmannes in diesem ganzen Kriege konnte nur die sein, daß er stets in der einen Hand das Schwert gegen die Rebellion, in der andern das Schwert gegen die Intervention bereit hielt. Die Stellung des Herrn Seward (Lincoln) ist aber vom Beginn ab die gewesen, daß er in feiger Halbheit und Unentschlossenheit die eine Hand der Rebellion zur Versöhnung, die andre der Intervention zur Beschwichtigung entgegenstreckte. Die natürliche Folge war, daß beide Feinde immer mehr ermuthigt wurden und die ihnen eingeräumte Zeit und Freiheit zur Vorbereitung ihrer Pläne wider einen Gegner benutzten, der vor ihnen und ihrer entschieden ungerechten Sache von vorn herein moralisch zur Kreuz kroch.

Man hatte geglaubt, die von Herrn Seward genährte und provozirte Anmaßung des Pariser Banditenthums habe ihren Kulminationspunkt schon erreicht in der Zumuthung, daß der Norden mit dem Süden einen sechsmonatlichen Waffenstillstand abschließen solle. Wer etwas von europäischer Anschauung und Politik verstand, hat schon damals voraus gesagt, daß jene Zumuthung nur die Einleitung zu weiteren Schritten bilden werde. Ein solcher weiterer Schritt ist jetzt in einer neuen Zumuthung erfolgt, die wo möglich noch beleidigender ist, als die erste. Sie geht dahin, daß, ohne Einstellung der Feindseeligkeiten, Herr Lincoln und Herr Davis nach einem neutralen Punkt Kommissaire schicken, welche dort ihre gegenseitigen „Beschwerden" diskutiren und die Punktationen für ein etwaiges Uebereinkommen besprechen sollen.

In dieser Zumuthung liegt u. A. Folgendes ausgesprochen:

1, der Präsident der Ver. Staaten und der Chef des südlichen Raubritterthums stehen auf einer Linie der Ehrbarkeit und Berechtigung;

2, die Regierung der Republik soll sich erniedrigen, mit Abgesandten von Rebellen als den Repräsentanten einer legitimen Macht zu verhandeln;

3, Volk und Kongreß gelten in Amerika so wenig wie in Frankreich und die Chefs der exekutiven Gewalt haben allein das Recht und die Macht, über das Schicksals des Landes zu entscheiden.

Dieß liegt in der neusten Note des französischen Ministers des Auswärtigen ausgesprochen und wer will behaupten. daß er nicht zu solcher Auffassung berechtigt worden? Hat jemals die Administration in Washington die Chefs der Rebellen als Verbrecher behandelt? Hat Herr Seward und Lincoln nicht bereit gestanden, mit ihnen zu unterhandeln? Hat nicht Volk und Kongreß diese beiden Schwächlinge stets schalten und walten lassen nach Belieben?

Was man also auch gegen die französische Anmaßung und Verachtung sagen mag, die Gerechtigkeit verlangt das Zugeständniß, daß die Hauptschuld in diesem Lande zu suchen ist.

Herr Seward hat nun freilich das französische Ansinnen zurückgewiesen und erklärt, daß der Ort, wo südliche Kommissaire (d. i. Repräsentanten und Senatoren) zur Schlichtung von Differenzen erscheinen könnten, das Kapitol zu Washington sei. Und wegen dieser Antwort wird er überall gepriesen und man scheint sogar geneigt zu sein, ihm Absolution für seine früheren Sünden zu ertheilen. Aber, frage ich, was konnte er weniger thun? Sollte er denn etwa geradezu auf die französische Zumuthung eingehen und den Banditen in Paris wie in Richmond als Unterthan die Füße küssen?

Die Frage ist, was jetzt weiter erfolgen werde und ob Herr Seward der Mann sei, dem Sturme

zu trotzen, den seine landesverrätherische Feigheit heraufbeschworen. Ich glaube nicht mit Andern, daß der Zweck der französischen Note, deren Approbirung in Washington kein Mensch in Paris erwartet hat, bloß dahin geht, dem Banditen den Rückzug aus einer falschen Stellung zu ermöglichen und ihm beim französischen Volk Kredit für seine Bemühungen um Abstellung der Baumwolle-Noth zu verschaffen. Nein, er ist zu weit ermuthigt worden, als daß er an einen Rückzug denken sollte. Er bereitet ernstere Schritte vor und mag sich dabei sogar die Möglichkeit denken, daß er diese erniedrigte Republik mit Gewalt zur Aufhebung der Blokade zwingen könne, ohne von ihr eine Kriegserklärung zu erhalten. Schon seit längerer Zeit läßt er durch die Presse das französische Volk zum Haß gegen den Norden aufstacheln und auf ein feindliches Unternehmen vorbereiten. Seine servilen Kammern aber haben seine „Mediations"-Versuche rühmend anerkannt und werden ihm ohne Bedenken die Mittel zu einer kriegerischen „Mediation" votiren.

„Malakoff", der wohlunterrichtete Pariser Korrespondent der „N. Y. Times," welche die Administration des Herrn Seward überall in Schutz nimmt, stellt dem „größten Staatsmanne Amerika's" folgendes Attest aus: „Die französische Regierung betrachtet Herrn Lincoln und sein Kabinet als halbe Idioten (imbéciles), mit denen sie machen kann, was sie will. Den amerikanischen Gesandten in Paris, der häufige Verhandlungen mit der Regierung hat und der höflich, aber fest ist bei der Vertretung der Würde seines Gouvernements, haben sie mit weit mehr Rücksicht behandelt, als die Administration in Washington. Im Allgemeinen hat die französische Regierung gehandelt wie die Individuen in Frankreich: es macht nichts aus, wie oft dir auch ein Mann

auf die Zehen tritt, wenn er nur nachher den Hut abnimmt und um Entschuldigung bittet. Sie mischen sich stets in unsere Angelegenheiten und denken, es sei eine hinreichende Entschuldigung, wenn sie uns stets die Hand der Freundschaft entgegenhalten."

Die Interpretation dieser Freundschaft liefern die offiziellen Journale in Paris, welche jetzt geradezu verlangen und ankündigen, daß man, das Schwert in der Hand, die Blokade forciren solle und werde.

Ich sehe demnach mit Bestimmtheit voraus, daß der Bandit — namentlich wenn die Unionswaffen noch eine Niederlage erleiden und die nördlichen Verräther nicht zu Paaren getrieben werden — Anstalten zur Brechung der Blokade machen werden. Thut er es, so rechnet er auf den Mann, der sich so weit erniedrigt hat, ihm den Jesuiten Hughes als Friedensbettler nach Paris zu schicken. Will man einen Krieg mit Frankreich vermeiden, so hat man nichts Eiligeres zu thun, als an die Stelle des Herrn Seward einen Mann zu setzen, der Bürgschaft liefert, daß er den französischen Handschuh nicht bloß aufnehmen, sondern nicht eher ruhen wird, als bis der Schurke, der ihn hingeworfen, in Paris unschädlich gemacht ist.

Man könnte in der That versucht werden, einen Krieg mit Frankreich zu wünschen, vorausgesetzt, daß nicht ein Seward ihn zu leiten hätte. Ein solcher Krieg würde alle ungenützte und abgestumpfte Energie des Volks wach rufen und die Empörung gegen die äußere Anmaßung und Gefahr würde zugleich den Haß gegen den innern Verrath aufstacheln und bewaffnen. Dieser Verrath, mit dem Jesuitenthum verbündet, ist der gefährlichste Bundesgenosse des Despotismus und man sollte schon jetzt alle „Demokraten" mit dem Namen **Napoleonisten** auszeichnen. Kommt es zum

Krieg mit Frankreich, so kommt es auch zur wirklichen amerikanischen Revolution. Dann wird der „Konservativismus“ bald eben sowohl verbraucht sein wie das reaktionaire Demokratenthum und der **Radikalismus** wird sein Regiment antreten. Dann kommt die wahre „neue Partei“, zu der Herrn Seward nicht gehören wird, obschon er indirekt ihr Gründer ist.

* * *

Die „Demokraten“, d. i. die Verräther im Norden haben sich in eine Lage gebracht, worin man sie in der That bedauern könnte, wenn das Bedauern sich irgendwie vertrüge mit dem Uebermaß des gründlichsten Abscheus und Ekels, den jenes durch und durch gemeine und ruchlose Gesindel erregt. Das Bewußtsein der Schlechtigkeit macht verhärtete Bösewichter nicht unglücklich, wenn sie nur die Satisfaktion haben, ihre schlechten Absichten auch ausführen zu können. Wenn Schlechtsein ein Geschäft geworden, braucht das Geschäft bloß Erfolg zu haben, um Den, der es treibt, über alle moralische Verächtlichkeit zu trösten, die daran klebt. Wenn er es aber **vergebens** treibt, wenn es ihm bloß die Schande der schlechten Absicht einbringt ohne den Gewinn der Vollbringung, ja wenn er zur Schande der Schlechtigkeit sogar noch die Blamage der Dummheit erntet, womit er an's Werk gegangen, so gehört zur Ertragung solcher Situation eine so vollständige Ablegung alles Dessen, was Selbstachtung, Männlichkeit und Scham heißt, eine so durch und durch gelungene Abhärtung und Abtödtung jedes menschlichen Gefühls, eine so ideale Ehrlosigkeit und Verkommenheit, wie sie sonst in der Wirklichkeit vielleicht nirgendwo mehr zu finden ist und höchstens in Verbrecherromanen als moralisches Vomitiv hier und da angewandt wird. Es kann keine

größere moralische Folter in der Welt geben, als die Lage einer vergeblichen Schlechtigkeit, welcher die Hoffnung auf Ausführung eben so absolut abgeschnitten ist wie die Fähigkeit zur Besserung. Alle Möglichkeiten der Schlechtigkeit, welche die reichen Quellen der Sklaverei und des Verraths nur darbieten, hatten sich in den Köpfen der „Demokraten" versammelt und schwebten auf ihren Zungen um in die Wirklichkeit überzugehen. Da erhebt sich plötzlich der drohende Rachegeist des Volks und der Armee, hier blitzt ein Bajonnet und dort schwankt ein Strick in der Luft und — mit einem Mal ist das wilde Unthier des Verraths in ein zahmes Hausthier des Patriotismus umgewandelt, das die Welt seiner besten Intentionen versichert und sich vor dem Ersticken beim Herabwürgen seiner ruchlosen Absichten nur noch durch ein unschuldiges Knurren und Heulen gegen „Abolitionismus", „Radikalismus" und — „Sezessionismus" rettet. Die Redensart vom „Straußenmagen" muß abgeändert werden, es muß künftig heißen: „Demokraten"-Magen. Nur ein „Demokrat" kann so viel vergebliche Schlechtigkeit und Schande verschlucken ohne zu bersten. Welche Macht hat doch die Liebe zum Leben! Sie zeigt, daß etwas noch größer sein kann, als „demokratische" Verworfenheit, nämlich: „demokratische" Feigheit. Ohne diese, welche den Rückzug des Verraths gebot und jetzt den Selbstmord der Verräther hindert, müßten alle nördlichen Paradebäume voll „demokratischer" Selbstmörder hangen mit der Aufschrift: verfehlte Existenz durch unausführbaren Verrath.

Unausführbarer Verrath, unausführbar beim besten Willen, unausführbar beim ausgemachtesten Beruf, unausführbar bei der leidenschaftlichsten Vorliebe — welche Probe der Selbstverleugnung, welche Versuchung zur Verzweiflung? War es

hart für die Verräther, daß ihnen bei ihrem Beginnen ein Halt geboten wurde vom Volk und von der Armee, auf welche sie gerechnet, so war es noch härter, daß sie mit Fußtritten zurückgewiesen wurden von ihren Herrn und Meistern im Süden, für welche sie die Fahne des Aufruhrs zu erheben suchten. Jeff. Davis läßt ihnen, nachdem er ihre hündische Zudringlichkeit schon ein Dutzend Mal durch die Versicherung zurückgewiesen, daß er unter keinen Umständen eine Union mit ihnen wieder eingehen werde, durch sein Organ sagen, daß er, nachdem sie ihre Soldaten zurückgerufen und alle sonstige Bürgschaften für ihr Wohlverhalten gegeben, bereit sein werde, mit ihnen Handelsgeschäfte zu machen, obschon er sich dabei „die Nase zuhalten" müsse. Und nachdem er ihnen auf diese Weise in's Gesicht gespuckt, ertheilt er ihnen neuerdings auf demselben Wege folgendes Zeugniß:

„Der verführerische Gesang des friedlichen Schwans bedeutet: „Hilf uns **zu einem demokratischen Ticket für den nächsten Kongreß und du sollst einen Theil des Raubes haben.** Haben wir nicht immer, o Kind der Sonne, miteinander gelebt und geliebt und gestohlen? Wie oft haben sich unsere Hände in der Tasche des nämlichen Volks berührt und sich zärtlich gedrückt? **Ohne unsren theuren Süden können die Demokraten nicht weiterstehlen!** Ohne dich zehrt sich jene einst „unerschrockene" demokratische Partei ab in Einsamkeit und Verzweiflung; es ist eine Klinge der Scheere; es ist die Hälfte eines Hakens und Auges."

So steht es geschrieben im Richmond „Enquirer", dem Organ von Jeff. Davis, der seine nördlichen Brüder und Bedienten kennt auf ein Haar. Mit solchem Zeugniß schickt er sie als Spitzbuben in die Fremde, nachdem er sie als Verräther mit einem Fußtritt vor die Thüre kom-

plimentirt. Er gönnt ihnen nicht einmal die Satisfaktion des Mohrs, der seine Arbeit wenigstens „**gethan** hat und nun gehen kann". Und diese Menschen wagen noch zu leben, nachdem das Wort Zukunft aus ihrem Wörterbuch ausgestrichen ist wie das Wort Ehre. Sie wollen ihr politisches Partei-Geschäft noch fortsetzen, obschon ihnen nichts mehr geblieben, als das Brandmal, das ihnen die Freunde der Freiheit aufgebrannt und worauf die Feinde derselben ihr probavi gespieen. Die Neger-Sklaven wollen in die Freiheit und werden festgehalten, die demokratischen Sklaven wollen in das Joch und werden verstoßen, werden gezwungen zur Freiheit, damit ihnen der volle Genuß der allgemeinen Verachtung gesichert bleibe. Was sollen Diejenigen noch beginnen in der Welt, die selbst den Sklavenhaltern zu schlecht und gleichzeitig zu dumm geworden sind als Bedienten und Speichellecker? Es wird Zeit für einen Krieg mit dem Oberschurken in Paris, damit die „Demokraten" doch Etwas zu verrathen haben. Und sicher erhalten sie in solcher Kompagnie auch etwas zu „stehlen". Fast gewinnt ihre Komik wieder die Oberhand über ihre Ekelhaftigkeit, wenn man ihnen von ihren südlichen Erziehern das Zeugniß ertheilen sieht, daß in dem betäubenden Konzert von patriotischem Aufruhr, welches sie seit einiger Zeit zum Besten gegeben, das Kennrohr als Grundton nichts Andres herausgehört hat, als — das Schnuppern und Knurren der gierigen Sau um die abgesperrte Krippe.

* * *

„Wir haben noch immer zu viel Zentralisation." Der alte Görres hat einmal von einer Zeit geträumt, wo weder zentralisirte, noch dezentralisirte Regierung nothwendig sein, wo eine völlige Anarchie in einer vollkommenen Gesellschaft herr-

schen werde. Diese Phantasie ist später auch von radicaler Seite, z. B. von Proudhon, aufgegriffen und in ein Gesellschaftsideal verarbeitet worden. Sie ist und bleibt aber nichts Andres als eine Chimäre. Eine besondere „Regierung" ist auf der jetzigen Stufe der Kultur selbst im kleinsten Gemeinwesen nicht mehr zu entbehren. Freilich, wo nichts zu regieren ist, da braucht man keine Regierung, so wie man keine Verwaltung braucht, wo nichts zu verwalten ist, wie es früher in den teutschen Eichenwäldern mag der Fall gewesen sein. Sobald aber die Kultur so weit fortgeschritten ist, daß die vielgestaltige Entwickelung verschiedene Interessen erzeugt und diese verschiedenen Interessen durch allgemeine Regeln und Hülfleistungen in Harmonie erhalten und gefördert werden müssen, ist das Bedürfniß eines gemeinsamen Organs zur Erfüllung dieses Zwecks geschaffen. Und selbst wenn es im Innern entbehrlich gemacht werden könnte — eine Voraussetzung, die gar nicht mehr zulässig ist —, würde es zur Nothwendigkeit nach Außen werden durch das Verhältniß, in welches die Kultur-Entwickelung jetzt alle Staaten zu einander gebracht hat. Demjenigen Zustand, den man durch Anarchie im bessern Sinne des Wortes bezeichnen will, mag nach und nach sich die Gesellschaft in **polizeilicher** Hinsicht nähern, indem die Verallgemeinerung der Bildung, die Humanisirung der Sitten und die gesicherte Befriedigung der nächsten Bedürfnisse des Volks die Ursachen der Verbrechen aufhebt. Aber der Staat hat noch andere Interessen wahrzunehmen, als die der Sicherheit von Person und Eigenthum. Er kann, wenn er auch frei genug ist, um Das entbehren zu können, was man mit dem Wort „Regierung" bezeichnet, niemals dahin gelangen, daß er keine **Verwaltung** mehr braucht, vielmehr wird er um so mehr zu verwalten haben, je freier er sich ent-

wickelt und je mehr er ein wahrer Volksstaat wird. Diese Verwaltung aber, welche das Organ nicht bloß zur Wahrung aller schon etablirten allgemeinen Interessen, sondern auch zur immer weiter greifenden Ausbeutung aller allgemeinen Ressourcen und zur fortwährenden Förderung der allgemeinen Entwickelung ist, kann immer nur eine zentralisirte sein und ist in einer dezentralisirten Form, die weder allgemeine Uebersicht noch allgemeine Anordnung möglich macht, gar nicht denkbar. Wollen die Gegner der Zentralisation konsequent sein, so müssen sie verlangen, daß die Postverwaltung, die Verwaltung der öffentlichen Ländereien, die Verwaltung der „Mittel und Wege“ 2c. eben so gut den „souverainen Staaten“ oder gar den Gemeinden überlassen werde wie der Bau von Rathhäusern, die Legung von Gasröhren und die Reinigung von Straßen. Die Vorstellung der Konfusion und der kriegerischen Entgegensetzung, die dann in solcher dezentralisirten Gesellschaft entstehen würde, ist das einfachste Mittel, zu „reiflichem Nachdenken“ über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer immer weiter gehenden Zentralisation, aber nicht von undemokratischen Gewalten und Körperschaften, sondern der Intelligenz und des Willens der ganzen Bevölkerung zu gelangen.

Dem in Nordamerika herrschenden und durch Nordamerika hauptsächlich genährten Vorurtheil für das Föderativ-System hat noch als besondre Stütze der angedeutete Vorschub gedient, den dasselbe dem Anwachsen der Union durch die erleichterte Aufnahme neuer Staaten gewährt. Aber auch dieser Vortheil beruht auf einer bloßen Täuschung und Gedankenlosigkeit. Nachdem die Union ursprünglich durch Vereinigung einzelner, schon apart bestehender Gemeinwesen gebildet worden, die ihre Souverainetät möglichst beibe-

halten wollten, blieb freilich nichts Andres übrig, als den weiteren Zuwachs ebenfalls von der Vorbildung neuer aparter Gemeinwesen abhängig zu machen. (Und merkwürdiger Weise werden diese neuen Familienglieder, die als Territorialkinder unter der Vormundschaft der souverainen Unionsmutter stehen, von dieser erst nachträglich souverain gemacht, während die ursprünglichen Staaten ihre Souverainetät in die Union mitbrachten.) Aber jene Fortsetzung der ursprünglichen Art der Zusammensetzung besagt nichts weiter als dieß: nachdem man mit einem Fehler begonnen, fährt man mit einem Fehler fort und macht ihn nun zu einem Vorzug. Es hat sich dabei noch Niemand die Frage gestellt, ob die nordamerikanische Republik, wenn sie von vorn herein als Einheitsrepublik entstanden wäre, die geringste Schwierigkeit haben würde, alle sich neu bevölkernde Gebiete gemeinde- und kreisweise in sich aufzunehmen, wie sie dieselben jetzt territorien- und staatenweise aufnimmt. Sie brauchte dann weder Territorial-Gouverneure, noch den ganzen kostspieligen Apparat von Verwaltung, den der jetzige Modus nothwendig macht, und hätte keine andren Umstände, als die jedesmalige Zulassung eines neuen Mitglieds in die Deputirtenkammer, sobald in irgend einem Gebiet eine zur Wahl desselben berechtigte Bevölkerung, die von vorn herein unter den allgemeinen Gesetzen der Republik zu leben hätte, sich angesammelt. Es wird Jedem auf den ersten Blick einleuchten, daß durch diese Art das Anwachsen der Republik bedeutend erleichtert würde und sie hätte weder mit Kansaswirren, noch mit Mormonen-Sauereien, noch mit irgend einem andren Auswuchs zu schaffen, der sich jetzt unter den Territorial- und Staats-Privilegien ruhig ausbilden kann.

Es könnte nun noch geltend gemacht werden,

daß die bisherige Art zweckmäßiger sei in Fällen, wo es sich um Annectirung eines auswärtigen, schon bevölkerten Gebiets mit gegebenen Institutionen (z. B. Mexiko's) handelte. Aber erstens würde es sehr thöricht sein, um solcher auswärtiger, fern liegender Möglichkeiten willen eine Verpfuschung der inneren Institutionen aufrecht zu halten, zumal während dieß Land noch vielleicht Jahrhunderte mit der Ausfüllung der eigenen Grenzen zu thun hat, und zweitens ist auswärtigen Gebieten, die Willens oder genöthigt sind, in der nordamerikanischen Republik aufzugehen, die Zumuthung zu stellen, daß sie sich von vorn herein deren Institutionen akkommodiren. Wo aber dieß einen zu unbequemen Uebergang nöthig machen sollte, würde das Hülfsmittel einer Gouverneurschaft für wenige Jahre dem Uebel abhelfen.

* * *

Ein zweites Blatt, daß sich auf eine Diskussion meines Thema eingelassen hat, ist ein englisches, der "Buffalo Express".

Bei aller Liberalität, welche der "Express" in Bezug auf die Zulassung fremder Ansichten ausspricht, läßt er sich ebenfalls auf die entscheidenden Grundfragen gar nicht ein. Der Hauptttheil seines Raisonnements ist folgender:

„Die politische Philosophie, welche K. Heinzen repräsentirt, hat wahrscheinlich keine Anhänger unter den eingebornen Amerikanern; aber es gibt ohne Zweifel Amerikaner, welche mit ihm bis zu einem gewissen Grade eine Konzentrirung der Regierungsgewalt erstreben. Mit diesen Zentralisations-Doktrinen, sofern sie irgend eine wesentliche Aenderung der politischen Konstitution der Republik beabsichtigen, haben wir keine Sympathie. Wir erkennen, wie jeder denkende Bürger muß, die, durch die jüngste Erfahrung dargethane Noth-

wendigkeit einer größern Zentralgewalt und einer kompakteren Nationalität an; aber die Zentralisation, welche diesem Bedürfniß abhelfen soll, ist nicht die der konstitutionellen Gewalten, sondern der öffentlichen Gesinnung. Nach unserer Ansicht ist die inwohnende Stärke des Gouvernements der Ver. Staaten siegreich dargethan worden durch die qualvolle Probe des Bürgerkriegs. Wo es eine Schwäche an den Tag gelegt, da war sie nicht eine konstitutionelle oder natürliche, sondern da entstand sie aus einer mangelhaften öffentlichen Gesinnung. Seine Gewalten genügen; die sogenannten Staaten-Souverainetäten beeinträchtigen nicht die nationale Souverainetät; die Einheit der Nation, soweit ihre politische Organisation in Frage kommt, ist vollständig. Aber während das System vollkommen ist, hängt seine vollkommene Ausführung von dem Geist des Volkes ab und hier haben wir die Ursachen seiner praktischen Mängel zu suchen. Die nationale Gesinnung in Amerika ist nicht rein, positiv und kräftig genug. Wir vertrauen darauf, daß sie unter dem Einfluß dieses Kriegs werden wird was sie sein muß; aber sie ist es nicht gewesen in der Vergangenheit. Der patriotischen Anhänglichkeit des Volks hat es an Zentralisation gefehlt. Es hat zu viel lokale Neigungen — zu viel Staaten-Stolz gegeben, welche die nationale Gesinnung ablenkten und schwächten. Man helfe diesem Uebel ab und wir glauben, daß das föderale System keiner Umwandlung bedarf, um ein vollkommenes nationales System, um die mächtigste Organisation nationaler Kraft zu werden. Man lasse den Geist des Volks vollständig national werden und die Konstitution der Ver. Staaten wird plötzlich, ohne eine Aenderung ihrer Bestimmungen, mit einer lebenskräftigen Energie erfüllt sein, die noch nie entwickelt worden. Dieß muß sich einfach ergeben aus einer Auslegung

derselben in nationalem Sinne. Bisher — und noch jetzt, bis zu einem verderblichen Grade — hat man sie zurecht gemacht für beschränkte und sektionelle Gesichtspunkte. Man hat sie mit Eifersucht und Mißgunst konstruirt. Sie war darauf berechnet, ein elastisches und paßliches Instrument zu sein, ausgerüstet mit den Elementen des Wachsthums, des Fortschritts und der Verbesserung, nicht eine starre Versteinerung von Bedingungen, oder eine festgestellte Vereinigung politischer Ideen. Genau so, wie sie zusammengeschrumpft ist gemäß dem beschränkten, unnationalen Geist der Vergangenheit, so wird sie sich ausdehnen nach dem Erforderniß einer so umfassenden nationalen Gesinnung, wie sie in diesem Lande sich nur entwickeln kann, und das größte Maß von Gewalten füllen, welches in den Handen des Zentral-Gouvernements erforderlich sein mag.

„Die Konstitution wie sie ist" halten wir für ein vollendetes Instrument, das niemals wesentlicher Verbesserungen bedürfen kann. Abhülfe für die Mängel unseres Gouvernements ist eher in dem Geist des Volks, als in seiner Konstitution zu suchen." Bloß ein Paar Aenderungen in der Form, z. B. Wahl des Präsidenten durch direktes Votum des Volks, hält der "Express" für nöthig oder zulässig. Das Uebrige aber muß bleiben, so lang die Republik bleibt."

Ich habe die Ansichten dieses Blattes möglichst genau und ausführlich zitirt, da es, wie ich glaube, die Ansichten der meisten Amerikaner ausspricht. Was aber hat der "Express" bewiesen, was widerlegt? Mit Umgehung jeder gründlichen Prüfung von Prinzipien wie von Thatsachen beschränkt er sich einfach auf vage Behauptungen und knüpft daran Folgerungen oder Aussichten, deren Berechtigung nirgendwo begründet wird. Er gibt die Uebel, die ich hervorgehoben, zum

Theil zu, aber er sucht ein Gegenmittel in der Aenderung ihrer Wirkungen, ohne die Ursachen zu prüfen oder ändern zu wollen. Sein ganzes Raisonnement besagt nichts weiter, als dieß: „Die Konstitution ist vollkommen und muß bleiben, wie sie ist, bloß das Volk hat noch nicht den rechten Geist und muß sich ändern. Thut es dieß, so ist Alles in Ordnung.“ **Warum** aber die Konstitution vollkommen ist, **wodurch** die gegen dieselbe erhobenen Einwürfe widerlegt werden, **weshalb** der Geist des Volks nicht der rechte ist und **wie** er, unter der jetzigen Konstitution, ein anderer werden könne — über alles Das bleibt der "Express" den Aufschluß schuldig. Auch faßt er meine Einwürfe nur einseitig auf, oder übersieht sie zum Theil vollständig. So z. B. handelt es sich nicht zunächst darum, daß das Gouvernement zu wenig Gewalten habe, denn es hat grade in mancher Beziehung zu viel. Es hat zu viel Gewalt, Böses zu thun, aber nicht genug, Böses zu verhüten. Nicht das **jetzige** Gouvernement soll **mehr** Gewalten haben, sondern die Gewalten sollen einem **Volks**-Gouvernement übertragen werden. Das **Volk** eben hat jetzt zu wenig Gewalt, sein Schicksal liegt in der Hand einer abgetrennten, nicht kontrolirten Gewalt, mit einem Wort: es existirt keine wahre Demokratie. Wenn der "Express" meint, die Schuld aller Uebel liege am Geist des Volks, so bin ich damit in sofern vollkommen einverstanden, als der Geist des Volks zu wenig das Bedürfniß kund gibt und das Recht verlangt, dadurch sich geltend zu machen, daß er sich auf die Zentral-Gewalt konzentrirt, von ihr Besitz nimmt, in ihr sich möglichst direkt und unverkümmert geltend macht.

Indem der "Express" mir durch keine Widerlegung Gelegenheit gibt, meine Einwürfe und Begründungen zu vertheidigen, beschränkt er meine

Aufgabe auf den Nachweis der Unhaltbarkeit seiner Behauptungen und Folgerungen.

Der Geist des Volks, sagt er, ist nicht der rechte. Er ist nicht national genug, er ist zu sektionell, er hat zu viel Staaten-Stolz, er hat zu viel lokale, zu wenig allgemeine Gesichtspunkte. Genau Dasselbe, was ich früher ebenfalls gesagt habe. Aber wo steckt die Ursache dieses Uebels? Wie kommt es, daß die Amerikaner, welche so stolz auf ihr Land sind, ihrem Patriotismus so viel beschränkende Rücksichten auflegen? Wie ist es zu erklären, daß der „Geist des Volks" in diesem weiten Lande sich so enge Schranken baut und darin sich abtheilt? Fragen wir weiter: wie kommt es, daß das Nämliche der Fall ist in andren Ländern mit einer ähnlichen Gestaltung? Ist es nicht auch einem Amerikaner ein verdächtiges Zeichen, daß der Geist der „Eifersucht", der „Mißgunst", des „Staaten-Stolzes", des „unnationalen" Zwiespalts, des „Sektionalismus" u. s. w. in Teutschland, in der Schweiz, in Italien, in Mexiko eben so gehässig und verderblich auftritt oder aufgetreten ist, wie in den Ver. Staaten? Liegt darin nicht der Beweis, daß das bloß ideelle Band der nationalen Zusammengehörigkeit nicht stark genug sein kann, ein Volk auf die Dauer einig zu verbinden, wenn dasselbe von vorn herein in einzelne, möglichst selbstständige, separat konstituirte, sogar mit dem Charakter der „Souverainetät" bekleidete Gemeinwesen getheilt ist? Wie kommt es, daß in Mexiko jeder Gouverneur fortwährend auf dem Sprunge steht, als Prätendent gegen das General-Gouvernement aufzutreten? Weil er als Haupt eines möglichst unabhängigen „Staats" dazu die Macht und Versuchung hat. Wie kommt es, daß in Teutschland nicht bloß die Fürsten, sondern auch die Bevölkerungen drei Dutzend verschiedene „Geister" haben und in fortwährenden Eifersüchte-

leien und Philistereien es zu keiner Macht und Einheit bringen können? Weil ihre Separat-Existenz in verschiedenen Staaten die hergebrachte Beschränktheit und Kleinlichkeit mit ihren verschiedenartigen Lokal-Interessen aufrecht erhält. Aus derselben Ursache ist in der Schweiz und in Italien alle Feindschaft entsprungen, welche, trotz dem Bedürfniß der nationalen Einheit, die einzelnen Bevölkerungen von einander schied. Und wer mögte nun behaupten, daß in Nordamerika der „Geist des Volks“ die vom "Express" hervorgehobenen bösen Eigenschaften besitzen würde, wenn sie ihm nicht durch die Separat-Existenz in den „souverainen“ Staaten förmlich anerzogen wäre? Wie ist es möglich, daß sich ein kräftiger, umfassender, nationaler, einiger Patriotismus ausbilde, wenn derselbe täglich durch den näher liegenden Staaten-Patriotismus verdrängt wird? Wie kann erwartet werden, daß sich die Augen mit ungetheilter Aufmerksamkeit immer nach Washington richten sollen, wenn sie fortwährend nach Albany, nach Springfield, nach Jefferson City, nach Columbus u. s. w. zu blicken gewöhnt und genöthigt sind? Sind nicht die Amerikaner darauf erzogen, zunächst stolz zu sein auf ihren Granitstaat, ihren Ecksteinstaat, ihren Empirestaat u. s. w. Und nun gar die Südländer! Steht nicht noch jetzt, wo die Rebellen den Unions-Patriotismus abgeschafft und mit der Begeisterung für ihr separates Sklavenreich vertauscht haben, der Stolz von Süd-Karolina, von Virginia, von Georgia, von Mississippi u. s. w. über der Idee der Konföderation? Ließe man den Süden fahren, es wäre Zehn gegen Eins zu wetten, daß er sich vermöge der Staaten-Souverainetät wieder spalten würde, wenn nicht ein Militairführer ihn gewaltsam in eine Einheitsform umschmiedete.

Es hilft nichts, und es heißt die Foderungen

an die Menschennatur zu hoch spannen, wenn der „Expreß" die Nothwendigkeit einer Aenderung des Volksgeistes anerkennt und verlangt, aber er die Einrichtungen beibehalten will, welche eine solche Aenderung unmöglich machen. Liegt für ihn kein Wink darin, daß grade die wahren Sezessions-Staaten am Meisten auf die Staaten-Souverainetät gepocht haben? Daß es im Norden die "Copperheads" oder Verräther sind, welche ihre Opposition gegen die Maßregeln zur Unterdrückung der Rebellion fortwährend hinter den „Staaten-Rechten" verschanzen? Der fromme Wunsch, daß der Volksgeist national werden möge, wird nie in Erfüllung gehen, wenn die Einrichtungen sektional bleiben. Zeiten wie die jetzigen aber, wo das Bedürfniß der Nationaleinheit als Resultat der Noth hervortritt, sind grade geeignet, jenen Volksgeist empfänglich zu machen für die Aufklärung über die Ursachen seiner Uneinigkeit und die Presse versäumt ihre Pflicht, wenn sie die Ursachen ruhig bestehen läßt, statt sie zu bekämpfen. Denke sich der „Expreß" die Ver. Staaten, nicht als Föderativ-Republik, sondern als Einheits-Republik und demgemäß mit einem ungetheilten National-Geist, würde er sich die Umwandlung dieser einen und untheilbaren Nation in eine Verbindung von einzelnen souverainen Staaten vorstellen können ohne eine nachfolgende Theilung des „Volksgeistes"?

Warum existirt in Frankreich diese feste Einheit des Volksgeistes, diese Geschlossenheit der Nationalität, dieser unzertrennliche Patriotismus, wodurch es seine Macht und seinen Einfluß gegen die ganze Welt behauptet? Weil es die Separatexistenz seiner Theile aufgehoben und sie in eine politische Einheit verschmolzen hat. Wird in Frankreich, wenn es nach der nächsten Revolution wieder eine republikanische Verfassung annimmt,

ein Mensch daran denken, die Departements zu souverainen Staaten zu machen, um die Freiheit des Volks zu sichern und das „Gouvernement“ in amerikanischer Weise zu „stärken“? Man wird den Departements und den Gemeinden so viel Selbstverwaltung überlassen, als sie wünschen mögen, aber sicher keine Föderation einrichten; man wird weder ein Zweikammersystem, noch einen Präsidenten einführen, sondern sich einfach, wie zur Zeit der Revolution, mit einem Konvent begnügen, welcher direkt das französische Volk darstellt und regiert.

Der „souveraine“ Staat New-Jersey bedroht den „souverainen“ Staat New-York mit Krieg, wenn ein Bewohner des letzten in den Gewässern des ersten einen Fisch gefangen hat. Der nämliche Staat New-Jersey verweigert dem Nachbarstaat die Benutzung einer öden Sandküste für Anlagen zur gemeinsamen Sicherheit. Der nämliche Staat New-Jersey wird beherrscht von einer Eisenbahn-Kompagnie, welche ihr Monopol nach Herzenslust zur Ausbeutung des ganzen durchreisenden Volks der Union benutzt und sich allen Anlagen widersetzt, welche ihren Profit zum allgemeinen Besten schmälern könnten. (Bemerkenswerth ist, daß dieser nämliche Staat New-Jersey, welcher den ausgedehntesten Gebrauch von seiner Souverainetät mit der größten Eifersucht und Scheelsucht macht, die Sympathie für die rebellischen Sezessionisten am Weitesten getrieben und am Niederträchtigsten kundgegeben hat.) Der Staat Maryland empfängt die Bewohner des Staats Pennsylvanien mit Flintenkugeln, wenn sie in den Buchten des Chesapeake-Bay ein Paar Austern fangen wollen. Und so hat fast jeder Staat nicht bloß seinen abgegrenzten besondren Patriotismus, sondern auch seine abgegrenzten besondren Interessen, welche zum Nachtheil der Nachbarschaft

oder der Allgemeinheit durch die legalen Bollwerke der Souverainetät beschützt werden. Und doch sollen alle diese Staaten ein prädominirendes, einheitliches, nationales Bewußtsein haben? Und doch sollen sie keinen Geist der „Eifersucht", der „Mißgunst" und des „Sektionalismus" nähren? Staaten, die nicht einmal das Wasser der Flüsse und der See, welches ihre Küsten bespült, gemeinsam haben, sollen eine gemeinsame Gesinnung haben können? „Souverainetäten", die sich um eines Fisches oder einer Auster willen anfeinden, sollen zum allgemeinen Besten ihren Egoismus verleugnen, wo es sich um Millionen an Geld und Tausende von Leben handelt? Wie Jemand die systematische Sicherung von Sonderinteressen für ein Mittel der Einigkeit und die systematische Etablirung der Getheiltheit für ein Mittel der Macht ansehen kann, das ist mir eben so wenig begreiflich wie ich eine Pflanzschule des Egoismus für eine Erziehungsanstalt des Patriotismus halten kann.

Die patriotische Phantasie des Amerikaners kann sich kein schöneres Emblem seiner Nationalität vorstellen, als die Fahne mit den Streifen und den Sternen, deren jeder einen Staat bedeutet. Aber am Himmel gibt es kein System von Sternen ohne einen dominirenden Hauptstern und nach Laplace sind die kleinen Sterne von den großen entstanden, nicht umgekehrt. Mögen die Sterne auf der amerikanischen Flagge sich vermehren in die Hundert — je mehr ihrer erscheinen, desto schlimmer für die Nationalität. Eine Sonne, um die sich bloße Planeten drehen, welche sie beleuchtet und belebt, repräsentirt eine größere Macht und schönere Einheit, als tausend Glieder eines Sternbildes, die alle ihr eigenes Licht haben wollen und deren Zentrifugalkraft durch keine dominirende Zentripetalkraft neutralisirt wird.

Man schaffe die „Sterne“ der Uneinigkeit ab wie die „Streifen“, welche an die Striemen auf dem Rücken der Sklaven erinnern, und ziere die Nationalflagge mit einer einzigen, nach allen Seiten strahlenden Sonne, der Sonne der Freiheit.

* * *

Ueber die Bestimmung, welche nach meiner Ansicht die Teutschen in diesem Lande haben, oder haben sollten, habe ich mich in dem Vortrag „Die Teutschen und die Amerikaner“ weitläufig ausgesprochen. Meine Ansichten stimmen mit denen der hier in Frage stehenden Einsendung in der Hauptsache überein. Doch muß ich gestehen, daß die Hoffnungen, die ich mit diesen Ansichten verband durch die seitherigen Erfahrungen nicht vermehrt worden sind. Die ältere teutsche Immigration hat sich der Mehrzahl nach, trotz allen Lehren der neuesten Geschichte, als inkurablen Prosklaverei-Pöbel bewährt, der überall den rohesten und gemeinsten Demagogen als Stimmvieh dient und dienen wird, und sie muß bei allen Fragen der politischen Sittlichkeit und freiheitlichen Entwicklung aus der Rechnung vollständig gestrichen werden. Was aber die jüngere Immigration betrifft, so hat sie allerdings der Mehrzahl nach Partei gegen die Sklaverei ergriffen, aber wer ihre Vertretung und Entwickelung überall im Auge behalten, weiß auch, wo und wie oft jenes Parteiergreifen von den äußern Umständen abhing, wo und wie oft es in Gefahr war, auf die andre Seite überzuspringen und welche Kämpfe es hier und da gekostet hat, teutsche „Freiheitsmänner“ vor der Schande der Unterstützung eines Instituts zu bewahren, das ihnen drüben den größten Abscheu einflößte. Wenn man bedenkt, daß ein Sigel längere Zeit zu den „Demokraten“ gehalten, daß ein Struve zu ihnen überzugehen

gesucht hat und daß ein Fickler noch jetzt sich in ihrer Mitte wohl fühlt; wenn man sich erinnert, wie viel Journalisten und Redner die „roth-revolutionaire" Immigration der Prosklaverei-Partei geliefert ohne sie für infam zu erklären; wenn man weiß, daß die zahlreichste und kräftigste Organisation, welche die Teutschen jemals in Amerika auf die Beine gebracht, nämlich der Turnerbund, zum großen Theil aus Bedienten der Sklavenhalter bestand; wenn man die Thatsache berücksichtigt, daß noch heutigen Tages trotz allen Belehrungen und Wandlungen der neueren Zeit die teutsche Prosklaverei-Presse die besten Geschäfte macht und das Hauptblatt der Teutschen nach wie vor die verworfene „N. Y. Staats-zeitung" bleibt, während die teutsche Freiheits-presse um so weniger Fortschritte macht, je mehr die Ereignisse ihre Bemühungen rechtfertigen — wenn man dieß Alles in's Auge faßt, so wird man sich in dem Vertrauen, daß die Teutschen durch ihre Natur oder ihre Erziehung vor der Korruption mehr geschützt seien, als die Amerikaner, eben nicht gestärkt fühlen. Der Verfasser des in Frage stehenden Artikels bestreitet zwar den Kausal-Zusammenhang derjenigen Korruption, welche in Albany herrscht, mit derjenigen, welche sich in der Ertragung und Unterstützung der Sklaverei kund-gibt. Aber können Menschen, welche sich sittlich so weit abstumpfen lernen, daß sie die Sklaverei bloß als eine „ökonomische Frage," als eine „Frage von Dollars und Cents" (à la Douglas) betrachten, diejenige Rechtlichkeit und Ehrbarkeit bewahren, welche sie bei der Erwerbung von Geld bedenklich macht in der Wahl der Mittel? Wer für ein Amt den einen Menschen knechten hilft, wird der das Amt nicht benutzen, den andern zu betrügen? Es bedarf bloß eines Rückblickes in die neuere Geschichte, um die Thatsache festzustellen, daß die

amtliche Korruption gleichen Schritt gehalten hat mit der Ausbreitung der Sklavenhalter-Herrschaft. Und so wie in ihren Folgen die Sklaverei noch nachwirken wird, wenn längst der letzte Sklave befreit worden, so hat sie auch indirekt selbst diejenige Bevölkerung mit angesteckt, die ihr keine direkte Unterstützung gewährte, aber sich an ihre Ertragung gewöhnt und dadurch sittlich abgestumpft hatte. Was wird in einem Lande, wo die Sklaverei, das größte Verbrechen und die verderblichste Pest der gesellschaftlichen Entwickelung, zu einer bloßen „ökonomischen Frage" und ihre Unterstützung sogar zu einer konstitutionellen Pflicht gemacht wird, was frage ich, wird sich in einem solchen Lande **nicht** in eine „ökonomische Frage" verwandeln? In einem solchen Lande, namentlich wenn es von einer handeltreibenden, „geldmachenden" Bevölkerung beherrscht wird, müssen die Fragen des Rechts, der Ehre, der Sittlichkeit allmälig vor den „ökonomischen" Rücksichten zurücktreten und die allgemein dominirende Frage heißt: was läßt sich dabei „machen" und wie viel kommt dabei heraus? Wo das Menschenrecht, das Menschenthum feil ist, wo ein Mensch für Geld zum Thier erklärt wird, was wird da nicht feil sein (wie in Rom zu Jugurtha's Zeiten), „wenn sich nur der Käufer findet?" Es ist erklärlich, daß die dominirende Geldfrage nicht vor der Parteigrenze stehen geblieben, welche die Unterstützer und die Bekämpfer der Sklaverei trennt, zumal da ihr durch Institutionen, welche die Wahl des ersten Beamten der Republik zu einer Wettjagd nach Beute machen, so viel Vorschub geleistet wird. Und da unter unsern Teutschen diejenigen selbstständigen Charaktere, welche ihre Handlungsweise überall nur durch ihre eigenen Ueberzeugungen und die Rücksichten ihrer persönlichen Ehre bestimmen lassen, eben auch nicht im Ueberfluß

vorhanden sind und sie sich der herrschenden Mode der ihnen imponirenden einheimischen Bevölkerung leicht nachahmend anbequemen, ja in dieser Nachahmung sogar oft die wahre Aufgabe des „Amerikanisirens“ oder des Partei-Patriotismus erblicken, so bedarf es keines tieferen Studiums, um die traurige Thatsache zu erklären, daß unter der jüngeren teutschen Immigration, obschon sie sich meistens zur republikanischen oder Antisklaverei-Partei hält, die Aemterjägerei noch schlimmer grassirt, als in der alten. Welcher Anleitung aber bedarf die Aemterjägerei und der Ehrgeiz noch zur Korruption?

Welche Wirkung sie hat und wie willig ihr Alles zum Opfer gebracht wird, zeigt namentlich der Eifer, womit teutsche Aemterjäger, selbst wenn sie gebildete Menschen sind, ihr Teutschthum los zu werden und sich als Mittels zu ihrem Zweck des „Amerikanisirens“ zu befleißigen pflegen. Und dabei gehen ihnen leider diejenigen ihrer Repräsentanten, welche sie am Meisten gefeiert und welche dadurch vor den Amerikanern die meiste Geltung erlangt haben, mit ermuthigendem Beispiel voran. Herr Schurz, Herr Sigel u. s. w. benutzen jede Gelegenheit, um sich als „Amerikaner“ zu produziren, sie sprechen nur per „wir“ und „unser“, wenn sie vor Amerikanern vom amerikanischen Volk und von amerikanischen Angelegenheiten reden, und würden es als ein großes Wagniß ansehen, sich Teutsche zu nennen, die als amerikanische Bürger ihrer teutschen Natur und Eigenthümlichkeit treu bleiben wollen, ohne auf ein einziges ihrer amerikanischen Rechte zu verzichten. Ich begreife nicht, wie man sich den Amerikanern unterordnen und preisgeben kann, ohne allen Stolz abzulegen und sich den Vorwurf des Servilismus zu machen. Es ist sehr richtig, was der Einsender sagt: daß man hier unter Amerikanern

im Grunde immer nur Angelsachsen versteht. Das wird man so lang thun, als die Eingewanderten sich zu Affen der Angelsachsen und sich nicht als Das geltend machen, was sie von Hause aus sind. Wer sich „amerikanisirt", macht sich vor den Amerikanern verächtlich, während er ihnen gleich zu werden vermeint. Er wird stets in einem Bedientenverhältniß zu ihnen stehen, woran dadurch nichts geändert wird, daß sie ihn vorübergehend auszeichnen um ihn zu benutzen. Selbst diejenigen Eigenschaften, die wir für die höchsten halten, respektiren wir nicht, wenn Andre sie als unsre Nachahmer sich anzueignen suchen. Wir respektiren nur, was ein Andrer selbstständig und eigenthümlich uns zu bieten hat. Und die Amerikaner würden die Teutschen respektiren, wenn dieselben ein wirkliches Selbstgefühl an den Tag legten, sich massenweise auf die eigenen Füße stellten, sich selbstständig geltend machten, und sich nicht überall in das amerikanische Schlepptau nehmen ließen. Was ihr bisheriges Verhalten gewirkt, ersehen sie aus der schlagenden Thatsache, daß sie, die fünf Millionen, zu einer Zeit, wo die Republik um ihre Existenz kämpft und jede Hülfe braucht, nicht einmal im Stande gewesen sind zu erreichen, daß ein teutscher General an der Spitze eines teutschen Armeekorps die Feinde des Landes bekämpfen darf. Eine größere Schmach, als die vergeblichen Bemühungen um ihren gerühmten Sigel, haben die Teutschen noch nicht erlebt. Aber sie wollen es so haben.

Mit diesen Bemerkungen komme ich natürlich wieder auf eine teutsche Organisation hinaus, die neuerdings auch in Newark wieder in Anregung gebracht worden. Aber jetzt, wo so viel tausend Teutsche in der Armee dienen und überdieß die Kriegsereignisse alle Aufmerksamkeit und Theilnahme absorbiren, ist nach meiner Ansicht für eine

politische Organisation keine geeignete Zeit, wie nöthig dieselbe auch wäre, um die Spekulationen zu paralysiren, welche die konservativen Drahtzieher mit der Bildung der Unions-Liguen verbinden. Wird in Zukunft eine teutsche Organisation jemals zu Stande kommen? Ich weiß es nicht. Wohl aber weiß ich, daß ohne dieselbe das Teutschthum in diesem Lande keine Zukunft hat und im Amerikanerthum untergehen wird. Auch weiß ich, daß die hartnäckigsten Gegner einer solchen Organisation stets die ehrgeizigen Spekulanten sein werden, welche mit den teutschen Stimmen und Sympathien ihre Erfolge bei den Amerikanern erkaufen, und die Aemterjäger, welche die Interessen der Teutschen ihren Aussichten auf Versorgung opfern, und die Zeitungsherausgeber mit ihren Schreibknechten, welche den amerikanischen Parteiorganisationen dienstbar bleiben, um sich ihre „Jobs“ und Trinkgelder zu sichern. Zeigt mir die unabhängigen Führer, welche sich an die Spitze der freisinnigen Teutschen stellen können, zeigt mir die unabhängigen Lokal-Agenten, welche ihnen folgen, zeigt mir die unabhängige Presse, welche ihre Ideen und Interessen vertritt, und zeigt mir die unabhängige Masse, welche würdige Menschen an ihre Spitze stellt, statt sich von unwürdigen mißbrauchen zu lassen — dann werde ich an eine teutsche Organisation und damit an die Zukunft des Teutschthums glauben. Ohne diese Erfordernisse habe ich meinerseits keine andre Hoffnung und kein andres Interesse mehr in diesem Lande, als daß wenigstens ein kleines Häuflein von Radikalen die Ehre des teutschen Geistes so lang wie möglich zu retten suche und durch Charaktertreue ein würdiges Denkmal ihrer Existenz hinterlasse.

* * *

Man erlebt es alle Tage, daß die hochweisen „konservativen Staatsmänner“ durch die bittersten Erfahrungen und eine vergebens beschworene Nothwendigkeit gezwungen werden, nachträglich und gewöhnlich zu spät Das zu thun, was die Radikalen lang vorher vergebens gefodert hatten und was damals der konservativen Weisheit oder feigen Diplomatie als Wahnsinn oder „Verbrechen“ erschien. Daraus zieht Niemand die Folgerung, daß die Radikalen mehr Einsicht haben und eher zur Führung berufen sind, als die Konservativen, sondern man häuft sogar den Ruhm aller Einsicht auf diese Blinden und Verstockten, wenn sie endlich gezwungen und unter den größten Opfern thun, was sie früher ohne Opfer hätten thun können, wären sie nur dem gesunden Menschenverstand der Radikalen gefolgt. Aehnlich geht es auch in der Presse zu. Wenn ein Blatt, das früher von andern als wahnsinnig oder schlecht denunzirt oder verdammt wurde, bloß weil es die Einsicht und den Muth hatte, zeitig die Wahrheit zu vertreten, später seine Verdammer an der Hand der Nothwendigkeit genau denselben Weg gehen sieht, den es ihnen vergebens gewiesen, so denkt kein Mensch daran, daraus den Schluß zu ziehen, daß diese nachhinkenden Fortschrittler etwas mehr Mißtrauen in ihre Einsicht gewinnen und etwas weniger Suffisance an den Tag legen sollten. Im Gegentheil, sie gebeerden sich, wenn die Wahrheit ihnen unwiderstehlich in den Thatsachen auf den Leib rückt, Mode geworden und ihre Bestreitung sich als eine schlechte Spekulation erweis't, als die Erfinder Dessen, was sie früher an Andern verdammten, denen sie so wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen wie sie an Bescheidenheit gewinnen. Ich meinerseits habe die Erfahrung hundert Mal gemacht, bin aber noch immer so dumm und schlecht wie je. Es macht mir einigen Spaß, über

dieſen Punkt, den ich in teutſchen Blättern noch nirgends erwähnt geſehen, paſſende Bemerkungen in einem amerikaniſchen Blatt zu finden, das als ſolches für meine geehrten Herrn „Kollegen“ eine gewiſſe Autorität hat. Der “Missouri Republican” in St. Louis, der die teutſche Preſſe mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen ſcheint, übrigens mich wie jeden Radikalen in die Hölle wünſcht, iſt unzart genug, in einem Artikel über die teutſche Preſſe die journaliſtiſchen Träger der Süffiſance, die grade in St. Louis am Meiſten zu Hauſe iſt, in Verlegenheit zu ſetzen, indem er ſie im Fahrwaſſer des verdammenswerthen „Pionier“ attaquirt. Aus ſeinem Artikel theile ich bloß ein Paar Stellen mit:

“When, a year or more ago, we took occasion to point out to the leaders of the radical German press, that their course inevitably led to lashing them to the chariot wheel of the great Bugaboo, CARL HEINZEN, at Boston, the self-proclaimed Danton of the prospected revolution in spe, there was quite an effort made to make us appear ridiculous. CARL HEINZEN did us the justice to copy our article verbatim in his Pioneer, and broadly hinted that we were about right in our estimate of the modern “lansquenets” of revolutionary young Germany; for, by some such name, he chose to stigmatize his compatriots, not deeming them worthy of a better title, though of some, infinitely more degrading.

And what do we behold? Day after day, step by step, ever uncompromizingly and relentlessly did HEINZEN proceed; now fulminating, then hectoring the world generally, and his countrymen in America in particular, but never failing to treat with unspeakable contempt his fellow-conntrymen of the young German Press, for their servility, their want of candor, of logic, tact and foresight. He was treated as a mad-

man at times; again he was drawn into ridicule and contempt. Sometimes even a green specimen of late importation entered the lists with him in the field of "inexorable logic," to be crushed; but all in vain.

But what shall we say of CARL HEINZEN'S "lansquenets"? What shall we say of that regiment of editors of the Young Germany school who decried their leader as a madman, a fool, a traitor and a wretch for the promulgation of his "ultra" and "visionary" notions? What shall we say of the men, whom he, in turn, belabored, lampooned, kicked and spat upon, as imbeciles, "beer bummlers", "moral cowards" and scullions? What shall we say? we repeat.

We shall not forestall the reader's own conclusions, but we will say of these gentlemen, that they are now to be found precisely where Heinzen placed them—preaching sermons upon the same texts which Heinzen years ago gave out to them, and which they not only then deprecated and denounced, but declared crazy and infamous; dancing to every tune which Heinzen—and, apparently not without malicious satisfaction, chooses to play; "lashed to the chariot wheel" of their relentless master, the very scullions in the kitchen where he chooses to prepare his political broth, and, by way of special favor, on certain occasions, when in a pleasant mood, permitting them to wash and comb its aforesaid bantling."

* * *

Im Grunde ſind die Frauen beim Kriege am Meiſten intereſſirt, weil ſie der allein leidende Theil ſind. Die Männer haben zwar die Mühſeeligkeiten deſſelben zu ertragen und ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen, aber ihre aktive Betheiligung, die

ihnen Kraftbethätigung, Ruhm und Gewinn verspricht, ist für sie hinreichende Entschädigung für das eingesetzte Pfand. Doch die Weiber haben bloß zuzuschauen, haben sich bloß von ihren Freunden zu trennen und in tausend Fällen sie zu begraben oder zu beweinen. Daß die Frauen noch keine Stimme darüber haben, ob, wofür und wie Kriege geführt werden sollen, in denen sie ihr Theuerstes zu verlieren, von denen sie aber nichts zu gewinnen haben, zeigt mehr als manches Andre, wie weit die Menschheit noch in der wahren Humanität zurück ist.

Ist es nicht eine auffallende Erscheinung, daß trotz dem nahen Interesse, welche die Frauen an der Kriegführung haben, die Theilnahme derselben in den freien Staaten bis jetzt vollständig null gewesen ist? Sie haben zwar Alles gethan, die Leiden der Soldaten zu mildern, aber wann haben sie ihre Stimme erhoben, um auf die Führung des Kriegs einzuwirken und dadurch die Opfer desselben zu verringern? Wer hätte gedacht, daß die nördlichen Frauen schweigen würden, wo es galt, ihre Männer, Söhne und Brüder gegen Menschenhändler und Verräther in das Feld zu schicken?

Ganz anders war es mit den südlichen Frauen. Sie sind vom Beginn ab die zweite Seele des Kriegs der Rebellen gewesen und haben jedes Mittel, das ihnen zu Gebot stand, angewandt, um dieselben zum Kampf gegen die nördlichen Truppen zu entflammen. Ohne die südlichen Frauen wäre wahrscheinlich der Krieg längst zu Ende.

Woher dieser Unterschied? Sind die nördlichen Frauen weniger gewöhnt, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen? Nein. Haben Sie weniger Patriotismus und Aufopferungsfähigkeit? Nein. Woher denn diese Theilnahmlosigkeit?

Wir erklären sie einfach aus dem Geist, welcher

bis jetzt den nördlichen Krieg geführt hat. Ohne Ideen, ohne Prinzip, ohne Begeisterung, war dieser Krieg ein bloßes politisches Geschäft oder eine seelenlose Spekulation und bot nichts dar, was Frauengemüther entzünden konnte, während er im Süden von vorn herein ein leidenschaftliches Gepräge hatte, das der Disposition der weiblichen Natur entsprach. Nüchterne, blutlose Menschen, die aller Begeisterung für Ideen baar und keiner edlen Leidenschaft für höhere Zwecke fähig sind, können am Allerwenigsten auf die weibliche Natur einwirken, die ohne Ideale und Leidenschaft nicht gedacht werden kann. Wie hätte ein Lincoln, ein Seward und ein Halleck, die sogar die nördlichen Männer abzukühlen verstanden bis unter den Gefrierpunkt, die Weiber inspiriren und hinreißen können zur Theilnahme an Kämpfen, deren Sinn nur gemeine Politiker und korrupte Spekulanten verstanden?

Erst jetzt, nachdem der Krieg, gegen den Willen seiner Leiter, eine freiheitliche Richtung angenommen, erst jetzt sind die nördlichen Frauen hervorgetreten, um ihre Stimme mit derjenigen der männlichen Bevölkerung zu vereinigen. Sie haben vor Kurzem in New-York eine Konvention abgehalten und wenn das Resultat derselben auch eine enttäuschende Form angenommen, indem sie eine "Loyal League" gebildet — als wäre es das erste Bedürfniß für die nördlichen Frauen, denen keine Copperheads gegenüberstehen, ihre **Loyalität** zu bezeigen —, so beweisen doch ihre späteren Beschlüsse, daß sie allmälig auf den Weg hinauskommen, der sie allein richtig leiten kann. Sie haben nämlich jetzt den Beschluß gefaßt, an den nächsten Kongreß eine Petition mit einer Million Unterschriften zu richten, worin sie gänzliche Abschaffung der Sklaverei in der ganzen Union verlangen. Das ist immerhin ein Anhaltspunkt für

eine Agitation, die nicht ohne Wirkung bleiben kann, wenn sich die Edelsten beider Geschlechter daran betheiligen.

* * *

Wenn ich von einzelnen persönlichen Bekanntschaften absehe, macht New-York trotz allem großstädtischen Raffinement bei jedem Besuch auf mich immer wieder den unbehaglichen Eindruck der Rohheit, der Wüstheit, der Verwilderung. Man weiß, es ist die kosmopolitischste Stadt in Amerika und doch weht Einen dort ein fremdartiger Geist an, mit dem man sich nicht versöhnen kann; man weiß, es hat die meisten Ressourcen und doch ist Einem zu Muth, als müsse man Alles entbehren. In diesem Treiben und Jagen fühlt man, trotz allen massenhaften Anhäufungen, nur eine egoistische Isolirung aller Einzelnen heraus, die sich gegenseitig benutzen und ausbeuten, und wer von solchem Geiste nicht selbst beseelt ist, muß sich ebenfalls isoliren um das Bewußtsein seiner Menschlichkeit und Persönlichkeit zu bewahren. Niemand kommt dort zur Ruhe, Jeder hängt mit einem Theil seiner Persönlichkeit draußen, sei es auf dem Markt, sei es in der politischen Krambude, sei es in der Kneipe, und so ist Niemand ganz er selbst und Niemand sammelt sich zu einem ganzen Charakter und einer befriedigenden Persönlichkeit. Die Leute kommen mir in New-York immer vor, als lägen sie dort bloß im Quartier, als seien sie stets am Einpacken, als dächten sie immer an das Weiterwandern und deshalb an rücksichtlose Ausnutzung des Augenblicks. Es herrscht in diesem Haschen nach dem Moment ein gewisser Bataillengeist, der sauve qui peut ruft und fühllos über Freund und Feind daherstürmt. Alles ist zerfahren, der Charakter der Einzelnen, wie das Treiben der ganzen Gesellschaft. Selbst das teutsche Kneipen-

leben, der einzige europäische Ersatz für das gesellige Bedürfniß der Masse, trägt — abgesehen von Rohheit und Völlerei — einen gewissen Charakter des Ruhelosen, Unstäten, Ungeselligen an sich, das Behaglichkeit und „Gemüthlichkeit" ausschließt, und ein Gemisch von Katzenjammer und Genußgier macht es oft geradezu widerlich.

Könnte man die zahlreichen werthvollen Elemente, die in dem Treiben dieser kolossalen Zerfahrenheit einzeln verschwinden, vielleicht auch verkommen, zusammenfassen und vereinigen, so würde New-York einen ganz andren Eindruck, namentlich auf einen Teutschen, machen. Aber Vereinigung scheint dort nur zu existiren, wo sie den geringsten Werth hat. Man suche dort als Teutscher einen Mittelpunkt für geistige Bestrebungen, oder für edlere Geselligkeit, oder für gediegene Unterhaltung und man findet höchstens diejenigen Einzelnen, die dieß Alles entbehren und doch nicht dazu kommen, es durch Vereinigung zu schaffen. Geh' in die amerikanisirten Wardklubs der politischen Handwerker, wenn du öffentliche Angelegenheiten besprechen, geh' in tabackqualmende, schreiende Bierstuben, wenn du Geselligkeit finden, geh' in gähnende Kaufmannszirkel, wenn du geistreiche Unterhaltung suchen willst. Fühlst du dich dort überall nicht befriedigt, so wirst du dich auf einzelne Personen und Familien in ihren Häusern beschränken und dann hast du eben diese Einzelnen schätzen gelernt, aber nicht New York.

New-York wird für einen Europäer stets der Haupt-Anziehungspunkt in Amerika sein, weil es das meiste europäische Element enthält, aber es wird ihn nie befriedigen, weil es immer mehr verspricht als erfüllt.

Wenn ich könnte, ich würde die bessern teutschen Elemente New-Yorks nach Boston verpflanzen. In Boston ist mehr Solidität, mehr Ordnung, mehr

Vertrauen erweckender Gemeinsinn und ideelles Interesse. Trotz Knownothingthum und Puritanismus (wovon man in dem amerikanischen Athen weniger beläſtigt wird, als anderwärts) gäbe es für eine tüchtige teutsche Bevölkerung keinen geeigneteren Wohnsitz und Wirkungskreis in Amerika, als Boston.

* * *

Die Wahlaufklärung über die isolirte Stellung des Banditen in Paris ist eine tröstliche Belehrung über die Beliebtheit und Festigkeit des glorreichen „Kaiserreichs", gleichzeitig aber eine traurige über die Möglichkeit, durch bloße Soldatengewalt und Polizei Jahrzehnte lang ein Regiment aufrecht zu erhalten und zum Schrecken der Welt zu machen, welches in der Gesinnung des Volks, aus dessen Kräften und Mitteln es seine Macht aufbaut, gar keine reale Stütze hat.

Was ist ein „Volk"? Was seine Herrscher aus ihm machen. Und da diese Herrschaft zuletzt einzig und allein im Bajonnet beruht, so steckt im Bajonnet die ganze Existenz, Leben und Tod eines Volks. Wie einst die Völker sein werden, wenn es keine Bajonnete mehr gibt, davon kann unsre Generation sich noch gar keine Vorstellung machen. Was „Freiheit" und „Humanität" ist, die wir alle Tage im Munde führen, davon wissen wir im 19. Jahrhundert noch so wenig wie von den Bewohnern der Sonne.

* * *

Ueber zwei Jahre Krieg; Zwanzig Millionen gegen fünf Millionen; Dreimalhunderttausend Mann unter der Erde, viermalhunderttausend als Rächer auf ihren Gräbern und noch sechsmalhunderttausend zur Verfügung gestellt; dabei eine Flotte von Holz und von Eisen wie die amerikanische Küste sie nie gesehen und — die Errungen-

schaft? Eine neue Invasion in den Norden, Washington abermals in Gefahr, das Nachbarland der Gewalt des drohenden Republikenmörders in Paris preisgegeben und — kein amerikanisches Schiff auf dem Ozean mehr sicher! Lincoln heißt der Oberbefehlshaber von Armee und Flotte, Halleck sein Stellvertreter beim Heer, Seward sein Diplomat und Welles sein Marine-Sekretair.

Das ist ein einfaches Rechen-Exempel in Worten. Und wie lautet das Facit, das der wahre „Patriotismus" daraus zieht. Lincoln muß bleiben, Halleck muß bleiben, Seward muß bleiben, Welles muß bleiben, das Land aber mag zum Henker gehen.

Die Welt hat immer geglaubt, wenn alle Mittel fehlschlügen, die Amerikaner in Harnisch, oder zur Vernunft, oder zum Fortschritt zu bringen, so brauche man sie bloß am Geldbeutel anzugreifen. Aber es scheint, auch dieses Mittel verfängt nicht mehr. Wie hat man ihnen schon an den Beutel gegriffen zu Lande, aber sie haben nie geprüft, ob ihnen der Griff nicht hätte erspart werden können durch andre Verwalter; und wie hat man ihnen an den Beutel gegriffen zu Wasser, aber sie zahlen und dulden ohne Murren Alles und — Herr Welles ist so sicher wie je!

Die neueren Nachrichten über das Treiben der Piraten auf der See überbieten Alles, was von dem Haufen der Rebellen auf dem Lande jemals zu melden war. Nur Menschen mit Fischblut oder mit Wasser in den Adern können diese Nachrichten lesen ohne in helle Empörung auszubrechen nicht bloß über die frechen Frevel, welche die Piraten begehen, sondern über die Behörde, welche diese Frevel ruhig hat entstehen und begehen lassen trotz allen ungeheuren Mitteln, die ihr zu Gebot standen.

Die Rebellen haben jetzt in den südlichen Gewässern schon ein halbes Dutzend Piratenschiffe, welche, alle gegen sie ausgesandten, für ihren Zweck untauglichen Verfolger verspottend, schon über hundert Schiffe zerstört und ihrer Ladung beraubt haben. Aber dieser direkte Verlust war der geringste. Die Hauptwirkung dieses ungestraften Banditenwesens bestand darin, daß die Assekuranzpreise für Seetransporte bis zu einer enormen Höhe stiegen und der Transportverkehr von Tag zu Tag mehr an auswärtige Schiffe überging. In England sind eine Menge amerikanische Schiffe zum Verkauf angekündigt, welche unter ihrer Flagge keine Geschäfte mehr machen können, und diesseit des Meeres wagen wenige mehr auszulaufen oder sie können wegen der hohen Assekuranzpreise keine Ladung mehr einnehmen, so daß, wenn diese Zustände fortdauern, der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo der ganze amerikanische Handelsverkehr an den größten Feind des Landes, an England, übergeht. Dieser Verlust steigt in die Hunderte von Millionen und bedroht den halben Osten des Landes mit finanziellem Ruin.

Aber auch damit ist es noch nicht genug. Jetzt begnügen sich die Piraten nicht mehr mit Zerstörung der Kauffahrteischiffe in südlichen Gewässern, jetzt sind plötzlich ein Paar neue Banditen-Schiffe an der Küste von Neu-England und in der Fundy-Bai erschienen und haben dort schon mehrere Dutzend Fischer-Barken verbrannt, von denen sie nichts rauben konnten, deren Zerstörung also bloß den Zweck haben kann, ein Vandalengelüste zu befriedigen, dem Norden zu schaden und seine große unbenutzte Macht mit seiner unfähigen Verwaltung zum Gespött der Welt zu machen.

Und denkt jetzt Jemand daran, den Herrn Welles oder seinen Vorgesetzten für alle diese Ver-

luſte und alle dieſe Schande verantwortlich zu machen und zur Rechenſchaft zu ziehen? Bewahre! Man lobt den Herrn Marineſekretair, weil er eine Küſte von 3000 Meilen blokiren läßt und jetzt, in den letzten Tagen erſt, eine Anzahl (wahrſcheinlich wieder unfähiger) Schiffe auf die Piratenjagd ausgeſandt hat; aber kein Menſch findet es unbegreiflich, daß die bankerotte Rebellenregierung, ohne Rhederei und ohne freie Häfen, eine furchtbare Piratenflotte ſchaffen kann, nicht aber die reiche Adminiſtration in Washington, welcher die ganze Schiffbaukunſt und alles Vernichtungsmaterial beider Welten zu Gebote ſteht, ein einziges Schiff, das im Stande wäre, den Piraten auf den Leib zu kommen. Kein Menſch empört ſich darüber, daß Herr Lincoln von der Ermächtigung des Kongreſſes, die Piratenſchiffe durch Kaperſchiffe zu bekämpfen, wenn ſeine Kriegsſchiffe nicht dazu ausreichen, keinen Gebrauch macht und jetzt ſammeln die Boſtoner Kaufleute, welche ihren eignen Hafen durch die Seebanditen mit Schließung bedroht ſehen, Gelder, um ihrerſeits Schiffe auszurüſten, für die Herr Welles ihnen gnädig die Kanonen leiht! Herr Lincoln hat erklärt, daß er keiner „Klaſſe von Leuten“ zu lieb ein Kabinetsmitglied entferne. Wie ſollte er dazu kommen, der „Klaſſe“ der Kaufleute zu lieb den Herrn Welles zu entfernen und durch einen kundigen und energiſchen See-Officier zu erſetzen? Und die „Klaſſe“ der Kaufleute beugt ihr Haupt, zieht den Beutel und zahlt.

Das iſt amerikaniſches Regiment, daß die berühmte amerikaniſche Energie im Kampf mit einem außer allem Recht und Geſetz ſtehenden Geſindel, deſſen Ausrottung das einzige Mittel iſt, ſich ſeiner zu erwehren. Das nämliche Regiment aber hat den Muth und die Energie, einen langweiligen Schwätzer bei Nacht und Nebel durch eine ganze

Militairmacht aus dem Bette zu holen und dadurch das halbe Land in Aufruhr zu bringen!

Was ist dagegen zu thun? Beten! Wollt ihr frommen Leute beten, so betet zu „Gott“: gib dem Norden einen Jeff. Davis der Freiheit und dem Süden einen Lincoln der Sklaverei! Wird dieß Gebet erhört, so ist es mit der Rebellion sammt der Piraterei und Sklaverei in sechs Wochen gethan.

* * *

Französische Blätter berichten von einem Neuseeländer, der sein Recht auf den Besitz eines Stückes Land durch die Thatsache begründe, daß er den früheren Besitzer desselben gemordet und gefressen habe.

Man muß sich wundern, daß es diesen französischen Blättern nicht einfällt, das Vor- oder Ebenbild des neuseeländischen Rechtslehrers in ihrer Nähe, in den Tuillerien, zu suchen und sich unter dem Stück Land die Republik Mexiko zu denken. Der Neuseeländer in Paris pflegt zwar Diejenigen, die er mordet und beraubt, nicht direkt zu fressen, da seine Küche auf raffinirtere Weise versorgt wird—das Einzige, was ihn von den Wilden der Südsee unterscheidet —, aber sein Rechtstitel hat ganz die nämliche Basis wie der seines Kollegen auf Neuseeland. Und wer bestreitet diesen Titel? Keine Seele in der offiziellen und höchstens hier und da ein einsamer „Narr“ in der nicht offiziellen Welt. Vor den Fortschritten der Gewalt scheint der Begriff des Rechts sich vollständig aus der Welt zurückgezogen zu haben und der Erfolg ist die einzige Bedingung für die Zustimmung derjenigen Masse von Geschöpfen geworden, die sich Menschheit nennt. Wer die meisten Kehlen abschneiden kann, erndtet die größte Ehre und der größte Mörder hat das größte Recht. Mord und Recht ist gleichbedeutend geworden und

damit das Ideal eines menschlichen Rechtszustandes erreicht werde, könnte man wünschen, daß sich der Mord allgemein auch noch durch die Zuthat der Menschenfresserei verziere, so daß man sagen könnte, die civilisirte Welt sei ein einziges Neuseeland geworden.

Daß man dem Pariser Oberneuseeländer in Europa zu seinen mexikanischen Erfolgen gratulirt, ließe sich noch ohne Verzweiflung an der Menschenvernunft erklären; aber daß man ihm hier gradezu dazu verholfen und daß das nordamerikanische Volk sie ihm nicht bloß stillschweigend gönnt, sondern auch die Verräther ruhig an seiner Spitze läßt, welche mit der Freiheit der Nachbarrepublik ihre eigene Ehre und Sicherheit verkauft haben, das ist unter allen trostlosen Zeichen vom Verfall des sittlichen Bewußtseins das trostloseste, das uns vorgekommen. — — —

ihm ruhig zu überlassen. Und rechnet er darin falsch? Ist von einer „republikanischen“ Administration in Washington jemals eine Aufrechthaltung der Monroe-Doktrin zu erwarten? Die Erfahrung hat gelehrt, daß Alles, was der „demokratischen“ Partei gegenübersteht, nach Außen hin die Feigheit, Ehrlosigkeit und Gleichgültigkeit für die beste Politik hält. Das gilt eben so gut von den Abolitionisten wie von den „Republikanern“ und den Whigs. Ich habe noch kein amerikanisches Abolitionisten-Blatt gesehen, das über die Invasion des europäischen Despotismus in Amerika und den an der Republik Mexiko begangenen Verrath auch nur ein Wort verloren hätte. Alle diese Dinge existiren nicht für amerikanische „Freiheitsmänner“. Ob in Washington Herr Seward, oder Herr Sumner, oder Wendell Philipps regiert — der europäische Despotismus ist vor ihnen allen gleich sicher und ihre ganze einseitige Freiheitssorge erschöpft sich in der Sklavenfrage.

* * *

Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß in Teutschland, während politisch Alles darniederliegt und sich selbst aufgibt, die ganze Bevölkerung mit dem unbefangensten Eifer und der heitersten Lust sich an Festen betheiligt und auf Feste vorbereitet. Man nehme diesem Volk Alles, Rechte und Freiheit, Ehre und Zukunft, aber man lasse ihm die Satisfaktion, auf seinen Festen sich körperlich in Bier und geistig in Toastrenommagen zu berauschen, so ist es über Alles getröstet und fühlt sich über Alles erhaben. Panem et circenses, hieß es bei den Römern; Bier und Feste, heißt es bei den Teutschen. Ueber den Mangel an Allem, was ein Volk ausmacht, trösten sie sich nicht bloß bei ihren Festen, nein, sie glauben es bei ihren Festen gradezu zu besitzen oder es dadurch zu ersetzen.

So ein ächter teutſcher Fahnenſchwenker, Bierhals, Franzoſenfreſſer und Toaſtbramarbas iſt im Stande, mit Ketten am Leibe ſich vorzudrängen und ein „donnerndes Hoch“ auszubringen auf „den freien Mann“; er iſt im Stande, von der Bank, auf welcher er eben die Baſtonnade der Tyrannei empfangen, auf den Biertiſch zu ſteigen und die teutſche Freiheit leben zu laſſen. Sollte man nicht ſagen, nach Dem, was kürzlich vorgegangen, und überhaupt bei den troſtloſen Zuſtänden, welche das ganze Land jetzt für jeden menſchlich Fühlenden zu einer Heimath der Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit machen, müſſe Alles entweder beſchämt ſich in den Winkel drücken, oder ingrimmig auf eine Befreiungsthat ſinnen? Statt Deſſen ſinnen die Teutſchen auf öffentliche Saufgelage und lärmende Feſte und ſie erblicken darin mit aufrichtigſter Satisfaktion patriotiſche Demonſtrationen, nationale Leiſtungen, ja freiheitliche Heldenthaten. Im Hinblick auf ein Feſt geben ſie ſich ein halbes Jahr im Voraus mit Allem zufrieden, was Andre zur Verzweiflung treiben könnte, und das andre halbe Jahr zehren ſie dann von der ſtolzen Erinnerung an die „gehobene Stimmung“, an den „Höhepunkt der Feier“, an die „wehenden Fahnen“, an die „geſchwenkten Taſchentücher“, an den „jubelnden Zug“ durch die Straßen, an die ſchwarz-roth-goldenen Ueberſchwänglichkeiten und romantiſchen Gauhaftigkeiten, an die teutoniſchen Toaſte mit dem hohlen Bombaſt und den ekelhaften Renommagen über die künftig zu vertilgenden Franzoſen, an die Maſſen des gegenwärtig vertilgten Biers und an den darauf erfolgten nationalen Katzenjammer.

Man hat kürzlich geleſen, wie die Herren Demokraten und Fortſchrittsmänner ſich von Berlin nach Hauſe ſchicken ließen. Nun, dachte man, werden ſie wohl endlich an ihrer Jammer-Rolle

genug haben, jetzt werden sie endlich das ekelhafte Geschwätz über ihren konstitutionellen" Rechtsboden satt bekommen, jetzt werden sie daran denken, das Volk zum Handeln vorzubereiten und durch eine männliche Opposition eine männliche Revolution einzuleiten beginnen. Was thaten sie? Sie eilten nach Köln und ließen sich fetiren bei einem großen Fest im alten Gürzenich-Saal, dem Hauptquartier der Fastnachts-Narren! „Alte Kölner, die schon manches in der rheinischen Metropole erlebt haben, versicherten, daß Köln noch nichts ähnliches gesehen habe." „Auch Schulze-Delitsch war gekommen, auch Lüning war da" — Unschuldslämmer, die vor jeder Polizeiuniform den wackelnden Schwanz einkneifen und beim Anblick eines Republikaners Korinthen machen, aber in dem Glorienschein der teutschen Kammer- und Festberichte überall wie Danton's und St. Just's figuriren. Nachdem sie sich im Gürzenich den Magen mit Appetitlichem gefüllt und den Kopf von ihren unappetitlichen Phrasen geleert, fuhr die ganze Bande von Weltbefreiern unter dem Zulauf des halben Rheinlands an beiden Ufern nach Rolandseck. „Das war ein Grüßen und tausendfältiges Tücherschwenken auf den Werften, aus allen Fenstern und auf dem Boot." Ja, das war es. „Die Fahrt von Köln nach Rolandseck auf vier mächtigen Dampfern war ein wahrer Triumphzug." Man denke, ein **Triumphzug** von heimgeschickten Schwätzern, die erst wie begossene Pudel lautlos davonschleichen und sich dann mit polizeilicher Erlaubniß für die nicht gelungenen Bemühungen ihrer Niedertracht mit Rheinwein und Puterbraten belohnen lassen und zur Verdauung eine Spazierfahrt auf dem Rhein machen dürfen. Und wie werden sie sich auf den Dampfschiffen mit den weinrothen Wangen und den feststrahlenden Augen seelig angeblickt und sich

dann überwältigt umarmt haben, um sich das Vollbewußtsein ihrer Großthaten gegenseitig an die „Männerbrust“ zu pressen! „Wenn der Mann in der Brust die Spannkraft fühlt“ u. s. w. In Rolandseck wurde natürlich wieder getafelt und durch das entschiedenste Handeln gegen gebratene Hühner und Rheinweinflaschen das Vaterland befreit.

Es wird mir ganz greenwood-cemeterymäßig zu Muth, wenn ich mir vorstelle, wie die schöne Rheingegend, in der ich als sorgloser Wildfang so manche herrliche Stunde anti-preußischen Uebermuths und phantastischer Lust verlebt und in der ich vor meinem seeligen Ende noch einmal freie Luft zu athmen hoffte, noch im Jahr 1863 als Theater für solche hoffnungslose Komödien dienen mußte.

Aber es ist nicht das Rheinland allein, wo der teutsche Festteufel wieder spukt. Jetzt, im Anfang des August, findet in Leipzig wieder ein nationales Turnfest statt, auf welchem mit polizeilicher Erlaubniß 20—30,000 Barren-Reiter den Bauchschwung mit Gott für König und Vaterland ausführen sollen. Da sind natürlich wieder alle „Gauen“ vertreten und wahrscheinlich wird Schulze-Delitsch und Lüning auch wieder da sein und das Fahnenflattern und das „Jubeln“ und das Tücherschwenken und das Hochschreien für vergangene Dummheiten und künftige Großthaten und das Franzosenfressen und das Biersaufen und das Katzengejammer wird wieder den „Höhepunkt“ erreichen, worauf der Geist der Männlichkeit und des Freiheitsmuths wieder auf den Tiefpunkt zurücksinkt.

Aber auch in Leipzig wird die Festwuth nicht zur Ruhe kommen. In Bremen bereitet man das „zweite deutsche Bundesschützenfest“ vor, bei welchem die teutschen Telle sich um die Ehre

ſtreiten, zu allen den Königen und Prinzen auch noch einen Schützenkönig zu liefern, aber einen nationalen.

Man ſollte meinen, damit hätten die Teutſchen nun endlich genug für dieſes Jahr, zumal wenn auch noch hier und da die furchtbaren Männer-geſang-Männer zu einem Chor der Rache zuſammentreten, oder grimmige Botaniker einen Maſſenausfall in ein wiſſenſchaftlich überrumpeltes Gebiet der Flora machen, oder Hundezüchter eine Bundesverſammlung von nationalen Kläffern veranſtalten. Aber nein. Das weite teutſche Gebiet mit allen ſeinen Feſten iſt dem teutſchen Genius noch zu eng, er muß den Strom ſeiner Feſtſtimmung auch über die Grenzen ergießen.

Im Kanton Neuchatel wurde kürzlich das ſchweizeriſche Bundesſchießen abgehalten — ein wirkliches Volksfeſt und ein berechtigtes, das ohne polizeiliche Erlaubniß auf freiem Boden gefeiert wird. Zu dieſem Feſt waren auch teutſche Unterthanen eingeladen und es fand ſich eine Armee von mehreren hundert Mann ein, an deren Spitze als Feſtredner einer der ſchamloſeſten literariſchen Schmarotzer und Induſtrieritter Teutſchlands, Dr. K. Grün, figurirte. Die Introduktion, womit dieſer würdige Repräſentant Teutſchlands ſeine Schaar in Baſel legitimirte, iſt ſo rührend, daß ich ſie in der üblich trunkenen Darſtellung eines teutſchen Feſtberichts meinen Leſern vor Augen führen will:

„Da ergriff Dr. Karl Grün aus Frankfurt das Wort und ſprach:

„Euch, geliebte Eidgenoſſen, Euch unſterblichen Vorbildern der europäiſchen Freiheit, bringe ich den Dank meines **Vaterlandes** (!). Man kann manches begeiſterte Wort aufgeſpeichert haben (im Voraus aufgeſpeicherte Begeiſterung!), manches in tiefſter Seele bereit halten, aber das Wort erſtirbt auf der Lippe, und ſtatt des Mundes,

gehen die Augen über. Es ist keiner unter uns, dem es anders ergangen wäre. (Stürmischer Beifall aller Deutschen.) Aber die Samenkörner der Freiheit, die wir bei Euch aufnehmen, die tragen wir fort in die Heimath und an **den Früchten sollt ihr uns erkennen.**"

„Dem begeisterten Strom der Rede antwortete unendlicher Jubel und Gulli sprang zu Grün hinauf auf den Waggon, der als Tribüne diente, und umarmte den deutschen Wortführer. So standen Beide unter dem deutschen Banner bis das Signal ertönte und der Zug fortbrauste."

Man denke es sich recht lebhaft, wie dort der Mann Grün steht, den man an den „Früchten" schon längst erkannt hat, und von dem Mann Gulli umarmt wird und wie beide Mannen mit übergegangenen Augen (wahrscheinlich sind sie schon bespitzt) unter dem „teutschen Banner" eine unsterbliche Gruppe zum Photographiren bilden. Wer wird an Teutschland verzweifeln, wenn er solche Bilder vor Augen hat?

Die Presse hat man den Teutschen verboten; wann machen sie endlich den Fortschritt, daß man ihnen auch die Feste verbietet? Es gibt keine Volksfeste und soll keine geben mit polizeilicher Erlaubniß. Nichts ist widerlicher, ekelhafter und zugleich verderblicher, als Unterthanenfeste, die für Volksfeste ausgegeben werden. Nur ein freies Volk ist ein Volk und nur ein solches kann Volksfeste und National-Feste haben und nur auf den Gräbern der Tyrannen kann es sie feiern. Mit einem Wort: nur Republiken kennen Volksfeste. Den moralischen Grund solcher Feste bilden Errungenschaften und Erfolge der Vergangenheit, auf die ein Volk Ursache hat stolz zu sein, und die seiner Haltung eine solide Stütze geben. Deshalb haben die Schweizer wirkliche Volksfeste. Die Teutschen haben keine politische Errungenschaften,

auf die sie stolz sein könnten. Die einzige, wovon sie zehren, ist der Krieg gegen einen auswärtigen Unterdrücker, den sie im Interesse ihrer heimischen Unterdrücker geführt haben. Statt diesen Krieg, der nur Erinnerungen der Scham in ihnen wach rufen sollte, in Vergessenheit zu begraben, machen sie dessen Nachgeschmack noch immer zur nationalen Würze ihrer Feste und erkaufen sich dadurch niederträchtiger Weise die polizeiliche Erlaubniß zu hohlen Demonstrationen, die nur ihre Ohnmacht und Thatlosigkeit offenbaren. Während andere Völker bei ihren Festen stolz auf Das verweisen können, was sie errungen haben und sind, verweisen die Teutschen mit dem nämlichen Stolz auf Das, was sie erringen mögten und sein könnten. Deshalb sind die Toaste, die bei Andern tröstliche Erinnerungen enthalten, bei den Teutschen nur unerquickliche Renommagen. Alles, was sie hochleben lassen können, hat noch keine Existenz, liegt noch in der Zukunft, wird vielleicht niemals existiren. Es ist bloß erdacht, rein hypothetisch: ihre Liebe ist hypothetisch, ihr Haß ist hypothetisch, ihre Freiheit ist hypothetisch, ihre Einheit ist hypothetisch — Alles hypothetisch. Ja, am Ende ist das ganze Teutschland, das ganze „Vaterland", mit welchem sie in Arndt'schem Dusel renommiren, obschon sie fragen „was es ist", eine bloße Hypothese. Doch der Dr. K. Grün versichert, daß man „uns an den Früchten erkennen soll", und da der Dr. Grün zu diesen Früchten gehört, müssen wir uns gedulden.

* * *

Der schon lang angekündigte Briefwechsel Göthe's mit dem Großherzog Karl August ist kürzlich erschienen. Die mir zu Gesicht gekommenen Proben rechtfertigen nicht die Erwartungen, welche die Ankündigung erregt hatte, machen dagegen zum Theil den widerwärtigsten Eindruck durch die

knechtischen Phrasen, womit Göthe das unaussprechliche Glück auszumalen sucht, durch die Gunst fürstlicher Götzen erniedrigt zu werden.

* * *

Der berühmte Carlyle, dieser abgeschmackt forcirte Sonderling, bei dem Unverständlichkeit für Geist und Verschrobenheit für Originalität gilt, hat seine wahre Natur jüngst kundgegeben durch Parteiergreifen für die — Sklaverei.

* * *

Garibaldi und andere Italiener haben an Herrn Lincoln eine Adresse erlassen, worin sie ihn in die Wolken erheben als den „Emanzipator" und ihm ewigen Ruhm versprochen wegen seinen Freiheitsthaten. Da sieht man, wie Geschichte gemacht wird und was selbst bei den bestgesinnten Menschen die W a h r h e i t gilt, wenn sie durch eine äußerliche Stellung verdunkelt wird. Es ist — mag Garibaldi oder ein Anderer dadurch getroffen werden — eine L ü g e, daß die Sklaven ihre Freiheit dem Herrn Lincoln zu verdanken haben, sie verdanken sie J e f f. D a v i s und K o n s o r t e n. Abr. Lincoln hatte diesen die e w i g e S k l a v e r e i a n g e b o t e n, wie man ein Stück Geld, eine Anstellung oder irgend eine Belohnung anbietet für die Gefälligkeit, ihm (Lincoln) die weitere Mühe der Bekämpfung der Rebellion zu ersparen. Jeff. Davis aber antwortete: F r e i h e i t, diejenige Freiheit, womit Abr. Lincoln gedroht hatte wie man mit einem Prügel, einer Strafe u. s. w. droht. Und so erhielten die Sklaven die Freiheit und nicht anders.

Wenn Herr Lincoln der „ehrliche" Mann wäre, für den er sich ausgeben läßt, er hätte längst alles Lob abgelehnt, das man ihm seiner „Freiheits-Proklamation" wegen ertheilt hat.

* * *

„Die Bismarckſche (ſtatt fürſtliche, oder königliche) Regierung erzieht uns ja zur Revolution.“ In dieſem Ton wehren ſich Wortführer der „Fortſchritts-Partei“ gegen den einzig würdigen Fortſchritt, welchen dieſer unheilbaren Organiſation des Eunuchenthums die fürſtliche Reaktion aufnöthigt, den Fortſchritt nämlich, von der oppoſitionellen Phraſe zum revolutionairen Handeln und von der „konſtitutionellen Monarchie“ zur demokratiſchen Republik überzugehen. Wenn ſogar der Despot ſelbſt, der ſie mit Füßen tritt, die Republik proklamirte, ſie würden ihn durch „treue Geſinnung“ und „Ehrerbietung dem Könige“ (wie Herr Jacoby von Königsberg ſich ausdrückt) zwingen wollen, das Königthum beizubehalten, blos weil ſie nun einmal, gegen allen Menſchenverſtand und gegen ihre eigene Ueberzeugung, aus Feigheit und Halbheit ſich mit der „konſtitutionellen Monarchie“ identifizirt haben. Sie würden erſchrecken vor der Rolle, jetzt auf einmal den Republikaner ſpielen zu müſſen, nachdem ſie ſich ſo lang mit der Verworfenheit des Unterthans gebrüſtet haben. Sie *wiſſen*, daß die konſtitutionelle Monarchie, namentlich in unſerer Zeit, nichts Andres ſein *kann*, als eine *Lüge*, die entweder den Anhalt zum Rückſchritt in den Abſolutismus, oder den Uebergang zur Republik bilden *muß*. Dennoch ſtellen ſie ſich, als wüßten ſie weder das Eine noch das Andre, als hielten ſie die konſtitutionelle Monarchie für das Ideal der Staatsverfaſſungen und als glaubten ſie an die Möglichkeit, dieſelbe nicht bloß in Preußen, ſondern auch in einem dreißigfach „konſtitutionellen“ Teutſchland und zwar für alle Zeiten zur „Wahrheit“ machen zu können. Höchſtes Kunſtſtück der feigen Halbheit: eine *Lüge* gegen Menſchenverſtand, Menſchenrecht und Menſchenwürde auf „konſtitutionellem“ Wege zur „*Wahrheit*“ machen zu wollen! Statt die

jetzige Krisis als eine Gelegenheit zur offenen Aufdeckung und endlichen Zerstörung dieser Lüge, zur Einleitung der Revolution und Republik willkommen zu heißen und zu benutzen, haben sie vor nichts eine größere Angst, als vor der Verlegenheit, in welche sie das abermalige Mißglücken des „konstitutionellen" Experiments zu bringen droht, der Verlegenheit nämlich, den mit so desperater Niederträchtigkeit und Ausdauer gehegten scheinbaren Glauben an die „konstitutionelle Monarchie" nicht länger aufrecht erhalten zu können. Wahrhaftig, wenn Herr von Bismarck kein Mittel mehr wüßte, ihre Opposition zum Schweigen zu bringen, er brauchte bloß, gleich dem König von Dänemark, mit der Proklamirung der Republik zu drohen und sie würden sämmtlich verstummen vor Unterthanen-Entsetzen und „konstitutioneller" Verzweiflung.

Es geht in Preußen, dem Staat der „Intelligenz", mit dem Königthum, wie in Amerika, dem Lande der „Freiheit", mit der Sklaverei. Wie hier die Opponenten gegen die Sklaverei, die „republikanischen" Gothaer, vor nichts eine größere Angst hatten, als vor Antastung der Sklaverei, aber endlich durch den drohenden Untergang zur Abschaffung derselben gezwungen wurden, so haben in Preußen die Opponenten gegen das Königthum, die „konstitutionellen" Gothaer, vor nichts eine größere Angst, als vor der Antastung dieses Königthums, aber ob selbst der drohende Untergang sie bis zu dem Gedanken bringen wird, dieses Königthum abzuschaffen, das ist noch sehr zweifelhaft.

Einer ihrer Haupt-Führer, eine ihrer Haupt-Autoritäten, Herr J. Jakoby in Königsberg, wird gegen die „Verdächtigung", gegen die „Lüge", daß er ein Republikaner sei, durch Verweisung auf sein politisches Programm „gerechtfertigt", welches u. A. folgende Forderung aufstellt:

„Ehrerbietung dem Könige!“ —
und den haarsträubenden Wunsch ausspricht:

„Möge die gewissenhafte Verfassungstreue, die bei Einsetzung der Regentschaft sich so glänzend bewährt hat, dem Vaterlande eine heilverkündende Vorbedeutung, dem Volk ein nachahmenswerthes Vorbild sein!“

Man denke sich: eine der ersten Autoritäten der „Fortschritts-Partei“ stellt den bluttriefenden Henker, der in Berlin und Baden die „konstitutionelle“ Taufe in Bürgerblut empfangen, als Regentenmuster, ja sogar dem Volk als Vorbild der „Verfassungstreue“ auf und dieses Verbrechen gegen Verstand, Wahrheit, Recht, Ehre und Alles, was den Menschen vom „Russen unterscheidet, zitiren noch im November 1863 Mitglieder der Fortschrittspartei“ zum Zweck der — Rechtfertigung, der Ehrenrettung, der Reinwaschung! Das thun sie, um einen ihrer Führer vor dem — Verdacht zu sichern, daß er ein freier Mann und ein intelligenter Kopf sei! Derselbe Jakoby aber erklärt in dem erwähnten Programm Folgendes:

„Ich leugne nicht, daß es im Jahre 1848 unter unserer Partei Einzelne gab, die damals für Preußen eine andere als monarchische Regierungsform für möglich hielten. Sie waren im Irrthum und haben ihren Irrthum bitter gebüßt!“ — „Jetzt, meine Herren, — ich spreche dies als meine volle, innige Ueberzeugung aus — jetzt giebt es im Lande, in der ganzen demokratischen Partei nicht einen Einzigen, der für Preußen, wie es ist, eine andere als monarchische Staatsform zu wollen, „geschweige zu erstreben sich nur im Traume einfallen läßt.“ Verfassungsmäßige Monarchie, auf ächt demokratischer Grundlage der Selbstver-

waltung und Gleichberechtigung, das, meine Herren, wollen wir; nichts Anderes; nichts mehr, aber — auch nichts weniger!"

Das heißt mit andren Worten: „im Jahr 1848 gab es einzelne Ehrenmänner, welche Intelligenz, Ehrlichkeit und Muth genug besaßen, die ewige Wahrheit, daß nur die republikanische Staatsform eine wirkliche Staatsverfassung und eine „demokratische Grundlage" möglich mache, zu erkennen und auszusprechen. Nachdem aber der Despotismus und das Unterthanenthum wieder herrschend geworden, ziemt es Denen, welche mit Festhaltung von freien Ueberzeugungen männlich vorangehen sollten, sich durch Verleugnung dieser Ueberzeugungen als Memmen unter den Despotismus zu beugen und als Lügner das Unterthanenthum zu sanktioniren. Wir wissen, daß „verfassungsmäßige Monarchie auf ächt demokratischer Grundlage" nichts Anderes ist, als ein stinkendes Rührei von Widerspruch, Lüge und Korruption; aber indem wir uns dazu bekennen, retten wir nach Oben die Haut und nach Unten den Schein der Freisinnigkeit, erhalten Aussicht auf Ehrenstellen und die Gelegenheit Reden zu halten und das ist Alles, was ein teutscher Cato und Brutus verlangt und nöthig hat".

Und trotz Alledem muß und wird es auch in Preußen zur Revolution kommen. Nicht die Gothaer und „Fortschrittler" werden sie machen, sondern die Absolutisten und Rückschrittler. Die Konsequenz, womit diese ihre Macht vor Beschränkung zu sichern suchen, wird diejenige überdauern, womit jene einen Antheil an der Macht zu erringen streben, und diese Konsequenz und Zähigkeit der Gewalthaber wird in Preußen wie überall nicht bloß die rechte Stimmung erzeugen, sondern auch die Konfliktpunkte schaffen, aus denen unversehens der zündende Funke unter das Volk fährt.

* * *

In einem Vortrag, den Wendell Philipps kürzlich in Boston hielt, behandelte er die Frage, womit sich die Abolitionisten zu befassen hätten, nach Abschaffung der Sklaverei. Und er kam zu der Antwort, ihre nächste Aufgabe werde die Betreibung sozialer Reformen sein.

So werden auch intelligente Amerikaner auf dem Wege nahliegender Forderung zu dem Schlusse geführt, daß diejenigen, welche an der Spitze des politischen Fortschritts stehen, zunächst den Beruf haben, sich auch an die Spitze des sozialen Fortschritts zu stellen.

Und die Teutschen? Unter ihnen sind die meisten sozialen Reformen in der Theorie schon längst durchgesprochen und dennoch haben neuerdings sogar Diejenigen, welche sich radikal nennen, eine auffallende Scheu an den Tag gelegt, sich mit sozialen Fragen zu beschäftigen. Ich schreibe diese Scheu zunächst auf Rechnung der alten Abhängigkeit von dem amerikanischen Parteiwesen. Weil dieses Parteiwesen sich in der Regel auf die Politik beschränkte, glaubte man es als ein Gesetz festhalten zu müssen, daß die Betheiligung an der politischen Bewegung eine Ausschließung sozialer Themata, namentlich solcher bedinge, für welche nicht unter den Amerikanern selbst schon Propaganda gemacht worden. Auch ist in den meisten Kreisen noch die alte Ansicht vorherrschend, daß politische und soziale Fragen in keiner Verbindung mit einander stehen, während es gar keine politische Frage gibt, die nicht auf die sozialen Zustände einwirkt und überhaupt diese Zustände eben so wohl vor das demokratische Forum gehören wie die politischen.

Worin aber unter den Teutschen im Allgemeinen das Vorurtheil gegen soziale Fragen hauptsächlich seinen Grund hat, das ist die sinnlose und mißbräuchliche Behandlung derselben durch

die Kommunisten. Wo das Wort „sozial“ nur ausgesprochen wird, da wenden Manche sich sofort mit Widerwillen ab, weil sie den leibhaftigen Kommunismus, jenes ekelhafte Gemisch von Unsinn und Gemeinheit, wieder aufleben lassen. Zugleich wird dabei Sozialismus und Kommunismus auf die gedankenloseste Weise verwechselt, während beide, obgleich im Allgemeinen die nämlichen Uebelstände und Reform-Zwecke umfassend, in den Hauptpunkten gradezu Gegensätze bilden. Man sollte vor allen Dingen wissen, daß der Sozialismus nicht auf Abschaffung des Eigenthums und damit der individuellen Existenz ausgeht, wie der Kommunismus, sondern daß sein Zweck die Sicherung des rechtmäßigen Eigenthum-Erwerbs für alle Individuen ist. Durch den Mißbrauch ist das Wort „sozial“ anrüchig geworden und es wäre nicht bloß aus diesem Grunde, sondern auch seiner unbestimmten Bedeutung wegen zu wünschen, daß es durch ein passenderes könnte ersetzt werden.

Fast das nämliche Schicksal haben die Worte „Arbeit“ und „Arbeiter“ erlebt. Weil die Kommunisten das Gebiet der „Arbeiter“ eine Zeit lang monopolisirt, Tausende von Arbeitern sich unter die kommunistische Fahne gestellt und unter derselben eine streng geschiedene Klassen-Scheidung eingeführt hatten, auch häufig grade Diejenigen das Hauptgeschrei von „Arbeit“, „gerechten Lohn“ u. s. w. erhoben, denen es am Wenigsten um wirkliche Arbeit zu thun war, oder deren Fähigkeit bei gerechtem Lohn am Wenigsten ihre Rechnung fand, hat sich auch ein Vorurtheil gegen die Arbeiter-Interessen gebildet und wo dieselben zur Sprache kommen, lassen sich selbst wohlmeinende Politiker von der Vorstellung zurückschrecken, es handele sich wieder um die alten wahnsinnigen Theorien und maßlosen Forderungen.

Aber ein Standpunkt, den bloß das Vorurtheil

anweist, kann nicht der eines Radikalen sein. Ein radikaler Mensch ist ein solcher, der in allen Dingen durch Prüfung die Wahrheit ermittelt und sich nach Vernunftgründen entscheidet. Wohin ihn nach solcher Entscheidung seine Ueberzeugung verweist, da ergreift er Partei. Eine Frage deshalb abweisen, weil sie von Andern mißbräuchlich behandelt worden oder weil es unbequem ist, sie vor das rechte Forum zu bringen, ist reaktionair, nicht radikal. Die allgemeine Frage, um die es sich für uns handelt, lautet, praktisch zugeschnitten, also: ist die demokratische Republik bloß bestimmt, ihre Form zu bewahren und mittelst derselben die Gleichheit der politischen Rechte und die Mittel der freien Geltendmachung im öffentlichen Leben zu garantiren, oder hat sie auch die Aufgabe, mittelst jener Rechte und freien Geltendmachung Garantien für das allgemeine materielle und sittliche Wohlbefinden der Bürger zu schaffen, kurzum „Freiheit, Wohlstand, Bildung für Alle“ zu sichern?

Bis jetzt ist diese Frage in Amerika mit Nein beantwortet worden. Die Politiker bemächtigten sich der Parteimaschinerie unter dem Hurrahruf für politische Grundsätze, die ihnen nur als Köder dienten, und überließen dann das eigentliche Leben der Gesellschaft sich selbst nach dem bequemen Auskunftsmittel des Laissez faire. Die Folge war, daß sich gesellschaftliche Uebel ausbildeten, die nur Verfassungszuständen der alten Welt entsprachen, während die Kontrole fehlte, wodurch in der alten Welt wenigstens die Polizei die Folgen der geschaffenen Zustände theilweise paralysirte. Erst nach und nach wurde man durch die Nothwendigkeit zu einzelnen Abweichungen von der Regel des laissez faire gedrängt, ohne sich aber dadurch zu einer prinzipiellen Aufhebung der Regel hinführen zu lassen. Ich erinnere z. B. an die barbarische Opferung von Menschenleben durch die frühere

Art des Dampfschiff-Verkehrs. Fast alle Tage hatten die Zeitungen von „Accidents“, d. i. von Kessel-Explosionen zu berichten, welche Tausenden das Leben kosteten und deren Grund bloß in der Fahrlässigkeit und Habgier der Dampfschiffbesitzer zu suchen war. Diese Früchte des laissez faire wuchsen so massenweise an, daß endlich der Kongreß sich genöthigt sah, durch ein Gesetz in dieß keineswegs politische Gebiet einzugreifen. Es wurde eine allgemeine Kontrole der Dampfkessel eingeführt und mit einem Mal hatten die „Accidents“ ein Ende. Nun, es sind nicht bloß die Dampfschiffe, welche solche gefährliche Kessel tragen, und nicht bloß auf den Flüssen passiren die mörderischen „Accidents“.

Im Grunde fällt Das, was man gewöhnlich unter der „sozialen Frage“ versteht, mit dem ersten und nächsten Zweck des Staats zusammen. Wozu wurden ursprünglich Staaten gebildet? Nicht bloß zum Schutz vor auswärtigen Todtschlägern. Mit dem Eintritt in die Staatsgemeinschaft übernimmt jedes Mitglied nicht bloß die Pflicht der Theilnahme an der gemeinsamen Schutzwehr, sondern es opfert auch seine ursprüngliche Freiheit, die „soziale Frage“ für seine Person zu erledigen, d. i. nach Kraft und Belieben, gleichviel ob auf Kosten Anderer oder nicht, für seine Existenz zu sorgen. Dieses Opfer erfodert, wie sich von selbst versteht, ein Aequivalent. Es tritt Keiner, der im isolirten Naturzustande genug zu essen hat, in eine Gemeinschaft mit Andern, um dieser Gemeinschaft zu lieb Hunger zu leiden. Seine Erwartung und gerechte Foderung ist, daß die Gemeinschaft, indem sie ihm Sicherheit nach Außen gewährt, ihm zugleich im Innern die Mittel der Existenz sichere und diese Foderung aller Einzelnen führt folgerichtig nicht bloß zu einer gegenseitigen Anbequemung, sondern auch zu gemeinsamen Einrichtungen, welche allen

Mitgliedern größere Vortheile bieten als der aufgegebene Naturzustand den ungebundenen Individuen bot. Hiernach muß die Lösung der „sozialen Frage“ ursprünglich die erste Aufgabe des Staats gewesen sein; die politische, die staatliche Formfrage, kam erst später. Aber dadurch, daß die politische Frage zur Einrichtung der Gewalt führte und daß die Gewalt allmälig jedes Interesse beherrschte, wurde die „soziale Frage“ als gemeinsame Angelegenheit wieder verdrängt. Wer politische (und mit ihr soldatische), oder soldatische (und mit ihr politische) Gewalt erlangte, der hatte auch Mittel und Freiheit des Erwerbes; der Gewaltlose wurde auch „sozial“ hülf- und mittellos. Der Schwache mußte der arme Diener des reichen Gewalthabers sein, und nachdem Handel und Industrie ein andres Mittel zum Erwerb aufgebracht, als Gewaltherrschaft und Raubritterthum, verbündeten sich beide konkurrirende Mächte zur Theilung der Gewalt wie zur Theilung des Erwerbes auf Kosten Derer, die von beiden ausgeschlossen blieben. Alle alten Staaten zeigen dieses Verhältniß auf und es ist nichts so lang unerkannt geblieben, als die einfache Wahrheit, daß der erste Schritt zur Erledigung der „sozialen Frage“ die Erlangung der politischen Freiheit und daß allgemeine, gleichberechtigte Theilnahme an der Einrichtung des Staats das einzige Mittel zu ihrer Lösung ist. Ungleiche Vertheilung der politischen Gewalt oder Rechte heißt ungleiche Vertheilung der materiellen Mittel und „sozialen“ Stellungen; Gleichheit der politischen Rechte heißt die Möglichkeit einer Gleichheit der materiellen Erwerbsmittel und der sozialen Stellung; allgemeine Benutzung jener politischen Rechte heißt die möglichst erreichbare Verwirklichung der „sozialen“ Gerechtigkeit. Mit einem Wort: wahre Demokratie heißt Lösung des „sozialen“ Problems.

Je weiter ein Staat von der wahren Demokratie entfernt ist, desto weiter muß er von der Lösung der „sozialen Frage“ entfernt sein. Jeder erkennt auf den ersten Blick den Unterschied zwischen den „sozialen“ Zuständen in der Schweiz und den Ver. Staaten und denen in Teutschland, Rußland u. s. w. Aber auch diese Republiken sind noch weit von der wahren Demokratie entfernt und wollten wir von der innern Unfähigkeit des durch Rohheit verkommenen Theils der Bevölkerung zur wirklichen Theilnahme an der Selbstregierung so wie von den Einwirkungen des Auslandes absehen, so würde schon die jetzige Verfassung hinreichen, die Unmöglichkeit einer „sozialen“ Gerechtigkeit auch in den existirenden Republiken darzuthun. Es mag Manchem unverständlich lauten und doch ist nichts richtiger, als dieß: So lang die Ver. Staaten eine Föderativ-Republik sind, so lang sie einen Präsidenten, einen Senat und keine revokablen Repräsentanten in der National-Gesetzgebung haben, ist die vollständige Lösung der „sozialen Frage“ auch hier eine Unmöglichkeit und sollten die Pflastersteine der Straßen sich in Goldklumpen verwandeln.

Wir hören so Manchen nach „Brod“, „Arbeit“, „gerechtem Lohn“ schreien, der politisch Alles, was in seinen Kräften steht, aufbietet, grade den Zwecken entgegenzuarbeiten, für die er schreit. Fragt einen Arbeiter, ob er für die allgemeine Freiheit sei. Antwortet er, die Freiheit sei ihm gleichgiltig oder sie schaffe ihm kein Brod, so könnt ihr ihm sagen, er sei zu dumm sich satt zu essen; stimmt er aber gar für die Sklaverei, so könnt ihr ihm sagen, er sei nicht einmal würdig sich satt zu essen. Die Freiheit und der volle Magen gehören eben so gut zusammen wie die Freiheit und die Humanität. Wer Das nicht begreifen oder beherzigen will, der mag von „Arbeit“ und „sozialer Frage“ und „Aus-

beutung“ und „Kapital“ ſchwatzen ſo viel er will, er bleibt ein Diener der Zuſtände, die er ändern will, ein Knecht der Herrn, die er ſtürzen will, und ein Feind Derer, die ihm allein helfen können. Politiſche Macht heißt materieller Wohlſtand wie menſchliche Würde; politiſche Macht in der Demokratie aber beſteht in der Abſtimmung an der Wahlurne und richtige Abſtimmung iſt das Reſultat der Vereinigung und Organiſation Derjenigen, welche gemeinſame Zwecke haben.

Wie ſchon bemerkt, muß und wird die möglichſt vollſtändige Löſung der „ſozialen Frage“ zuſammenfallen mit der möglichſt vollſtändigen Herſtellung und Durchführung der wahren Demokratie, welche bis jetzt noch nirgendwo zur Thatſache geworden iſt. Aber es gibt wenigſtens Staaten (z. B. Nordamerika), in welchen die Demokratie auch bei den beſtehenden Einrichtungen annäherungsweiſe realiſirt iſt oder werden kann. Doch auch in dieſen Staaten wird ſie nicht in dem Maße durchgeführt, welches ihr eingeräumt iſt, weil grade Diejenigen, welche bei ihrer Durchführung am Meiſten intereſſirt ſind, entweder Mangels an Bildung von ihrem Rechte nicht den richtigen Gebrauch zu machen wiſſen, oder gegen Benutzung gleichgültig ſind, oder durch Abhängigkeit und andre Umſtände gehindert werden, es in ihrem Intereſſe zu benutzen. In Europa berechnet man die Zahl Derjenigen, welche in „ſozialer“ Beziehung als zurückgeſetzt oder „enterbt“ gelten können, alſo bei einer Aenderung der Zuſtände materiell wie moraliſch intereſſirt ſind, auf etwa 90 Prozent, welche ſich zu Gunſten von 10 Prozent zur Entſagungsrolle verurtheilt ſehen. Wollen wir möglichſt liberal rechnen, ſo können wir ſie in Amerika immerhin auf 70 Prozent veranſchlagen. (Bei Hinzurechnung der Neger wird ſich die Zahl natürlich weit höher ſtellen.) Haben nun jene 70

Prozent es nicht in ihrer Gewalt, durch Ueberstimmung von 30 Prozent Einrichtungen zu ändern, die ihnen im Wege stehen, oder andre zu schaffen, die ihnen die Erringung einer bessern Lage möglich machen? Warum aber thun sie es nicht? Weil sie ihre Macht nicht kennen und zu gebrauchen wissen, weil sie nicht Bildung genug besitzen, ihr Recht geltend zu machen, oder nicht Einsicht genug, geeignete Vertreter ihrer Interessen aufzustellen, oder keine Organisation, um ihre Zwecke nach einem gemeinsamen Plan durchzuführen. Bildung, Einsicht, Einigung sind also die Haupterfoderniſſe der Demokratie und da sie auch wieder erst mittelst der Demokratie allgemein möglich gemacht werden können, gerathen wir mit unsrer Aufgabe in einen Zirkel, der erst durch langjährige Bewegung abgeschliffen werden muß, ehe der direkte Ausgang zum Ziel gebrochen werden kann. Diejenigen aber, welche dieß Ziel kennen und erreichen wollen, dürfen sich dadurch nicht abschrecken lassen und nicht ermüden, die vorhandenen Mittel und Gelegenheiten auf dem zweifachen Weg einer und derselben Aufgabe zu benutzen: Beförderung von Bildung, Einsicht, Vereinigung, um die Demokratie in's Werk zu setzen, und Benutzung der Demokratie, um Bildung, Einsicht und Vereinigung zu befördern. Nordamerika bietet Freiheit genug, auf diesem Wege dem Ziel näher zu kommen. Es besteht hier Preßfreiheit, Redefreiheit, Vereinsfreiheit und wer mit diesen Hülfsmitteln nicht operiren kann oder will, hat kein Recht, Klage über bestehende Uebel zu führen, die auf gesetzlichem Wege abgeschafft werden können. Aber man halte Rundfrage unter unsern „Arbeitern“ und sehe zu, wie viele unter ihnen Verständniß und Interesse für Politik und Einwirkung auf die Zustände der Gesellschaft durch das Mittel der Gesetzgebung haben. Die meisten

kümmern sich nur um ihren Lohn. Ist der Lohn so hoch, daß sie sich satt essen können, so schließen sie sich in ihrer Werkstatt ab und überlassen die Politik Denen, welche daraus ein Geschäft machen zum Nachtheil der Gesellschaft; wird der Lohn zu niedrig, so machen sie einen „Strike", ziehen durch die Straßen und gerathen dann Demagogen in die Hände, von denen sie sich vorübergehend für einen volksfeindlichen Zweck benutzen lassen, um dann, wenn eine Lohnerhöhung erreicht ist, in die frühere Gleichgültigkeit zurückzusinken. Wenn in Europa das Volk zu klagen hat wegen mangelnder Demokratie, so darf es hier höchstens klagen wegen nicht Benutzung der Demokratie, und wenn es dort die Schuld auf die Fürsten schieben kann, so hat es sie hier bloß bei sich selbst zu suchen.

Ich weiß, daß das bisher Gesagte für Manchen schon eine starke Zumuthung sein wird. Daß Der nicht verlangen soll zu erndten, der nicht säen will, begreift Jeder; auch findet der Satz keinen Widerspruch, daß, wer Hülfe will, zunächst suchen soll sich selbst zu helfen. Wenn aber diese Foderungen auf die Theilnahme an der Politik angewandt werden sollen, wenn aufgestellt wird, daß, wer von der Gesellschaft etwas erwartet, auch auf die Gesellschaft einwirken und wer im Staatsleben Besserungen wünscht, sich vor allen Dingen am Staatsleben selbst betheiligen soll, so findet die alte Unlust, den Schlendrian des apathischen Alltagstreibens aufzugeben, hundert Ausflüchte und mit den alten Klagen über selbstverschuldete Uebel wiederholen sich die alten Anklagen gegen unbekämpfte Feinde.

Aber damit noch nicht genug. Grade unter Denjenigen, welche selbst die wenigste Lust oder Fähigkeit haben, von ihren öffentlichen Rechten Gebrauch zu machen, herrscht die feindlichste Opposition gegen Diejenigen, welche jene Rechte

zu erringen suchen um sie zu benutzen. Ich komme damit auf die „Emanzipation" der Weiber und der Neger. Soll die Demokratie eine volle Wahrheit werden, so müssen alle Mitglieder der Gesellschaft daran Theil nehmen und die Weiber und die Neger müssen eben so gut das Stimmrecht ausüben wie die Männer und die weißen Arbeiter. Wer aber wird sich gegen diese Gleichberechtigung mehr sträuben, als grade die große Masse, welche ihr Stimmrecht entweder gar nicht, oder gegen ihr eignes Interesse ausübt? Daß ihre Opposition aus Rohheit entspringt, wird sie selbst am Wenigsten einsehen und zugeben. Man hat also mit ihr nicht bloß wegen ihrer eigenen, sondern auch noch wegen Anderer Rechte zu kämpfen und ihr begreiflich zu machen, daß, je unwilliger sie ist, die Rechte Anderer anzuerkennen, sie um so unfähiger sein muß, die eigenen auszuüben.

„Alle Menschen sind gleichberechtigt," alle haben ein Recht sich selbst zu bestimmen und selbst für ihre Interessen zu sorgen. An diesem Satz läßt sich nun einmal nichts ändern und nichts beschneiden und in einer Republik gibt es zwischen rechtlosen Sklaven und gleichberechtigten Feinden kein Mittelding. Sind die Weiber Menschen, so müssen sie das Stimmrecht haben; sind die Sklaven emanzipirt, so müssen sie das Stimmrecht haben. Praktische Bedenken, Schwierigkeiten der Ausführung, mißbräuchliche Vorgänge verdienen nur in so fern Berücksichtigung, als sie gehoben und beseitigt werden müssen: an dem Prinzip und der Nothwendigkeit seiner Durchführung können sie nichts ändern. Aller Anfang ist schwer, Uebung macht den Meister und um Schwimmen zu lernen, muß man in's Wasser gehen. Das gilt von der anfänglichen Ausübung der Demokratie so gut wie von allen andren Neuerungen. Wenn aber heute die Weiber und die Neger das Stimmrecht erhalten,

so bin ich überzeugt, daß man nach zwei Jahren ihre Ausübung desselben eben so natürlich finden wird wie das Abstimmen der ältesten Parteimänner. Und es gehört wenig Nachdenken und wenig Kenntniß der Zustände der Gesellschaft dazu, einzusehen, daß namentlich bei Erörterung der „sozialen Frage" die Weiber und die Neger ein bedeutendes Wort mitzusprechen haben. Es gibt in den verschiedenen Gebieten dieser Frage gar kein wichtigeres Thema, als die Stellung des weiblichen Geschlechts. Und deshalb ist es um so charakteristischer für die Rohheit und Kurzsichtigkeit der Monopolisten der „sozialen Frage", der Kommunisten, daß dieselben in ihrer ökonomischen Weisheit von diesem Thema gar keine eingehende Notiz genommen, daß sie bei ihren Planen zur Umwandlung der Gesellschaft die Hälfte derselben gänzlich übergangen haben. Meines Wissens haben die tonangebenden Kommunisten die „Emanzipation" der Weiber nur in so fern in Betracht gezogen, als sie, wie sonstige „Gütergemeinschaft", auch „Weibergemeinschaft" verlangen. Wo kein Privateigenthum existirt, kann keine Familie existiren und mit den Weibern wird man am Schnellsten fertig, wenn man sie zum allgemeinen Eigenthum schlägt. Auch ist dieß der beste Weg, mit der Gemeinschaft auch die Gemeinheit zur Herrschaft zu bringen.

Wie schon bemerkt, erkennt die gewöhnliche Ansicht dem Staat nur eine negative Aufgabe zu, die man im Allgemeinen als eine polizeiliche bezeichnen kann. Der Staat, heißt es, hat Ordnung, Eigenthum und Leben zu schützen. Worin die Ordnung besteht, wie das Eigenthum erworben wird und was das Leben werth ist, das gilt den gewöhnlichen Politikern gleich. In Bezug auf den Eigenthumserwerb glauben sie das Maximum von Liberalität zu leisten, wenn sie den Kampfplatz der

Konkurrenz frei geben und sich um die Kampfmittel nur bekümmern, wo dieselben unter das Kriminalgesetz fallen. Diese Art, die „freie Konkurrenz“ zu schützen, hat nun Andre, auf der sozialistischen Seite, veranlaßt, der freien Konkurrenz den Krieg zu erklären. Nach meiner Ansicht können die Einen ihre Stellung so wenig behaupten wie die Andern. Zwischen freier Konkurrenz und Kommunismus gibt es gar kein Mittelding. Freie Konkurrenz ist die Seele nicht bloß der Arbeit und des Verkehrs, sondern jedes Strebens, im geistigen wie im materiellen Gebiet. Worauf es aber dabei ankommt und was vollständig übersehen zu werden pflegt, ist dieses: daß die freie Konkurrenz **möglich gemacht werde.** Wären die Konkurrenten gleichgestellt, hätten sie die nämlichen Mittel und Begünstigungen, so wäre es gerecht, ihren Wettstreit freizugeben und es auf ihren Eifer und ihr Geschick ankommen zu lassen. Aber sie sind eben **nicht** gleichgestellt und während man bei sonstigen Kämpfen vor Allem „gleiche Waffen fodert, hält man beim Kampf um die Existenz die Ungleichheit für eine Bedingung der Gerechtigkeit. Man bedenkt eben nicht, daß die gegenwärtigen Gesellschaftszustände das Produkt einer Vergangenheit sind, welche dem einen Theil Alles, dem andren nichts gegeben und daß diese Ungleichheit sich auf Diejenigen vererbt hat, welchen man durch die bloße gleiche Freiheit der Konkurrenz auch die gleiche Möglichkeit dazu gegeben zu haben glaubt. Man verlangt von dem Sohn eines Proletariers, daß er konkurrire mit dem Sohn eines Millionairs; von dem Besitzer einer Handsäge, daß er konkurrire mit dem Besitzer einer Sägemühle; von dem Bettlerkinde, das keine Schule besuchen konnte, daß es konkurrire mit dem Kinde des Reichen, das auf allen Schulen der Welt sich ausgebildet hat.

Will also der Staat die freie Konkurrenz als

Rettungsmittel proklamiren, so muß er auch durch vollständige Gleichheit der Ausbildungsgelegenheiten, durch Modifikation des Erbrechts und durch Kredit die freie Konkurrenz möglich machen, nicht aber zulassen, daß sie bloß das Mittel werde, dem von vorn herein Ueberlegenen und Mächtigen die Erdrückung und Ausbeutung des von vorn herein Zurückgesetzten und Schwachen möglich zu machen und diesen ungleichen Kampf von Generation zu Generation zu vererben.

Wenn von irgend Jemandem, so läßt sich von den Gegnern der „sozialen Frage" sagen: „sie wissen nicht, was sie thun". Denn sie pflegen nicht bloß die Neuerungen, die zur Sprache kommen, nur nach Vorurtheilen aufzunehmen und ungeprüft zu verwerfen, sondern sie bedenken vor allen Dingen nicht, daß sie sich gegen Dinge empören, welche sie selbst längst mitgemacht haben, und Ideen für neu halten, deren Realisirung so alt ist wie der Staat. Die einfache Grundidee des Sozialismus ist, daß nicht jeder Einzelne seinem Schicksal überlassen werden, sondern daß die Gesammtheit mit ihren Kräften und Mitteln aushelfen soll, um diejenigen Hülfsquellen und Einrichtungen zu schaffen, die jedem Einzelnen unentbehrlich, nützlich und angenehm sind; die aber nicht jedem Einzelnen, als solchem, zu erlangen möglich ist. Nun frage ich: hat die Gesammtheit d. i. der Staat das nicht von je her bis zu einem gewissen Grade gethan? Hätte er es nicht gethan, so würden wir, um das nächste Beispiel zu wählen, alle miteinander nicht im Stande sein, unsre Wohnungen zu verlassen, ohne mit unserm Nachbar in Streit zu gerathen über den Weg, den wir zu gehen haben. Allen miteinander drängte sich vom Beginn ab das Bedürfniß eines **gemeinsamen Weges,** eines Weges auf, den die Gesammtheit schafft und jeder Einzelne braucht ohne das Recht,

ihn ausschließlich zu benutzen. Die **Straßen** sind das erste und unentbehrlichste „sozialistische" Institut. Es **kann** nicht jeder Einzelne seine besondere Straße haben; auch kann nicht ein Einzelner der Besitzer der Straßen sein, die Alle brauchen. Deshalb gehört die Straße Allen und wird von Allen unterhalten. Der Uebergang zu andren Beispielen liegt sehr nah. Genau wie mit öffentlichen Straßen, verhält es sich mit öffentlichen Brunnen, öffentlichen Promenaden, öffentlichen Museen und — öffentlichen Schulen.

Doch der Staat ist noch weiter gegangen. Er hat nicht bloß „sozialistische" Einrichtungen geschaffen, die **Allen** nöthig, nützlich und angenehm sind, sondern auch solche, die nur gewissen Klassen oder Individuen in besondren Lagen zu gut kommen. Dahin gehören z. B. Armenhäuser, Irrenhäuser, Hospitäler u. s. w.

Wohin wir nur blicken, in despotisch regierten wie in freien Ländern, stoßen wir auf „sozialistische" Institute. In freien aber sind sie zahlreicher und besser ausgestattet, als in unfreien, namentlich diejenigen, welche für den Volksunterricht bestimmt sind. Man vergleiche z. B. die Summen, die in Nordamerika und in der Schweiz, mit denen, welche in Oestreich und Frankreich für Unterrichtsanstalten ausgegeben werden, und man wird sofort inne werden, daß die Verwirklichung der „sozialistischen" Idee genau Schritt hält mit der Entwicklung der Freiheit. Will man sich diese Wahrheit aber an dem großartigsten aller Beispiele veranschaulichen, so denke man an die Heimstätte-Bill, welche 1400 Millionen Acker Land, das der Gesammtheit gehört, den einzelnen Bebauern schenkt. Ich muß mich zwar prinzipiell gegen diese Maßregel erklären, da ich den Grund und Boden, überhaupt die Natur, nicht als Gegenstand des Privateigenthumsrechts anerkennen kann.

(Ich bin der Meinung, der Staat sollte Eigenthümer des ganzen Bodens sein, auf dem er existirt, und das Land bloß dem Bebauer zur Benutzung überlassen, vielleicht gegen einen kleinen Pachtzins, wodurch er sämmtliche Steuern entbehrlich machen könnte). Aber man nehme den Fall an, jene 1400 Millionen Acker Land gehörten zu Oestreich, Rußland u. s. w., wozu würden sie dann verwandt werden? Zu Donationen für Volkshenker, d. h. Generäle, zur Bildung von Aristokraten-Gütern, zur Verschenkung an Günstlinge, während die Bebauer deren Leibeigene, Knechte oder Pächter würden.

Doch nicht bloß durch Einrichtungen für die Allgemeinheit oder für einzelne Klassen, sondern auch durch spezielle Gesetzgebung hat der Staat sich an der Lösung der „sozialen Frage" betheiligt. Dahin gehören z. B. Gesetze, welche den bei einem Unternehmen, z. B. einem Bau beschäftigten Arbeitern das erste Anrecht auf das Eigenthum des Unternehmers sichern, im Fall dieselben ihren Lohn nicht erhalten (besteht in New-Jersey); Gesetze, welche den Frauen das Recht ertheilen, unabhängig von ihren Männern Vermögen zu besitzen, zu verwalten und zu erwerben (ist vor Kurzem in New York erlassen worden) u. s. w.

Kurzum, es gibt tausend Beispiele und Thatsachen, welche beweisen, daß die Behandlung der „sozialen Frage" durch den Staat, wenn auch nicht unter diesem Namen und nicht systematisch, eine „alte Geschichte" ist und daß die Trennung von Politik und Sozialismus einer durchaus beschränkten und gedankenlosen Auffassung entspringt.

Damit ist dargethan, daß der „Sozialismus", wenn auch nicht dem Namen und eigentlichen Princip nach, in jedem Staat, mag er auch noch so sehr gegen „Sozialismus" eifern, durch hundert

Einrichtungen und Gesetze von jeher thatsächlich anerkannt und in's Werk gesetzt worden ist. Daß ohne ihn, die Gesellschaft nicht existiren kann, wird noch einleuchtender werden, wenn wir den Blick auf die tausend Privat-Vereinigungen und Anstalten werfen, welche alle — den „sozialistischen" Zweck haben: den Bedürftigen durch Vereinigung zu liefern, was er vereinzelt nie erreichen würde.— —

— —

— —

In meiner letzten Mittheilung unter der Ueberschrift „Zur sozialen Frage" lieferte ich eine Uebersicht der zahlreichen Hülfs- und Versorgungs-Anstalten, womit in der Weltstadt London die Privat-Wohlthätigkeit von Vereinen die Leiden und Hülflosigkeit unglücklicher und verwahrlos'ter Mitglieder der Gesellschaft, von den Hungernden bis zu den Prostituirten, von den Vagabunden bis zu den Kranken, von den Verbrechern bis zu den Bettlern, zu mindern sucht. Dabei will ich ununtersucht lassen, wie viel mit dieser Wohlthätigkeit der Egoismus der besser gestellten Klassen zu thun hat, welche für das Elend und die Verkommenheit Zufluchtsorte schaffen, um sich den Anblick derselben auf den Straßen zu ersparen, oder sich vor den Folgen ihres Uebermaßes zu schützen. Ich will vielmehr annehmen, daß reine Mildthätigkeit und menschliches Pflichtgefühl alle jene Anstalten in's Leben gerufen, und daran die Frage knüpfen, was sie beweisen und was sie fruchten? Sie beweisen nichts Andres, als erstens das allseitige Bedürfniß, tausend Gebrechen und Mängeln der Gesellschaft abzuhelfen, und zweitens das Ungenügende der Abhülfe auf dem Privatwege. Je größer die Hülfe sein muß, welche der verwahrlos'te Theil der Gesellschaft auf dem Privatwege erhält, desto größer ist die Hülflosigkeit, in welche die ganze Gesellschaft, der Staat,

jenen verwahrlos'ten Theil gebracht hat. Die Privat-Vereine übernehmen eine Pflicht des Staats, die sie aber niemals vollständig erfüllen können und die nie eine gründliche Aenderung schafft, weil der Staat immer wieder verdirbt, was sie bessern, und an die Stelle der von ihnen versorgten Hülflosigkeit immer wieder neue liefert. Der Staat ist gleichsam der Lieferant des moralischen und physischen Elends, an welchem sich die Privathülfe vergebens abmüht. Das jetzige Verhältniß sollte grade umgekehrt sein: nicht die Privatvereine sollten die Pflicht des Staats übernehmen, sondern der Staat sollte die Privatvereine unnöthig machen. Der einzige Verein, der den sozialen Gebrechen wirklich abhelfen kann, der die Macht, die Mittel und die Uebersicht dazu hat, ist die ganze Staatsgesellschaft, eingerichtet als wirkliche Demokratie.

Die Privatvereine übernehmen den Bettler, die Prostituirte, den Verbrecher u. s. w. vom Staat. Der Staat hat sie zu Dem gemacht, was sie sind, und die Hülfe der Vereine dient nur dazu, diese Thatsache zu vertuschen und die Nothwendigkeit einer allgemeinen und gründlichen Abhülfe hinauszuschieben. Was hilft es, daß Wohlthätigkeitsvereine von ihrem Ueberfluß den Hungernden einen Bissen Brod geben, wenn der eine Theil der Gesellschaft im Alleinbesitz des Reichthums bleibt und den andren in der Armuth erhält? Was hilft es, Anstalten zur Besserung von Prostituirten zu gründen, wenn die hülflosen Weiber der Armen fortwährend durch die Noth in die Arme der Aristokraten und Reichen getrieben werden? Was hilft es, gegen die Bettelei zu wirken, wenn 60,000 Patrizier im Besitz aller Ländereien Englands bleiben, die Millionen Bettler zu wohlhabenden Arbeitern machen könnten? Was hilft es, verwahrlos'te Verbrecher bessern zu

wollen, wenn der Staat durch den Mangel öffentlicher Erziehung stets neue Verbrecher liefert? Die Vereine schöpfen bloß in ein Danaidenfaß, dessen Boden der Staat stets offen erhält. Man denke sich eine Revolution, welche den armen Arbeiter durch Staatsarbeit oder Kredit unabhängig von dem Kapitalisten macht, der ihn aussaugt, welche die Ländereien der faullenzenden und lasterhaften Aristokraten an fleiß'ge Bebauer vertheilt, welche durch allgemeine öffentliche Erziehung die Rohheit verbannt und Jedem zur Entwickelung seiner Fähigkeiten verhilft u. s. w., so denkt man sich damit auch nach und nach das Elend, die Verwahrlosung, die Prostitution, das Verbrechen ausgerottet und damit alle die Vereine als überflüssig, welche jetzt nur dazu dienen, das Verbrechen zu verdecken, das der Staat an seinen Bürgern begeht, ohne es jemals abschaffen zu können. Es gibt kein allgemeines Bedürfniß, dem nicht auch die Allgemeinheit abhelfen könnte und müßte. Partielle Vereine können auch nur partielle Abhülfe bringen. Der Staat ist es, der Alles soll und Alles kann, was den Einzelnen nicht möglich ist. Er kann es aber nur, wenn er ein wirklicher, ein demokratischer Staat ist, in dem nicht Bevorrechtung Entrechtung schafft, sondern jeder Bürger das gleiche Recht und die gleiche Gelegenheit hat, seine Meinung und seine Interessen zu vertreten.

Die ungeheuren Mittel, welche in England von der Privatwohlthätigkeit bloß verwandt werden um die Geschwüre der Gesellschaft zu bedecken, würden in der Hand einer demokratischen Staatsgesellschaft dazu dienen, sie zu heilen und ihre Wiederkehr zu verhüten.

Das vielgerühmte England liefert durch die Menge seiner Privat-Anstalten gegen soziale Gebrechen bloß den Beweis, daß es durch seine Staatseinrichtungen die schlechtesten sozialen Zu-

stände schafft. Man sollte diese gepriesenen Anstalten bloß als Symptome kritisiren und denunziren um zu zeigen, welche Wirkungen die englische Aristokratenwirthschaft hervorbringt und wie mangelhaft die englischen Staatseinrichtungen sind.

Soll ich nochmals in kurzen Worten resumiren, was ich bisher auszuführen gesucht, so faßt es sich in den einfachen Satz, daß die „soziale Frage" nur gelöst wird durch die **politische** Frage und diese durch den radikalen demokratischen Staat. Die wirklich demokratische Republik wird ganz von selbst auch zur **„sozial"**-demokratischen Republik und wer z. B. in Teutschland eine Besserung der sozialen Zustände erstrebt ohne ein allseitig freies Gemeinwesen, ohne eine wahre Demokratie, eine demokratische Republik und zwar eine Einheitsrepublik, in welcher nicht kantonale Absperrung wieder Bollwerke gegen allgemeine Gleichberechtigung schaffen kann, ist ein eben so großer Thor wie der „Arbeiter", der in Amerika über Kränkung seiner Rechte klagt, aber — „mit der Politik nichts zu schaffen haben" will.

1864.

Mit der vorigen Nummer hat der „Pionier" sein zehntes Lebensjahr zurückgelegt. Obschon wenig disponirt, chronologische Abschnitte zu feierlichen Momenten zu machen und zu besondren Betrachtungen zu benutzen, kann ich doch nicht umhin, die zehnjährige Wirksamkeit eines radikalen Blattes, das von seiner Geburt ab von Tausenden auf den Kirchhof gewünscht worden und dem so viel edle Menschenfreunde den Dienst des Todtengräbers und Leichenbitters unentgeltlich zu leisten gesucht haben, als eine Thatsache hervorzuheben, die einige Aufmerksamkeit verdient. Es haben Männer von größerer Popularität (von den Mitteln gar nicht zu reden), als die des Redakteurs des „Pionier", in diesem Land freisinnige Blätter herauszugeben versucht, in denen sie alle die Rücksichten nahmen, deren Beiseitesetzung mir sogar von meinen Freunden stets als größter Fehler angerechnet worden, und sie sind doch nicht im Stande gewesen, ihre Organe nur zwei Jahre lang am Leben zu erhalten. Wie viel teutsche Blätter existiren überhaupt und können existiren, die nicht einer der bestehenden Parteien dienen und diesen Dienst zur Quelle ihrer Existenz machen? Außer religiösen und damit durch eine Assoziations-

Theilnahme gesicherten nur solche, welche in der breiten Masse gesinnungsloser Leser ein, durch Hausirer festgehaltenes Publikum durch kritiklos zusammengelesenen Unterhaltungsstoff ködern. Aber ein Tendenzblatt und zwar ein unabhängiges zu erhalten, das in Oppositionen zu „allem Bestehenden“ und unbekümmert um die Schwächen von Freund und Feind den Weg freier Ueberzeugungen konsequent verfolgt, das ist doch außer mir unter den Teutschen noch Keinem gelungen. Wollte ich diesen Erfolg einer besondren Geschicklichkeit zuschreiben, so würde ich dazu ein größeres Maß derselben für nöthig halten, als ich besitze; ich kann daher nur annehmen, daß meine Art zu wirken trotz allem Anstoß und Widerspruch einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt, welches zwar nur Wenige theilen, aber dessen Befriedigung sie von keinem andren Blatt erwarten, dem Bedürfniß nämlich, in allen Fragen dasjenige Urtheil zu hören, welches sich nicht durch fremde Urtheile oder durch die Rücksicht auf dieselben bestimmen läßt. Mit einem Wort: der größte Fehler, aber zugleich der größte Vorzug des „Pionier“ ist seine Rücksichtlosigkeit und wenn Andre bei ähnlichen Unternehmungen gescheitert, so lag die Schuld vielleicht daran, daß sie unabhängig sein wollten ohne rücksichtslos zu sein, das sie bestehen wollten ohne das Risiko des Untergangs zu laufen, daß sie, mit einem Wort, die Wahrheit sagen wollten ohne den Muth der Wahrheit.

Wer die zehn Jahrgänge des „Pionier“ durchblättert — nichts als Angriff und Vertheidigung, kurz nichts als Kampf —, um alle die „Persönlichkeiten“ und all das „Geschimpf“ die Revüe passiren zu lassen, wodurch das Blatt sich bei allen patentirten Seelen verhaßt gemacht hat, der möge das Geheimniß aufklären, daß, wenn jene Verbrechen ein Mittel des journalistischen Bankerotts sind, der

„Pionier“ nicht längst aufgehört hat zu existiren, daß aber, wenn sie ein Mittel des journalistischen Erfolges sind, Andren, trotz allem guten Willen die Anwendung des Mittels nicht ebenfalls geglückt ist. Freilich habe ich es nicht über das bloße Existiren hinaus gebracht; aber Jeder, der die hiesigen Verhältnisse kennt, wird zugeben, daß es für den „Pionier“ ein größerer Erfolg ist, zehn Jahre zu existiren, als für die „N. Y. Staats-zeitung“, in zehn Jahren ein Paarmalhundert-tausend Dollar zu „machen“. (Nach dieser Rechnung werde ich moralisch mindestens ein Millionair sein, wenn der „Pionier“ noch weitere zehn Jahre existirt.)

Doch, offen gestanden, der Erfolg, den ich in der Vergangenheit finde, genügt mir nicht für die Zukunft. Es würde für mich ein abschreckender Gedanke sein, den „Pionier“ noch weitere zehn Jahre in der bisherigen Weise herausgeben zu müssen. Ich weiß, daß sein Verschwinden eine Lücke lassen würde, die nicht so leicht ein Anderer ausfüllte; aber mit einem einzigen Leben läßt sich auch nur eine einzige Lebenspflicht erfüllen. Ich habe meine Jugend und einen Theil des Mannesalters hinter mir; vielleicht um meine beste Lebenszeit bin ich, gleich manchen Andren, rein betrogen worden; da ich aber noch nicht zu den Invaliden gehöre, ist es ein verzeihlicher Wunsch, den mir noch gestatteten Rest von Wirkungsfähigkeit in freierer Weise zu einer Thätigkeit benutzen zu können, die sich nicht auf das journalistische Handwerk beschränkt. Ich mögte noch einmal als S c h r i f t s t e l l e r auftreten, nicht bloß als Journalist. Die Verpflichtung, wöchentlich so und so viel Spalten oder Ellen Lesestoff zu liefern, verwandelt die schriftstellerische Thätigkeit in bloße journalistische Handwerkerei und zersplittert die geistige Kraft in Bagatelle-Literatur und unfertige

Leistungen hastiger Vielschreiberei. Die äußere Nothwendigkeit zu schreiben ist eine ganz andre als die innere, welche nur solche Produktionen hervorbringt, bei denen der Schreibende mit ganzer Seele betheiligt ist. Jener äußeren Nothwendigkeit aber zu entgehen und die unentbehrliche Muße und Sammlung zu gewinnen, ist eine gewisse äußere Unabhängigkeit erfoderlich, zu der ich es nicht habe bringen können, obschon sie mir bei meiner Bedürfnißlosigkeit leichter werden müße, als hundert Andern.

* * *

Herr Lincoln hat darin ein unerhörtes Glück, daß die Welt, durch seine inoffensive Energielosigkeit zur Nachsicht gestimmt, seine Unfähigkeit mit der Schwierigkeit seiner Stellung entschuldigend und seine hinterwälderische Person als eine Art Kuriosität behandelnd, bei seiner Beurtheilung alle strenge Wahrheit und Gerechtigkeit an die Seite setzen zu müssen glaubt. Daher rührt es, daß ihm nicht bloß das Gute, wozu die Verhältnisse ihn gezwungen, nachdem er sich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, als freiwillige und vorausberechnete That zugeschrieben, sondern daß auch alles Nachtheilige, das ihm beim besten Willen nicht gelungen, seinen Verdiensten zugerechnet wird, während man dasjenige, das ihm dennoch gelungen, willig vergißt.

Darin aber hat Herr Lincoln Unglück — und das wird erst eine spätere Zeit anerkennen —, daß das Lob, welches seine Vertheidiger ihm zollen, ein noch stärkeres Armuthszeugniß gegen ihn bildet, als der Tadel, den seine Gegner wider ihn aussprechen. Wenn er Thorheiten begeht, oder Unheil herbeiführt, so entschuldigen ihn seine Lobpreiser damit, er sei so dumm wie das Volk, das er repräsentire, und er mache deshalb mit dem-

ſelben die Schule aller Thoren, nämlich die Schule trauriger Erfahrungen durch; wenn er das Ausland zu Drohungen und Invaſionen ermuthigt und die Republik vor den Despoten erniedrigt, ſo ſchieben ſie die Schuld auf ſeinen Staatsſekretair, d: h. ſie erklären ihn für unfähig, die Gehülfen zu wählen und zu beherrſchen, für die er verantwortlich iſt (und gleichzeitig wiſſen ſie, daß ſie die nämlichen Gehülfen wieder an die Herrſchaft bringen, wenn es gelingt, das Lincolnſche Regiment zu verlängern); wenn in ſeiner Verwaltung an allen Ecken die abſcheulichſte Korruption ausbricht wie Geſchwüre an einem peſtkranken Körper, ſo berufen ſie ſich auf ſeine perſönliche Ehrlichkeit, als ob nicht dieſe grade dadurch ſich bewähren müſſe, daß ſie die Unehrlichkeit verfolgt. So haben ſie für jede Schuld grade diejenige Entſchuldigung bereit, welche die Beſtätigung der Schuld iſt.

Nur wenn das Volk ſo blind und unverbeſſerlich iſt, wie die Vertheidiger des Herrn Lincoln ungeſchickt und ſchamlos ſind, wird es ihn noch ein Mal auf den Präſidentenſtuhl gelangen laſſen.

* * *

In Washington ſprechen ſich die meiſten Stimmen für Herrn Chaſe als Nachfolger des Herrn Lincoln aus. Da derſelbe mich wiſſen ließ, daß er meine Bekanntſchaft zu machen wünſche, und mich zu ſich einlud, benutzte ich die Gelegenheit ihn perſönlich kennen zu lernen. In dem Aeußern und Benehmen des Herrn Chaſe ſpricht ſich mehr Gutmüthigkeit als Kraft, mehr Klugheit als Charakter aus. Obſchon ehrgeizig, meint er es ohne Zweifel gut, aber ob er der Mann der Situation wäre, iſt eine andere Frage, wenn auch kein vernünftiger und ehrlicher Menſch im Zweifel darüber ſein kann, daß er einem Lincoln vorzuziehen ſei. Natürlich habe ich meine politiſchen

Ansichten bei Herrn Chase eben so offen ausgesprochen wie bei Herrn Fremont; aber trotz meinen Bemühungen ist es mir nicht gelungen, mich zu vergewissern, daß Chase gegen das Ausland, namentlich in Bezug auf Mexiko, eine andre Politik befolgen würde als Lincoln, während Fremont ohne Hehl sich für Festhaltung der Monroe-Doktrin als einer conditio sine qua non der Existenz der Republik erklärt. In Bezug auf Alles, worüber man bei Chase in Ungewißheit bleibt, ist man bei Fremont sicher und über Das, worüber man bei Jenem Gewißheit haben kann, hat man sie bei diesem auch. Beide Männer sind ihrer ganzen Individualität und Laufbahn nach so verschieden, daß sich gar kein Vergleich zwischen ihnen anstellen läßt, außer darin, daß beide nicht Knownothings sind wie Herr Lincoln. Würde Fremont im Lincolnschen „Kabinet" haben sitzen können? Mein persönlicher Eindruck ist: er flößt mir Vertrauen ein, auch ohne es erst zu rechtfertigen, es liegt in seiner ganzen Individualität und die Individualität bildet die einzig wahre Garantie. Fremont ist der wahre **Volks**kandidat, denn er geht von keinem Partei-Interesse oder Klassen-Standpunkt aus, sondern steht auf dem Boden der allgemeinen Rechts-Grundsätze. Unter allen mir bekannten Kandidaten ist Fremont der Einzige, dessen Persönlichkeit mir die **Ueberzeugung** einflößt, daß er der Sache der Freiheit, des Volkes und der Republik mit voller Seele sich hingeben würde ohne Furcht und ohne persönliche Rücksichten, nur geleitet durch edle Ansichten und nur befriedigt durch die Verwirklichung der Idee.

Herr Lincoln. Ob ich auch **den** besucht habe? In der That, ihn kennen zu lernen, würde ich nicht zwanzig Schritte weit gehen. Es ist nicht Verachtung, es ist nicht Haß, aber totale Gleichgültigkeit gegen die **Person** Lincoln. Der Mann hat für

mich nicht das mindeste menschliche Interesse; er fällt unter keinen der Gesichtspunkte, von dem aus eine Individualität, ein Geist, ein Charakter mir bemerkenswerth erscheint. Er ist in humaner, in geistiger, in prinzipieller, kurz in jeder menschlich-idealen Beziehung völlig inhaltlos. Er ist ein Individuum, dem eine teutsche Natur eben so wenig Interesse abgewinnen, wie es für eine teutsche Natur Verständniß haben kann: ein gutmüthiger Unmensch und ein Genie der Ideenlosigkeit, aufrecht erhalten durch versteckte Schlauheit, die sich mit der Rohheit so gut verträgt.

Es hat mich überrascht, daß Herr Lincoln grade in Washington die wenigsten Freunde hat. Ich habe keinen Menschen dort über ihn gesprochen, der nicht mit Geringschätzung von ihm redete. Das ist aber eben so erklärlich, wie es für Andre belehrend sein sollte. In Washington kann man ihn in der Nähe beobachten, dort wird man nicht durch den Nimbus getäuscht, den die Entfernung schafft, und die Schmeichelei wird dort durch den Augenschein aufgehoben. Es ist mit Herrn Lincoln wie mit dem Pabst, der ebenfalls an seinen Wohnort das wenigste Ansehen und die wenigsten Freunde hat. Wüßte ich nichts von Herrn Lincoln, so würde schon die Art, wie dieser als so einfach geschilderte Mann seine Macht zu äußeren Schaustellungen mißbraucht, meine republikanische Gesinnung gegen ihn empören müssen. Zu seinem Hause führen von der Straße aus durch einen Vorgarten zwei Eingänge. An jedem dieser Eingänge müssen Tag vor Tag zwei Kavalleristen hoch zu Roß Schildwache sitzen, während innerhalb des Gartens vor dem Eingang des Hauses zwei Infanteristen Wache halten. Hätte der Garten zehn Eingänge, so würden wahrscheinlich 20 Kavalleristen mit ihren Pferden dort zur Schau ausgestellt werden. Wozu dient jene berittene

Thiercquälerei? Bloß zur Windbeutelei. Man sagt, Frau Lincoln wolle es so haben, und deshalb muß der republikanische Präsident Tag vor Tag ein Dutzend republikanische Bürger zu berittenen Lakaien und Thürstehern erniedrigen. In Europa erlaubt sich kein Fürst **solche** Windbeutelei. Ist die republikanische Uniform eine Lincolnsche Livree geworden? Man glaubt sich in der Nähe des „Weißen Hauses" in eine fürstliche Sphäre versetzt, man glaubt dynastische Luft zu riechen — erst Riegelspalter und jetzt Schildwachenhalter! und wendet sich mit Ekel von dem Schauspiel ab. Man muß sich darüber wundern, daß dieser Gewaltmißbrauch nicht im Kongreß zur Sprache kommt, denn er involvirt prinzipiell die unerträglichsten Anmaßungen, und es bedarf ohnehin keines fürstlichen Schaugepränges mehr, um aus dem König im Frack einen dynastischen Popanz zu machen.

Einer der hervorragendsten Politiker in Washington sagte mir, er habe von Herrn Lincoln selbst folgenden Grundsatz aussprechen hören: „die beste Politik ist, keine Politik zu haben." Ich bemerkte dazu, in gutes Teutsch übersetzt heiße das: Grundsatzlosigkeit ist der beste Grundsatz und Der hat den meisten Verstand, der keinen hat. Und für Manchen scheine sich das zu bewähren nach einem teutschen Rezept: „er kommt durch seine Dummheit fort." Das geschieht ganz einfach auf doppeltem Wege, indem Diejenigen, die klüger sind, ihn benutzen, und Diejenigen, die noch dummer sind, als er, ihm helfen.

* * *

Es scheint, die Lorbeern der „N. Y. Abendzeitung" haben ihren Konkurrenten, den „N. Y. Demokrat" nicht schlafen lassen und auch er, der frühere Verfechter der teutschen Organisation, hat

sich eine neue Livree angeschafft und arbeitet jetzt für die Organisation der teutschen Bedienten. Auch er, der früher die Sewardsche Politik gebührend verdammte, findet jetzt nicht Worte genug sie zu preisen und fingirt dabei eine Opposition, deren Forderung auf „leere Drohungen" gegen L. Napoleon gerichtet sein soll. Was hilft es, solchen verschworenen Bedienten und Lügenknechten zum tausendsten Mal zu wiederholen, was Herr Seward hätte **thun** sollen und können und noch sollte und könnte? Konstatieren wir bloß, daß der „N. Y. Demokrat" die „N. Y. Abendzeitung" wenigstens an Niedertracht zu überbieten sucht, wo er ihre Dummheit nicht erreichen konnte, indem er nämlich mit nacktester Knechtsprostitution in allem Ernst die Lehre aufstellt, daß die Ver. Staaten das neue mexikanische Kaiserreich, das auswärtige Brutnest ihres Ruins, den Hinterhalt des Pariser Republikenmörders, **anerkennen müssen.** Ich frage: wie viel Groschen Trinkgeld hat der Elende erhalten, der diese schandbeladenen Zeilen niederschrieb? Denn selbst um einen teutschen Bedienten zu einer solchen Leistung zu bringen, muß eine außerordentliche Belohnung aufgeboten worden sein. Die Insinuation des „N. Y. Demokrat" ist die größte journalistische Schandthat, die je ein Teutscher gegen die Republik begangen hat.

Selbst mit der verwerflichsten Richtung eines Menschen läßt sich Nachsicht üben, wenn sie Sache der Ueberzeugung ist, wenn seine Vergangenheit dafür bürgt, daß er es ehrlich damit meint. Aber das ist grade das bis zur Ekelhaftigkeit Nichtswürdige an unsern teutschen Parteibedienten der „freisinnigen" Couleur, daß sie jeden Augenblick nach dem Gebot der Umstände mit sich selbst in Widerspruch gerathen, daß sie ihre Aussprüche von heute durch ihre Aussprüche von gestern Lügen strafen und umgekehrt, kurz daß die Ueberzeugung

ihnen so wenig gilt wie die Grundsätze. Wären sie konsequente Advokaten der Reaktion, so könnte man ruhig gegen sie argumentiren; aber als Lügner des Fortschritts und Prinzipienhändler können sie nur mit Verachtung bekämpft werden als feile Sold- und Lanzknechte. Es gibt nichts, platterdings nichts von der Administration Ausgehendes, das diese Knechte nicht jetzt zu vertheidigen und zu rechtfertigen wüßten, nachdem sie es früher verurtheilt und verwünscht haben, wo sie Herrn Lincoln für eine vorübergehende Größe hielten. Sie **wissen,** daß sie das Schlechte vertreten und die Republik verrathen helfen. Sie **wissen,** daß Herr Lincoln unfähig zum Präsidenten, daß er von Herzen ein Freund der Sklavenhalter ist und ihnen Recht und Freiheit opfert, so weit er nur irgend kann. Sie **wissen,** daß sein Rekonstruktionsplan darauf ausgeht, die Sklavenhaltermacht, die er radikal vernichten könnte, so weit wie möglich zu erhalten und ihr den Neger als „freien" Sklaven zu überliefern. Sie **wissen,** daß dieß der Preis ist für die erwartete südliche Unterstützung, die ihn auf weitere vier Jahre auf dem Präsidentenstuhl soll erhalten helfen. Sie **wissen,** daß durch seine Rekonstruction die Aristokratie im Süden wie im Kongreß wieder die Oberhand erlangen und die Republik in neue Konvulsionen stürzen wird, während sie nach Außen ehrlos der Entwürdigung und schutzlos der Gefahr preisgegeben ist. Kurzum sie **wissen,** daß eine Fortsetzung des Lincoln-Seward Regiments Verrath an der Republik nach Außen wie nach Innen bedeutet. Aber was kümmert das Alles einen teutschen Preßknecht von der „freisinnigen" und „radikalen" Sorte? „Ich habe Hunger und Durst und dienen bringt Brod und Amt." Das ist ihre Rechtfertigung. Wenn das teutsche Publikum nicht Ehre genug besitzt, solche Knechtsseelen unter seiner

Verachtung verenden zu lassen, so sollte es Scham genug besitzen, sie durch Almosen zum Aufgeben ihres schandbaren Prostitutions-Handwerks in Stand zu setzen.

Ohne die Teutschen kann die jetzige Administration nicht fortbestehen. Sie haben es in der Hand, sie zu stürzen und eine bessere zu sichern, wenn sie sich von dem Parteischwindel lossagen und vereinigt auf den unabhängigen Boden wahrer Freiheitsgrundsätze stellen. Sie haben es in ihrer Macht, die Republik zu reformiren, ja, man kann sagen, zu retten. Wollen sie sich dieser Aufgabe durch bezahlte und gewissenlose Preßknechte abwendig machen lassen?

* * *

Als der Prinz Plon-Plon in Washington war, fragte ihn Herr Lincoln, ob er nicht der Sohn des Königs von Holland sei. Ich bin überzeugt, daß diese Anekdote allein in Paris schon genügt hätte zu der Ueberzeugung, daß man einen solchen Vertreter der auswärtigen Politik ohne Weiteres in die Tasche stecken könne.

Als National-Oekonom hat Herr Lincoln seine Examen abgelegt durch den Plan, die Neger aus dem Lande zu schicken, und durch die klassische Aeußerung in Philadelphia: „Was für eine Haushaltung das Fleisch, das ist für eine Nation der Tarif."

Als Politiker hat er sich namentlich gekennzeichnet durch den berüchtigten Rekonstruktionsplan.

Als Oberbefehlshaber hat er sich ein Denkmal gesetzt durch 2—300,000 Gräber seiner eigenen Soldaten, deren Mehrzahl unter einem andren Führer frisch und gesund geblieben wären.

Als „ehrlicher Mann" bewährt er sich durch Duldung, durch den Mißbrauch seiner Macht

für seine Wiederwahl, obschon er beim Antritt seines Regiments jede derartige Absicht ableugnete, durch den Florida-Feldzug u. s. w.

Als Mensch hat er sich ein Zeugniß ausgestellt durch die Preisgebung von Ost-Tennessee, die Opferung der Teutschen in Texas und namentlich die steinerne Gleichgültigkeit, womit er die Lawrence-Massacres angesehen und beurtheilt.

Als Mann der Gerechtigkeit macht er sich zum Muster durch eine im Voraus ertheilte Amnestie für Verbrecher, welche dadurch einen Freibrief zur Ruinirung ihres Vaterlandes erhalten.

Was bleibt übrig? Ein fühlloser Spaßmacher, der mit mehr als indianischer Stumpfheit seine Witze reißt auf einer Welt von Ruin, den seine rohe Unfähigkeit verschuldet hat.

* * *

Der Beschluß des Repräsentantenhauses bezüglich der Nichtanerkennung des Kaiserreichs in Mexiko bleibt durch seine Zahmheit und negative Genügsamkeit hinter den Anforderungen zurück, welche an eine würdige Repräsentation der Republik gemacht werden müssen. Ich meine damit natürlich nicht, daß er sich in leeren Drohungen hätte ergehen sollen; aber es mußte wenigstens ein positiver Grundsatz oder Entschluß darin ausgesprochen und zugleich eine bestimmte Vorkehrung getroffen werden. Bloße Nichtanerkennung einer Schandthat als eines rechtlichen Aktes macht dieselbe eben so wenig ungeschehen wie die angedeutete Aversion des Volkes die drohende Gefahr abwendet. Der Beschluß mußte eine positive Wiederauffrischung der Monroe-Doktrin enthalten und für mögliche Abwendung der Gefahren, die aus ihrer Verletzung hervorgehen, der Administration die nöthigen Fonds bewilligen. Darin läge keine Drohung und keine Kriegserklärung, sondern

bloß eine würdige Manifestation einer die Interessen der Republik wahrenden Gesinnung und eine Vorkehr, welche nach Außen als Warnung, nach Innen als Garantie gelten könnte. So wie die Erklärung jetzt lautet, werden die „Kaiser" ihr Unternehmen eben so wenig durch die Nichtanerkennung in Washington stören lassen, wie die Rebellen das ihrige durch die Nichtanerkennung in London und Paris, und die Hauptwirkung nach Außen wird in einer Entmuthigung der Mexikaner bestehen.

Es wird sich über den Punkt weiter reden lassen, wenn erst der Senat gesprochen hat. Ich will hier nur noch die eigentliche Bedeutung und den Ursprung des Beschlusses mit ein Paar Worten hervorheben. Derselbe ist offenbar nicht sowohl gegen die Tuillerien, als vielmehr **gegen das Weiße Haus gerichtet.** Das Repräsentantenhaus wußte, daß eine Administration, welche die Infamie begangen, den Ruin der Nachbarrepublik zu gestatten, ja zu unterstützen, auch zu der doppelten Infamie hinneigte, das auf ihren Trümmern errichtete „Kaiserreich" anzuerkennen. **Und dieser Infamie wollte man zuvorkommen.** Man wollte dem Verrath und der Erniedrigung, die im Weißen Hause vorbereitet wurden, einen Riegel vorschieben.

Der Beschluß ist also ebensowohl eine Anklage wie ein Präventivmittel gegen die feige und verrätherische Politik, welche seit drei Jahren die Republik vor dem Auslande erniedrigt hat und noch tiefer zu erniedrigen im Begriff war. So weit mußte es kommen, daß ein derartiger Beschluß des rücksichtvollen Repräsentantenhauses nöthig war, um das Aeußerste zu verhüten! Der Beschluß ist zugleich eine Ohrfeige für alle die würdigen Bedientenseelen, welche Alles, Alles in den Kauf zu nehmen bereit waren, um nur die

Fortdauer der herrschenden Verräther-Republik zu sichern. Welche Qual für ihren Herrn und Meister, daß er jetzt republikanisch gegen das Ausland aufzutreten oder wenigstens den letzten Schritt der Erniedrigung zu unterlassen **gezwungen** ist! Und welche Anstrengung für seine Bedienten, daß sie ihre abgelebte Gesinnungstüchtigkeit wieder hervorsuchen und in Thätigkeit setzen **müssen.** „Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst", sagt der Dichter; aber der Dienst der Knechte ist auch kein leichter und das Alles bloß für ein Trinkgeld.

Was wäre aus den Ver. Staaten und aus dem ganzen Amerika geworden, wenn zu der Zeit, wo die heilige Allianz auch diesen Kontinent für das „göttliche Recht" und die „Legitimität" erobern wollte, Abr. Lincoln an der Stelle von Monroe Präsident dieser Republik gewesen wäre? Kein vernünftiger Mensch kann auf diese Frage eine tröstliche Antwort geben. Dennoch gibt es jetzt Tausende, welche aus gemeinem Eigennutz oder stupider Gedankenlosigkeit unter weit drohenderen Verhältnissen, als 1823, einem Lincoln das Schicksal der Republik anvertrauen wollen, nachdem er auch den Kurzsichtigsten überzeugt hat, daß er eher im Stande ist, sie zu verrathen, als zu beschützen.

* * *

„Gegen alles Bestehende!" Ich bin gegen alles „Bestehende" zunächst aus dem einfachen Grunde, weil es nach der Natur der Dinge nichts Bestehendes gibt und das, was man dazu machen will, gegen die Natur der Dinge sein muß. Diejenige Macht, welche konsequenter als der radikalste Radikale gegen alles Bestehende ist, heißt Natur. Sie kennt ein ewig Werdendes, von einem Bestehenden weiß sie nichts. In der ganzen Natur gibt es nichts Einzelnes, das besteht; es gibt nichts, das nicht in jedem Moment sich veränderte,

das nicht morgen anders wäre, als es heute ist. Man kann nicht den Fuß zwei Mal in den nämlichen Fluß setzen, hat schon der alte Heraklit gesagt. Daß nichts besteht, heißt soviel, als daß fortwährend Alles sich verändert, daß Alles lebt, daß Alles sich entwickelt. Und so wie es in der eigentlichen Natur ist, so ist es auch in der künstlichen Ergänzung oder Fortsetzung derselben, welche die menschliche Gesellschaft in ihren Schöpfungen und Einrichtungen darstellt. Gegen alles Bestehende sein, heißt daher bloß, Verstand genug zu der Einsicht haben, daß Alles sich verändern, entwickeln, vervollkommnen muß. Für das Bestehende sein, heißt dagegen, beschränkt genug sein, um zu glauben, das etwas Gewordenes etwas Bleibendes sein könne und müsse.

Wie die Natur ein Ganzes ist, so richtet sich auch ihr Lebens- und Entwicklungsgang nach den nämlichen Gesetzen. Das Leben der Menschheit kann nicht in Widerspruch stehen mit dem Leben der Natur, aus dem es hervorgegangen und von dem es einen Theil und einen Ausdruck bildet. In der Natur gibt es keinen Stillstand, mithin auch kein eigentlich Bestehendes. Nicht bloß keine Wolke und keine Luftschicht, sondern auch keine Pflanze und kein Thier ist in der nächsten Secunde genau so beschaffen, wie sie in der vorhergehenden waren.

Natürlich macht von dieser allgemeinen Regel der Mensch keine Ausnahme und eben so wenig Dasjenige, was er schafft und einrichtet. Er mag für seine Schöpfungen und Einrichtungen dauernde Regeln und Grundsätze finden, wie es dauernde Naturgesetze gibt; aber was er zu Stande bringt, führt entweder die nie ruhende Entwickelung weiterer Vollendung entgegen, oder es verfällt nach Erschöpfung seiner Bestandsbedingungen wieder der Zerstörung, um einen neuen Entwicklungscirkel zu durchlaufen.

Da die Veränderung in Geschichte und Natur kontinuirlich und ewig ist, kann nie ein Moment eintreten, in welchem der Verstand bestrebt sein könnte, etwas Gewordenes zu erhalten und vom Fortschritt zum Besseren abzustehen. Darum muß auch jeder wahre Verstand reformatorisch und revolutionär sein. Er feindet nicht alles Gewordene an, weil es da ist; er ist ihm nur behilflich, etwas Besseres zu werden, und geräth bloß in Feindschaft mit den Mächten, die ihn daran hindern wollen. Wie aber die Dummheit ihr Glück und ihren Stolz in der vergeblichen Erhaltung eines Bestehenden findet, so findet es der Verstand in der fortwährenden Umwandlung des Gewordenen in ein werdendes Bessere.

Doch ich gehe noch weiter. Ich bin nicht bloß gegen alles jetzt Bestehende, ich bin sogar gegen alles Werdende und Künftige. Ich bin gegen Das, was ich selbst erstreben helfe; ich bin gegen die Schriften, die ich selbst schreibe; ich bin gegen die Partei, die ich selbst zu bilden suche; ich bin schon gegen das Haus, daß ich bauen würde, wenn ich Geld hätte; ich bin — es ist schrecklich — sogar gegen mich selbst. Ich will nichts bestehen, nichts ruhen, nichts gelten lassen, bin unzufrieden mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, bin „zerfallen“ mit „Gott“, der Menschheit und sogar mit dem Teufel. Und trotz Alledem fühle ich mich glücklicher, als der behäbigste Philister und bin konservativer, als der festeste Konservative. Das möge ein Philister begreifen!

Gegen das Bestehende überhaupt sein, das Wort auf seine vernünftige Bedeutung zurückgeführt, heißt also im Grunde nur, für beständigen Fortschritt sein, nicht die unmögliche Erhaltung des Bestehenden für möglich halten, an seine Weiterentwicklung, Verbesserung, Vervollkommnung glauben, sie voraussehen, ihre Bedingungen er-

wägen und sie nach Möglichkeit fördern helfen. Damit braucht natürlich eben so wenig eine unsinnige Sucht nach Ueberstürzung wie nach Veränderung um jeden Preis verbunden zu sein. Aber selbst Diejenigen, welche von solcher Sucht erfüllt sind, nützen als treibendes Element der Entwicklung mehr, als jene Stillstands- und Rückschritts-Advokaten, welche als Leibwächter des „Bestehenden" jeder Veränderung zu wehren suchen.

* * *

Die „New-Yorker Staatszeitung" beginnt sich den Weg zu dem Standpunkt, den der Cincinnati „Volksfreund" eingenommen, durch die Versicherung zu bahnen, daß die „demokratische" Partei niemals eine Proslaverei-Partei gewesen sei, sondern bloß die Konstitution aufrecht erhalten habe, welche die Sklaverei beschütze. Solche Kühnheit im Ableugnen einer Schuld ist ein schlechter Beginn zur Besserung. Es ist schon ein Verbrechen, nicht gegen die Sklaverei gewesen zu sein. Wenn aber Leute, welche die Sklaverei einen „Segen" oder eine bloße Frage von „Dollars und Cents" genannt, welche tausend Mal demonstrirt, daß der Neger zum Sklaven geboren sei, welche den Negerhaß zu einer Pöbel-Religion zu machen gesucht, welche jeden Feind der Sklaverei als Narren oder Schurken verschrien, welche Alles vertreten, was die sklavenhaltenden Barbaren gethan, aber ihnen gegenüber nie ein Wort der Freiheit und Humanität ausgesprochen haben, wenn solche, zu Unmenschen gewordene Parteibedienten sich zum Eintritt in die Gesellschaft von Menschen würdig machen wollen durch die Behauptung, daß sie stets Mustermenschen gewesen, so muß ihnen wenigstens bemerklich gemacht werden, daß ihre menschliche und sittliche Rehabilitation nicht mit der bloßen Aenderung der politischen

Partei abgemacht ist. Auch die „N.-Y. Staats-zeitung“ mag für eine radikale Partei in die Schranken treten, welche sie bisher stets beschimpft hat; aber so lang sie ihre vom Schmutz der Sklavereigesinnung durchtränkte Seele nicht reuig im Quell der Humanität rein gewaschen, wird man zwischen ihrem politischen Recht und ihrer sittlichen Würdigkeit einen Unterschied zu machen wissen. Wer bloß deshalb der Barbarei nicht mehr dient, weil er die Gelegenheit dazu verloren, hat darum nicht aufgehört ein Barbar zu sein, und wer sich schämt aufrichtig ein Mensch zu sein, wird auch darauf verzichten, als solcher anerkannt zu werden.

* * *

Nach den neuesten Nachrichten sind die Schwierigkeiten beseitigt, welche der definitiven Annahme der mexikanischen „Krone“ durch den österreichischen Prinzen noch im Wege standen, und er muß jetzt schon auf der Reise nach Amerika sein. Damit ist der letzte Schritt geschehen, der noch an einer thatsächlichen Kriegserklärung des europäischen Monarchismus gegen die Republik in Amerika gefehlt haben mag, und diese kann auch bei der größten Apathie die Frage nicht mehr abweisen, wie sie sich, der immer drohender auftretenden Gefahr gegenüber, zu verhalten habe. Die Bedienten der jetzigen fluchwürdigen Administration suchen diese Gefahr als eingebildet darzustellen und das in der Gestalt eines mexikanischen Kaiserreichs gegründete Etablissement des europäischen Despotismus auf diesem Kontinente als ein kindisches Unternehmen lächerlich zu machen. Sie wissen, daß sie dabei als Verräther handeln. Aber wer einmal so weit gesunken ist, daß er mit Unterdrückung der eigenen Ueberzeugung Lügendienste verrichtet, hat auch keine Selbstüberwindung nöthig, Verrätherdienste zu leisten.

Wer mit eigener Urtheilskraft sich einen unbefangenen Blick in die Zukunft bewahrt hat, weiß, daß nächst der Vernichtung der Sklaverei und der Rebellion die Aufrechterhaltung der Monroe-Doktrin nicht bloß die wichtigste Frage für die Erhaltung der Republik, sondern auch ihre unabweisbare Aufgabe in den nächsten Jahren sein wird. Wahre Freunde der Republik haben bei Zeiten daran gedacht, die von Europa her drohende Gefahr abzuwenden, oder ihr bei Zeiten auf eine Weise zu begegnen, welche die geringsten Opfer erforderte, einen Krieg mit Europa unnöthig machte und zugleich die despotische Aggression eben so in ihrem Ursprung für immer vernichten sollte, wie die südliche Rebellion durch Ausrottung der Sklaverei vernichtet werden muß. Man hat nicht auf sie gehört, wenigstens nicht in den Kreisen, wo ihren Mahnungen eine praktische Folge gegeben werden konnte. Um so nöthiger ist es geworden, die Frage vor dem Volk zu agitiren, welches binnen Kurzem sein Schicksal durch die Wahl neuer Leiter entscheiden soll. Nachdem der Senat auf das Andringen Sewards sich trotz dem Beschluß des Repräsentantenhauses zum Mitschuldigen der selbstmörderischen Politik der Administration gemacht hat, erwarte ich von Washington gar nichts mehr, so lang dort nicht ein anderer Mann am Ruder steht.

Als ich in der Hauptstadt der Republik war, hielt ich es für meine Pflicht, so weit meine Kraft befähigt war, leitenden Staatsmännern die auswärtigen Gefahren darzustellen und die Mittel zur Abwehr anzugeben. Nachdem ich jetzt überzeugt bin, daß meine Bemühungen so vergeblich gewesen sind wie andere, habe ich keine Ursache mehr, ein Geheimniß daraus zu machen. Die Vergeblichkeit solcher Bemühungen kann nur dazu dienen, die Gefahr als um so größer darzustellen,

je unfähiger sich die jetzigen Leiter zeigen, sie zu würdigen und sich dagegen zu rüsten. Ich trage daher kein Bedenken, jetzt das folgende, wahrscheinlich auch den Herren Lincoln und Seward vorgelegte Schreiben zu veröffentlichen, dessen Voraussagungen seither durch die Ereignisse in allen Punkten bestätigt worden sind.

An den Herrn Senator Sumner, Washington!

Roxbury, den 7. Februar 1864.

Als ich Sie in Washington besuchte, wo mein kurzer Aufenthalt und Ihre dringenden Geschäfte keine längere Unterhaltung gestatteten, nahmen Sie mein Anerbieten an, Ihnen meine Ansichten über gewisse Punkte der auswärtigen Politik schriftlich mitzutheilen. Ich thue dieß jetzt so kurz wie möglich und mit aller Offenheit, welche der Gegenstand erfodert.

Als die Ver. Staaten ihre Unabhängigkeit erkämpften, war in Europa wie in Amerika der Gegensatz von Republik und Monarchie so wenig ausgebildet, daß die Monarchen da drüben ihren Völkern sogar als Pioniere des Fortschrittes vorangehen konnten und hier ein König einer Republik ohne Furcht zu ihrer Entstehung verhalf. Deshalb hatte man auch damals kein Bedenken, die nordamerikanische Republik anzuerkennen, und sie selbst hatte kein Bedenken, mit den Höfen in diplomatischen Verkehr zu treten. Unterdessen aber haben sich die Verhältnisse vollständig geändert. Durch die europäischen Revolutionen und die Fortschritte des republikanischen Prinzips in der „alten Welt“ sind die Monarchen zu dem Bewußtsein gekommen, daß die Republik überall ihre F e i n d in ist, daß der Kampf zwischen Königthum und Republikanismus ausgefochten und daß entweder die Republik in der ganzen Welt vernichtet werden muß, oder daß sie ihren Lauf um die Erde vollenden wird. Entstände die nordamerikanische Re-

publik, namentlich in ihrer jetzigen Bedeutung, heute, sie würde schwerlich von den europäischen Regierungen anerkannt werden; sie selbst aber würde sich nicht beeilen, mit jenen Höfen in diplomatischen Verkehr zu treten, weil sie durch die veränderten Verhältnisse zu klarerem Bewußtsein über den schroffen, feindlichen Gegensatz gelangen würde, den das monarchische Prinzip und Interesse gegen ihr eigenes bildet. Dieß ist es, was das nordamerikanische Volk nicht bedenkt. In dem Verkehr mit den europäischen Regierungen geht es noch immer von den Anschauungen der Vergangenheit aus, in welchen der monarchische Wolf und das republikanische Lamm friedlich neben einander existirten im Paradies der Bewußtlosigkeit. Es glaubt noch an die Möglichkeit einer „Freundschaft" zwischen den Bewohnern der fürstlichen Paläste und dem Bewohner des „Weißen Hauses". Es begreift nicht, daß alle Freundschafts-Versicherungen europäischer Regierungen und Diplomaten nichts Andres sind und sein können als Masken für verderbliche Absichten und Plane, die in's Werk gesetzt werden, sobald sich die Gelegenheit darbietet.

Der aus der Vergangenheit herstammende diplomatische Verkehr der Republik mit der Monarchie ist durch die veränderten Verhältnisse für Nordamerika ein eben so gefährliches wie delikates Mittel der internationalen Politik geworden. Die Republik ist von der Monarchie gehaßt und bedroht. Indem sie dennoch mit derselben in „Freundschaft" verkehrt und diese Freundschaft ihrerseits zur Wahrheit zu machen sucht, ja ihr zu lieb sogar konservativ im monarchischen Sinn und Interesse ist, erniedrigt sie ihr Prinzip, entwaffnet sie sich, unterstützt sie ihre Feindin und gibt ihr freies Spiel, unter einer heuchlerischen Maske, die hier als ächtes

Gesicht respektirt wird, am Verderben der Republik zu arbeiten. Die Monarchie ist heutzutage überall aggressiv, und daß sie eben so gewissenlos ist, lehrt jede europäische Post. Zurückgehalten wird sie nur durch Das, was ihr Furcht einflößen kann. Die Republik ist verloren, wenn sie ihr gegenüber bloß defensiv verfahren und sich gewissenhaft an die hergebrachten Regeln des Verkehrs binden will. Will sie nicht sich selbst verrathen, so darf sie der Monarchie nicht einen einzigen Schritt auf der Bahn des Angriffs erlauben, ohne ihr sofort angriffsweise zu begegnen. Sobald die Republik die Monarchie überzeugt, daß sie ihr nicht mehr furchtbar ist, daß sie das Vertrauen auf die Macht ihrer Ideen verloren und den festen Willen, ihre Rechte um jeden Preis festzuhalten, aufgegeben, hat die Monarchie gewonnenes Spiel.

Wenden wir nun diese allgemeinen Bemerkungen auf den Haupt-Gegenstand an, worum es sich hier handelt, nämlich auf das Verhältniß der Administration und der nordamerikanischen Republik zu L. Napoleon und dessen Invasion in Mexiko. Wenn Einer, so scheint dieser Mann dazu ausersehen zu sein, um die Republikaner über ihre Interessen und über ihr wahres Verhältniß zu den Vertretern des monarchischen Prinzips aufzuklären. Dieser Meineidige und Freiheitsmörder von Profession hat die französische, römische und die mexikanische Republik vernichtet. Dennoch glauben nordamerikanische Republikaner noch an seine „Freundschaft" für die Ver. Staaten. Er hat noch jedes Volk und jede Regierung durch Meineid und Tücke getäuscht; dennoch vertraut man in Washington seinen Versicherungen. Er hat durch Begünstigung der südlichen Rebellion bewiesen, daß er sogar bereit ist, die Erhaltung der Sklaverei zur Vernichtung der Republik zu benutzen; dennoch ist man hier im Zweifel über seine eigentlichen

Absichten. Er hat in dem Brief an den Marschall Forey offen erklärt, daß er die Herrschaft der Nordamerikaner durch die Herrschaft der Lateiner (Franzosen und Spanier) brechen wolle; dennoch hält man es für möglich, ihn zum Aufgeben seiner Plane durch diplomatische Noten zu bewegen. Und während er das blutende und willenlos gemachte Mexiko unter seinem Fuß hat, um ihm einen aus Oestreich vorgeschriebenen „Kaiser" auf den Nacken zu setzen, erklärt Herr Seward im Namen des Präsidenten, er werde dem freien Willen des mexikanischen Volkes nicht entgegentreten; und während er sich in Mexiko die Festung schafft, von wo aus er den Vernichtungskrieg gegen die Republik auf diesem Kontinent zu führen gedenkt, erklärt der Herr Staatssekretair im Namen des Hauptes der Republik, daß er an der Absicht des „Kaisers" nicht zweifle, mit diesem Lande in Frieden und Freundschaft zu bleiben. Ja, er wird Frieden halten wie die Sklavenhalter, wenn nämlich die Republik ihn nach Belieben schalten läßt, d. i. abdizirt oder Selbstmord begeht. Er ist gnädig genug, sogar einer Republik das Loos der Ermordung durch Andre zu ersparen, wenn sie darein willigt, sich selbst zu morden.

Von unserm Gesichtspunkt aus betrachtet ist Mexiko als ein Theil der Ver. Staaten anzusehen. L. Napoleon hat in Mexiko der Republik in Amerika nicht bloß den Krieg erklärt, sondern er hat diesen Krieg schon mit einer Armee von 40,000 Mann begonnen. Und was hat die Republik ihm entgegengestellt? Freundschaftliche diplomatische Noten, bekräftigt durch thatsächliche Hülfeleistungen gegen Mexiko und durch Verweigerung aller Hülfe, um welche die bedrohte Nachbarrepublik nachgesucht hat. Die Geschichte wird von dieser Thatsache, von dieser neuen

Politik, welche einen Todfeind dadurch unschädlich zu machen glaubt, daß sie ihn unterstützt, Notiz nehmen und die Folgen werden diesem Lande nicht erspart werden. Und lassen Sie mich hier die Bemerkung hinzufügen, daß, wenn die selbstmörderische Neutralität der Ver. Staaten gegen das Beginnen in Mexiko der Preis war für die französische Neutralität gegenüber dem Krieg in den Sklavenstaaten, dieß der theuerste und vergebens gezahlte Preis gewesen ist für die Unterlassung eines Unternehmens, das L. Napoleon nie würde gewagt haben gegen eine muthige und entschlossene Regierung.

Sie fragen vielleicht, was denn die Ver. Staaten, verwickelt in einem furchtbaren Bürgerkrieg, dem drohenden Ausland hätten entgegenstellen können? Auf diese Frage hat sogar Rußland eine wirksame Antwort in seinen Beziehungen zu den nämlichen Mächten gegeben, und Rußland ist keine Republik. Erlauben Sie mir zu sagen, daß wir Europäer, namentlich wir Exilirten, durch unsere Erfahrungen und Beobachtungen belehrt, sowohl die Ansichten und Plane wie auch die Schwächen und Befürchtungen der Despoten besser zu beurtheilen wissen, als die Amerikaner, die denselben fern gestanden und weniger Aufmerksamkeit zugewandt haben. Diese genauere Kenntniß der europäischen Verhältnisse setzt mich in Stand, mit Bestimmtheit zu behaupten, daß weder L. Napoleon noch irgend eine andere Macht diese Republik jemals zu bedrohen oder gar Soldaten auf diesem Kontinent zu landen würde gewagt haben, wenn die hiesigen Staatsmänner, im Bewußtsein des feindlichen Gegensatzes zwischen dem republikanischen und dem monarchischen Prinzip, mit republikanischer Festigkeit von vorn herein jede Andeutung einer fremden Einmischung nicht bloß entschieden zurückgewiesen, sondern auch

alles Ernstes die Erklärung abgegeben hätten, daß sie jeder monarchischen Intervention in Amerika mit republikanischer, d. i. revolutionairer Intervention in Europa begegnen würden. Hätte man gleichzeitig Texas besetzt, welches früher durch ein Paar Tausend Mann mit Hülfe der Teutschen im Westen jenes Staates behauptet werden konnte, statt es der Furcht vor den Franzosen zu opfern, die man durch die Mission des Bischofs Hughes und andere Beweise der Schwäche geradezu ermuthigt oder eingeladen; hätte man mit Mexiko ein Verhältniß freundnachbarlicher Unterstützung eingegangen und den ernsten Willen gezeigt, nöthigenfalls die vom Kongreß gestattete Ausrüstung von Kaperschiffen in's Werk zu setzen, so würde heute noch Mexiko eine Republik, die Rebellion hoffnungslos gemacht und durch das gegebene Beispiel das republikanische Prinzip in Europa zu einer Hülfsmacht für dieses Land geworden sein. Jetzt aber hat die Demüthigung dieses Prinzips die Republik in Amerika gefährdet und in Europa um ihr Ansehen gebracht.

Doch ich verliere keine Zeit mit einer Vergangenheit, die nicht mehr zu ändern ist. Es fragt sich daher bloß, ob, was früher versäumt worden, nicht noch durch nachträgliches Handeln gut gemacht werden könne. Und auf diese Frage antworte ich, daß die Ver. Staaten das sicherste wie billigste Mittel, die ihnen drohende Gefahr abzuwenden, noch immer in der Hand haben, daß aber mit der Anwendung dieses Mittels nicht mehr gezögert werden darf. Es besteht einfach in der **Unterstützung der europäischen Revolution mit Geldmitteln.** Die Ver. Staaten haben nur die Wahl, entweder ihre europäischen Feinde in deren eigenem Hause bei Zeiten durch geringe Opfer unschädlich zu machen, oder später mit ungeheuren Opfern deren ganze Macht in einem zweifelhaften Krieg

um ihre eigene Existenz zu bekämpfen. Die Geschichte von den sibyllinischen Büchern, die in dem Krieg gegen die südlichen Rebellen veranschaulicht worden, wiederholt sich auch in dem "irresistible conflict" mit dem europäischen Despotismus, dessen Vorkämpfer L. Napoleon ist.

Lassen Sie mich nun einigen Einwürfen begegnen, die gegen meinen Vorschlag gemacht werden können.

1, Man sagt: „Wir wollen zuerst die südliche Rebellion niederschlagen und mit der Sklaverei aufräumen. Ist das geschehen, so haben wir Macht genug, die Franzosen aus Mexiko zu vertreiben, ohne daß sie durch Unterstützung der Rebellen uns gefährlich werden können."

Man sollte bedenken, daß L. Napoleon, der stets mit der größten Umsicht handelt, jene Eventualität eben so gut voraussieht wie die Amerikaner, also auch darauf vorbereitet ist. Wann der Krieg gegen die Rebellion beendigt sein wird, kann noch Niemand voraussagen. Im günstigsten Fall aber wird die Unions-Armee in diesem Jahr nicht für auswärtige Expeditionen entbehrlich werden, so daß die Franzosen noch mindestens bis zum nächsten Frühjahr freies Spiel haben. Wozu können sie dieses Jahr benutzen? Sie werden Mexiko gänzlich unterwerfen und dort mit Hülfe der innern Verräther eine Armee von 100,000 Mann aufstellen können, während sie die republikanischen Patrioten ausrotten oder verbannen. Daß aber eine europäisch geschulte Armee von 100,000 Mann in jenem Lande unter französischen oder österreichischen Officieren einen andren Widerstand leisten kann, als die mexikanische unter Santa Anna, namentlich wenn der Hafen von Vera Cruz durch französische Panzerschiffe vertheidigt wird, braucht Niemandem klar gemacht zu werden. Dabei ist noch zu erwägen, daß L. Napoleon auf

alle Fälle mit den südlichen Rebellen gemeinschaftliche Sache machen wird. Halten sie sich noch längere Zeit oder sind sie siegreich, so wird er sie anerkennen und sich mit ihnen verbünden; werden sie geschlagen und unterworfen, so werden Tausende von ihnen nebst ihren Führern sich nach Mexiko retten und dort dem „Pionier" des Despotismus ihr Vaterland bekämpfen helfen. In den Mexikanern aber wird dann diese Republik keine Stütze mehr zu suchen haben. Nachdem sie einmal unterjocht und vielleicht durch materielle Verbesserungen mit der Monarchie versöhnt sind, werden sie sogar die Nordamerikaner hassen lernen, weil sie von ihnen früher im Stich gelassen, ja verrathen worden.

Doch auf Mexiko allein wird L. Napoleon eben so wenig seine Pläne beschränken wie er bloß auf seine Macht rechnen wird. Es ist nicht denkbar, daß der Erzherzog Maximilian den mexikanischen Thron besteigt, ohne für den Fall der Noth auch östreichischer Hülfe versichert zu sein. Auf alle Fälle wird er eine Menge Officiere und Einwanderer nach sich ziehen,* welche die in Mexiko aufzustellende Macht bedeutend verstärken. Eben so wahrscheinlich, wie die östreichische Hülfe, wird die spanische sein. Spanien muß voraussehen, daß ihm die Insel Cuba eben so wenig sicher sein kann, wenn in den Ver. Staaten die Sklaverei abgeschafft, wie wenn sie siegreich ist. Es kann für die Erhaltung derselben keine bessere Garantie finden, als in einem Bündniß mit L. Napoleon. Es ist überdieß meine Ueberzeugung, daß dieser den proponirten europäischen Kongreß, der keineswegs aufgegeben ist, zu einer Koalition gegen die Ver. Staaten und zur Garantirung des mexikanischen

---

* Anmerkung vom 21. April. Heute kommt die Nachricht, daß der Kaiser von Oestreich die Anwerbung von 6000 Soldaten und 300 Matrosen gestattet hat.

Kaiserreichs zu benutzen gedenkt. Dieß erhellt auch aus einer Brochüre, die kürzlich unter seinen Auspizien in Paris erschienen ist.

Gehen wir weiter. Nachdem die Monarchie in Mexiko etablirt ist, wird man das Experiment in den mittel- und südamerikanischen Republiken fortsetzen.* Schon vor einiger Zeit wurde berichtet, daß französische Emissaire in diesem Sinn thätig sind, und es ist leicht zu ermessen, was in jenen Regionen bei den korrupten Führern Geld und Ehrgeiz, bei den verdummten Völkern Pfaffen-Einfluß und Intriguen zu Stande bringen können. Wo Pfaffen nicht selbst die Despoten sein können, sind sind sie als Freiwillige wenigstens stets bereit, Despoten zu helfen. Ist die Monarchie in Mexiko befestigt wie in Brasilien, so kann sie, wenn ungestört gelassen, in wenig Jahren den ganz untern Kontinent unterjocht haben. Und nun bedenke man, welche ungeheure Gefahr dort die Macht der Fürsten, vereinigt mit der Macht des Katholizismus, der auch in diesem Lande, ermuthigt durch gewissenlose Politiker schon so bedenkliche Fortschritte gemacht hat, der Republik bereiten kann, wenn mit ihrer Bekämpfung gewartet wird, bis sie alle ihre Posten besetzt, alle ihre Agenten in Thätigkeit gebracht und alle ihre Minen gelegt hat. Und daß sie schon jetzt beschäftigt ist, mit Hülfe von Verräthern und Jesuiten diese Minen auch in diesem Lande zu legen, kann Niemand bezweifeln der sie kennt.

Jeder Tag, der für die Bekämpfung der drohenden, unabläßig thätigen Monarchie verloren geht, liefert einen Nagel zum Sarge der Republik.

2, Man sagt: „L. Napoleon ist es mit der

---

* Kaiser Lopez I. von Paraguay hat unterdessen schon den Anfang gemacht.

Behauptung von Mexiko nicht Ernst und er ist darauf bedacht, seine Truppen zurückzuziehen."

Wer diese Ansicht hegt, muß zunächst annehmen, daß der Brief an den Marschall Forey ein bloßer Scherz war. Ist man solche Scherze an L. Napoleon gewöhnt?

Ferner bedenke man, daß der Herzog Maximilian die mexikanische Krone jetzt wirklich angenommen hat und als Kaiser in Paris erwartet wird auf der Reise nach Amerika. Kann Jemand glauben, daß dieser Prinz, der nicht für verstandlos gilt, die für bedenklich gehaltene Stellung annehmen werde ohne hinreichende Garantie, daß er die nöthige Unterstützung finde? Und wer kann ihm diese zunächst liefern außer L. Napoleon, der wahrscheinlich mit ihm ein Uebereinkommen geschlossen über die Abtretung einiger mexikanischen Provinzen an Frankreich?

Wollte L. Napoleon seine Truppen zurückziehen, nachdem der französischen „Waffen-Ehre" genug gethan, so hätte er es längst thun können und müssen. Er liefert aber durch fortwährende Eroberung, durch den Bau von Eisenbahnen u. s. w., so wie durch immer neue Nachsendung von Verstärkungen auch dem Blindesten den Beweis, daß er das Land dauernd behaupten und zu diesem Zweck auch alle Vorkehrungen für die Zukunft treffen will.

3, Man sagt: „es ist ein europäischer Krieg in Aussicht und dadurch wird L. Napoleon wie jeder andre Monarch so sehr jenseit des Meeres in Anspruch genommen werden, daß er genöthigt ist, alle amerikanische Projekte fahren zu lassen."

Ich behaupte, was ich auch früher behauptet habe, daß vor der Hand trotz allen Anzeichen k e i n europäischer Krieg entstehen wird. Ohne L. Napoleon ist er nicht denkbar und L. Napoleon will ihn nicht. Wie er jetzt gestellt ist, muß er bei

einem Krieg eine europäische Koalition, eine Erneuerung der heiligen Allianz voraussetzen und da die Revolution in Frankreich wieder Lebenszeichen von sich gibt, müßte er fürchten, nach der ersten Niederlage Thron und Leben zu verlieren. Deshalb glaube ich, daß es ihm mit seinem Kongreßprojekt, von dem er zugleich eine Garantie gegen die Revolution wie für seine Dynastie erwartet, wirklicher Ernst ist. Zugleich aber hofft er, durch Sicherung des Friedens in Europa freie Hand gegen Amerika zu behalten. Wer im Auge behält, was er in Mexiko unternimmt, kann unmöglich glauben, daß er in Europa Krieg führen wolle, denn für beide Aufgaben reichen seine Mittel und seine Soldaten nicht aus.

Auch von der Schleswig-Holsteinschen Verwicklung erwarte ich keinen Krieg. Oestreich und Preußen werden diese Angelegenheit im Sinne des Londoner Protokolls und im Einverständniß mit England und Rußland erledigen, die kleineren teutschen Regierungen werden sich fügen und Dänemark wird das Arrangement acceptiren. Durch diesen Verrath wird in Teutschland zwar der Revolution Vorschub geleistet, aber der Krieg wird dadurch vermieden und L. Napoleon, der bloß eine zweifelhafte Stellung eingenommen, um mit den ehemaligen Rheinland-Staaten zu koquetiren und England eine böse Miene zu machen, wird weder Gelegenheit noch Ermuthigung finden, in Europa kriegerische Projekte zu verfolgen.

Man hat einen Krieg in Italien angekündigt. Ich halte diese Ankündigung für eine Spiegelfechterei, wodurch Victor Emanuel das betrogene italienische Volk zu beschwichtigen und Garibaldi den Wind aus den Segeln zu nehmen sucht. Victor Emanuel kann und wird keinen Krieg ohne ein Einverständniß mit L. Napoleon beginnen.

Die Monarchen Europa's sind einiger, als es scheint, namentlich aber in dem gemeinschaftlichen Vorsatz, die Revolution und die Republik überall zu bekämpfen. Denn sie wissen, daß sie alle davon bedroht sind und daß in Paris ihre Haupt-Sicherheit wohnt. Deshalb ist es auch eine thörichte, ja selbstmörderische Politik, auf eine russische Freundschaft oder Allianz zu rechnen. Rußland wird die Ver. Staaten unbelästigt lassen, so lang es nicht mit ihnen in Kontakt kommen kann; es wird sie benutzen so lang es vermag; aber es wird ihnen niemals beistehen oder die Sympathien seiner europäischen Mitschuldigen amerikanischen Interessen opfern.*

4, Man sagt: „Wenn wir die europäische Revolution unterstützen, so provoziren wir den Krieg und den können wir jetzt nicht übernehmen."

Zunächst ist es sehr zweifelhaft, ob das Bekanntwerden der Thatsache, daß von Amerika aus die europäische Revolution unterstützt werde, einen Entschluß zum Kriege hervorrufen könne. Es ist viel wahrscheinlicher, daß dadurch bei den Höfen eine Beunruhigung entstehen wird, welche alle Kriegsgedanken niederschlägt, und daß die europäischen Völker durch neu geschöpfte Hoffnungen jene Beunruhigung bedeutend verstärken werden. Sollte aber auch von Krieg die Rede sein, so würde die Frage entstehen, ob derselbe nicht besser jetzt, als später zu riskiren wäre. Wenn der Krieg durch Nichtunterstützung der Revolution nicht verhütet wird, so ist es richtige Politik, ihn durch Unterstützung der Revolution zu riskiren. Dabei ist vor Allem zu bedenken, daß, wenn auf solchen Grund hin Nordamerika

---

* Nach den neuesten Nachrichten hat Rußland schon erklärt, daß es das Kaiserreich in Mexiko sofort anerkennen werde.

mit einer europäischen Macht in Krieg geräth, es die europäischen Völker zu Alliirten hat; wartet es aber, bis es einen Vertheidigungskrieg auf diesem Kontinent zu führen hat, so findet es nirgendwo Sympathie und Unterstützung. Sogar die Franzosen, welche jetzt über die mexikanische Expedition unzufrieden sind, werden, nachdem Mexiko eine französische Besitzung geworden, dessen Behauptung als eine nationale Angelegenheit betrachten und einmüthig gegen Nordamerika Partei ergreifen.

Doch, was hier gesagt worden, geht von der Voraussetzung aus, daß eine offizielle Unterstützung der europäischen Revolution von Washington aus als notorische Thatsache dastehe. Es ist aber durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden, eine solche notorische Thatsache entstehen zu lassen. Die Unterstützung der Revolution kann unter der Hand geschehen und doch mit offizieller Hülfe. Der Senator McDougal hat eine Resolution eingebracht, wonach Frankreich der Krieg soll erklärt werden, wenn es in einem gewissen Termin Mexiko nicht räumt. Ich halte diese Resolution, welche Frankreich bedroht statt L. Napoleon, für eben so unpraktisch wie diejenige des Repräsentanten Kasson, welche eine bloße Unzufriedenheit ausspricht, für unwirksam. Praktisch werden sie beide werden durch ein Amendement, welches die Appropriation von mindestens 50 Millionen beantragt, die für geeignete Fälle dem Kriegsministerium zur Abwendung drohender äußerer Gefahren zur Verfügung gestellt werden. Dadurch ist kein Krieg provozirt und keine kompromittirende Erklärung abgegeben, aber unter dem erwähnten Titel und durch die bewilligten Mittel wäre das Kriegsministerium in Stand gesetzt, in Europa alles Nöthige einzuleiten. Die europäischen Revolutionaire bedürfen bloß hinreichender Geld-

mittel, um Nordamerika den kostspieligen und blutigen Krieg gegen die Despotenmacht, wovon es bedroht ist, gänzlich zu ersparen.

Der reaktionairen Intervention in Amerika muß mit der revolutionairen Intervention in Europa begegnet; die Gründung der Monarchie in der neuen Welt muß durch die Gründung der Republik in der alten verhindert; der Solidarität der Fürsten muß die Solidarität der Völker entgegengestellt und die Monroe-Doktrin, die unentbehrliche Schutzwehr dieser Republik nach Außen, muß in Europa, nicht in Amerika gesichert werden. Nicht die Diplomatie, sondern die Revolution muß die Retterin der Republik sein wie sie ihre Mutter war.

Alle Diplomatie ist am Ende ihrer Weisheit, wo sie es zu thun hat mit den Konsequenzen eines feindlichen Fundamental-Prinzips und einem festen Entschluß seiner Vertreter. Eine kühne, männliche, radikale und energische Politik ist die einzige Schutzwehr der Republik gegen ihre despotischen Feinde. Und jeder Versuch, mit dem monarchischen System auf dem Weg des Kompromisses zu verkehren, muß für den Republikanismus eben so verderblich ausfallen, wie sich das Kompromiß mit der Sklaverei als verderblich für die Freiheit erwiesen hat.

Achtungsvoll

K. Heinzen.

* * *

Garibaldi, dessen Absicht war, alle größern Städte Großbritanniens zu besuchen, wohin er eine Masse Einladungen erhalten hatte, ist nicht weiter als bis London gekommen und hat plötzlich und unerwartet seine Rückreise nach Caprera angetreten, wo ihm der Aufenthalt durch Spionerie und Chikanen von Seiten der Regierung seines geliebten Königs Victor Emanuel unerträglich gemacht worden war. (Dieselbe hat ihm sogar ein

Paar tausend Franken auf einer Bank konfisziren lassen.) Der Grund seiner plötzlichen Rückreise ist ein Wink des englischen Ministeriums, welches durch die Ovationen, die dem italienischen Volkshelden von allen Klassen dargebracht wurden, mit dem Scheusal zu Paris in Mißverhältnisse zu gerathen fürchtete. Auch war es der „Würde" der Konferenz wegen der dänischen Frage entgegen, zu tagen inmitten des Jubels, der um einen Vertreter der Revolution ertönte.

Ich halte die Delikatesse, welche Garibaldi bewog, dem Wink des feigen Ministeriums Folge zu leisten, für eine Schwäche und einen Fehler.

Er war gekommen, das englische Volk zu besuchen, nicht die englische Aristokratie und ihre Regierung, die ihn fetirte um ihn abzufinden und die Wirkung der Volkstheilnahme zu schwächen. Er war Privatmann und wie schmeichelhaft es für den auch sein mogte, daß alle Regierungen an seinem Aufenthalt Anstoß nahmen, so durfte er doch nicht die Konzession machen, daß dieser Aufenthalt ein Unrecht sei. Stießen sich die Despoten und Diplomaten an seine Gegenwart in London, so mußte er ihnen zumuthen, ihm aus dem Wege zu gehen, nicht aber ihnen zu lieb einen Platz räumen, worauf er ein Recht hatte und über dessen Räumung nur diejenige Macht entscheiden konnte, deren Gast er war, nämlich das englische Volk. Durch seinen fortgesetzten Aufenthalt in England, der mit einer fortgesetzten Demonstration des englischen Volks gegen das Despotenthum gleichbedeutend war, hätte er den gekrönten Schurken und ihren Diplomaten eine großartige Demüthigung bereiten können, abgesehen von der sonstigen Unterstützung, welche die Sache der Revolution davon zu erwarten hatte. Jetzt erscheint die Unterstützung, die ihm von England noch zukommen mag, in dem Licht einer Bezahlung,

die er dafür erhält, daß er einer feigen Aristokratie und ihrem Ministerium die Verlegenheit erspart hat, der Arroganz eines gekrönten Banditen und seiner Gehülfen in männlicher Weise entgegentreten zu müssen. Garibaldi's Empfang in London war ein Triumph der Volkssache; seine Rückreise ist ein Triumph des gekrönten Banditenthums.

Aber Garibaldi ist, wie viel man auch von seinem noblen Charakter, seinem Muth und seiner Hingebung halten mag, kein Mann von Charakterfestigkeit und prinzipieller Konsequenz. Das Prinzip kann sich nicht beugen, um einem verherrlichten Individuum oder irgend einer andren Macht nicht zu nah zu treten, und auf dem prinzipiellen Boden des Republikaners ist Garibaldi ein Schwächling, wenn nicht gar ein Diplomat. Ihn zum Ideal eines Mannes und Helden zu machen, ist eine romantische Verirrung, denn mit dem Begriff eines idealen Mannes oder Freiheitsvertreters verträgt sich nicht die Eigenschaft des Unterthans, und Garibaldi ist noch immer nicht über den Unterthan hinausgekommen. Jeder wahre Republikaner, der den Muth und die Konsequenz seines Prinzips hat, steht über ihm. Er hat sich in London sogar erniedrigt, der Königin seine Huldigung darzubringen. Bei den übertriebenen Schmeicheleien, die er dem englischen Volk sagte, erwähnte er auch der wohlthuenden Erscheinung, daß sich in London Massen von Hunderttausenden durch einige wenige Polizeidiener in Ordnung halten lassen. Und woraus erklärte er Das? Daraus, „daß das englische Volk seine geliebte Königin liebt". Ist diese Konzession und Lobhudelei eines Republikaners, eines Freiheitsmannes würdig? Sie ist nichts als die Aeußerung eines Diplomaten oder eines — Unterthans. Herr Kossuth hat es nicht schlimmer gemacht. Wenn ein Engländer nach Turin kommt und dort eine Masse Volks ohne

Aufruhr beisammen sieht, wird er zu sagen haben, diese Ordnung rühre daher, daß das italienische Volk seinen geliebten Victor Emanuel liebt, der seinem geliebten Garibaldi eine Kugel hat in den Fuß schießen und 2000 Franken konfisziren lassen. Durch solche Erwiederung des Garibaldischen Kompliments wäre dann die richtige Politik für die Völker festgestellt. Wenn in Amerika Volksmassen sich selbst in Ordnung halten, so kann es dafür nach Garibaldi's Anschauungen gar keinen Erklärungsgrund geben.

Mit den Aeußerungen eines Mannes wie Garibaldi soll man es doppelt streng nehmen, weil eben seine Worte bei den Massen ein großes Gewicht haben. Wenn ein Garibaldi nicht wagt, als Republikaner aufzutreten, wie sollen dann seine Bewunderer aufhören, Unterthanen zu sein? Erstände in England eine republikanische Partei, so würde Garibaldi mit seiner „geliebten Königin" als ihr Gegner dastehen.

Durch seine Schmeichelei vor dem englischen Volk und zugleich durch seine politische Unklarheit ließ er sich auch hinreißen, die Partei der Dänen zu ergreifen, welche von zwei Groß-Mächten bekämpft würden. Von einem Recht der teutschen Bevölkerung Schleswig-Holsteins war dabei keine Rede. Die teutschen Flüchtlinge in London konnten sich nicht enthalten, Garibaldi eine Adresse zuzuschicken, in welcher angeblich die Republik betont sein soll, aber die Angst vor diesem Wort sich hinter die vage „Volksregierung" und „Selbstregierung der Völker" verkroch. Bei dieser Gelegenheit ließen sich die zahlreichen Mitglieder des teutschen Komite durch K. Blind, ihren Sprecher, vorstellen und unter ihnen nicht bloß Freiligrath, sondern auch — der Vorbereiter der teutschen „Revolution", der Schwindler Kinkel. Ueberall Diplomatie, und Verwischungspolitik, die mit dem

Pinsel der Schwäche Alles mit einer blassen Versöhnungsfarbe überstreicht.

Garibaldi lobte bei einem Bankett Mazzini als seinen Freund und Lehrer. Hat Mazzini Unterthanen zu Schülern? Mazzini zieht Niemand in den Verdacht des Unterthanenthums; warum hat sein Schüler Garibaldi nicht den Muth des Republikanismus? Die Royalisten haben überall ihr Prinzip auf Häuser und Schilder, auf Fahnen und Waffen geschrieben und die Republikaner drücken sich mit verstellten Gesichtern um sie herum, nach der Ehre strebend, in ihren Reihen und unter ihrem Kommando für — die „Freiheit" kämpfen zu dürfen. Weil man nicht den Muth hat ehrlich zu sein, begeht man die Dummheit, zu glauben, man könne die Gegner benutzen. Aspromonte ist die Antwort und es scheint, daß es mit einem Aspromonte noch nicht genug ist. Der Konflikt der feindlichen Prinzipien, Republikanismus und Monarchismus, muß einmal kommen. Was hofft man durch die Hinausschiebung zu erreichen? Hat je ein Prinzip durch seine Maskirung gesiegt? Die Politik, unter dieser Maske möglichst viel Macht durch Vereinigung mit dem Gegner im Kampf für eine angeblich gemeinsame Sache zu erlangen, diese schlaue Politik, durch die sich kein Polizeidiener, geschweige ein königliches oder kaiserliches Ministerium täuschen läßt und die regelmäßig und naturnothwendig nur zu Gunsten des vermeintlich benutzten, aber hübsch im Kommando gebliebenen Gegners ausschlägt, sollte doch mit der Zeit nicht bloß als durchaus unwürdig, sondern auch als durchaus kindisch definitiv verworfen werden. Garibaldi muß dem Schurken Victor Emanuel zu Leibe gehen wie dem Schurken Napoleon. „Ehrlichkeit ist die beste Politik", nicht bloß beim Regieren, sondern auch beim Revolutioniren und ein Princip, das durch sein offenes

Bekenntniß nicht zu siegen hofft, kann noch weniger siegen durch Verstellung und Diplomatie. Garibaldi, dem Charakter nach als Muster männlicher Ehrlichkeit dargestellt, dem Prinzip nach ein lichtscheuer Diplomat! Hat das Prinzip nichts mit dem Charakter zu thun und der Charakter nichts mit dem Prinzip?

Teutsche Romantiker sagen: „Was Teutschland fehlt, ist ein Garibaldi.“ Wir wünschen Teutschland, daß es keinen brauche und verlange. Was Teutschland fehlt wie allen Völkern, das ist die klare Erkenntniß der prinzipiellen Bedingungen der politischen Freiheit und der männliche Wille, diese Bedingungen zu erfüllen. Ein einziger tüchtiger Propagandist des wahren Republikanismus, der das Volk vom Unterthanengeist kurirt, ist mehr werth, als zehn Garibaldi's, die sich von ihm zu Herrgöttern machen lassen, weil sie ihm einen neuen Herrn erobert haben, der das Volk mitsammt seinen Helden betrügt und zum Dank gelegentlich zusammenschießt.

* * *

Ein Unterthan hat keinen Begriff von Ehre, er hat kein Gedächtniß für Mißhandlung, er hat keinen Haß für Schlechtigkeit, er hat keine Energie für Rache, er hat keinen Willen für Freiheit, er hat keinen Verstand für Politik, er hat bloß das Bedürfniß der Erniedrigung, die Sehnsucht nach Schande und Hingebung für die Tyrannei. Gibt es denn gar keine Tyrannei in der Welt, die groß und übermenschlich genug ist, um durch ihr Uebermaß alle Leistungsfähigkeit des Unterthanenthums so weit zu erschöpfen, daß es vollständig in sein Gegentheil umschlagen muß? Das Eisen am Nordpol verbrennt die Finger; eine übermäßige Giftdosis hebt ihre eigene Wirkung auf. Es scheint uns daß alle bisherige Tyrannei zu moderirt, zu

gnädig gewesen ist und daß die wahre, die erlösende noch kommen muß.

Wenn man die Manifestationen des Unterthanengeistes in den „Herzogthümern", die von dem preußischen Gottesgnadenthum so schändlich verrathen worden sind, als Maßstaab für denjenigen in Preußen selbst nimmt, so muß man schließen, daß die schleswig-holsteinische Angelegenheit, welche als Mittel zu einem Sieg der Demokratie hätte benutzt werden können, nur als Mittel gedient hat, diese Demokratie völlig unschädlich und das Königthum und Junkerthum wieder allmächtig zu machen. Das „herrliche Kriegsheer", dem man auf alle Weise schmeichelt, wird jetzt royalistischer sein, als je, und das ganze „Verdienst" und der ganze „Ruhm" der Besiegung der Dänen kommt auf die glorreiche „Krone", welche über das „herrliche Kriegsheer" gebietet. Dieser ganze Ausgang ist den feigen konstitutionellen Schwätzern zu verdanken, welche, statt die Volksbewegung in einen Sturm zu verwandeln, die Abwiegler spielten um „die Bewegung in der Hand zu behalten", und jenem bramarbasirenden, hohlen Nationalismus, welcher, statt das politische Prinzip voranzustellen und die nationale Frage radikal aufzufassen, sich mit teutschem Bombast begnügte, sich in teutonischem Toben erschöpfte und hinter den Komödianten und Feiglingen herlief, welche sich als Vertreter der „deutschen Sache", des „Bruderstammes", des „Vaterlandes" geberdeten und für den — Augustenburger Chorus machten.

* * *

Wie ich aus dem Hamburger „Nordstern" ersehe, hat Herr Lassalle, der vielgepuffte „Führer" der teutschen Arbeiter-„Klasse", in einer Vertheidigungsrede, die er in seinem letzten Hochverrathsprozesse gehalten, sich gradezu als einen Vor-

kämpfer des Gottesgnadenthums dekouvrirt, welchem er die Oktroyirung des allgemeinen Stimmrechts, für das er in die Schranken getreten, als Mittel zur Besiegung der „Bourgeoisie“ angibt. Es folgt hieraus unabweisbar, daß Herr Lassalle, wenn das allgemeine Stimmrecht bestände, mit seiner Arbeiter-„Klasse“ das Königthum gegen die „Bourgeoisie unterstützen würde. Wenn man nicht annimmt, daß derselbe seiner Agitation diese Wendung oder Deutung bloß zu geben sucht, um einer Strafe zu entgehen — ein Verfahren, das jeden Falls feige und ehrlos wäre —, so kommt man eben einfach zu dem Schluß, daß Herr Lassalle genau in die Fußtapfen der früheren Kommunisten tritt, welche ebenfalls keinen Zorn und keine Gegenwehr gegen das gekrönte Despotenthum kannten, sondern nur gegen die „Bourgeoisie“ kämpften, die keine Gewalt hatte und Niemanden in's Prison stecken konnte. Nach der Art, wie Herr Lassalle die Erbärmlichkeit der Fortschrittler bei ihrer Opposition gegen das Gottesgnadenthum geißelte, hätte man nicht vermuthen können, daß er sich so verächtlich machen werde wie sie. Wann wird endlich in Teutschland eine Partei von Republikanern erstehen, die mit der politischen Einsicht eine männliche Ehrenhaftigkeit verbinden?

Man sollte mitunter wahrlich auf die Vermuthung kommen, das Rechte und Wahre sei nur in der Welt, um von den Menschen ignorirt zu werden, und die Vernunft habe keine andre Bestimmung, als, von der Dummheit, welche natürlich die Miene der Weisheit annimmt, verdrängt zu werden. Daß die demokratische Republik das einzige Mittel ist, der teutschen wie jeder andren Misere ein Ende zu machen, würde jeder vierbeinige Esel einsehen, wenn er sich mit Politik befaßte. Die zweibeinigen Weisen aber sehen es nicht und ehe man in Teutschland zu dieser Einsicht

kommt, müssen erst konstitutionelle und kommunistische Esel jedes erdenkliche Mittel der Eselei nicht ein, sondern hundert Mal erschöpft haben.

Es lebe die Tyrannei! Sie allein kann die Einsicht erzwingen, zu der man freiwillig nicht gelangen will.

* * *

Teutschland hat noch keine Revolution, auch keine Revolutionäre, aber es hat schon einen Diktator.

Herr Moses Heß ist jetzt wieder in Teutschland als Klassenkämpfer thätig und rächt sich an seinem „Vernichter" Marx, dem of course Diktator der Klassenkämpfer, dadurch, daß er den Herrn Lassalle für diesen Posten ernennt.

Herr Lassalle ist ohne Frage ein Mann von Talent, aber die end- und schamlosen Pussereien, womit die Klique seiner Mitklassenkämpfer ihn erhebt und er selbst sich bei jeder Gelegenheit nachhilft, wären zu viel, wenn er alle Talente Teutschlands in sich vereinigte. Die teutschen Kommunisten sind übrigens noch immer die alten Narren und mit ihrer Klassenherrschaft eben so schnell fertig wie mit ihrem Diktator. Wenn sie 2000 Mann auf ihren Listen zählen, haben sie das ganze Teutschland hinter sich und stecken alle „Klassen" und Gewalten in die Tasche. Wäre es aber möglich, aus dem Spaß von Moses Heß Ernst zu machen, ich würde, im Fall Teutschland kein Material zum Aufbau einer vernünftigen Republik hat oder haben will, das Experiment der „Klassenkämpfer" weit lieber reussiren, als das niederträchtige „Fortschritts"- und Schwätzergesindel der konstitutionellen Gothaer noch länger die „Freiheit" Teutschlands vertreten sehen. Was wird übrigens Herr Marx, das ausersehene aber verschollene Haupt der Klassenkämpfer, zu seiner Absetzung durch den Usurpator Lassalle sagen? Daß dieser

das rechte Zeug zum Diktator hat, beweis't seine jüngst erlassene Kabinets-Ordre:

„Herrn Dr. Otto Hammer in Leipzig!

Im Begriff eine mehrmonatliche Badekur anzutreten (eine Badekur antreten!), ernenne ich Sie hierdurch für die Dauer meiner Abwesenheit von Berlin zum Vice-Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins, übertrage Ihnen alle mir selbst zustehenden Funktionen und Befugnisse und weise Sie an, diesen Erlaß durch Circular an sämmtliche Bevollmächtigte, sowie durch Veröffentlichung in den Zeitungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Leipzig, 11. Mai 1864.

Der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins,

F. Lassalle."

Es ist mir selten etwas Komischeres vorgekommen, als diese diktatorischen Vorübungen im Kanzleistyl mit königl. preußischer Erlaubniß. Dem Herrn Lassalle scheinen die wahnsinnigen Lobhudeleien seiner Untergebenen in ähnlicher Weise den Kopf verdreht zu haben wie dieß zur Zeit mit dem Humbuger Kinkel und ähnlichen Narren der Fall war, die ihre Größe in allem Ernst nach dem Lärm maßen, den der Pöbel eine Zeit lang mit ihrem Namen machte. Wahrhaft verächtlich aber kommen mir jene „Revolutionaire" und „Demokraten" vor, welche sich einen Ton gefallen lassen wie er sich in dem schamlosen „Erlaß" des Herrn Lassalle ausspricht. Sie sind doppelte „Unterthanen", des Königs von Preußen und seines „demokratischen" Mitarbeiters, des „Klassen"-Demagogen Lassalle.

* * *

Es gibt nichts Widerlicheres, als die eitlen und hohlen Großmännereien, Beräucherungen, Kameraderein, Hofmachereien, Bülletins-Komödien ꝛc., womit die hofräthlichen Literaten, welche jetzt das Gebiet der teutschen Literatur beherrschen, ihr Genügen an der Eunuchenzeit bekunden, deren Lieblinge sie sind und die nichts so sehr bedarf wie

kräftiger Aufruhrgeister, welche dieß ganze Geschmeiß in die Ecke fegen könnten. In den teutschen Blättern, namentlich den literarischen, kann man alle Tage Bülletins lesen, worin die elendesten Kleinigkeiten unserer literarischen Hofräthe mit einer Wichtigkeit, einer Geheimthuerei und einem Ton besprochen werden, welche genau an die Gerüchte über die wichtigen Ereignisse an den Höfen erinnern, wonach z. B. gestern, wie versichert wird, die Prinzessin N. zum ersten Mal wieder ausgefahren, oder, wie Wohlunterrichtete behaupten, der Prinz X. eine Reise nach seinem Jagdschloß beabsichtigen soll ꝛc. ꝛc.

Jüngst las ich in einem literarischen Blatt folgende zukunftschwangere Nachricht:

„Eingeweihte wollen wissen, daß der neue Roman Gustav Freytag's, von dem gerüchtweise allerdings schon längst die Rede war, sich gegenwärtig bereits unter der Presse befinde. Umfang und Titel desselben sind aber noch tiefes Geheimniß, es wird nur gesagt, daß der Stoff nicht unserer Zeit, sondern früheren Jahrhunderten entnommen sei."

Darf man nach gewissen Andeutungen schließen, welche von Näherstehenden ausgehen, so wäre der Schluß nicht zu gewagt, daß der erwähnte Roman mit Stahlfedern und Dinte geschrieben worden.

Man mögte dieß ganze blasirte, servile und nichtige Literatengesindel Teutschlands, in dem nicht ein Fünkchen männlicher Kraft und Würde mehr auflodert, unter dem Fuß verwischen wie einen Insektenhaufen oder ein Raupennest.

* * *

Die Kommunisten haben, weil sie ganz gemeine Demagogen sind und es ihnen um nichts, als Demagogen-, d. i. Pöbel-Erfolge, zu thun ist, die „Arbeiter" zu einer streng geschiedenen „Klasse"

gemacht, ihnen einen besondren „Klassen-Geist“ einzupflanzen gesucht, ihnen ein ausschließliches „Klassen-Interesse“ vorgeschwindelt, sie zu einem apparten „Klassen“-Beruf zu erziehen sich bemüht, weil diese Appellation an das Vorurtheil und die Schwäche der gesellschaftlichen Stellung das leichteste Mittel ist, ungebildete Menschen, die sich nicht zu einer allgemeinen menschlichen oder staatlichen Anschauung erhoben haben, zu ködern und zu fanatisiren. Dabei sind sie aber keines Wegs konsequent zu Werke gegangen, indem sie aus nah liegenden Gründen grade die Haupt-Masse der „Arbeiter“, z. B. die Bauern, die Dienstboten, die Beamten u. s. w. von ihrer „Liebe zu den Arbeitern“ ganz ausschließen und sich nur an Diejenigen zu halten pflegen, welche sie in Fabriken, in Städten u. s. w. haufenweise beisammen finden und deren esprit du corps leicht zu erregen ist. Wollten nun aber die Arbeiter selbst konsequent sein, so müßten sie, der Anleitung der Kommunisten gemäß, sich nach ihren verschiedenen Beschäftigungen wieder als einzelne „Klassen“ (die Klasse der Schneider, der Schuster u. s. w.) von einander absondern, ja sich einander feindlich gegenüberstellen, denn ihre verschiedenen Beschäftigungen führen wieder verschiedene Interessen mit sich, die sich mitunter feindlich berühren, und das bloße Lohnverhältniß, das einen hundertfach verschiedenen Charakter hat, kann ihnen nicht den gemeinsamen „Klassen“-Stempel aufdrücken.

Wie ich schon öfters ausgeführt, kann von einer eigentlichen Klasse im Staat nur die Rede sein, wo dieselbe durch „gesetzliche“ Bestimmungen oder politische Schranken abgetheilt d. i. entweder bevorrechtet oder entrechtet ist. Die Sklaven und Leibeigenen sind eine Klasse; der bevorzugte Adel bildet eine Klasse; in den „konstitutionellen“ Monarchien sondert das dynastische Interesse die Menschen

durch Wahlberechtigung und Wahlrechts-Entziehung je nach dem Vermögen und der Steuerzahlung in Klassen ab. Doch die bloßen Unterschiede der gesellschaftlichen Stellung, ohne politische Scheidung, führen keinen Klassen-Charakter mit sich, sonst müßten, wie gesagt, alle speziellen Handwerke und Beschäftigungen besondre Klassen begründen. Was aber die Arbeiter betrifft, so sind dieselben nirgendwo als solche politisch zu einer Klasse gestempelt, schon aus dem Grunde nicht, weil gar keine Grenze gezogen werden kann, wo die Arbeiter beginnen, oder aufhören und am Ende die ganze Gesellschaft, wenige absolute Müßiggänger abgerechnet, aus Arbeitern besteht.

Dennoch wird es Keinem einfallen, den Gegensatz zu leugnen, der zwischen der Arbeit und dem Kapital, dem Arbeiter und dem Kapitalisten besteht, von welchem er abhängt. Diesen Gegensatz oder die daraus hervorgehenden Uebelstände aufzuheben gibt es, wie ich früher ausgeführt, kein andres Mittel, als den der Gesetzgebung in einem radikal demokratischen Staat, in welchem jeder Bürger das gleiche Recht hat und ausübt, eine Ausgleichung der einzelnen Interessen durch eine allgemeine Entscheidung herbeiführen zu helfen. So lang eine solche allgemeine Entscheidung nicht erreicht ist — und sie ist es noch nirgendwo, weil noch nirgendwo ein wahrhaft demokratischer Staat besteht —, pflanzt sich der Gegensatz durch die Kämpfe der kollidirenden Interessen im Einzelnen fort und gibt sich nach den lokalen Verhältnissen und kommerziellen Ereignissen oder sonstigen Anstößen durch Arbeiter-Ausstände, Lohnverkürzungen, Lohnerpressungen u. s. w. kund.

Solche Verhältnisse bestehen jetzt namentlich in den Ver. Staaten. Eine Norm, wonach Arbeit und Kapital ihre Ansprüche ausgleichen, oder Arbeiter und Arbeitgeber ihre Rechte abmessen können,

besteht hier so wenig wie anderwärts. Der Einzel-Kampf aber hat hier, begünstigt durch die größere Freiheit, zu einem Verhältniß geführt wie es vielleicht noch nirgendwo bestanden hat und welches, wenn es von der einen Seite die Nothwendigkeit einer Interessen-Regelung durch den Staat darthut, von der andren zugleich beweis't, daß der Egoismus von Unten eben so gut wie der von Oben des staatlichen Zügels bedarf, wenn er nicht aus der Rolle des Unterdrückten in die des Unterdrückers überspringen soll. Diejenigen, welche das Recht nur unter dem Gesichtspunkt einer „Klasse" gelten lassen, können jetzt hier lernen, wozu es führt, wenn „Klassen" und „Klassen-Interessen" zu gebieten haben. — — —

die auf ihre Verbindung nicht eingehen, von der Arbeit zu irgend einem beliebigen niedrigeren Preise abzuhalten. Durch solchen Zwang, dem bloß die staatliche Gewalt fehlt, um die ausgemachteste Tyrannei zu sein, zeigt sie nur, daß sie ihr pekuniaires Interesse über die Menschenrechte stellt. Offenbar würde es, wenn solches Zwangsverfahren auf die Dauer durchgesetzt werden könnte, in der Macht einzelner Gewerbe liegen, nicht blos das ganze Volk zu brandschatzen und den Verkehr zu beherrschen, sondern auch jede Erfindung unnütz zu machen, jeden Fortschritt zu hemmen und alle freie Konkurrenz, den einzigen Schutz gegen die Tyrannei des Monopols, vollständig vernichten.

Arbeiter, die zu solcher Tyrannei fähig sind, beweisen dadurch, daß sie die Elementarbedingungen einer gesellschaftlichen Ordnung noch nicht erfaßt haben, daß sie die Rechte Anderer nicht zu achten wissen, und sie schwächen dadurch ihre Ansprüche in Fällen, wo sie wirkliches Unrecht abzuwehren haben. Und wie viele von denjenigen Arbeitern, welche um eines Lohnsatzes willen die engste Vereinigung schließen, die vollkommenste Organisation bilden und sich mit fanatischem Kameradengeist erfüllen, sind fähig, sich an einer Organisation zur Erringung der allgemeinen Freiheit zu betheiligen? Kein Wunder daher, daß grade die Arbeiter hier in Amerika die Werkzeuge schlauer Politiker zu sein pflegen, welche ihren Vorurtheilen schmeicheln und ihnen Befriedigung ihrer einseitigen Interessen vorspiegeln.

* * *

Der bekannte „Arbeiter"-Agitator Lassalle ist bei Genf in einem Pistolen-Duell erschossen worden. Er wollte dort ein adliches Fräulein, daß er in Berlin kennen gelernt, heirathen und bestand auf diesem Vorhaben, obschon nicht bloß der Vater

des Mädchens ihn abwies, sondern auch dieses selbst nichts mit ihm zu schaffen haben wollte und ihm sogar erklärte, daß sie die Braut eines Andren sei. Für ihn war diese Abweisung, die jedem Mann von Verstand und Ehrgefühl genügen mußte, kein Grund zum Zurücktreten. Er suchte vielmehr das Mädchen moralisch zu nöthigen und ihr Verhältniß mit einem Andern unmoralisch zu vernichten, indem er ihr einen Brief schrieb, worin er ihr angebliche frühere Intimitäten vorhielt, und von diesem Brief ihrem unterdessen von einer Reise zurückgekehrten Bräutigam eine Abschrift mittheilte. Dieser, ein junger Wallache, foderte ihn heraus und schoß dem unberechtigten Rivalen eine tödliche Kugel in den Unterleib.

Das halb wahnsinnige Verfahren eines so talentvollen Mannes kann ich mir nur erklären aus dem maßlosen Dünkel, womit derselbe durch den Lärm, den er erregt und den Andre um ihn gemacht hatten, erfüllt worden war. Durch den fortwährenden Weihrauch, womit ihn Tausende berauscht hatten, die er übersah und die ihm willenlos folgten, war er zu einer Ueberhebung gekommen, in welcher er sich einbildete, daß vor seinen Wünschen jeder andre schweigen müsse, und worin er sogar das Recht der freien Wahl in Liebessachen mißachtete. Welche Befähigung hat Der zum Sozialisten, der ein Weib gegen seine Neigung nöthigen will, die Seinige zu werden und zu seinen Gunsten sogar einem Geliebten zu entsagen? Er ist ein eingefleischter Despot und Egoist, der sich eher zu einem Sultan eignet, als zu einem Vorkämpfer humaner Ideen. Von dieser Art sind aber stets die Diktatoren der „Arbeiter“ gewesen.

Von dem grenzenlosen Dünkel, womit der Agitator erfüllt war, legen das sprechendste Zeugniß die Urtheile ab, die er gelegentlich über sich selbst fällte. Er hielt sich für einen welterlösenden

Messias und ein unerreichtes Original-Genie, obschon er im Grunde nicht eine einzige neue Idee aufgestellt, sondern nur den Arbeitern den von Andren ermittelten Erfahrungssatz klar gemacht hat, daß sie es auf dem unkontrolirten Arbeitsmarkt nie zu einem höheren Lohn bringen würden, als zur kümmerlichen Existenz nöthig ist, woraus sich denn die Folgerung ergab, daß sie sich mittelst des allgemeinen Wahlrechts eine entscheidende Stimme im Staat und auf diesem Wege „Staatshülfe" sichern müssen. Doch obschon dieß Alles nichts Neues ist, hätte es immerhin ausgereicht, einem Agitator das höchste Verdienst zu sichern, wenn er zu dem richtigen Zweck richtige Mittel wählte und weder als Politiker noch als Mann sich Blößen gab. Herr Lassalle aber wurde als Politiker ein Demagoge, indem er die Arbeiter als besondre Klasse bearbeitete, und als Mann charakterlos, indem er das allgemeine Wahlrecht im Interesse der „Krone" predigte, der nämlichen „Krone", vor welcher die „Fortschrittler" krochen, die er eben dieser Kriecherei wegen so oft gegeißelt hatte.

Herr Lassalle starb, in seinem eigenen Interesse, zur rechten Zeit. Denn die von ihm angeregte Bewegung mußte auf dem Wege, auf den er sie gebracht, sich nothwendiger Weise festfahren und zum Stillstand gerathen, ehe irgend ein Resultat ihr Luft verschaffte und Nahrung für die Fortdauer gab. Unter einem König für das allgemeine Wahlrecht mit allen seinen Konsequenzen, und noch dazu für eine unterdrückte „Klasse", wirken wollen ohne das Königthum zu berühren, ja sogar mit Hülfe des Königthums, das ist ein Beginn, welches entweder als Narrheit oder als Verrath enden mußte. Dem ehrgeizigen Lassalle ist dieses Ende seines Unternehmens erspart worden durch das Ende seines Lebens.

* * *

Am Meisten von allen Sehenswürdigkeiten Philadelphia's hat mich das "Girard College" interessirt, dieser auf 34 prächtigen griechischen Säulen ruhende Tempel der Humanität — ohne Frage dem Zweck wie der Bauart nach das edelste und schönste Bauwerk in den Ver. Staaten.

Aber — mögte ich fragen — wie lang wird dieser Bau noch in seiner Schönheit unbesudelt dastehen und seinen Zweck erfüllen? Hier ist die Testaments-Klausel, worin der Millionair Girard den Zweck seiner Stiftung feststellt:

"I enjoin and require that no ecclesiastic, missionary or minister of any sect whatsoever, shall ever hold or exercise any station or duty whatever in said college; nor shall any such person ever be admitted for any purpose, or as a visitor, within the premises appropriated to the purpose of the said college.

In making this restriction, I do not mean to cast any reflection upon any sect or person whatsoever, but, as there is such a multitude of sects, and such a diversity of opinion amongst them, I desire to keep the tender minds of the orphans, who are to derive advantage from this bequest, free from the excitement, which clashing doctrines and sectarian controversy are so apt to produce; my desire is, that all the instructors and teachers in the college shall take pains to instill into the minds of the scholars the purest principles of morality, so that, on their entrance into active life, they may from inclination and habit evince benevolence towards their fellow creatures, and the love of truth, sobriety and industry, adopting at the same time such religious tends as their matured reason may enable them to prefer."

Girard wollte offenbar bloße Menschen erziehen lassen ohne alle „religiöse" Färbung.

Er nahm aber Rücksicht auf die Beschränktheit der ihn umgebenden Bevölkerung, deshalb kleidete er seinen Zweck in eine möglichst inoffensive Sprache und ließ für die Zöglinge seiner Anstalt immer noch die Möglichkeit eines Anschlusses an „religiöse" Gemeinschaften übrig, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß dieselben durch den erhaltenen Unterricht vor derartigen Verirrungen hinreichend würden gesichert werden. Aber seine Berechnung beruht eben so wohl auf einer Halbheit wie sein Testament sich nicht als geeignet erwiesen hat, die Gefahr einer Umgehung zu verhüten. Der Unterricht der Anstalt (die jetzt 600 Waisen beherbergt) reicht nicht hoch genug, um den Geist der Zöglinge gegen die Einwirkungen der herrschenden religiösen Verdummung genügend auszurüsten und es wäre interessant zu erfahren, welche Stellung dieselben nach ihrer Entlassung einnehmen. Wollte Girard seinen Zweck vollkommen erreichen, so mußte er seine Anstalt so einrichten, daß darin eine vollständige wissenschaftliche Bildung konnte erlangt werden. Dann hätte er durch 50 Schüler indirekt mehr für die Humanisirung der Gesellschaft wirken können, als jetzt durch 600, die, nachdem sie für ihr materielles Fortkommen ausgerüstet worden, geistig wieder den Beschränktheiten ihrer Umgebung verfallen, so daß sich also die Frucht seiner Stiftung auf die, immerhin verdienstliche, Versorgung von je 600 Waisenkindern beschränkt.

Trotz der rücksichtvollen Sprache des zitirten Testaments blieb dasselbe nicht vor Anfechtungen gesichert. Die Verwandten Girards haben zwei Mal versucht, dasselbe umzuwerfen, weil es zum Besten einer „atheistischen" Anstalt erlassen worden. Sie haben zwar ihren Zweck bis jetzt nicht erreicht, allein die Verwalter der Anstalt haben weiteren Anfechtungen durch eine Konzession zu begegnen gesucht, die von dem Erblasser eben so wenig

beabsichtigt wie vorgesehen worden, jedoch ohne direkte Verletzung des Testaments gegen den Sinn desselben gemacht werden konnte. Als ich die Anstalt besuchte, begann eben der Unterricht. Eine der Lehrerinnen ließ die Schüler in corpore eine Stelle aus einem Buch vorlesen, was in der üblichen singenden Weise geschah, so daß ich nichts davon verstand. Durch Nachfrage erfuhr ich, daß es eine Stelle aus der — B i b e l war und daß mit solchem Ablesen jeder Unterricht eröffnet wird. Also die Bibel, die scheußliche, barbarische Bibel in dem edlen und humanen Girard College! Die Verwalter werden sagen, damit sie keine der besondren „Sekten" eingeführt, welche das Testament ausschließt. Freilich keine einzelne, aber — alle zusammen. Die Schüler erhalten keins der Gefäße in die Hand, womit die einzelnen „Sekten" den Trank der Verdummung und Entmenschung schöpfen, aber sie erhalten dafür den ganzen Brunnen vorgesetzt. Hätte Girard das vorausgesehen, er würde wahrscheinlich die Bibel ausdrücklich ausgeschlossen haben; aber ob dann seine Anstalt noch bestände, ist allerdings fraglich.

Eine andre Gefahr soll ihr von andrer Seite her drohen. Das weitläufige Grundstück, worauf dieselbe errichtet worden, ist mit einer hohen massiven Mauer umgeben, über die kein "ecclesiastic, missionary or minister" hinübersetzen kann, obschon es in der Bibel heißt: „Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen." Nun paßt ein so großes, eingefaßtes Grundstück eben so wenig in das geistreiche Straßen- und „Block"-System, wonach hier die Städte ausgelegt werden, wie eine religionslose Anstalt in das geistreiche „Sekten"-System, wonach die amerikanische Denkart ausgelegt ist. Man soll daher mit dem Plan umgehen, die Umgebungsmauer zu durchbrechen und durch das Grundstück Straßen hindurchzuführen, um die

Korrespondenz mit den Verbindungswegen der Umgebung herzustellen. Es wird schwer sein, einen solchen Plan zu vereiteln, wenn die Stadt die entsprechende Entschädigung leistet. Dadurch würde die Anstalt zwar nicht direkt berührt, allein die Absperrung könnte nicht in der bisherigen Weise aufrecht erhalten werden und nachdem einmal die Bibel Eingang gefunden, würden auch die Bibelhelden nach und nach eine Oeffnung zu schaffen wissen.

Wenn einmal ein zweiter Girard ersteht, wird er wohl thun, seine Anstalt auf einer Insel zu gründen, deren Wasserumgebung vor Ueberbrückung und Ausfüllung sicher ist. Wer Mensch sein will, muß sich vor der Amalgamation mit den lieben Nebenmenschen sicherstellen und wer für die gefeierte Menschheit wirken will, muß sich ein Plätzchen suchen, wo sie ihm hübsch vom Leibe bleibt.

* * *

Die Lassalle-Affaire gibt wieder Gelegenheit, wahrzunehmen, welchen Mißbrauch die teutschen „Demokraten" mit ihrem Lobe treiben und wie ihnen der Lärm imponirt, der momentan mit einem Namen in Zeitungen und unter den Massen gemacht wird. Die Anhänger Lassalle's nennen ihn jetzt den „größten Bürger Deutschlands", ja die „Hoffnung der deutschen Republikaner", und J. Ph. Becker, der ihm eine Leichenrede hielt, bezeichnete ihn als den größten Redner seit Demosthenes. Wenn ein Lassalle, der vom preußischen Königthum und für dasselbe das allgemeine Wahlrecht verlangte und in dessen ganzer Agitation kein republikanisches Wort laut geworden, die Hoffnung der teutschen Republikaner war, so müssen diese Republikaner sehr hoffnungslose Tröpfe sein und wir haben nicht die Ehre, zu ihnen zu gehören. Geht zum Henker mit all eurer

„Demokratie“ und all eurem Freiheits-Geschrei, wenn ihr so wenig Wahrheitsliebe besitzt, daß ihr eure „großen Männer“ nur durch lügenhafte Uebertreibungen ehren könnt, und so wenig männliches Selbstgefühl, daß ihr in dem Namen eines schamlos aufgepufften Demagogen vollständig aufgeht.

* * *

Bei einer Lassalle'schen Todtenfeier in Altona sprach K. Brühn, Redakteur des „Nordstern“ zu Hamburg, eines Organs der Lassalleschen Agitation, sich in folgender Weise aus:

„Wir Republikaner werden nimmermehr von unserm Streben ablassen, wir halten treu und fest zu unserm Banner, wir machen kein Hehl daraus, daß unser Ziel die sozial-demokratische Republik ist, darum fordere ich euch auf, stimmt mit mir ein in den Ruf:

„Es lebe die sozial-demokratische Agitation!“

Die ganze Versammlung folgte dieser Aufforderung durch ein dreimaliges begeistertes Hoch.

Nun, das war einmal ein zeitgemäßes und würdiges Auftreten. Aber, mögten wir fragen, wie verträgt sich damit die Lassallesche Lehre, wonach der König von Preußen, um die „Bourgeoisie“ und die „Fortschrittler“ loszuwerden und „sich auf das Volk zu stützen, welches die Säule ist, auf der das Königthum steht“, das allgemeine Wahlrecht oktroyiren soll, „gestützt auf den Knauf des Schwertes?“ Klingt diese Königs- und Knauf-Doktrin auch nach der „sozialen Republik?“ Wie kommt es, daß die Anhänger Lassalle's daran keinen Anstoß nehmen? Kann ein wahrer Republikaner solche Doktrinen ertragen? Ob er sie äußern könne, brauchen wir gar nicht zu fragen. Gesetzt, der König von Preußen hätte sich auf den „Ausweg“, auf dessen Entdeckung Herr Lassalle sich so

viel zu gut that („meine Stimme hat den einzig möglichen Ausweg eröffnet") eingelassen, was wäre die Folge gewesen? Ein neuer Napoleonismus, noch zehn Mal widerlicher als in Frankreich, weil versetzt mit dem preußischen Gamaschenthum. Und Herr Lassalle? Er hätte in ein preußisches Ministerium gelangen können, aber wahrlich nicht in eine „soziale Republik"

* * *

Optimismus ist diejenige Welt- und Lebensanschauung, welche Alles in der Welt vortrefflich findet und überall die guten Seiten herausfucht, demnach auch stets sich durch günstige Aussichten beruhigt; Pessimismus ist die entgegengesetzte Anschauung. Außer dieser Bedeutung hat das Wort aber auch eine andre erhalten, wonach Pessimismus eine Berechnungsweise oder Politik bezeichnet, welche, wir mögten sagen, auf das Schlechte spekulirt im Interesse des Guten d. i. eine Besserung von Zuständen, die nicht mehr durch Vernunftlehren und deren Befolgung geändert werden können, von der Wirkung ihrer bis auf die Spitze getriebenen Verschlechterung erwartet.

Ein Pessimist, welcher nach dieser Berechnungsweise ein unter allen Umständen herrschendes Gesetz für die Entwicklung annähme, würde konsequenter Weise auf alle Einwirkung der Vernunft verzichten und an aller freiwilligen Reform verzweifeln müssen. Trotz Dem lehrt die Erfahrung, daß der Pessimismus in der Regel Recht behält, daß die gesellschaftlichen Zustände nicht eher gebessert zu werden pflegen, als bis sich ihre Verschlechterung erschöpft, bis sie durch die erzeugten Uebel als total unhaltbar erwiesen werden, bis, mit einem Wort, die äußerste Noth ihre Aenderung gebietet.

Man könnte kurzweg sagen: ein Pessimist ist

ein Politiker oder Denker, welcher im Großen und Ganzen das Gute nicht von der Einsicht und dem freien Entschluß der Menschen erwartet, sondern von den üblen Erfahrungen, durch welche sie erst von der Unvernunft und Verderblichkeit des Schlechten überzeugt werden müssen. Will man einem solchen Pessimisten eine falsche Lebensanschauung zuschreiben und danach den Pessimismus eine falsche Lehre nennen, so sind wir begierig die geschichtlichen Beispiele kennen zu lernen, welche diese Falschheit darthun.

Der Kampf zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, welcher sich durch die Geschichte zieht, ist nicht durch Recht und Wahrheit, sondern durch ihr Gegentheil eröffnet worden. Das Unrecht brachte durch Unterdrückung das Recht, die Lüge durch Betrug die Wahrheit erst zum Nachdenken und zum Bewußtsein. Indem sie dieß bewirkten, hatten sie aber einen Vorsprung durch den Besitz äußerer Machtmittel, welcher sie zu ihrer Geltendmachung und Behauptung bedurften, und Recht und Wahrheit waren dadurch bei der Defensive wie bei der Offensive von vorn herein in einer bedrohten, nachtheiligen Stellung ohne die nöthigen Kampfmittel. In dieser Stellung konnten sie, auch wenn sie zu vollem Bewußtsein gelangt waren, selten rein und ganz hervortreten und lernten den feindlichen Druck bis zur äußersten Grenze der Erträglichkeit dulden, sie beschränkten sich daher aus „Klugheit“ oder „praktischen Rücksichten“ (d. h. entweder aus Feigheit und Ohnmacht, oder aus Rücksicht auf die Einsichtlosigkeit der Massen) auf partielle Erklärungen und Forderungen. Ihr Kampf gegen das herrschende Unrecht und die herrschende Lüge war also fast immer mit Heuchelei versetzt und endete im günstigen Fall gewöhnlich mit einem Kompromiß. Das zum Grunde liegende Prinzip wurde aufgegeben oder doch so weit ver-

leugnet, daß die herrschende Macht es annehmen konnte ohne ihre Herrschaft aufzugeben. Dieß war dann wieder das Vorspiel eines neuen Kampfes, der naturgemäß dahin verlief, daß die herrschende Macht die ihr gebliebenen Mittel benutzte, um die Positionen, welche sie der Opposition hatte einräumen müssen, wieder zu gewinnen und sich gegen neue Gefährdung vollens zu sichern, was endlich die entscheidende Krisis herbeiführte, welche die eine oder die andre Partei vernichtete.

Dieß ist der Verlauf aller Entwicklungskämpfe von Anfang der Geschichte gewesen. Er beweis't zweierlei:

1, daß die agressive Macht, welche die Entscheidung herbeiführt, das herrschende Unrecht ist, welches sich auf die Spitze treibt,

2, daß diejenige Halbheit, welche mit dem herrschenden Unrecht Kompromisse schließt, nichts Dauerndes schaffen und erreichen, sondern nur den Uebergang zu der entscheidenden Krisis anbahnen kann.

Bei dieser Krisis aber ist es das ganze, reine Prinzip, welches seinem Gegensatz entgegentritt: es ist der Punkt und die Zeit, wo der Radikalismus auf dem Kampfplatz erscheint, sei es nun, daß sich derselbe aus der erfolglosen Halbheit durch die Lehren der Erfahrung entwickelt, oder daß er, von vornherein das Ende überblickend, die Betheiligung an den Uebergangs-Kämpfen der Halbheit verschmäht hatte.

Sehen wir uns einige hervorragende Beispiele aus der Geschichte der neueren Zeit an. Wer hat die Reformation herbeigeführt? Nur die Unthaten des Papstthums und der Klerisei. Hätten sie sich einiger Maßen moderirt oder die nöthigsten Reformen selbst in die Hand genommen, die ganze Welt wäre katholisch geblieben und von Luther wäre keine Rede. Wer also den Katholizismus

abschaffen wollte, konnte nur wünschen, daß das Pfaffenthum, gegen welches keine Einrede der Vernunft möglich gewesen wäre, die Völker bis zur Unerträglichkeit mißhandelte. Harthörigen Völkern wie Kindern die Ohren zu öffnen, sind Ohrfeigen das sicherste Mittel. Nur verfolgte Doktrinen machen Propaganda und es ist fast immer die Unterdrückung selbst, welche den Völkern das Stichwort der Empörung eingibt.

Wer hat die große französische Revolution gemacht? Es wäre trotz den furchtbaren Verbrechen des Königthums bei dem ersten Akt des großen Drama geblieben, wenn Ludwig XVI. ehrlich war und bei den schwachen Zugeständnissen blieb, welche die ersten Foderungen des Volks erfüllten. Kein Mensch dachte an die Republik, sie zu fodern wäre sogar unter den Revolutionairen gefährlich gewesen, ein falscher König mußte sie erst lehren und ein Pessimist d. i. Radikaler hätte nichts so sehr zu fürchten gehabt, als daß Ludwig XVI. ein ehrlicher Mann sein werde.

Verhält es sich anders mit der Juli-Revolution und den Revolutionen in Teutschland? Ohne die gründliche Schlechtigkeit und tyrannische Hartnäckigkeit der Fürsten hätte kein Radikaler sie zu Stande gebracht. Und wer sieht, ohne an den Pessimismus zu rekurriren, ein Ende der jetzigen nichtswürdigen Zustände in Teutschland voraus? Erwartet man es von den parlamentarischen Heldenthaten der Gothaer und Fortschrittler? Müßten wir nicht alle Hoffnung auf die teutsche Freiheit begraben, wenn die Foderungen dieser Halbmenschen erfüllt würden, wenn der Bluthund in Berlin die „beschworene“ oktroyirte „Verfassung“ einhielte und sich als „Wilhelm der Eroberer“ an die Spitze der teutschen Kammerschwätzer stellte? Würden diese Jämmerlinge jemals den Gedanken an eine Republik zu denken wagen, wenn nicht die

Junker und Gensdarmen ihnen Vorlesungen über die konstitutionelle Monarchie hielten? Will man aber einem Republikaner zumuthen, daß er die aus Feigheit, Heuchelei und Dummheit zusammengesetzte Erniedrigung mitmache, wodurch die konstitutionellen Fortschrittler die Unmöglichkeit des konstitutionellen Fortschritts darthun? Es gibt gar keine andre Erlösung für das fürstengesegente und fürstentolle Teutschland, als durch einen vermehrten, bis in die innersten Eingeweide dieses „konstitutionellen" Unterthanenthums wirkenden Druck des Fürstenregiments. Wenn daher ein Republikaner für Teutschland zwischen einem Marcus Aurelius und einem Caligula wählen sollte, so wäre er ein wahrer Idiot, wenn er sich nicht für den Letzten entschiede. Säße aber ein Marcus Aurelius wirklich auf dem Thron, so würde die beste Taktik eines Republikaners darin bestehen, ihn wo möglich in die Natur oder Stellung eines Caligula hineinzuhetzen. Deshalb ist auch das Augenmerk eines Revolutionairs, der weiß was er will, stets darauf gerichtet, durch seine Wirksamkeit die Reaktion zu provoziren, sie mißtrauisch gegen Alles zu machen, sie zu allen möglichen Maßregeln und Vexationen zu reizen, sie dahin zu bringen, daß sie es sogar mit den loyalsten Unterthanenseelen verdirbt. Aus demselben Grunde aber ist auch die diplomatische Halbheits-Propaganda mit Glacehandschuhen so lächerlich, welche jetzt von London aus im Interesse des „Freistaats" nach Teutschland betrieben wird und so unschuldig bleibt, daß sie keinen Gensdarm, viel weniger seinen königlichen Herrn in Harnisch bringt oder beunruhigt.

Wenden wir uns jetzt nach Amerika.

Was die Sklavenhalter schon vor Beginn des Rebellionskrieges verübt, hätte längst genügt, statt des Südens den Norden in Aufruhr zu bringen,

wenn dieser Norden fähig gewesen wäre, sich durch Vernunft und Recht bestimmen zu lassen. Aber alle Missethaten dort unten und alle Agitationen hier oben waren nicht im Stande, dieser Nation die Begeisterung für den Inbegriff alles Unrechts und aller Verbrechen zu nehmen. Moral, Zivilisation, Republik mogte zu Grunde gehen, aber die Sklaverei mußte erhalten werden. Da endlich entschlossen sich die Sklavenhalter zu dem Versuch, ob denn das Maß der nördlichen Toleranz gegen das Verbrechen aller Verbrechen gar nicht voll zu machen sei. Sie füllten außer der achtzigjährigen Geschichte ihrer Ruchlosigkeiten auch den Bürgerkrieg hinein, beginnend mit Diebstahl, Mord und Sezession. Man hörte in dem großen Maß der nationalen Geduld ein wenig Geplätscher, aber es wurde nicht voller als es war. Von Herrn Lincoln bis zum simpelsten „Demokraten", ja „Republikaner" blieb Alles bereit, die südlichen „Brüder" wieder zu umarmen und nach wie vor ihre Sklaven zu jagen. Die „Brüder" spieen ihren Gönnern in's Gesicht und feuerten zugleich ihre Kanonen los. Die Brüderlichkeit blieb unversehrt und die Neger wurden gejagt mit ungeschwächtem Pflichtgefühl. Erst als das ganze südliche Gebiet in der Hand der Rebellen war, ihre Kugeln Tausende der nördlichen „Brüder" unter die Erde gebracht hatten und ihre Armeen den Norden selbst bedrohten, begann man zu überlegen, nicht ob die Rebellen massakrirt und ihre Sklaven befreit werden müßten, sondern ob es wirklich ein Gebot der Brüderlichkeit sei, sie zu Herrn Washingtons und des ganzen Landes zu machen und noch ferner ihre Sklaven zu jagen, die dem Norden als Bundesgenossen die Hände entgegenstreckten. So ging es allmälig weiter, nur Hiebe und Kanonen waren die Mittel, die nördliche Vernunft und Humanität Schritt vor Schritt so weit zu entwickeln,

daß man endlich aus Noth und Angst dem geflohenen Neger die Hand reichte, um — ihn zu benutzen. Und jetzt, nach vierjährigem Krieg, auf den Gräbern von einer halben Million Ermordeter und im Anblick eines Chimborazo von Schulden, die man der Begeisterung für die Sklaverei zu verdanken hat, ist man noch immer nicht so weit gekommen, daß der Entschluß, die Sklaverei abzuschaffen, unwiderruflich feststeht, viel weniger so weit, daß man den Neger vollständig als Menschen betrachtet.

Wer Zeuge dieser Geburtswehen eines barbarischen Volks bei der Entwicklung zu menschlicher Denkart gewesen, wer namentlich die Gesinnungen und Thaten seines obersten Repräsentanten kennen gelernt und diesen Repräsentanten mit seiner ganzen Unfähigkeit und Böswilligkeit unter allgemeinem Hurrah wieder zum Retter des Landes auswählen sieht, kann Der, wenn er nicht sein ganzes Denkvermögen verleugnet, zu andren Schlüssen kommen, als daß dieß Volk noch nicht genug gelitten, daß die Ruthe, die es züchtigt, noch nicht scharf genug sei, daß seine Zustände noch weit verzweifelter werden müssen, ehe es sich menschlich besinnen lernt, daß es von der Sklaverei und ihren Folgen noch immer nicht genug gekostet und daß daher das einzige Mittel, seinen Heißhunger nach Sklaverei zu sättigen, in einer kriegerisch rehabilitirten Herrschaft der Sklavenhalterpartei besteht?

Bedarf Der, den selbst ein Lincoln nicht von der Liebe zur Sklaverei und der südlichen „Brüderlichkeit“ kuriren konnte, nicht eines McClellan, ja eines Jeff. Davis? Man mache McClellan zum Präsidenten und alle Die, welche mit einem Lincoln die Sklavenhalter und die Sklaverei geschont wissen wollten, werden nach kurzer Zeit den Strick für alle Rebellen, Freiheit für alle Neger und Gleichheit für alle Menschen fodern.

Es ist der Pessimismus, was dieser ganze Krieg gepredigt hat, und es ist auch der Pessimismus, der für die Zukunft sorgen muß, wenn der — Radikalismus nicht auf andrem Wege Gehör finden kann, als auf dem der bittersten, der fürchterlichsten, der höllenmäßigsten Erfahrung. Der Pessimismus ist der Bahnbrecher des Radikalismus und dieser der einzige Retter der Gesellschaft.

* * *

Nach Beendigung der letzten badischen „Schilderhebung" und der Vertreibung der bekannten Flüchtlinge aus der Schweiz suchte ich von Baden aus ein revolutionaires Journal zu gründen, das in Genf unter dem Titel „Der Völkerbund" erschien, aber wegen Mittellosigkeit bald wieder eingehen mußte. Ich finde zufällig unter meinen alten Papieren einen Artikel über revolutionaire Wirksamkeit und Organisation, der für jenes Journal bestimmt war, aber nicht mehr gedruckt werden konnte. Seit jener Zeit hat zwar die Revolution für die meisten der zahllosen Flüchtlinge aufgehört, ein Gegenstand unmittelbarer Betheiligung oder Betreibung zu sein; aber ihre Idee ist wenigstens nicht gestorben und ihre Zeit wird auch einmal wiederkehren. Ich halte es daher nicht für unpassend, aus dem erwähnten Artikel, welcher den teutschen Freunden der Revolution einen Spiegel vorhält, folgende Stelle im „Pionier" zu publiziren. Jedenfalls hat dieselbe das Interesse einer Erinnerung an hoffnungsvolle wenn auch schwere Zeiten und bringt einige Abwechselung in die einseitigen Anschauungen, welche durch die heutige Politik zu ausschließlich dem Geist aufgedrängt werden.

Teutschland hat noch keine Revolutionaire aufzuweisen, die durch ihre Eigenschaften oder durch die Anerkennung ihrer Genossen eine eigentliche

Führerſtellung erlangt, die eine Partei hinter ſich hätten und, auf ſie geſtützt, gleichſam offiziell das Werk der Zukunft vorbereiten könnten. Daß wir keinen Koſſuth und Mazzini haben, ließe ſich verſchmerzen, wenn wir nicht einen Hecker gehabt hätten; das vergötterte Heckerthum aber ſchneidet uns die Ausflucht ab, daß nur unter ungebildeteren Völkern einzelne Perſönlichkeiten allen Einfluß und alle Anerkennung abſorbiren können. Wer ſich für einen Hecker enthuſiasmiren konnte, dem bleibt keine Rechtfertigung übrig, wenn er einem Andren die Anerkennung verſagt.

Unſre Junker haben ihre Führer, unſre Gothaer haben ihre Führer, unſre „Bourgeois“ haben ihre Führer, nur unſre Revolutionaire nicht. In der teutſchen Natur im Allgemeinen ſcheint alſo die Paſſion der Führerloſigkeit nicht zu liegen; ſie muß daher begründet ſein in der Natur der teutſchen Revolutionaire.

Indem wir auf den Grund des Uebels zu gehen ſuchen, wollen wir zunächſt eine lobenswerthe Urſache nachweiſen. Es liegt in der denkenden teutſchen Natur, daß ſie ſich nicht bei unerſchöpften Theorien beruhigt, und da die theoretiſche Bildung in Teutſchland verbreiteter iſt als in irgend einem Lande der Welt, ſo kommt leicht jeder Einzelne dazu, ſich ſeine eigne theoretiſche Welt auszubauen. Dieſe hält er um ſo mehr feſt, je weniger Gelegenheit er hatte, ſie praktiſch zu erproben. So entſteht dann ein Widerſtreit und eine Anarchie der theoretiſchen Anſichten, die ſich um ſo leichter in die Praxis überträgt, je mehr die theoretiſche Ueberzeugungstreue bei jedem Schritt, den ſie im Gefolge einer anderen Intelligenz thun ſoll, eine Beeinträchtigung ihrer Sache fürchtet. Alſo Denkerſinn, theoretiſche Gründlichkeit und Ueberzeugungstreue bilden die lobenswerthe Urſache der teutſchen Uneinigkeit. Um dieſe Urſache

unschädlich zu machen, gibt es keinen geeigneteren Weg, als die möglichst genaue und praktische Feststellung wenigstens derjenigen Prinzipien und Revolutionsmittel, die voraussichtlich von Keinem mehr bestritten werden können, mit der Aufforderung aber, sie dennoch zu bestreiten und durch bessere zu ersetzen. Ich habe diesen Weg durch Aufstellung eines Revolutionsprogramms versucht. Meinen Zweck werde ich vielleicht schon deshalb nicht erreichen, weil diese und jene Größe mir nicht den Beruf zuerkennen wird, ein allgemeines Programm aufzustellen. Aber dann bestehe ich wenigstens darauf, daß diese und jene Größe ein besseres Programm aufstelle, wobei ich verspreche, daß ich es anerkennen werde. Will sie das nicht, so will sie sich nicht an dem Zweck betheiligen; kann sie es nicht, so verdient sie ausgelacht zu werden; wagt sie es nicht, so verfällt sie der Verachtung. Ich fodre sämmtliche Größen heraus, ein besseres Programm zu entwerfen, als das meinige. Wer weiß, was er will, kann es auch sagen; wer nicht weiß, was er will, muß sich durch Andre belehren lassen. Wohlan, ich weiß, was ich will, und ihr Andren, die ihr das von mir Gewollte nicht adoptirt, ihr wißt nicht, was ihr wollt. Wie könnt ihr diese übermüthige Herausfoderung, diesen beleidigenden Vorwurf hinnehmen, ohne mich zu beschämen, zu beschämen durch Mittheilung Dessen, was ihr wollt? Oder soll ich, wenn ihr das von mir Gewollte nicht wollt, etwa annehmen, daß ihr das Gegentheil davon wollt? Aus dieser Annahme würde allerdings ein originelles Revolutionsprogramm hervorgehen. Oder soll ich voraussetzen, daß ihr gar nichts wollt? Dann laßt euch begraben.

Die erste der nicht lobenswerthen Ursachen ist die kantonale Beschränktheit und Philisterhaftigkeit, welche sich durch lokale Stellung

und Anerkennung zu der Prätension universaler Bedeutung anschwellen läßt. Wohin diese Beschränktheit führt, haben wir in Baden gesehen, wo das Badenserthum das Teutschthum repräsentiren wollte und zum Verderben des Ganzen alle Revolutionaire von allgemeinerer Bedeutung und Begabung ausschloß. Eine gleiche Erscheinung würde sich in Würtemberg, in Baiern, in Hessen, kurz bei jeder Kantonalrevolution wiederholen, weshalb zu hoffen ist, daß wir vor dergleichen separaten Krähwinkel-Erhebungen fortan bewahrt bleiben. Uebrigens darf man erwarten, daß wenigstens unter der Emigration die Kantonalscheidung verschwinden und einem höheren Standpunkt den Raum nicht mehr verengen werde.

Die allgemeinste und verderblichste Ursache der Uneinigkeit ist der „Egoismus", die persönliche Spekulation. Lassen wir zuvörderst jene gemeine Spekulation bei Seite, die gradezu auf materielle Ziele, auf ein lukratives Geschäft losgeht, und betrachten wir diejenige, die sich in der Form der Eitelkeit präsentirt. Ich habe Revolutionaire aller Nationen kennen gelernt und gefunden, daß die Eitelkeit eine wahrhaft verheerende Rolle unter ihnen spielt. Eine Dosis Eitelkeit haben wir Alle, auch die Besten, und der Wunsch, anerkannt zu werden, ist so lang natürlich, als wir gegenseitig etwas auf unser Urtheil geben. Man wird den Ausdruck dieses Wunsches sicher da nicht verdammen können, wo er als Ausfluß des Selbstgefühls hervortritt, welches nicht zugeben kann, daß vornehmthuende Verdienstlosigkeit bewährte Tüchtigkeit verdränge, oder daß niedrige Gesinnung jedes Verdienst und jede Leistung unter dem Geifer des Neides und dem Schmutz der Gemeinheit zu begraben suche. Aber verdammenswerth ist diejenige Eitelkeit, welche, keinem Andren eine Auszeichnung gönnend, die eigne auf

Kosten der allgemeinen Sache zu betreiben sucht; diejenige Eitelkeit, welche immer nur die persönliche Rolle im Auge hat und aus jeder zufällig erlangten Position als maßlose Selbstüberschätzung hervorgeht, eben so blind gegen die eigne Fähigkeit wie eifersüchtig gegen fremdes Verdienst. Diese Eitelkeit, die verdammenswerthe Quelle des unheilvollsten Ehrgeizes, bewirkt, daß die Revolutionaire einander nicht als Strebensgenossen, sondern als Ruhmeskonkurrenten ansehen und durch deren Bekämpfung die gemeinsame Sache verderben ihren persönlichen Spekulationen zu lieb.

Ich kenne Revolutionaire genug, die ganz nützliche Leute sein würden, wenn sie nicht beständig der großen französischen Revolution gegenüber den Spiegel der Zukunft hängen sähen und sich darin als Nachfolger Danton's, Robespierre's ꝛc. erblickten ohne von solchen Charakteren mehr zu besitzen, als eine falsche Vorstellung; wenn sie nicht stets für die Rolle arbeiteten, die sie sich in der Geschichte der Revolution zugetheilt haben; wenn sie weniger daran dächten, wie man eine persönliche Stellung erringt und ausfüllt, als wie man den Zweck der Allgemeinheit erreicht.

Unter den Männern der Eitelkeit, unter denen es wahre Fanatiker der Scheelsucht gibt, pflegen Diejenigen obenan zu stehen, die erst durch die Ereignisse selbst emporgehoben worden oder durch lokalen Einfluß zu der weithin sichtbaren Stellung auf der Tribüne gelangten. Die Rednereitelkeit und die Schauspielereitelkeit pflegt die größte von allen zu sein, und es gibt selten einen Redner, der nicht zugleich ein Stück Schauspieler ist. Beide müssen auf die unmittelbare Wirkung spekuliren, und sind sie nicht ganz gediegene Menschen, welche sich an den Verstand, die ruhige Ueberzeugung wenden, so werden sie der Wirkung wegen entweder lügen oder unbedachte Dinge

produziren, die sich nicht behaupten lassen. Ist aber einmal eine Wirkung auf das Publikum erreicht, ist einmal in den Kammern geklatscht und in den Zeitungen Weihrauch gestreut worden, so fühlen die Redner ihre Rolle garantirt für immer und auf jedem Posten und stellen sich unbedenklich das Zeugniß der Fähigkeit für Alles und über Allen aus. Der Gang der Dinge bringt es mit sich, daß die Revolutionen zunächst in die Hände von Rednern oder von Soldaten zu gerathen pflegen, weil beide für den Anfang unentbehrlich sind und das meiste Aufsehen machen, und doch gibt es in der Regel keine gefährlicheren Feinde der Revolutionen, als Redner und Soldaten.

Was am Wenigsten durch den Redner ersetzt werden kann und am Seltesten sich bei ihm findet, ist der Charakter. Wenn ein Charakter überhaupt kein Werk der Improvisation ist, sondern eine unter dem Hammer des Lebens zurechtgeschmiedete Anlage der Natur erfodert, so kann ein revolutionairer Charakter noch viel weniger durch eine zufällig erlangte Stelle gebildet werden, sondern er muß seine Existenz aus einer selbstgewählten längeren Probe der Vergangenheit nachweisen können. Deßhalb sucht man mit Recht die revolutionairen Charaktere unter Denen, welche das Banner der Empörung unter den schwierigen Verhältnissen vor der Revolution erhoben, nicht aber unter Denen, welche warteten, bis die Revolution ihren früher so keuschen Mund zur Produzirung schöner Reden öffnete.

Trotz allem Dem findet sich namentlich in Teutschland eine ganze Legion von Rednergrößen, welche wir, nachdem sie bis zum Ausbruch der Revolution in unschuldiger Obskurität oder bewußtloser Halbheit dahin gelebt hatten, plötzlich durch ein Paar Reden auf einen Standpunkt der Prätension erhoben sehen, auf welchem sie zu ver-

langen scheinen, daß Diejenigen, welche längst vor ihnen sich durch eingreifendes Wirken eine Stellung errangen, welche seit Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen ihr revolutionaires Examen abgelegt, welche ihr ganzes Sein an die Idee der Revolution hingegeben haben, sich neben oder unter den über Nacht aufgeschossenen Pilzen des parlamentarischen Bodens von Neuem einen Platz erringen, wohl gar erschmeicheln sollen, um die Erlaubniß zur Mitwirkung für die Sache der Freiheit zu erlangen! Das ist denn allerdings eine Anfoderung an die Selbstverleugnung, die nur in Teutschland gemacht werden kann und die jeder Mensch von Selbstgefühl angemessen zurückweisen muß, da es nicht darauf ankommen kann, durch übertriebene Bescheidenheit die aufgeblasene Verdienstlosigkeit zum Schaden der Revolution an die Spitze gelangen zu lassen. In andren Ländern freut sich die Partei, wenn Charaktere und Kapazitäten die rechte Verwendung finden; in Teutschland erringen die Besten nur deßhalb einen Wirkungskreis, um ihn sich von der eigenen Partei streitig machen zu sehen.

* * *

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Bedienten stets übermüthiger sind, als ihre Herrn, und daß ihr Uebermuth gegen Andre steigt im Verhältniß ihres Servilismus gegen den Gebieter. Je weniger ein Bedienter ist und zu sagen hat, desto mehr sucht er sich im Schatten seiner Herrschaft zu entschädigen durch Frechheit und Arroganz gegen Diejenigen, auf deren Verachtung er sich verlassen kann. Es beruht dieß auf einem psychologischen Kausal- oder Reaktions-Gesetz, das überall seine Gültigkeit hat. Am Ausgeprägtesten aber bewährt es sich an solchen Individuen, welche von Hause aus in einer Bedientenhaut stecken und nicht bloß

durch vorübergehende Verhältniſſe zu ihrer Rolle gekommen ſind. Bekanntlich gibt es kein gründlicheres Bediententhum, als das teutſche — das Reſultat einer Natur-Anlage, welche ſchon Herder mit dem Epitheton „Niederträchtig“ bezeichnet, und einer geſchichtlichen Erziehung, welche ſeit Jahrhunderten das niedrigſte Unterthanenthum der Welt ausgebildet hat. Gibt es in der ganzen Welt ein verächtlicheres, ſervileres, frecheres und verworfeneres Bediententhum, als das unſerer teutſchen Zeitungſchreiber, Kommerzienräthe, Stabsofficiere und Profeſſoren? In Teutſchland hat man es ſo weit gebracht, daß das Bediententhum nicht bloß Sache der Geſinnung, der Gewohnheit und der Verkommenheit, nein, daß es ſogar Sache der Wiſſenſchaft geworden iſt. Man muß ſich wundern, daß noch kein teutſcher Philoſoph ein förmliches Syſtem des Bediententhums aufgeſtellt hat. Hegel, der Preußen (und das hieß die preußiſche Regierung) zur Krone des Univerſums machte, nahm einen guten Anlauf dazu, aber er war zu unpraktiſch, um für die „denkende“ Schuhputzerei wirkſame Propaganda zu machen.

Wenn eine teutſche Bedientennatur nach Amerika kommt, muß ſie ſich vorkommen wie ein Hund, der ſeinen Herrn verloren hat. Sie fühlt ſich ſicher höchſt unbehaglich und vermißt mit unruhiger Angſt die Gelegenheit zur Verwendung ihrer Talente. Doch ein richtiger Inſtinkt führt ſie bald auf den Weg der Abhülfe. Sie entdeckt, daß es hier zwar keine Fürſten mit deren Ebenbildern, aber Parteien mit ihren Wohlthätern gibt. Der teutſche Bediente wird alſo enragirter Parteimann und wenn ihn nicht beſondre Gründe beſtimmen, eine oppoſitionelle Stellung einzunehmen, hält er ſich ſtets zu derjenigen Partei, welche die Gewalt in Händen, oder ſie zu erlangen die meiſte Ausſicht

hat. Gleichzeitig aber fühlt er sich an diesen „gastlichen Gestaden“ als „freier Mann“. Er weiß, daß die Polizei ihm nicht mehr auf dem Nacken sitzt, um ihm Unterthanen-Dezenz zu lehren, und daß er ungestraft hier seine ganze Flegelhaftigkeit entfalten kann. Sein Freiheit besteht daher darin, daß er seiner Gemeinheit freien Lauf läßt und die richtet sich, wie sich von selbst versteht, wider die Gegner der Gemeinheit, die Vertreter der Freiheit.

* * *

A. Lincoln wird zum glorreichen Kriegführer, weil ihm alle Versuche fehlgeschlagen sind, als unfähiger Oberbefehlshaber einen schimpflichen Frieden zu schließen.

A. Lincoln wird zum großen Mann, weil er trotz allem Sträuben gezwungen worden zu thun was er nie beabsichtigte.

A. Lincoln wird zum weisen Staatsmann, weil er nie vorausgesehen, was er zu thun hatte, und nie thun konnte, was er vorausgesehen.

A. Lincoln wird zum Repräsentanten der Uneigennützigkeit, weil er, was nie ein Präsident vor ihm gethan, die ganze Macht eines um seine Existenz ringenden Volkes gemißbraucht hat um sich in seiner Stellung zu erhalten.

A. Lincoln wird zum Helden der Freiheit, weil er trotz allen Bemühungen nicht im Stande war, die Sklaverei zu retten.

A. Lincoln wird zum Retter der Republik, weil es ihm trotz seiner unrepublikanischen Politik noch nicht gelungen ist, ihr Verräther zu werden.

A. Lincoln wird sogar zum „Radikalen“, weil er alle Mittel des Konservativismus vergebens erschöpft hat.

Was **trotz** A. Lincoln Gutes geschah oder Uebles verhütet wurde, das rechnete man ihm an; was **durch** ihn Uebles erfolgte oder Gutes unter-

blieb, das ſtrich man von ſeiner Rechnung. Sein Widerſtreben wurde in Förderung, ſein Unvermögen in Begabung, ſeine Schuld in Verdienſt verkehrt und was wider ſeinen Willen die Ereigniſſe vollbrachten oder die Feinde bewirkten, das ſteht im Konto ſeines Ruhms. Für ſeine Fehler, ja Verbrechen nicht bloß mit Nachſicht, ſondern ſogar mit Lobpreiſungen belohnt und dazu mit Tugenden ausgeſtattet, die er nie beſeſſen, iſt dieſer Mann nach beiden Seiten hin das Medium geweſen, Alles zu Schanden zu machen, was Gerechtigkeit heißt. A. Lincoln iſt das hervorragendſte Exemplar jener Menſchen, welche der Gerechtigkeit entgehen durch Reziprozitäts-Rückſichten, weil ihnen ſelbſt Kraft und Muth fehlt, Gerechtigkeit gegen Andre auszuüben.

Für den Richterſtuhl, vor dem A. Lincoln ſein Urtheil zu empfangen hat, gibt es in dieſem Lande und vielleicht auch in andren Ländern noch keinen Platz. In Europa beurtheilt man ihn falſch aus Unkenntniß oder Gleichgültigkeit; hier aber hält ihn ſeine eigene Partei um jeden Preis aufrecht aus Geſchäfts- und Herrſchafts-Intereſſe, während die „demokratiſche“ Partei, als Verbrecherin nicht zum Richter berufen, ihn wegen ſeiner Hauptſünden nicht verurtheilen kann, weil dieſe zugleich ihre eigenen ſind, und ſelbſt ein großer Theil der „Radikalen“ hat die Waage der Themis weggehängt, als hätten ſie ſelbſt Furcht vor ihr.

Wenn aber von den 1000 Millionen Menſchen, welche die Erde trägt, 999,999,999 in das Lob von A. Lincoln einſtimmen, werde ich der ganzen Menſchheit zurufen: Du lügſt! D u l ü g ſt! **Du lügſt!**

1865.

—

Eigene Erfahrung wie Beobachtung der Völkerentwickelung hat mich belehrt, daß die vielgerühmte Macht der Wahrheit viel bescheidener aufgefaßt werden muß, als es in der Regel geschieht, und daß die Wirkung des Vorangehens bei Verkündigung derselben gewöhnlich zu hoch angeschlagen wird. Der Grund ist nicht so sehr in der Anfeindung zu suchen, welcher die Wahrheit sich aussetzen muß, oder in der Furcht, welche sie erregt, als in dem einfachen Umstande, daß die meisten Menschen durch Indolenz, Gewohnheit, Vorurtheil und Beschränktheit wirklich unfähig sind, sie ohne Weiteres zu erkennen oder zu berücksichtigen. Sie kann sich natürlich nur Bahn brechen durch die Erkenntniß, diese aber geht der Mehrzahl der Menschen nicht durch die Lehre auf, sondern nur durch die Erfahrung. Kein Kritiker, kein Philosoph, kein Reformator, kein Revolutionair und kein Prophet hat jemals der Masse der Menschen die Nothwendigkeit erspart, „durch Schaden klug zu werden." Es ist eben das Schicksal der Vernunft, daß sie Denen am Wenigsten nützen kann, die ihrer am Meisten bedürfen. Sie ist eine Brille, welche die Meisten erst aufzusetzen pflegen, wenn sie auf der Nase liegen. Sofern es sich also um die direkte Verbreitung von Licht und Umwand-

lung der Gesinnungen handelt, darf die Wahrheit ihre Erwartungen nicht zu hoch spannen. Aber einer Wirkung sind ihre Pioniere stets gewiß. Außer dem großen Haufen, der die Wahrheit nicht direkt erkennen kann, und den Vertretern des Hergebrachten, welche sich ihr aus Egoismus verschließen, gibt es immer eine Menge Einzelner, welche der Erkenntniß und Würdigung derselben fähig sind, aber nicht den Muth haben, das Erkannte kundzuthun. Indem nun ein „Pionier" der Wahrheit, dem dieser Muth gegeben ist, dieselbe unverblümt und offen ausspricht, stiftet er durch die nicht mehr zu vernichtende Thatsache dieses Aussprechens eine Stütze für den Muth Anderer, er gewöhnt sie, freilich in der Regel auf seine Kosten, an das Aussprechen der Wahrheit, er nimmt diesem Aussprechen den Schrecken, er bricht ihm die Bahn, hilft es allgemeiner machen und eben hierdurch wird erst die Wahrheit allmälig eine unüberwindliche Macht. Es ist daher mehr der moralische, als der geistige Erfolg, auf den die Verkündigung der Wahrheit zunächst zu rechnen hat, und deshalb muß sie sich um so eher Bahn brechen, je rücksichtloser sie von vorn herein in die Welt tritt. Sie so früh und entschieden wie möglich und um jeden Preis aussprechen, die Menschen nöthigen, sie vollständig zu hören, den Beweis liefern, daß sie sich nicht mehr zum Schweigen bringen läßt, ihr eine Tribüne erobern und behaupten, das ist der erste Schritt zu ihrer eigentlichen Wirksamkeit, die erst später eintritt, nachdem ihr Recht zu sprechen, hat anerkannt werden müssen.

* * *

In früheren Jahren gehörte der Name Humbold t zu den gepriesensten in der amerikanischen Presse, Wissenschaft und Politik. Man begegnete ihm fast alle Tage und die ersten amerikanischen

Größen waren stolz darauf, mit dem weltberühmten Gelehrten in irgend einer Beziehung zu stehen. Namentlich aber wurde er bei jeder Gelegenheit zitirt, wo es darauf ankam, durch europäische Autoritäten die Verdammung der Sklaverei und das Lob der Ver. Staaten zu unterstützen.

Alles das ist mit einem Mal geändert. Seitdem durch den Varnhagenschen Briefwechsel alle Zweifel darüber zerstreut worden, daß der im „Kosmos" versteckt gelehrte „Atheismus" wirklich Humboldts „Glaubensbekenntniß" war, ist sein Lob in der Modell-Republik verstummt und sein Name wird nirgendwo mehr öffentlich genannt. Die geistigen Pygmäen bilden sich offenbar ein, sogar den Weltruhm eines Humboldt todtschweigen zu können.

Das ist amerikanische (wie englische) Werthschätzung der Eigenschaften und Verdienste von „Fremden". So lang und so weit man dieselben benutzen kann, erkennt man sie an, man preis't sie sogar; was aber das amerikanische Niveau überragt und über die gemeine Benutzbarkeit unabhängig hinauswächst, das wird verdammt oder ignorirt. Aber auch dieß Verdammen und Ignoriren findet seine Grenze, sobald das Verdammte und Ignorirte, das nicht n ü t z e n will, mächtig genug ist, s c h a d e n zu können. Dem Gefährlichen wie dem Unentbehrlichen gestattet man Alles, sogar die Wahrheit. Gesetzt, Humboldt lebte in Amerika und stände an der Spitze der teutschen Stimmgeber, so würde man ihm nicht bloß seinen Atheismus verzeihen, man würde es sogar der Mühe für werth halten, denselben zu prüfen, und der große Gelehrte würde doppelten Einfluß gewinnen als geistige wie als politische Macht.

Setzen wir an die Stelle Humboldts den teutschen Radikalismus, ja die teutsche Ein-

wanderung überhaupt und wir haben die nämliche Erfahrung und Folgerung vor uns.

Als nach 1848 der teutsche Radikalismus hier zuerst der Sklaverei und der sie vertretenden „demokratischen" Partei zu Leibe ging, wurde er von deren Gegenpartei willkommen geheißen und gepriesen; sobald er aber bewies, daß er sich auch auf der anti-„demokratischen" Seite nicht zum Parteiwerkzeug benutzen ließ und daß er ein eben so rücksichtloser Gegner der geistigen wie der leiblichen Sklaverei war, verstummte sein Lob und seine Vertreter waren todt in der amerikanischen Presse.

Das verbreitetste und einflußreichste Blatt Amerika's, die „N. Y. Tribüne", übersetzte früher nicht bloß mit besondrem Wohlgefallen Artikel aus meiner Feder, sondern pries mich auch persönlich als einen "keen thinker" u. s. w. wegen meiner freiheitlichen Wirksamkeit. U. A. finde ich in ihrer Nummer vom 13. Juli 1852 folgendes, von Herrn Dana ausgestellte Attest:

"Of all the exiles whom the European revolution has brought to our shores, none wields so tranchant, merciless and *independent* a pen as Mr. Charles Heinzen, now Editor of a weekly journal in this city, called the Janus. A *radical democrat*, speaking right out what he thinks on every subject, avowing his opinions on religion, literature, politics, or individuals, with perfect coolness and indifference to the opinions of the majority, he necessarily often shocks the feelings of his readers and makes foes where he might make friends, but he also often tells the truth."

Sodann auf einen, von mir in Cincinnati gehaltenen Vortrag „über das Pork" übergehend, dessen Haupttheile er übersetzt, fügt Herr Dana hinzu:

"From this part of his remarks we below

translate, at some length, not only for the benefit of whom it may concern, but also to show that the Germans in this country *are not all disposed to go it blind for the sham Democracy—*" ꝛc. ꝛc.

Einige Zeit nachher, nachdem meine Bemühungen zur Schaffung einer unabhängigen teutschen Organisation zu wirken begonnen und ich Jedem den Beweis geliefert hatte, daß die Feder des "radical Democrat" und "keen thinker" nicht bloß "independent" von der „demokratischen" Partei war und die "truth" gegen Alles kehrte, was sie nicht ertragen konnte, fragte mich Herr Dana, ob mein Blatt seine Tendenz beibehalten werde. Nachdem er hierüber Gewißheit hatte, war es mit seiner Anerkennung vorbei und seit jener Zeit wird in der „Tribüne" Niemand mehr meinem Namen und dem Namen meines Blattes begegnet sein, obschon dasselbe immer „keener thinkte" und immer radikaler „demokratete". Hätte man aber meinen Plan, die freisinnigen Teutschen in einer unabhängigen Organisation von solcher Stärke zu vereinigen, daß dieselbe die "balance of power" in den Wahlkämpfen bilden konnte, zeitig ausgeführt, ohne sich durch Ignoriren die Hoffnung, durch Anfeindung den Muth und durch Quertreibereien die Ausdauer rauben zu lassen, so würden ich und andre Radikale nicht bloß nicht mehr ignorirt worden sein, sondern die "truth" des teutschen Radikalismus hätte sich längst auch in die amerikanischen Kreise Bahn gebrochen.

Gesetzt, ich hätte durch Rücksichten der s. g. „Klugheit" mir die Gunst der „Tribüne" und andrer Parteigrößen bewahrt, d. i. mit dem Anschein der „Independenz" mich in die Whig- und spätere „republikanische" Partei einrangirt, so wird Niemand, der die hiesigen Verhältnisse kennt, daran zweifeln, daß ich ein „großer Mann" geworden und „Einfluß" gewonnen hätte; aber es wird

auch Jeder zugeben, daß ich mich dann von einem Bedienten der Amerikaner so wenig unterscheiden würde wie Herr Schurz u. A. und daß die Frage, ob die Teutschen zu etwas mehr berechtigt seien, als zu dem Rang solcher Bedienten, wahrscheinlich noch heute als eine Anmaßung gelten würde.

Kann es einen Preis geben hoch genug, einem Menschen von Selbstgefühl und Charakter die Würde seiner unabhängigen Persönlichkeit, die Fortentwicklung seiner eingebornen Eigenthümlichkeit und die Geltendmachung seiner erprobten Ueberzeugungen abzukaufen? Für mich ist die Antwort auf diese Frage niemals zweifelhaft gewesen. Es ist aber dieß eine Frage, die jeder denkende Teutsche an sich zu richten hat, sobald er diesen Boden mit der Absicht betritt, die amerikanische Freiheit zu etwas Höherem zu benutzen, als zur Füllung des Magens und des Geldbeutels. Leider bestand die allgemeine Antwort früher in der Thatsache, daß die Masse der Teutschen hier keinen höheren Beruf hatten und haben durften, als, ihre besten Eigenschaften einem fremden Element zu opfern und sich demselben als politische Bedienten willenlos hinzugeben. Und diese Wahrnehmung, verbunden mit der Ueberzeugung, daß zwischen Untergang des Teutschthums und Unabhängigkeit des Teutschthums hier gar kein Ausweg existirt, gab mir schon beim Beginn meiner hiesigen Wirksamkeit den Plan ein, eine teutsche Organisation auf der Grundlage der entschiedensten Freiheitstendenz zu schaffen. Erhaltung des teutschen Elements, Hebung desselben auf die Stufe anerkannter Gleichberechtigung, Fortentwickelung seiner in Europa unterdrückten Eigenschaften, Verwirklichung der da drüben geächteten Ideale, Befruchtung der amerikanischen Welt durch den teutschen Geist und endlich eine freiheitliche Rückwirkung auf die alte Welt — das waren die

Zwecke, die jenem Plan zum Grunde lagen und die nur durch eine unabhängige, ausgebreitete und als einige Macht handelnde Organisation erreicht werden konnten. Was dem Einzelnen nun und nimmer erreichbar war, Aufhebung des natürlichen Uebergewichts des einheimischen Elements über das eingewanderte, Demüthigung seines ignorirenden Dünkels, Abweisung der Prätensionen eines rohen Schollengeistes, Geltendmachung gleicher Ansprüche auf alle Rechte wie alle Vortheile der Republik, freie Entfaltung des freien Geistes ohne Unterschied der Sprache — alles Das konnte und sollte durch das Gewicht einer massenhaften Organisation erzwungen werden, erzwungen in der Presse, erzwungen auf der Tribüne, erzwungen namentlich am Stimmkasten. Wer hätte eine halbe Million teutscher Stimmgeber ignorirt? Wer hätte nicht gehört, geprüft und beachtet, was sie sagten, wollten und waren? Welche Partei hätte ihnen nicht jede mögliche Konzession gemacht, um ihren Anschluß und ihre Unterstützung zu erlangen?

Wie bornirt und gemein auch die Angriffe waren, welche die teutsche Organisation über sich hat ergehen lassen müssen, so gibt es doch sicher keinen Teutschen bornirt und gemein genug, der in ruhiger Stimmung die Bedeutung der ihr zum Grunde liegenden Idee leugnen könnte und nicht zugeben müßte, daß eine würdige und umfassende Ausführung derselben die Teutschen dieses Landes zu einer Fortschrittsmacht erheben würde wie das ganze teutsche Volk in diesem Jahrhundert keine auf die Beine gestellt hat.

Dennoch gab es Teutsche, sogar intelligente Teutsche, deren Gesinnung ihre Intelligenz so weit herabzog, daß sie jener schönen Idee ihre erbärmlichen persönlichen Spekulationen überordneten und die Organisation, welche bestimmt war, das

teutsche Element zu einer unabhängigen, Achtung gebietenden Macht zu erheben, in ihr direktes Gegentheil, in eine verächtliche Maschine zur Einspannung jenes Elements in das alte Parteijoch zu verkehren suchten, hoffend, als Maschinenmeister um so wirksamere Ansprüche auf Lohn für ihre Ansprüche erheben zu können.

Es gelang zwar, jenen unwürdigen Geist gemeiner Selbstsucht gleich bei der Bildung der Organisation abzuweisen, aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Kämpfe, die er provozirte, eine störende Wirkung ausübten, dem Unternehmen von vorn herein manche Elemente abwendig machten und der Ausdehnung der schon gebildeten Vereine Abbruch thaten. Besonders aber wirkte die herbeigeführte Spaltung ermuthigend auf das schon zaghaft gewordene amtliche und Lohnschreiber-Bediententhum, das lauernd auf den Ausgang wartete und nun in dem abgewiesenen Spekulantengeist, der ihm früher als Konkurrent gegenübergestanden, einen neuen Bundesgenossen und Helfer begrüßte.

Trotz diesen anfänglichen Störungen und Spaltungen führte die Organisation ihr Werk bis zu einer gewissen Ausdehnung glücklich und einig durch. Der Geist, der bei ihrer Gründung vorherrschte, ersetzte einstweilen die fehlende Masse und was er bei größerer Ausdehnung und konsequenter Haltung beim Eingreifen in die Politik des Landes zu Stande zu bringen vermögte, das hat seine Wirksamkeit in Cleveland und seine Betheiligung an der Bildung der „radikalen Demokratie“ auch dem Blödsichtigsten klar gemacht.

Bei der Bildung der Organisation schwebte ihr als nächste und in gewissem Betracht entscheidende Probe für ihre praktische Thätigkeit die Aufbauung einer radikalen Partei und die Erwählung eines radikalen Präsidentschaftskandida-

ten vor. Der eine Theil dieses Programms verwirklichte sich, der andre fiel durch den Verrath der New-Yorker Mitglieder des Nationalkomite's und den Rücktritt Fremonts zu Boden. Dadurch verlor die Organisation das nächste und bedeutendste praktische Objekt, auf welches alle ihre Anstrengungen waren konzentrirt worden und welches ihr in diesen gemeinsamen Anstrengungen das stärkste Band des Zusammenhalts verliehen hatte. Die natürliche Folge dieses Verlustes war eine Lockerung der Verbindung, eine Schwächung des Interesse, eine Abkühlung des Eifers, da es Niemanden gegeben war, an die Stelle des verlorenen Strebensobjekts ein neues zu setzen. Eine politische wie eine militairische Organisation kann nicht bloß durch eine Niederlage, sondern auch durch das Aufgeben eines begonnenen Feldzugs demoralisirt werden. Und als nun gar in der plötzlich entstandenen Pause nothgedrungener Passivität die Lehre von dem „kleineren Uebel" auch innerhalb der Organisation Proselyten machte, gerieth sie in einen Zustand der Abspannung, welcher das Vorspiel ihrer Auflösung werden kann, wenn nicht ein frischer Geist sie wieder belebt und eine neue Fahne für die Sammlung der alten wie den Zutritt neuer Elemente aufgesteckt wird.

Ich verschmähe es, künstliche Reizmittel zur Wiedererweckung des Interesse für ein Unternehmen anzuwenden, das sich allen Unbefangenen längst durch seine offenbare Bedeutung empfohlen hat. Nur auf ein Paar Punkte will ich aufmerksam machen, welche erst durch die neueste Zeit der Aufmerksamkeit näher gerückt worden sind. Während von der einen Seite der leitende Know-nothinggeist in Washington dafür gesorgt hat, daß in der Ruhmes- und Verdienst-Geschichte dieses Kriegs der teutsche Name fehlt und das teutsche Blut nur zur Düngung amerikanischer

Lorbeern dient, und während sich mit ziemlicher Sicherheit folgern läßt, daß nach hergestelltem Frieden der nämliche Geist das Teutschthum von der Betheiligung an den Früchten des Kriegs möglichst zurückzudrängen, ihm vielleicht mit Hülfe des Pfaffengeistes neue Fesseln anzulegen suchen wird, ist auf der andren Seite der nämliche Geist genöthigt, zum Ersatz für die erlittenen Verluste an das „fremde Element" zu appelliren. Die teutsche Einwanderung hat nie eine größere Bedeutung für Nordamerika gehabt, als grade jetzt, und eben durch diese Einwanderung steigert sich die Macht des teutschen Elements jetzt in größerem Verhältniß als je. Denn eben diese Einwanderung liefert den Teutschen einen Ersatz für die Opfer des Kriegs, welchen die auf die bloße Fortpflanzung angewiesenen Amerikaner nirgendwo finden werden. Mit andren Worten: wenn die Teutschen und die Amerikaner im Krieg verhältnißmäßig gleich viel Leute verloren haben, so sind nach Beendigung desselben der Teutschen verhältnißmäßig weit mehr, der Amerikaner weit weniger geworden. Dieser Zuwachs aber gibt einen neuen Anstoß wie eine neue Ermuthigung, das teutsche Element nicht sinken zu lassen, sondern seine Kräfte zu benutzen, seine Stellung zu befestigen und eine Schutzmacht für seine Entwickelung zu schaffen. Diese Schutzmacht aber liegt vor Allem in einer Organisation. Und sollte gar die Republik in einen Krieg mit dem despotischen Ausland verwickelt werden, so kann eine solche Organisation sich zu einer internationalen Macht, zu einer Hülfsmacht für die Befreiung beider Welten erheben. (Die „Fenian-Brüderschaft" der Irländer, die schon eine halbe Million Mitglieder zählen und 1¼ Millionen Dollars in der Kasse haben soll, beschämt die Teutschen durch ihre Organisationsfähigkeit, ihre Opferwilligkeit und ihr Interesse für Bekämpfung

europäischer Unterdrückung. Im Fall eines Kriegs mit England können die Irländer dadurch fast zu einer gebietenden Stellung gelangen. Und welcher Unterschied in Bezug auf den Muth des Auftretens! Es ist den Irländern nicht im Traum eingefallen, die Amerikaner um Erlaubniß zu fragen oder irgend etwas von ihnen zu fürchten, als sie eine so gewaltige, noch dazu geheime und und möglicherweise zu Verwicklungen mit dem Ausland führende Organisation bildeten. Unter den Teutschen aber schrieen Hunderte Weh und Ach und duckten sich schon im Voraus vor dem eingebildeten Zorn der Amerikaner, als sie eine Organisation zur Ausübung ihrer einfachsten politischen Rechte bilden sollten. Das war ganz die alte Furcht des mitgebrachten Unterthanen- und Bedientensinns.)

Die Objekte, welche eine teutsche Organisation, neben der eigentlichen politischen Thätigkeit, in den Bereich ihrer Bestrebungen ziehen könnte, lassen sich nicht von vorn herein alle bestimmen. Ihre Ausdehnung oder Beschränkung hängt von der Gelegenheit sowie von den Mitteln und Kräften ab, über welche die Organisation zu verfügen hat. Man mag sich den Kreis ihrer Wirksamkeit möglicher Weise so groß denken, daß sie sogar die Interessen der teutschen Einwanderung, die Errichtung höherer Lehranstalten ꝛc. unter ihre Obhut nehmen könnte, in welchem Fall eine leitende Behörde nöthig wäre, die sich ausschließlich den Angelegenheiten der Organisation zu widmen hätte. Doch abstrahiren wir einstweilen von solchen Möglichkeiten vollständig und beschränken wir uns auf den bisher betretenen Boden, den politischen, auf welchem die Gemeinsamkeit der Bestrebungen und Interessen am Deutlichsten hervortritt.

Es liegt in der Natur der Sache und die

Erfahrung hat es praktisch erwiesen, daß, je konservativer oder reaktionairer die hiesigen Parteien sind, sie um so weniger Fähigkeit besitzen, das eingewanderte Element zu verstehen, zu achten und als gleichberechtigt anzuerkennen. In den alten Parteien **kann** es daher für die Teutschen keine andre Stellung geben, als die der Bedienten. Die „demokratische" Partei, welche sich vorzugsweise als Vertreterin der „Rechte der Fremden" geberdet, hat bei dieser Rechtsvertretung (wobei sich vor Allen der Sklavenhalter Wise von Virginien auszeichnete) nie etwas Andres im Auge gehabt, als die Sicherung einer wohl abgerichteten Heerde von "voting cattle". Das Stimmen „für das Ticket" war die einzige Ehre, wozu die teutschen „Demokraten" zugelassen wurden. Ihr Einfluß auf den Geist ihrer Partei war stets unter Null. Man begegnete ihren Namen weder in leitenden Komite's, noch brachten ihre Führer es zu höheren Anstellungen, als etwa zu Waagemeister- und ähnlichen Posten, womit zwanzigjährige Dienste unverwüstlicher Kleppertreue im Joch eines von Korruptionsschmutz und Sklavenblut besudelten Parteikarrens belohnt wurden. Etwas besser wurden die Teutschen in der „republikanischen" Partei geachtet und behandelt, nicht bloß weil sich dieser ein Theil ihrer besten Talente zuwandte, sondern namentlich deshalb, weil der republikanischen Partei von vorn herein der teutsche Zuwachs zur Gewinnung eines Siegs über die „demokratische" unentbehrlich war. Es ist eine feststehende Thatsache, daß ohne die Teutschen A. Lincoln nicht wäre gewählt worden. Wie aber hat er sie für diese entscheidende Hülfe behandelt! Freilich nicht schlimmer, als sie es selbst gewollt; aber er war doch bis dahin zu wenig mit ihnen bekannt, um zu wissen, daß sie so bescheiden sein würden wie die teutschen „Demokraten". Haben

die Teutschen, nachdem sie der „republikanischen“ Partei zum Sieg verholfen, den mindesten Einfluß auf deren Fortbildung gehabt? Hat Jemand ihre Vorschläge angehört, ihre Wünsche berücksichtigt, ihre Opposition beachtet? Ist in Baltimore auch nur ein Atom teutschen Einflusses wirksam gewesen? Allerdings, aber der teutsche Geist, der dort gewirkt, kam nicht aus den Reihen der „republikanischen“ Partei, sondern er kam aus einer unabhängigen Region, er kam von — Cleveland.

Die „republikanische“ Partei, deren Vertreter noch vor ein Paar Jahren dem Kongreß in Bezug auf die Sklavenfrage den Mund schließen wollten, ist durch die „Demokraten“ und die Rebellen **gezwungen** worden, nach einer Richtung hin als Fortschrittspartei aufzutreten. In allen andren Fragen, außer in der Sklavenfrage, ist sie so konservativ oder noch konservativer, als die „demokratische“. Das alte Whig-Element, das selbst bisher ihr als hemmendes Bleigewicht angehangen, wird nach Beendigung des Kriegs vollends die Oberhand gewinnen und sich durch alle verwandte Elemente sowohl aus der „demokratischen“ wie auch der Knownothing- (Bell-Everett) Partei zu stärken suchen. Dann werden die Teutschen vollens in ihr verschwinden und nur als stilles und folgsames Bedienten-Element geduldet werden Nach dem Krieg wird mehr als je die Loosung sein: „Geld machen! Weg mit Prinzipien und Ideen und ihren Vertretern!“ Dann müssen die zurückgekehrten südlichen „Brüder“ in Stand gesetzt werden, sich von ihren Verlusten zu erholen, um den nördlichen Brüdern Baumwolle ꝛc. zu liefern. Zu Beidem ist der Neger nöthig und bei Beidem ist der teutsche Gehülfe im Wege. Man wird den „freien“ Neger an eine neue Kette legen und den enttäuschten Germanen den Weg

weisen. Welche Naivetät zu glauben, daß, wenn Herr Seward ꝛc. in Washington wieder ihren südlichen Freunden die Hände schütteln, sie sich an die teutschen Bedienten kehren werden, die als „Abolitionisten“ hinter ihnen hergelaufen, obschon sie wußten, daß sie nur Kompromißlern zur Macht verhalfen! Der Schluß wird sein: ein Mal Bedienter, immer Bedienter. Und wenn unter Tausenden ein Einzelner ein Aemtchen erhält, reicht das trotz aller Zurücksetzungen und Mißhandlungen hin, die Hoffnung Aller aufrecht zu erhalten und ihrem „Ehrgefühl“ genug zu thun.

Die einzige Position, in welcher die Teutschen auch bei den alten, konservativen Parteien sich Geltung verschaffen können, ist die in einer ausgebreiteten, unabhängigen Organisation, welche die Bedeutung einer balance of power hat. Eine solche Geltung kann aber immer nur momentan sein, da sie keine innere Uebereinstimmung zur Basis hat, und beruht eigentlich bloß auf einer geschäftlichen Transaktion. Man redet jetzt viel von einer Vereinigung der „radikalen Demokraten“ mit der alten Demokratie, welche zu ihren Jeffersonschen Doktrinen zurückkehren soll. Durch die Konvention in Chicago sollte man von Illusionen über jene Partei gründlich kurirt sein. Sie ist zu tief korrumpirt, versumpft und versklavt, um sich zeitgemäß zu verjüngen, und ihre Hauptmasse besteht aus begriff- und willenlosem Pöbel. Sie muß aufgelöst und ihren bisherigen Leitern vollständig entrissen werden. Auch haben sich selbst ihre besseren Politiker zu lang in die Gewißheit hineingelebt, daß die „Fremden“ nur als voting cattle betrachtet werden können. Sogar in Cleveland waren es ehemalige „Demokraten“, welche die „Fremden“ über die Achsel behandeln wollten, und nur das entschiedenste Entgegentreten konnte sie überzeugen, daß teutsche Radikale sich von teutschem Stimmvieh einiger Maßen unterscheiden.

Die bereitwilligste Anerkennung aber finden die freien Teutschen bei den radikalen Amerikanern, welche nicht von den alten Parteien abhängig sind, bei dem eigentlich progressiven Elemente, zu dessen Vertretern Leute wie Phillips, Fremont u. s. w. gehören. Mit diesen müssen sie Hand in Hand gehen, wenn sie auf die Parteibildung wirklichen Einfluß üben und diesen Einfluß bewahren wollen. Aber auch diese werden sie nur zu einer Verbindung, zu einem gemeinschaftlichen Handeln bewegen, wenn sie ihnen eine Macht aufweisen können, mit welcher zu agiren der Mühe werth ist. Zwischen persönlichem Verkehr Einzelner und einem gemeinschaftlichen öffentlichen Auftreten ist ein großer Unterschied. — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Haupthinderniß einer ausgebreiteten Organisation besteht in der Unmasse von Vereinen aller Art, welche in Amerika durch die geringfügigsten Mittel und Objekte Alles an ihre Lokale fesseln. Sie begründen tausend und aber tausend kleine Interessen der Lokalität und des Partikularismus, welche den Sinn für höhere Zwecke vollständig abstumpfen und jeder Vereinigung für allgemeine Interessen feindlich in den Weg treten.

Wie verderblich, einseitig und bornirend der Vereinsegoismus wirkt, zeigen z. B. auch die „freien Gemeinden", namentlich die in Philadelphia. Diese Gemeinden wollen den radikalsten Humanismus kultiviren und schließen dabei das einzige Mittel, diesen Humanismus allseitig zu vertreten und praktisch für die ganze Gesellschaft nutzbar zu machen, nämlich die Politik, vollständig aus. Aber wenn sie in der Politik so radikal wären wie in der Theologie, so würden keine — „Demokraten" ihre Mitglieder werden, und deshalb dürfen die „freien Gemeinden" nur frei sein gegen den Herrgott und nicht gegen die Sklavenhalter u. s. w. Die Bekämpfung der Bigotterie

gehört zum „Humanismus“, die Bekämpfung der Sklaverei u. s. w. nicht. Die besten „freien Gemeinden“ könnte die teutsche Organisation bilden, aber — die teutsche Organisation bildet keine „freie“ — Kirche.

Doch genug von den Hindernissen. Die Organisation schließt für die Teutschen Sein oder Nichtsein in sich. Wer das nicht sieht, dem kann ich den Staar nicht stechen, und wer es nicht anerkennen will, der finde sich mit den Folgen ab. Man kann den Menschen zwingen, ein Sklave zu sein, aber man kann ihn nicht zwingen, ein freier Mann zu werden.

* * *

Es zirkulirt in der Presse ein Urtheil Victor Hugo's über Teutschland, worin dieser phrasenpustende Konfusionarius und Verstandesstürmer die Teutschen namentlich wegen ihres Singens rühmt und alle Bierbässe durch den haarsträubenden Ausspruch elektrisirt: „Singen heißt sich befreien“! Wenn davon nur ein Buchstabe wahr wäre, so müßte Teutschland längst das freieste Land der Erde sein. Wäre Herrn Hugo wenigstens die Thatsache eingefallen, daß, trotz Luther, die freiesten Geister Teutschlands am Wenigsten „gesungen“ haben, so hätte er vielleicht den Ausspruch gethan: „**Denken** heißt sich befreien“. Dann aber hätte er wahrscheinlich erkannt, daß das viele Singen wie das damit verwandte viele Saufen nur ein Trost oder Ersatz der Gedankenlosen, Muthlosen, Thatlosen und Renommisten für das Nichtbefreien ist.

* * *

Das Zentral-Komite in Bremen schickt mir zur Veröffentlichung einen Aufruf „an die Deutschen im Auslande“ zu, worin diese eingeladen werden, an dem am 16. Juli dort abzuhaltenden „zweiten

deutschen Bundesschießen“ Theil zu nehmen und Ehrengaben für dasselbe einzusenden. Der Aufruf weis't den „Deutschen im Auslande“, zu denen ich vor Allen die Exilirten rechne, ihre „Aufgabe“ mit folgenden Worten an:

„Wohin auch der Deutsche seinen Fuß setze, eine neue Heimath sich zu begründen, er soll die heimischen Götter mit sich nehmen, soll dem deutschen Sinn und Geiste, dem deutschen Vaterlande treu bleiben. Er soll darüber wachen, daß überall auf Erden der deutsche Name geehrt, der deutsche Einfluß gefühlt werde; er soll sorgen, daß deutsche Sitte und deutsche Tüchtigkeit in allen Welttheilen herrsche; das ist die weltgeschichtliche Aufgabe der im Auslande weilenden Deutschen. Diese Aufgabe stets mit Kraft und Muth zu erfüllen, dazu bedarf es des regen geistigen Verkehrs mit dem Mutterlande. Deutsche Männer, auch in der Ferne seid Ihr mit uns durch das wechselseitige Band brüderlicher Liebe verbunden.“

Um für diese Belehrung erkenntlich zu sein, will ich im Namen der „Deutschen im Auslande“ denen im „Inlande“ meine Ansicht über ihre „Aufgabe“ mittheilen und hoffen, daß das Zentral-Komite sie zu deren Kenntniß wird gelangen lassen:

Ihr sollt vor allen Dingen eure „heimischen Götter, die man Majestäten nennt, und die „mitzunehmen“ wir bei unsrer Abreise nicht die nöthigen Trans- oder Deportationsmittel besaßen, los zu werden suchen. Dazu können die teutschen Schützen sehr kräftig mitwirken, wenn sie danach streben, einen höhern Preis zu verdienen, als silberne Becher, und auf andre Feinde zu zielen, als auf vorgespiegelte Franzosen. Strebe jeder Schütze ein Tell zu werden, der vor keinem „aufgesteckten Hute“, Krone genannt, seinen Nacken beugt, übrigens nach keinem bloßen Apfel schießt,

es sei denn etwa ein „Reichs"-Apfel, aber seinen Geßler unfehlbar erlegt. Wenn die teutschen Schützen solche Arbeit verrichten, dann wird ganz von selbst „überall auf Erden der deutsche Name geehrt, der deutsche Einfluß gefühlt werden". Fehlt euch da drüben aber der rechte Geist, um für diese Aufgabe „Kraft und Muth" zu gewinnen, so befleißigt euch eines „regern geistigen Verkehrs" mit euren Exilirten. Sie führen eine andre Sprache, als eure literarischen Eunuchen, welche in euch den Unterthanengeist nähren, und muthen euch vor Allem zu, daß ihr werdet, was sie sind, nämlich Republikaner und Revolutionaire. Verbannt jenen widerlichen Unterthanen-Dünkel, der in Teutschland mit blödsinniger Süffisance auf die Exilirten hinblickt, welche die Blüthe eures freiheitlichen Geistes darstellen, und „dem Vaterlande treu bleiben" durch Tyranenhaß. Sie können eurer Einladung nicht Folge leisten, sie klingt ihnen wie Hohn, denn neben eurer Hand streckt sich ihnen die Hand der fürstlichen Polizei zum Willkomm entgegen. Sorgt erst, daß ihr Herrn im eigenen Hause werdet, und erkennt es als eure Schmach, daß die besten Freunde eurer Freiheit Exilirte sind. Wenn ihr von ihnen wieder lernt, was ihr nach 1848 wieder vergessen habt, so werden sie „heimkehren mit dem Oelzweig" in der einen, aber mit einem Messer in der andern Hand, um euch das „Mutterland" vom Unkraut säubern zu helfen und alsdann wirkliche Volksfeste, Feste eines republikanischen Volks mit euch feiern.

* * *

Ich berichtete neulich wie die preußische Regierung, die von dem verstorbenen Lassalle dargebotene Hand ergreifend, darauf ausgeht, die „Arbeiter" durch „Staatshülfe" zu ködern und dann von oben herab zu „organisiren". Sie hat dabei freilich das von Lassalle gefoderte allgemeine

Wahlrecht unerwähnt gelassen; aber erstens hat derselbe dieß Recht nur als Folge eines Staatsstreichs in Aussicht gestellt und zweitens würde das allgemeine Wahlrecht, wenn die Arbeiter einmal durch „Staatshülfe“ und „Organisation“ von der Regierung abhängig wären, von dieser nicht bloß ohne Gefahr bewilligt, sondern auch als Mittel des Despotismus, wenigstens eine Zeit lang, trefflich benutzt werden können. Es kann also ohne Weiteres behauptet werden, die preußische Regierung sei auf den Lassalleschen Vorschlag eingegangen, und eben so unzweifelhaft ist, daß dieser Vorschlag jener Regierung entgegenkam. Will man dem begrabenen Urheber desselben keine verwerfliche Motive beimessen, so ist man jeden Falls genöthigt, ihm trotz seinen Talenten eine große politische Kurzsichtigkeit zuzuschreiben. Kein Politiker von Einsicht wird jemals glauben, daß das Königthum, der Inbegriff alles Gewaltmißbrauchs, aller Rechtsfeindlichkeit und aller „Klassen“-Bevorzugung, ernstlich das Interesse der unteren „Klassen“ gegen die höheren vertreten werde; keiner wird glauben, daß allgemeine Rechte ohne allgemeine Freiheit gesichert sein könnten, und keiner wird bezweifeln, daß eine absolute Regierung, auf den „Knauf des Schwertes“ gestützt, die Macht und den Willen haben werde, jede „Klasse“ für sich zu benutzen, die sich ihr in die Arme wirft oder ihr als Gehülfinn dient; keiner wird die Thorheit begehen sich einzubilden, er könne eine solche Regierung weit genug täuschen, um mit ihrer Hülfe, aber mit entgegengesetzten Zwecken, ihr über den Kopf zu wachsen und sie sich dienstbar zu machen. Ein einsichtiger Politiker mußte also wissen, daß die preußischen Arbeiter verrathen waren, wenn sie auf die Seite des Königthums traten, und er mußte ferner voraussehen, daß sie, nachdem ihnen später der Verrath klar geworden,

sich dagegen auflehnen und alsdann von dem nämlichen Königthum, von dem sie Schutz erwartet, in Gemeinschaft mit den nämlichen „Bourgeois“, gegen welche sie dem Königthum geholfen, würden niedergeschmettert werden wie in der Junischlacht zu Paris. Das Alles mußte der Agitator Lassalle wissen, wenn er nicht blind war, und dabei abstrahire ich ganz von der Frage, wie ein Mann von Charakter, ein Mann von dem geringsten männlichen Stolz und Selbstgefühl es über sich gewinnen könne, mit dem Königthum, diesem Hohn gegen alle menschliche Würde und Intelligenz gemeinsame Sache zu machen und sich unter seine Protektion zu beugen.

Es scheint nun, daß grade durch das Auftreten der preußischen Regierung, welche die Konsequenzen des Lassalleschen Projekts bloßgelegt, dessen Anhänger zur Besinnung gebracht werden sollen, und geschieht dieß, so bleibt die durch ihn hervorgerufene Bewegung als günstiges Resultat bestehen, während ihre verderbliche Richtung verlassen wird.

Die Lassallianer haben vor einiger Zeit in Berlin unter der Führung eines Herrn von Schweizer ein Organ gegründet unter dem Titel „Die soziale Demokratie“. Ich habe dieß Blatt nie zu Gesicht bekommen, aber, wie aus indirekten Anzeichen hervorgeht, ist es trotz seinem demokratischen Titel zu Gunsten der preußischen Regierung aufgetreten. Es hat nicht bloß gegen die „Fortschrittler“, sondern für Herrn Bismarck Partei ergriffen. Unter den Mitarbeitern jenes Blattes wurden auch die Herrn Marx und Engels, diese kommunistischen Orestes und Pylades, genannt. Jetzt haben diese Herrn ihre Namen als Mitarbeiter zurückgezogen, weil sie doch Verstand genug hatten, einzusehen, daß sie unter der Fahne des preußischen Absolutismus und Junkerthums

auch intellektuell allen Kredit verlieren mußten. Wie Herr Lassalle früher der Erbe des Herrn Marx wurde — obschon er versicherte, daß er mit demselben nichts wolle zu schaffen haben —, so gedachte wahrscheinlich Herr Marx jetzt wieder der Erbe des Herrn Lassalle werden zu können. Aber das Erbe schien ihm doch durch den Bismarckdienst zu theuer erkauft und so sagte er sich von dem Lassallismus bei Zeiten wieder los. Dabei fällt bloß der Widerspruch auf, daß er früher trotz der Knauftheorie für Herrn Lassalle Partei ergriffen, jetzt aber dessen Jüngern den Rücken wendet, weil sie jene Theorie in die Praxis einzuführen beginnen.

Doch ich erwähne dieser Marxschen Demonstration bloß als eines Symptoms, welches zeigt, wie faul und bedenklich die Verbindung des „Proletariats“ mit dem Königthum sich schon während der Freierzeit ausnehmen muß, welche die Kopulation einleiten soll. Das Erfreulichste aber ist, daß unter den Arbeitern selbst und unter Denen, welche bisher zu ihren eifrigsten Wortführern auf der Lassalleschen Seite gehörten, Stimmen laut werden, welche auf das Entschiedenste nicht bloß jede Gemeinschaft mit dem ruchlosen Kronenthum bekämpfen, sondern auch das republikanische Prinzip mit unzweideutiger Offenheit voranstellen im Gegensatz gegen die kronendienerischen „Sozialisten“. Während das Organ der letzten die „Soziale Demokratie“ in Berlin ist, tritt ihnen als Organ der sozialistischen Republikaner der Hamburger „Nordstern“ feindlich gegenüber und brandmarkt sie als „demokratische Tartüffe's“, „diese ‚radikalen‘ Herrn, diese ‚Volksfreunde‘, deren rechte Hand künstliche Schwielen, deren linke jedoch ein Glacehandschuh bedeckt, um geeignetenfalls koursähig zu sein.“ „Hinweg mit der Tyrannei und hinweg mit jenen infamen

Ränkeſchmieden, die euch in das Netz dieſer Spinne zu ziehen ſuchen, damit ihr wie Fliegen ausgeſogen werdet um ſie zu ſättigen!“

„Man hüte ſich vor den Wölfen in den Schaafskleidern; man denke an die Lehren, die wir 1848—1849 empfingen; man denke an Wien und Raſtatt und raſte niemals im Kampf gegen den gefährlichſten Feind der Freiheit, gegen das Junkerthum.

„Und nun nochmals: weg mit allen Ränken und Ränkemachern und heraus zum offenen ehrlichen Kampf! Wie ſagt doch unſer Dichter Freiligrath:

Die Freiheit iſt die Nation,
Iſt Aller gleich Gebieten!
Die Freiheit iſt die Aktion
Von dreißig Fürſtenhüten!
Die Freiheit iſt die Republik!
Und abermals die Republik!“

Das iſt gewiß eine offene und ehrenwerthe Sprache und daß ſie in Teutſchland geführt werden kann, zeugt von mehr Preßfreiheit, als man dort hätte vermuthen ſollen. Nun aber mögte ich fragen: wie paßt dieſe Sprache zu den Lobeserhebungen des Herrn Laſſalle, der nie ein Wort für die Republik laut werden ließ und genau die nämliche Koalition einleitete, welche der „Nordſtern“ mit Recht ſo entſchieden verdammt? Wenn der Verſtorbene die Artikel des „Nordſtern“ läſe, könnte er nicht jedes Wort derſelben gegen ſich ſelbſt gerichtet glauben? Und wie paſſen ſie zu dem Programm ſeines Nachfolgers, wonach die „Arbeiterpartei“ ſich an die Junkerpartei anlehnen ſoll, wenn ihr dieſelbe mehr Vortheile verſpreche, als die Fortſchrittler?

Ich will weder dem „Nordſtern“ noch ſonſt Jemanden einen Vorwurf daraus machen, wenn er früher in Bezug auf Perſonen oder Verhältniſſe einen Irrthum begangen hat. Aber wenn der Irrthum erkannt, namentlich als verderblich er-

kannt worden, ist es Pflicht, ihn entschieden aus dem Wege zu räumen. Die Lehren des Herrn Lassalle und seines Nachfolgers in Bezug auf die Koalition mit dem Königthum sind falsch, gefährlich, verderblich, ehrlos, nichtswürdig. Wer daran festhält, muß als Feind und Verräther der Arbeiter wie der Volksfreiheit überhaupt bekämpft und „unschädlich gemacht werden". Dann aber sollte die ganze unwürdige Personenvergötterung, womit die „Arbeiter-Partei" so viel Mißbrauch getrieben, als verderblich abgethan, der „Klassen"-Geist aufgegeben und die „Volksbewegung" bloß auf allgemeine Prinzipien basirt werden, so daß sich alle wahren Freunde der Freiheit, der „sozialen Republik", mögen sie gehören zu welcher „Klasse" sie wollen, daran betheiligen können. Wenn Das geschieht, so ist man zu neuer Hoffnung berechtigt, daß Teutschland, teutsche Freiheit und teutsche Revolution keine Spottnamen bleiben werden.

* * *

Es gibt keinen philisterhafteren und unwürdigeren Standpunkt bei Beurtheilung der politischen Zustände und Manifestationen eines Volkes, namentlich eines republikanischen, als den der Rücksichten auf persönliche Vortheile oder Gnaden, die der Beurtheiler einem solchen Volke schuldig sein soll. Es heißt dieß mit andren Worten: ein Volk soll, wie ein Machthaber, die Kritik bestechen, das Lob erkaufen und die Wahrheit abfinden. Mir kommen daher die Flüchtlinge und die Einwanderer, welche der Schweiz für ein gewährtes Asyl, oder den Ver. Staaten wegen ihres Wohlergehens „an diesen gastlichen Gestaden" durch Lobhudelei oder Unterdrückung gerechten Tadels ihren servilen „Dank" abtragen, eben so verächtlich vor wie diejenigen Repräsentanten jener Länder,

welche auf solchen Dank Anspruch machen. Der Dank, den w i r einer Republik abtragen, besteht darin, daß wir ihre Freiheit benutzen, um ihre Fehler aufzudecken, ihre Zustände zu verbessern und Propaganda für wahrhaft republikanische Prinzipien zu machen so weit wir es vermögen.

Der Artikel im „Pionier“ vom 18. Januar „Eine Sklavenhalter-Republik in Europa“ hat der „Neuen Züricher Zeitung“ Stoff zu einem charakteristischen Erguß gegeben, der für ihre Bornirtheit wo möglich noch stärkeres Zeugniß ablegt wie für ihre niedere Gesinnung. Es fällt diesem Blatt, welches in seinen Berichten über amerikanische Angelegenheiten stets mit den Sklavenhalter-Rebellen sympathisirt haben soll, nicht ein, zu fragen, ob das Parteiergreifen des Bundesraths für die schweizerischen Menschenhändler in Brasilien und damit indirekt für die Sklaverei republikanisch sei und der Republik Schande mache; noch weniger kommt ihm die Möglichkeit in den Sinn, daß ein fremder Republikaner jenes Parteiergreifen aus Interesse für die republikanische Ehre und das freiheitliche Prinzip tadeln könne. Nein, es rechtfertigt den Bundesrath gradezu, weil er sich dagegen sträubt, die schweizer Bürger in Brasilien zu „ruiniren“ (als ob solche Schinder eher ihre Sklaven, als ihr Bürgerrecht fahren ließen) und sich in die brasilianischen Zustände zu mischen, an denen er doch nichts ändern könne. Die Frage also, worum es sich eigentlich handelt, hat die „N. Z. Z.“ entweder nicht erkannt, obschon sie deutlich genug hervorgehoben wurde, oder sie hat sie perfider Weise ignorirt. Mir aber, dem „Dr. Heinzen“, weiß sie kein andres Motiv unterzulegen, als das der „Besudelung der Schweiz“ aus Rache für meine Vertreibung aus Europa, welche der Bundesrath mit Hülfe der schamlosesten Lügen (ich hätte Truppen für Sizilien geworben und ich

sei einer der Führer der letzten badischen Revolution gewesen) nach langen Anstrengungen glücklich zu Stande brachte. Sie erklärt dabei, die Schweiz habe mich längst vergessen, erinnert sich aber noch ganz genau, daß ich der verhängten Ausweisung den passivsten Widerstand entgegengesetzt und daß der Bundesrath es sich das „Reisegeld" (1200 Fr.) kosten ließ, um den bis auf den letzten Pfennig Abgehetzten, der ihm einfache Transportation per Schub anheimstellte, unter dem Schein des Anstandes fortzuschaffen, weil er fürchtete, seine Infamie durch das gemeinste Skandal zu krönen. Wenn die 1200 Fr. der „Züricher Zeitung" noch patriotische Nachwehen verursachen, so beruhige sie sich mit dem patriotischen Trost, daß dieselben im Interesse der „Aristokraten" und der Fürsten ausgelegt worden sind. Auch rechne sie auf meine Erkenntlichkeit. Ich bin auf dem Wege, selbst ohne Sklaven ein Millionair zu werden, und als solcher werde ich (in der Qualität eines amerikanischen Bürgers, nicht eines teutschen Flüchtlings) binnen Kurzem nicht bloß die unvergeßlichen 1200 Fr. republikanische Deportationskosten nebst Interessen zurückerstatten, sondern auch meine Zinsen in der Schweiz verzehren, in der ich trotz Bundesrath und „N. Zür. Zeitung" noch ganz erträgliche Aufenthaltsorte kenne und bereits Vorbereitungen zur Erwerbung ausgedehnter Besitzungen getroffen habe.

Die „N. Z. Z." begnügt sich aber nicht damit, ihre und des Bundesraths Liebhaberei für den Menschenhandel auf meine Rechnung in Schutz zu nehmen, sondern sie wendet sich auch gegen den Dr. Joos von Schaffhausen, welcher den früher besprochenen Antrag im Nationalrath gestellt hat. Sie verdächtigt ihn als meinen Gehülfen oder Korrespondenten, der mir das Material zur „Besudelung der Schweiz", welche Besudelung vom

Bundesrath und der ihm beistimmenden Majorität des Nationalraths ausgegangen, geliefert habe. Es genügt, zu bemerken, daß ich jenes Material einfach den europäischen Zeitungsberichten entnommen und mit dem, mir persönlich durchaus unbekannten Dr. Joos nie in Verbindung gestanden habe. Dankbar aber bin ich der „N. Z. Z." für ihre Verdächtigung deshalb, weil dieselbe den Dr. Joos veranlaßt hat, im „Schaffhauser Intelligenzblatt" vom 2., 3. und 4. März neben angemessener Zurechtweisung des „käuflichen" Züricher „Lügners" und „Schleppträgers" einen weitläufigen und interessanten Bericht über seinen Antrag und die Verhältnisse der Schweizer in Brasilien zu veröffentlichen, die er aus eigener Anschauung kennt.

Jenem Bericht zufolge gibt es in Brasilien außer den sklavenhaltenden Schweizern auch eine Masse, durch falsche Vorspiegelungen dorthin gelockter so genannter Halbpächter, die als solche keine Sklaven halten dürfen, denselben vielmehr als rechtlos und verkäuflich ziemlich gleichstehen und sich in der elendesten Lage befinden. In Brasilien sind nur Sklavenhalter „geachtet"; Nichtsklavenhalter verachtet. Nachdem alle Bemühungen, das Loos jener Halbpächter zu ändern, fehlgeschlagen, glaubte der Dr. Joos ein indirektes Mittel der Abhülfe darin zu finden, daß die schweizerischen Sklavenhalter genöthigt würden, durch Abschaffung ihrer Sklaven aus ihrer „geachteten" oder bevorzugten Stellung herauszutreten, auf diese Weise den Halbpächtern gleichzustehen und hierdurch deren Respektabilität unter dem Eindruck eines Beschlusses der schweizerischen Republik zu heben. Zu dem Zweck stellte er den Antrag, nicht, wie ich früher nach andren Blättern berichtete, den schweizerischen Sklavenhaltern das ganze Bürgerrecht zu nehmen, sondern bloß folgenden:

„Der Bundesrath wird eingeladen, zu untersuchen und darüber zu berichten, ob das Loos vieler in Brasilien befindlicher schweizerischer Halbpachtkolonisten nicht dadurch verbessert werden könnte, daß Strafbestimmungen aufgestellt würden gegen alle diejenigen Schweizer, welche Sklaven erwerben oder veräußern."

Ferner verlangt er in der Motivirung seines Antrags, daß diese „Sklavenhändler, die als solche den Schweizernamen schänden, offen verleugnet und für bürgerlich ehrlos erklärt werden: man entziehe ihnen das Aktivbürgerrecht".

Die Motion des Dr. Joos wurde mit 56 gegen 31 Stimmen verworfen auf Antrag des Bundesraths, welcher sie u. A. für „ungerecht" erklärte.

Ob ihre Annahme die Achtbarkeit der Halbpächter in Brasilien würde gehoben haben, kann ich nicht entscheiden. Auf alle Fälle aber hat ihre Ablehnung, namentlich auf die verwerflichen Gründe des Bundesraths hin, die Achtbarkeit der Schweiz nicht gehoben. Ich hoffe, daß Herr Joos sie von einem andren Standpunkt aus in der entschiedensten Weise wiederholen werde, nämlich im Interesse der Schweiz selbst, zur Rettung der Ehre der Republik. Es muß konstatirt werden, daß ein Menschenhändler nicht Bürger einer Republik, namentlich einer europäischen, sein kann, daß sie ihn ausstößt als Unmenschen, als Verbrecher an Allem, was republikanische Freiheit und Ehre heißt. Durch einen solchen Beschluß würde nicht nur zur Hebung der Republik, sondern auch zur Vernichtung der Sklaverei wirksam beigetragen. Die Schweiz hat lang genug geduldet, daß verkaufte Henkersknechte von Tyrannen ihre Bürger bleiben konnten; sie erneuert die alte Schande, wenn sie jetzt duldet, daß ihr Bürgerrecht herabgewürdigt werden darf durch Menschenhändler. Wie hoch sich diese

Schande schon angehäuft hat, mag die von Herrn Joos angeführte Thatsache darthun, daß 4000 Schweizer in den Reihen der südlichen Rebellen gegen die Republik kämpfen und daß ein Schweizer Sklavenhalter in Rio Janeiro, alle bisher bekannt gewordenen Kannibalenkünste der nordamerikanischen Menschenhändler überbietend, seinen Sklaven die Ohren stutzen ließ um ihnen durch dieß Erkennungszeichen das Entrinnen zu erschweren! Wir gratuliren dem Bundesrath zu solchen Mitbürgern und zu der genialen Argumentation, wodurch er solche Bestien den schweizerischen „Fabrikherren“ und den gestutzten Sklaven die schweizerischen „Arbeiter“ gleichstellt.

* * *

Unter den traurigen Erscheinungen der jetzigen teutschen Literatur gibt es keine widerwärtigere, als die schamlose Thränenseeligkeit, womit lyrische Versemacher dem Publikum ihre unsäglichen Schmerzen zum Besten geben. Wie ein zweifüßiges Wesen, das auch nur eine männliche Faser am Leibe hat, sich vor das Publikum hinstellen und alle Welt zum Zeugen aufrufen kann, daß es jammert und flennt, ist mir rein unbegreiflich. Vollständig ekelhaft ist solch ein Thränendrüserich, wenn es sich ergibt, daß er nicht einmal wirklich flennt, sondern daß er nur flennen mögte, daß er sich in Flennnöthen gefällt, oder daß er bloß ein Flenngesicht macht, um seinen unausstehbaren Schmerz gegen das Mitleid anderer Flennseelen umzusetzen. Es gibt eine Sorte von Poeten — und Herr R. Prutz ist einer ihrer Vorheuler —, die alle Tage an der Arbeit sind, ihren großen Schmerz in Füße und Reime zu bringen, förmliche Schmerzfabrikanten, die mit Seelenpein und Herzgrimmen ein Geschäft machen, denen anscheinend nichts mehr schmeckt und die nichts mehr kennen, als

Leiden, Sehnen, Thränen und ſtille Verzweiflung. Wahrſcheinlich ſind ſie vollſtändig geſund und wenn ſie nicht die heilige Ueberzeugung hätten, daß die ganze Menſchheit mitleidend ihren Lamentationen lauſchte, würde ihr Thränenquell ſofort verſiegen. Aber die fortwährend das eigene Selbſt wiederkäuenden Eitelkeiten dieſer Märtyrer eines exzeptionellen Schickſals wollen um jeden Preis die theilnehmende Aufmerkſamkeit des Publikums beſchäftigen und da ſie das nicht durch männliche Leiſtungen vermögen, heulen ſie ſich in eine bübiſche Unglücksrolle hinein, und geben Vorſtellungen im Flennen.

Eine der komiſchſten Figuren dieſer flennenden Sippſchaft bewäſſert das Märzheft der Butzſchen Monatsſchrift. Er ergießt ſein „Männerherz“ in „zwei Liedern an Sie.“

In dem erſten fleht er die Grauſame an, ihren „armen Sängervogel zu retten“ und ihm zu erlauben, daß er „hinkniee“ und ſie „anbete“. Wahrſcheinlich erlaubt ſie es ihm, aber während der Vogel, der „Sproſſer“ kniet (ein knieender Vogel!), embraſſirt ſie einen Andern, der ein „Gimpel“ iſt. Darüber wird nun der „Sproſſer“ übermenſchlich unglücklich und klagt „der Nacht“, d. i. bei hellem Tag auf offenem Markt ſein „ſtilles Leid“. Er „ſeufzt“, er „weint viel“ und wünſcht nicht bloß der ganzen Welt, ſondern auch als Abgeſchiedener „an Gottes Thron“ ſeinen großen Schmerz zu klagen, nämlich: „daß du mich vergeſſen in kurzer Zeit.“ Denn nur Gott „begreift was es heißt: daß du mich vergeſſen in kurzer Zeit“. Und ſchließlich verlangt er, daß man auf ſeinem Leichenſtein ſetze: „Sie hat ihn vergeſſen in kurzer Zeit.“

Wahrſcheinlich würde das Fräulein ihm ſagen: einen ſolchen ſentimentalen Narren, eine ſolche zweibeinige Thränendrüſe braucht man gar nicht zu vergeſſen, man hat nie an ſie gedacht.

Aber das ist, was unsre neuen teutschen Poeten unter Poesie und Männlichkeit verstehen. Statt sich zu schämen, daß sie einem Weibe Gelegenheit geben, sie mit ihren Ergießungen abzuweisen und auszulachen, und statt gleichmüthig Derjenigen den Rücken zu drehen, die nichts mit ihnen zu schaffen haben will, beuten sie ihre Blamage für eine Märtyrerrolle aus, renommiren mit ihrer Erbärmlichkeit, stellen sich wie ein geprügelter Knabe mit einer hyperkomischen Verzweiflungsgrimasse vor das Publikum hin und rufen alle Welt an, zuzuschauen, wie sie ihr Seelenwasser lassen und sich in Gedanken eigenhändig in optima forma einen Leichenstein setzen mit der Aufschrift: hier ruht ein vergessener Thränensack.

Das Schönste wäre nun eigentlich — und ich halte das für wahrscheinlich — wenn dieser „Sprosser" gar nicht einmal in der beflennten Situation gewesen wäre, sondern sie sich bloß vorgespiegelt hätte, um zu sehen, wie interessant er sich ausnimmt wenn „sie ihn vergessen in kurzer Zeit."

Die Flennpoesie ist eins der Symptome, welche zeigen, wie sehr der teutsche Geist in der Atmosphäre der jetzigen Zustände verelendet, verkommen, verjammert ist und wie sehr er der Aufrüttelung und Kräftigung durch radikale Aufruhrgeister bedarf. Eine radikale Literaturkritik thut in Teutschland eben so sehr noth wie eine politisch-revolutionaire Agitation.

* * *

Bremen, 21. Febr. Auf die Einladungen, welche an die Deutschen im Auslande zur Theilnahme an dem bevorstehenden zweiten Bundesschießen ergangen sind, haben zwei Deutsch-Amerikaner sich veranlaßt gesehen, eine specielle Antwort zu ertheilen. Der eine ist der bekannte Karl Heinzen in Boston, der in seinem „Pionier" sich bereit erklärt, zu erscheinen, jedoch nur unter der Bedingung, daß wir zuvor unsere Fürsten wegjagen, damit ihn nicht ein Polizist beim

Kragen faßt. Merkwürdiger Weise sollen gerade wir Bremer die Ersten sein, die sich von ihrem Fürsten befreien.

Die Wes. Ztg. bemerkt dazu: „Wenn wir hiernach das Bedauern aussprechen müssen, auf dem Schützenfeste zwei Gäste weniger erwarten zu müssen, so finden wir einigen Ersatz in der Ueberzeugung, die wir aus diesen beiden Artikeln gewinnen, daß wir denn doch seit dem Jahre 1848 einige politische Fortschritte gemacht haben. Vor 17 Jahren hätten solche hirnverbrannte Rodomontaden als die echte Sprache des freien Mannes betrachtet werden können; heute begnügt man sich, die Achseln darüber zu zucken, daß ein Moor eben nicht weiß zu waschen ist." (Die Wes. Ztg. hätte hinzufügen können, daß Karl Heinzen mit noch ärgeren Schimpfworten die Zustände in Amerika und seine dortigen Gegner angreift.) (Kölnische Zeitung v. 1. März.)

Wenn aus Australien, Brasilien u. s. w. ein „Sängergruß" eines Vereins der gesinnungslosesten und bierhaftigsten Männergesang-Männer nach Teutschland gesandt, wird, damit die Germanen in Melbourne u. s. w. nach etlichen Monaten ihren Namen in teutschen Zeitungen gedruckt sehen; oder wenn aus irgend einem Winkel der Erde das Ereigniß gemeldet wird, es habe sich „ächtteutscher Sinn" durch Gründung eines Turnvereins in den „fernsten Regionen" bewährt; oder wenn gar die „Anhänglichkeit an das alte Vaterland" sich durch Absendung von Geschenken für ein Schützenfest, eine Kommission zur Applizirung eines „Brudergrußes" bei einem Turnfest und eines Beitrags für die Hofhaltung des Herzogs von Augustenburg manifestirt; dann gehen die Berichte über diese welterschütternden Thaten durch alle teutsche Blätter und das ganze Urgermanien ist mit Rührung und Stolz erfüllt über die Kultursiege, welche seine Söhne in allen Welttheilen erringen, über den Patriotismus, den sie auch in der Fremde an den Tag legen, und renommirt mit dem weitreichenden „Einfluß" seiner Bildung, seiner Sitte, oder gar seiner Macht. Daß unterdessen die gerühmten Vertreter seiner Bildung und die Ver-

breiter seines Ruhmes in den Ländern, wo sie ihrem Brode nachgehen, vielleicht eben so knechtische Bedienten der verderblichsten Herrschaften sind wie Diejenigen daheim verächtliche Sklaven ihrer Fürsten, stört und kümmert natürlich Niemanden. Wenn nun aber diejenigen Auswanderer oder Exilirten, welche wirklich wissen, was teutsche Bildung und teutscher Geist bedeuten, denselben in der rechten Richtung geltend zu machen und dabei ihre nationale Ehre durch die Unabhängigkeit des freien Mannes gegen jede fremde Anmaßung und Ueberhebung zu behaupten suchen, so bleibt ein solches Streben, wie viel Kämpfe und Opfer es auch kosten mag, da drüben entweder ohne alle Beachtung und Anerkennung, oder es erndtet sogar die gehässigste Verdammung, diktirt von dem süffisantesten Dünkel polizeibeschützter Unterthanen. Und läßt es sich gar ein solcher Repräsentant des teutschen Geistes in der Fremde einfallen, mit einem Rath, einer Mahnung, einer Kritik, oder einem Tadel in die reißende Entwicklung des Unterthanenthums sich einmischen zu wollen, so erhebt die ganze Nationalweisheit Germaniens empört das Haupt, weis't den Anmaßenden mit einem vernichtenden Blick in die Schranken der pflichtschuldigen Bescheidenheit zurück und bringt ihn zum Verstummen durch die Neuigkeit, er habe gar keinen Begriff davon, wie das teutsche Volk seit 1848 fortgeschritten, und es sei unsinnig und unmöglich, vom Auslande aus diese Fortschritte zu beurtheilen.

In Nordamerika sind seit vierzehn Jahren von teutschen Flüchtlingen alle Fragen verhandelt worden, auf welche die teutsche Geistesentwicklung nur hinleiten kann, Fragen, deren Erörterung als Vorarbeit auch für die Zukunft Teutschlands gelten kann, Fragen, die da drüben erst nach einer erfolgreichen Revolution an die Reihe kommen

können, Fragen, deren freie Diskussion die dortigen Zustände bald unmöglich machen müßte. In Nordamerika hat der teutsche Geist zum ersten Mal, so lang die Welt steht, Alles und Jedes, was er gedacht und gewollt, ohne Beschränkung und ohne Rückhalt ausgesprochen. Ist diese Thatsache allein nicht schon der Merkwürdigkeit wegen werth, die Aufmerksamkeit von Unterthanen zu erregen, die beinah Alles und Jedes, was sie denken und wollen, verschweigen müssen? Dennoch hat man sich da drüben mehr für das roheste Volk Afrika's interessirt, als für die Teutschen in Amerika, und sich über die Zustände der Botekuden und ähnlicher Propagandisten der Kultur genauer unterrichtet, als über alle die Kämpfe und Geistesarbeiten, welche in dieser Republik von Teutschen und für Teutsche geführt und verrichtet worden sind. Teutschland ist das Land, welches die meisten Auswanderer in fremde Länder sendet, und Teutschland ist auch wieder das Land, das sich um die Vertriebenen am Wenigsten kümmert, namentlich wenn sie für Aenderung derjenigen Zustände thätig sind, welche die vertreibende Macht ausüben. Wer klärt dieß Räthsel auf? Lös't es sich durch die bloße Niedertracht und Feigheit der teutschen Zeitungschreiber, welche aus der Verworfenheit des Unterthanenthums einen Stolz machen und den freien Geist in der Fremde ignoriren, um nicht durch den Kontrast die eigene Schande zu sehr in's Licht setzen zu müssen?

Doch sei dem wie ihm wolle. Wenn man da drüben den geistigen Bestrebungen der hiesigen Teutschen keine Aufmerksamkeit schenkt, so kann es hier Niemanden einfallen, eine solche Aufmerksamkeit erzwingen zu wollen. Wir wollen wenigstens die Unaufmerksamkeit nicht erwiedern und wenn für Teutschland die Emigranten dadurch Fremde oder gar Feinde werden, daß sie sich für die

Freiheit interessiren, so soll den Emigranten Teutschland um so mehr „am Herzen liegen“, je mehr seine Unterthanen sich für den Despotismus begeistern. Seltsamer Streit! Die Unterthanen daheim empören sich über den Rückschritt der Republikaner da draußen, die das Jahr 1848 nicht vergessen können, und die Republikaner da draußen können den „Fortschritt“ der Unterthanen daheim nicht begreifen, welche noch immer in die vorachtundvierziger Regierungen verliebt sind. Wie sollen wir da übereinkommen?

„Wir können Teutschland nicht beurtheilen!“ Merkwürdige Wirkung des Landkartenstrichs, den man Grenze nennt! Steht man jenseit dieses Strichs, so ist man mit der Fähigkeit ausgerüstet zu berechnen, ob zwei Mal zwei vier macht; sobald man aber diesseit des Striches lebt, hat man alle Kapazität zum Rechnen verloren. Daß da drüben die Unterthanen einen Maulkorb tragen; daß man sie ins Loch wirft sobald sie den Korb abnehmen; daß ihnen die Junker mit dem Stock den Hintern gerben; daß sie „Gut und Blut“ hergeben müssen um sich von ihren eigenen Brüdern und Kindern todtschießen zu lassen; daß gekrönte Mörder und Schinder sie behandeln und ausnutzen wie Vieh — alles Das erscheint von dem verkehrten Standpunkt diesseit des Strichs als entwürdigend, unerträglich, empörend; jenseit des Strichs nimmt sich das Alles ganz herrlich und erfreulich aus, es gehört zur Ehre und zum Glück der „freien Männer“, von denen die „Weser-Zeitung“ spricht, und zeugt von dem ungeheuren „Fortschritt“ der teutschen Nation. Der ganze Schleswig-Holsteinsche Handel, die Bismarkerei, die Berliner und Wiener „Verfassungs“-Schurkereien, die Gerichts-Skandäler, die Officiers-Amüsements mit todtgeschändeten Mädchen und schädelgespaltenen Bürgern, die Belagerungszustände u. s. w. u. s. w.

wird man nur dieſſeit des zauberhaften Striches nicht als Beweiſe der Freiheit und Früchte des Fortſchritts anſehen. Auch kann man nur im Auslande blind genug ſein, nicht zu erkennen, daß die feige, verſöhnungſchmachtende Sorge ſerviler Kammer-Schwätzer für das „Intereſſe der Krone“ und die „Einigkeit zwiſchen Fürſt und Volk“, d. i. zwiſchen Wolf und Schaf, die beſte Garantie eines „demokratiſchen“ Volkslebens darbietet und daß die preußiſche „Verfaſſung“, dieß Ideal, wenn nur „das Miniſterium“ in der Militair- und Büdget-Frage nachgibt, für jetzt und für immer Alles gewährt, was ein „freies Volk“ verlangen und erſtreben kann. Nur im Ausland wird man ſchlecht genug, einen Unterthanen nicht für einen „freien Mann“ zu halten, toll genug, Freiheit und Glück eines Volks allein von der Republik zu erwarten und „hirnverbrannt“ genug, eine Ausrottung der teutſchen Fürſten durch die Revolution als Vorbedingung zur Gründung einer freien und einigen Nation, zu verlangen. Diejenigen Emigranten, welche an der Republik feſthalten, ſind eben „Mohren, die ſich nicht weiß waſchen“ d. i. ſich nicht zu Fürſtenknechten und Niederträchtlingen bekehren laſſen von den muſterhaften „freien Männern“, die drei Dutzend Tyrannen — die Stiefel küſſen und ſich vor jedem Polizeibüttel im Staube wälzen.

Der eigentliche Sinn der genialen Entdeckung, daß der Zuſtand und der „Fortſchritt“ des teutſchen Volks nicht von den Emigranten beurtheilt werden könne, kommt, in ehrliches Teutſch überſetzt, auf das Geſtändniß hinaus: ihr Emigranten ſeid nicht im Stande zu begreifen, daß ein Volk ſervil und feige genug ſein kann, nicht bloß ſolche Zuſtände zu ertragen, ſondern ſich ſogar für ſie zu begeiſtern. Ihr haltet uns für Menſchen, der Freiheit fähig; wir ſind aber nichts als unheilbare

Knechte, die sogar die Ruthe küssen, mit der sie gehauen werden, und sie selbst repariren, wenn sie verschlissen ist.

Ja, das ist es. Und das ist es auch, wofür man den ekelhaften Knechtsdünkel, der Einem von drüben auf jede freiheitliche Zumuthung mit so insolenter Superiorität antwortet, nicht derb genug züchtigen kann. Einen Unterthan, der sich gegen das Joch sträubt, das seinen Nacken schindet, kann man bedauern und achten; einen Unterthan aber, der auf seine Qualität stolz ist und sich mit seiner Niedertracht brüstet, soll man verachten und peitschen bis in's Mark seiner Sklavenknochen. Es muthet kein vernünftiger Mensch den Teutschen und ihren Politikern zu, daß sie mir nichts dir nichts in die Straßen rennen, die Republik ausrufen und Revolution machen sollen; aber jeder freie Mann muß ihnen, wenn sie unter achtungswerthen und verständigen Menschen noch zurechnungsfähig bleiben wollen, wenigstens zumuthen, daß sie ihre Erniedrigung zugestehen; daß sie die handgreiflichsten Wahrheiten anerkennen; daß sie mit der Menschenwürde nicht auch allen Menschenverstand verleugnen und endlich die politischen Nichtigkeiten und Dummheiten, womit sie im naivsten Eifer sich alle Tage schweißtriefend abmühen und von einer höhnenden Reaktion sich beschäftigen lassen wie der tölpelhafte Wallfisch mit einer Tonne, endlich vom Standpunkt eines höheren Prinzips beurtheilen lernen; daß sie die Mittel ihrer „konstitutionellen" Scheinfreiheit wenigstens benutzen, jene Reaktion systematisch zu untergraben, statt ihr durch „loyales" Entgegenkommen und kompromißliches Brückenbauen verrätherisch die Mittel der Rettung darzubieten; daß sie von dem Unterthanen-„Patriotismus", der nur in der servilen Wegwerfung an die Herrschaftszwecke und die Machtentfaltung der Unterdrücker besteht, den

Patriotismus freier Männer unterscheiden lernen, der sich jeder Hingebung schämt, die nicht den gleichen Menschen-Rechten gewidmet ist, und jede Macht außerhalb des Volks haßt und zu vernichten trachtet; daß sie nicht den Despotismus verherrlichen, unter dem sie leiden, und nicht die freie Gesinnung beschimpfen, die allein sie auf die Stufe von Menschen erheben kann. Jener Knechtsfrechheit, welche vor Despoten kriecht wie ein Wurm und gegen freie Männer die Zähne fletscht wie ein Kettenhund, spucke man in die widrige Fratze und man schütte allen Ekel über sie aus, den freiwillige Verworfenheit und studirte Schandeseeligkeit nur erregen kann. Wir wissen, daß diese Knechtsverworfenheit nicht die Gesinnung aller Teutschen ist — wäre sie es, so müßte man dem teutschen Volk wünschen, daß es so bald wie möglich vom Erdboden vertilgt oder durch den Fußtritt von Baschkiren und Kalmücken in den Zustand der entsetztesten Verzweiflung hineingetreten werde, um in der Vernichtungsangst die Grenze seiner Niedertracht zu finden. Aber jene Knechtsverworfenheit ist die Auszeichnung aller teutschen Schreiberseelen, namentlich der „liberalen", die in ihrem verrätherischen Handwerk Tag vor Tag sich abmühen, die Gunst der Polizei und das Brod ihres Prinzipals durch Korrumpirung des Volksgeistes und Propagirung der gemeinsten Sklavengesinnung zu verdienen.

Ein rechter Bedienter, der einen mächtigen Herrn hinter sich hat, dünkt sich immer mehr, als einen Herrn, der keinen Bedienten vor sich hat. Es ist das Selbstgefühl des polizeigesicherten Bediententhums, was den teutschen Schreibknechten die Superiorität eingibt, womit sie auf die vertriebenen Wahrer des teutschen Freiheitsgeistes hinabgrinsen. Die ohnmächtigen Flüchtlinge, diese verächtlichen Prahler, können nicht einmal nach

Teutschland kommen, um den Knechten den Text zu lesen! Das ist es, was ihre persönliche Inferiorität wie die Verwerflichkeit ihrer Sache entscheidet. Die physische Ohnmacht Derer hier draußen gegen die Bollwerke der Despoten und ihrer Bedienten rechnen sich diese als geistige und sittliche Ueberlegenheit an. Sie haben ja volle Freiheit, servil, niederträchtig, verworfen zu sein bis in's hündische Ideal und hinter ihnen stehen Hunderttausende von Bayonneten und Schergen, die ihnen den nämlichen Schutz gewähren, als hätten sie dieselben zu kommandiren; die da draußen aber haben nicht für einen Musketier Freiheit und Macht, die bewachten Hunde in ihrem Stall zu besuchen und ihr Geheul durch eine andre Tonart zum Schweigen zu bringen. So kanzelt denn ein teutscher Preßknecht einen Flüchtling gleichsam mit 300,000 Musketier- und Polizisten-Kräften ab und lästert die Freiheit mit Gott für König und Vaterland im Namen einer mundtodten Nation. Welch stolzes Bewußtsein! Welche edle Basis für das Selbstgefüh! „freier Männer"! Im Süden der Ver. Staaten hatten die Menschenhändler die Sklaven so weit gebracht, daß dieselben auf dem Auktionstisch selbst ihre Vorzüge priesen und stolz auf ihre Verkäuflichkeit waren. Natürlich blickte ein bis zu diesem Grade vervollkommneter Sklave mit einem entsprechenden Quantum Haß und Verachtung, mit dem legitimsten Hochgefühl eines zweibeinigen Viehes auf jeden Abolitionisten herab. Er konnte ihm gelegentlich sagen: „du schlechter Kerl, ich verabscheue dich und deine Freiheit so tief ich meinen Herrn und seine Stellung verehre; unterstehe dich, in meine Nähe zu kommen, und ich hänge dich vor der Thüre meines Massa mit einem Strick von selbstgezogener Baumwolle auf!" Genau in dem nämlichen Geist und mit der nämlichen Superiorität

fertigen die „freien Männer“ in Teutschland die Flüchtlinge ab, die durch das Wort „Republik“ und „Revolution“ das Behagen ihrer Knechtschaft zu stören wagen.

Ich schöpfe aus dieser Versunkenheit, die den untersten Boden der Niedertracht erreicht hat, neue Hoffnung. Die teutschen Knechte sind, wie gesagt, wieder im Jahr 1847 angelangt. Und sie sollten ohne Gegensatz bleiben? Das stritte gegen alle Natur und Erfahrung.

* * *

Wie die Herrn Marx und Engels, haben sich auch die Herrn M. Heß, Rüstow und Herwegh von dem in Berlin erscheinenden „Sozial-Demokrat“, dem Organ des Nachfolgers des Herrn Lassalle, losgesagt. Zugleich protestiren die beiden letztgenannten gegen eine, in jenem Blatt abgedruckte Einsendung schlesischer Weber, welche dem gefeierten Lassalle folgendes Zeugniß ausstellen:

„Das können wir (schlesische Weber-) Deputirten sagen, daß wir an Herrn Wagner, sowie an Lassalle Männer fanden, die ein gerechtes Urtheil hatten, eine Hochachtung gegen König und Staat hatten, wie sie Männern geziemt; kamen wir zu Fortschrittlern, fanden wir dies nicht.“

Hiergegen bemerken die Herrn Rüstow und Herwegh und A. Folgendes:

„Da die Redaktion des ‚Sozial-Demokrat‘ sich leider nicht einmal veranlaßt gefunden, eine Bemerkung gegen diese das Andenken unseres Lassalle herabwürdigende Auslassung zu machen, so halten die unterzeichneten Freunde Lassalles, die ihm im Leben persönlich nahe standen, es für ihre Pflicht, zu erklären:

1. Daß sie von einer besondern Hochachtung Lassalles gegen König Wilhelm und das preußische Gottesgnadenthum niemals die geringste Spur

bemerkt. Lassalle hatte ein zu ‚gerechtes Urtheil', um Achtung, geschweige denn Hochachtung vor dem Manne zu haben, an dessen Händen das Blut der Erschossenen von Rastatt klebt" u. s. w.

Aber trotz dem „gerechten Urtheil" hat unser Lassalle dem Gottesgnadenthum, dessen Repräsentant kein Anderer war, als der Rastattsche Henker, die Proposition gemacht, „auf den Knauf des Schwertes gestützt" die „Verfassung" umzuwerfen, das allgemeine Wahlrecht zu oktroyiren und durch diese Gnade die Hülfe der „Arbeiter" gegen die „Fortschrittler" zu erkaufen. Das ist eine T h a t s a ch e , welche seine „Freunde" nicht wegprotestiren können. Die schlesischen Weber sind daher vollkommen berechtigt, Herrn Lassalle das angefochtene Zeugniß auszustellen und die Herrn Rüstow u. s. w. bringen sich durch ihren Protest in eine Situation, welche sich mit Wahrheit und Ehrlichkeit nicht behaupten läßt. Gehört denn soviel Muth dazu, eine Sache, die unabhängig von Personen oder Persönlichkeiten bestehen kann und muß, dadurch von den sie gefährdenden Widersprüchen zu befreien, daß man offen, ehrlich und gerecht das Auftreten einer Person verurtheilt, welche jener Sache eine falsche Richtung gegeben? Die „Arbeiter-Partei in Teutschland" m u ß mit dem „Gottesgnadenthum" gehen, wenn Herr Lassalle ihr Repräsentant und Heiliger bleiben soll; Herr Lassalle m u ß fallen gelassen werden, wenn jene „Partei" auf republikanischem Boden stehen soll.

Die „Arbeiter"-Bewegung in Teutschland ist in einer Spaltung begriffen und nur ehrliches und entschiedenes Auftreten der jetzigen Leiter kann die bessern Elemente auf den rechten Weg leiten.

* * *

Also Abr. Lincoln, der vielbesprochene, ist nicht mehr. Am 14. April saß er zu Washington neben seiner Frau und einigen Bekannten wohlgemuthet

im Theater. Als das Stück, "The American cousin", zur Hälfte beendigt war, drängte sich plötzlich, an der den Präsidenten der Republik selbst im Theater bewachenden Schildwache vorbei, ein Mensch in die Loge desselben und feuerte ein Pistol auf ihn ab. Die Kugel drang am Hinterkopf hinein bis zum Auge, fuhr also durch das Gehirn und beraubte den Getroffenen sofort der Besinnung, die er auch bis zu seinem, am nächsten Morgen erfolgten Tode nicht wiedergewann.

Der Mörder, als welchen man den Schauspieler J. Wilkes Booth erkannte, sprang aus der Loge auf die benachbarte Bühne hinab, schwang dort ein Messer oder einen Dolch unter dem Ausruf: „sic semper tyrannis!", verschwand durch eine Hinterthüre, schwang sich auf ein bereitstehendes Pferd und ist bis jetzt nicht aufgefunden worden.

Um die nämliche Stunde drang unter dem Vorgeben, daß er eine Medizin vom Arzt zu überbringen habe, ein noch verwegenerer Mörder in die Wohnung des Staatssekretairs Seward, welcher in Folge eines Sturzes aus dem Wagen bettlägerig war, forcirte den Eingang in das Krankenzimmer, schlug und stach mehrere Personen nieder, die ihm entgegentraten, und versetzte dann dem Kranken mehrere Stiche in Hals und Gesicht, angeblich unter dem gleichen Ausruf: „sic semper tyrannis!", worauf er ebenfalls ungehindert zu Pferde die Flucht ergriff. Auch er ist bis jetzt allen Nachforschungen entgangen. Herr Seward lebt zwar noch, doch ist sein Aufkommen zweifelhaft.

Der Schauspieler Booth, ein geborner Marylander (25 Jahre alt), ist allgemein wegen seiner sezessionistischen Gesinnungen bekannt und die Gesinnung seines Genossen kann nicht zweifelhaft sein. „Sic semper tyrannis" bedeutet also in ihrem Munde Rache für die Bezwingung der Rebellion

und den Untergang ihrer Sache, wofür sie die am Wenigsten Schuldigen verantwortlich machten.

Ich brauche meinerseits nicht weiter zu versichern, daß ich jedem Tyrannen das Schicksal Lincolns wünsche und daß ich die an diesem begangene That offen billigen würde, wenn Lincoln wirklich die Stellung eines Tyrannen eingenommen oder einzunehmen im Begriff gewesen wäre. Gegen gewaltsame Vernichtung der Freiheit ist gewaltsame Vernichtung ihrer Unterdrücker nicht bloß gerechtfertigt, sondern das einzige Mittel der Abhülfe. Da aber Lincoln die Mittel des Volks, seinen Willen durch das freie Wort und die Wahlurne geltend zu machen, nicht vernichtet hatte, so war seine gewaltsame Unschädlichmachung nicht nur keine Nothwendigkeit, sondern ein verbrecherischer Eingriff in die Funktionen des Volkswillens. Und da der Mord zugleich im Interesse, wenigstens in Vertretung einer verbrecherischen Sache verübt wurde, wird er nur auf dem Standpunkt Derer gebilligt werden, welche jene Sache zur ihrigen machen.

Der erste Eindruck der That manifestirt sich überall durch Demonstrationen loyaler Entrüstung und schmerzlicher Theilnahme für den Gestorbenen, in dem man augenblicklich nur den Gewählten des Volks und den Menschen vor Augen hat. Wichtiger und nöthiger aber, als solche Demonstrationen, die nur zu leicht in Manifestationen des Servilismus umschlagen und als Zeichen der Billigung einer verderblichen Politik gelten, sind die Lehren, welche sich an die That knüpfen und den Politiker betreffen. Dieser Krieg hat das amerikanische Volk an Schreckensthaten und Verbrechen gewöhnt. Will es Denen, gegen welche sie verübt worden, seine menschliche Theilnahme zuwenden, so hatten Diejenigen, welche als Kämpfer der Republik im Süden ihr Leben auf das Spiel

setzten und dafür in der Gefangenschaft auf die scheußlichste Weise zu Tode gemartert wurden, ohne daß im Norden das Geringste geschah, sie zu retten, wahrlich Anspruch auf ein weit größeres Maß jener Theilnahme, als ihr schmerzlos gestorbener Präsident und Oberbefehlshaber. Aber man hat sie vergessen und Keiner hat sie gerächt. Hierdurch lasse man sich an Gerechtigkeit auch bei der menschlichen Theilnahme mahnen und nehme zum Maßstab derselben nicht die bloße äußere Stellung. An diese Stellung aber knüpfe das Volk die geeigneten Betrachtungen über die Interessen der Republik, die höher stehen, als das Schicksal einer einzelnen Person, und frage sich nach der Entstehungsursache der beklagten That so wie nach den Folgen, welche aus ihr hervorgehen können.

Wäre A. Lincoln ermordet worden, wenn er Diejenigen, welche seine Mörder abgesandt, behandelt hätte wie sie es verdienten? Ich glaube es nicht. Er selbst und alle Unterstützer seiner Politik haben die Mörder herausgefodert und ermuthigt, indem sie die ganze Bande von Verbrechern, aus welcher dieselben hervorgegangen, nicht als Verbrecher, sondern als „verirrte Brüder" behandelten und dadurch nicht bloß in dem Glauben an die Berechtigung ihrer Sache, sondern auch an die Schwäche des Nordens bestärkten, der sich trotz allen Verbrechen um die Gunst der Rebellen bewerbe, ja sich durch Verbrechen imponiren lasse. Die Strafloſigkeit, welche selbst den scheußlichsten Verbrechen der Rebellen gesichert blieb, mußte sie zu immer neuen Verbrechen verleiten; die unerschöpfliche Milde, womit man ihrem Kannibalismus Jahre lang zusah und sogar die eigenen Söhne ruhig preisgab, mußte den letzten Rest von Furcht und kriminalistischem Bewußtsein in ihnen einschläfern; sie mußten Schuld und Verantwort-

lichkeit nur auf Seiten des Nordens suchen, weil derselbe niemals wagte, sie ihre Schuld und Verantwortlichkeit durch geeignete Züchtigung fühlen zu lassen, und wer für Verbrechen einen Freibrief erhält, muß Rache als sein Recht betrachten. Hätte Abr. Lincoln der Gerechtigkeit ihren Lauf gegen die erreichbaren Verbrecher gelassen und die unerreichbaren durch energische Wiedervergeltung abgeschreckt, statt ihnen für künftige wie vergangene Unthaten Amnestie zu ertheilen und sie als gleichgestellte Gegner zu behandeln, so würde seine Energie nicht bloß unsägliche Leiden abgewendet, sondern auch das Verbrechen aus der Nähe seiner eigenen Person verscheucht haben. Die Antwort auf seine Schwäche war ihr gesteigerter Trotz und die Antwort auf seine Amnestie die Kugel des Mörders

Wenn das Volk diese Folgen beklagt, so vergesse es nicht, daß es selbst dafür verantwortlich ist, indem es A. Lincoln in seiner verderblichen Schonung der südlichen Verbrecher bestärkt hat. Bedenkt es dieß und faßt es die Politik in's Auge, welche der Verstorbene in der Rekonstruktionsfrage einzuschlagen im Begriff war—eine Politik, welche nur unabsehbare Wirren und Rückfälle in die Zustände der Vergangenheit im Gefolge haben konnte, so wird es, statt zu klagen, sich vielmehr aufzuraffen haben, um den Nachfolger Lincolns zur Einschlagung eines andern Weges zu ermuthigen und zu drängen. Die Ermordung Lincolns, wie frevelhaft sie an sich auch war, kann durch ihre Folgen, welche die Mörder und ihre Mitschuldigen nicht vorausgesehen, nur zum Wohl der Republik ausschlagen, wenn sie eine Aenderung seiner Politik herbeiführt. Seinem Nachfolger ist mehr Energie zuzutrauen, als dem Verstorbenen ; auch hat er den Rebellen persönlich gegenüber gestanden und weiß, was von ihnen zu erwarten

ist. Den besten Beweis für eine Aenderung der Politik würde er ablegen, wenn er einen Mann wie Butler zum Kriegsminister und einen Wade zum Staatssekretair ernennte. Doch vor Allem sollte das Volk selbst seine Stimme erheben und beweisen, daß es müde sei, sein Schicksal bloß von der Gesinnung und Einsicht eines einzelnen Menschen abhängig zu machen. Dann braucht es auch eben so wenig dessen Leben zu fürchten wie seinen Tod gleich dem eines Königs über Gebühr zu beklagen und kommt vielleicht sogar zu der Erkenntniß, daß es selbst, das Volk, an die Stelle der „Vorsehung" zu treten hat, auf die es stets verwiesen worden und auf deren Willen sich die Mörder Lincolns eben so gut berufen können wie der Gemordete.

Uebrigens kann das Schicksal Lincolns auch eine bedeutungsvolle Mahnung für Diejenigen sein, welche, namentlich in Zeiten wie die jetzigen, kein Bedenken tragen, sich länger als lange vier Jahre zum Träger des Schicksals der Nation und zum Mittelpunkt aller Antipathien wie Sympathien zu machen. Man wird ernsten Stoff zum Nachdenken erhalten durch die Thatsache, daß grade die beiden Männer, welche Alles aufgeboten, ihren Machtbesitz möglichst zu verlängern, durch den Streich eines Augenblicks für immer machtlos gemacht wurden. Je mehr die Macht in den Händen des Volkes bleibt, desto weniger wird ein Mörder versucht und im Stande sein, sie zu stürzen oder zu erschüttern.

* * *

Die „N. Y. Staatszeitung" schreibt jetzt über die „Metamorphose", welche mit dem Süden vorgehen werde. Sie zeigt dadurch gleichzeitig, welche Metamorphose selbst mit der unverbesserlichen „Staatszeitung" vorgegangen ist. Und wodurch? Durch einen Schuß! Seit der Ermordung Lincolns

ist die trauerumflorte „St. Z." täglich in Thränen zerflossen über einen Mann, den sie sonst täglich angriff, weil — „der beste Freund des Südens" ihr noch immer nicht freundlich genug gegen ihre alten Herrn, die Sklavenhalter, war. Keine Vernunft-Gründe, keine Humanitätsrücksichten haben die versteckte „Staatszeitung" umgewandelt, sondern bloß die Furcht, weil es seit dem 14. April bedenklich geworden war, für die Sklavenhalter und gegen den unter ihren Auspizien Gemordeten Partei zu ergreifen. Ich verdamme unter a l l e n Umständen die Anwendung roher Gewalt gegen das wichtigste und heiligste aller Rechte, das Recht der freien Meinungsäußerung, und hätte sie sich gegen die „St. Z." gekehrt, würde ich sie natürlich eben so entschieden verdammt haben, als wenn sie sich an der radikalen oder irgend einer andern Presse vergriffen hätte; aber noch verächtlicher, als jene Gewalt verdammenswerth, ist die heuchlerische Feigheit, welche aus Rücksicht auf eine wirkliche oder eingebildete Gefahr urplötzlich alles Das preis't, was sie bisher verurtheilt, und Das im Stich läßt, was sie bisher mit wahrhaft bestialischer Hartnäckigkeit vertreten. Die „Staatszeitung" frißt jetzt den tausend Mal verdammten Abolitionisten aus der Hand und ist über Nacht so schnell avancirt, daß sie sogar erkennt, die früher als durchaus unentbehrlich vertheidigte Sklavenarbeit sei im Süden gar nicht nöthig und der weiße Arbeiter und Landwirth könne dort ebenfalls zurecht kommen; sie gesteht plötzlich auch dem Neger das Recht zu, Land zu besitzen; ja sie, die früher jeden Feind der Sklaverei als „Scheckenzüchter" denunzirte und als Folge ihrer Abschaffung nur „Miszegenation" und „Amalgamation" vorausah, ist im Handumdrehen überzeugt worden, daß die „Amalgamation" und Unsittlichkeit, die bisher geherrscht, für die sie aber bisher keine

Augen hatte, im Zustande der Freiheit abnehmen werde. Welche Wunder! Man lese im heutigen Feuilleton des „Pionier", auf welche Weise Hyänen zu Hausthieren erzogen werden. Die Furcht, die Furcht, die Angst des Geld- und Herzbeutels, ist sogar im Stande, die „N. Y. Staatszeitung" zu erziehen. Ich lege freilich auf solche Erziehung keinen Werth und die Geister der „St. Z." sind heute noch eben so gemein wie gestern; aber das Faktum ist jedenfalls interessant für die Naturgeschichte.

* * *

Da der „Pionier" nur mit etwa einem Dutzend Blätter wechselt, erfahre ich erst durch besondre Gelegenheit, welche Ehre ihm mitunter widerfährt. Das Gedicht „Posthume Gerechtigkeit" ist, wie die Louisiana „Staats-Zeitung" berichtet, von mehr als 50 ihrer Wechselblätter nachgedruckt worden und einige haben ihm sogar eine neue Aufschrift z. B. „Am Grabe Lincolns" gegeben. Eins jener Blätter, das sich stets besonders angestrengt hat, den Verfasser des Gedichts mit dem Koth der schmutzigsten Gemeinheit zu bewerfen, nämlich die „Freie Presse" von Philadelphia, preis't ihn u. A. in folgenden Worten: „Als wenn der edle Dichter unter uns lebte, malt er in kräftigen, wahrheitsgetreuen Zügen das ganze verächtliche Treiben jenes Gesindels, das auf dem Grabe des gefallenen Märtyrers die Weihrauchsfässer seines Lobes schwingt, um den G e s t a n k ihrer früheren Schlechtigkeit und Verrätherei zu ü b e r t ä u b e n." Ist das nicht einzig? Ein Genie, das mit den Ohren riecht und mit der Nase hört, nennt mich, den längst zu allem Möglichen verdammten Unhold, einen „edlen Dichter", weil ich mir einen Karnevalsspaß mit einer literarischen Maske gemacht habe. Das ertrage wer kann. Ich fodere die „Freie Presse", d. i. den sie zusammenschmieren-

den Bedienten und Schubjack (mit Erlaubniß zu sagen), ernstlich auf, mich in integrum zu restituiren, indem er den „edlen Dichter“ zurücknimmt und durch die früheren Schimpfereien und Verleumdungen ersetzt. Von solchem Gesindel gelobt worden zu sein, wenn auch nur in einer Maske, würde mir auf dem Kirchhof posthumes Kopfgrimmen verursachen.

* * *

Außerhalb der Menschheit gibt es Niemanden, vor dem ein Mitglied derselben sich schämen könnte oder eine Verantwortlichkeit zu tragen hätte. Es braucht daher auch Keiner Anstand zu nehmen, sich Mensch zu nennen, wenn gleich die Mitmenschen tausend Dinge verüben, für die kein vernünftiges Wesen die Mitverantwortlichkeit übernehmen mag. Man kann eben auch aus der Gattung nicht hinaus, man kann sich zu keinen Uebermenschen flüchten, es hilft Einem nichts sich als Nicht-Menschen geltend machen zu wollen und Mensch bleibt immer der höchste Titel, den ein Mensch annehmen kann. Ganz anders ist es mit den Atheilungen der Menschheit, die sich Völker oder Nationen nennen. Steckt man in einer Volks- oder National-Gesellschaft, so kann man zwar den politischen Verpflichtungen nicht entgehen, welche eine solche Gemeinschaft ihren Mitgliedern auferlegt: man muß Steuern zahlen, die Muskete tragen u. s. w.; aber man hat wenigstens die Freiheit, sich moralisch oder geistig von ihr loszusagen, wenn oder so weit sie sich moralisch oder geistig vergeht oder blamirt. Als Mensch kann ich nicht sagen, ich sei kein Mensch, wenn auch die ganze Menschheit z. B. in Barbarei versunken ist; als Teutscher aber kann ich sagen, ich sei kein Teutscher, wenn Teutschland z. B. in Servilismus versunken ist. Wäre nicht ein Teutscher von männlichem Charakter und klarem Verstande der

Unglücklichste der Sterblichen, müßte er sich nicht vor Scham aus dem Gesichtskreis aller andern Nationen flüchten, wenn er die Mitverantwortlichkeit für alle die Unterthanen-Niederträchtigkeiten und nationalistischen Blamagen zu übernehmen hätte, wodurch sich die Masse unserer Landsleute der Verachtung oder dem Gelächter der Welt aussetzt? Man sagt sich einfach moralisch und geistig von ihnen los, so weit sie die Schande und Blamage national machen, man sagt ihnen: so und so weit bin ich kein Teutscher, sondern ein bloßer Mensch, oder aber man legt den wahren Charakter des Teutschen in das Gegentheil desjenigen der Menge und sagt ihnen: ihr seid keine Teutschen, so wie man den Barbaren sagt: ihr seid keine Menschen, aber ich bin einer.

Wie viel Teutsche bleiben eigentlich übrig, wenn wir auf diesem Wege eine Ausmusterung vornehmen? Wir werden dann vor Allen diejenigen über Bord zu werfen haben, die so recht im Teutschthum schwimmen, die Tag und Nacht das Maul voll Teutschthum haben, die an allen Enden und Ecken mit Teutschthum und Teutschland renommiren, jene schwarz-roth-goldenen Hohlköpfe, jene Sänger und Mannen und Festgenossen, die bei jeder Gelegenheit aus allen „Gauen" nach allen den Plätzen „strömen", wo Bier gesoffen und „Hoch" geschrieen wird, wo man die Freiheit verherrlicht als Unterthan und vor patriotischem Stolz zu platzen meint, wenn man die, nur von der Polizei richtig zu beantwortende tragikomische Frage brüllt: „Was ist des Teutschen Vaterland?"

Die ekelhaften Festsäufer und Vaterlandsbrüller, die um so mehr saufen je mehr sie gehudelt werden und um so lauter brüllen je weniger sie sprechen dürfen, treiben ihr Wesen jetzt mit polizeilicher Erlaubniß schon Jahre lang und wie viel Fußtritte sie auch schon erhalten und wie viel

Peitschen auch schon auf ihren hohlen Schädeln getanzt haben, sie lassen sich nicht irre machen, sie fahren fort zu „befreien", ihr Wortschwall ist unerschöpflich wie ihr Bier und je tiefer ihre Würdelosigkeit sinkt, desto „gehobener" geht ihre „Stimmung" aus jeder neuen Blamage hervor. Ein lächerlicheres Patriotenthum, als diese teutschen Renommisten des Nationalismus, hat keine Nation der Welt aufzuweisen, denn jede andre Nation, die patriotische Renommagen begeht, stützt sich dabei wenigstens auf Thaten, auf Errungenschaften, oder Eigenschaften, aber diese Teutschen prahlen, turnen, blähen sich, bäumen sich, überschlagen sich auf weiter nichts als ihrem bloßen Namen. Und unter dem „Banner" dieses Namens finden sich die Patrioten jeder beliebigen Couleur, die sich sonst beständig in den Haaren liegen, in brüderlichster Konfusion zusammen, wenn nur folgende patriotische Bedingungen erfüllt werden:

1) Polizeiliche Erlaubniß;
2) Sechs Toaste a Person;
3) Ein Dutzend „Reden" extra;
4) Keine Politik;
5) Aber um so mehr Bier;
6) Und abermals Bier;
7) Nicht zu vergessen den „Männergesang" und vor Allem das Lied: „was ist des Teutschen" Schimpf und Schand?
8) Noch eine Ladung Bier, „gehobenste Stimmung" und „Tod den Feinden Teutschlands;"
9) Befreiung des Vaterlandes, d. i. allgemeiner nationaler Katzenjammer.

Das ist die Art, in der die Teutschen jetzt ihre nationalen Großthaten verrichten. Daß sie einmal in ihrem eigenen Namen sich erhoben, haben sie längst vergessen; die Erinnerung an 1848 ist ihnen

sogar verhaßt geworden; aber die Reminiszenzen aus der glorreichen Zeit, wo sie von ihren Despoten auf die Schlachtbank geführt wurden, um deren Throne zu retten, stecken ihnen noch wie die Residua einer schlechten Krankheit im Leibe und brechen bei jeder Gelegenheit als nationale Erkennungs- und Verbrüderungszeichen blühend aus ihrer Unterthanenhaut hervor. Der franzosenfressende Königsknecht Arndt und der schauerliche Teutone Jahn sind ihre nationalen Tonangeber geblieben und unter deren Inspiration stößt Alles auf die „Einheit und Freiheit des Vaterlandes" an, Reaktionair und „Fortschrittler", Polizist und „Demokrat", Sänger und Turner, ja sogar Waschweib und „Revolutionair". „Hoch!" „Gut Heil!" „Gruß und Handschlag" — hol' euch alle der Henker!

Aber — unsre Landsleute sind gründlich. Was sie thun, das thun sie ganz und umfassend. Nachdem sie Teutschland im Innern frei und einig gemacht, beginnen sie es im Auslande groß und mächtig zu machen durch — Singen, Reden, Turnen und — Saufen. In diesem Sommer singen und schießen sie „national" und bundesmäßig in Dresden und Bremen — das ist nicht genug. Das Größte haben sie dieses Jahr im Auslande geleistet, sie haben Frankreich erobert durch den Bauchschwung. Am 25. Mai haben die teutschen Turner, zur Abwechselung auch einmal mit französischer Polizeierlaubniß, in Paris ein Fest veranstaltet, zu welchem wieder aus allen „Gauen" Alles hingeströmt ist, was ein prahlendes Maul zu leeren und einen durstigen Magen zu füllen hatte. Es war ein großer, denkwürdiger Tag. „Gut Heil" in Paris, „Gruß und Handschlag" in der Hauptstadt Europa's, teutscher Bauchschwung im Hauptquartier der Welteroberung, „Was ist des-Teutschen Vaterland" im Bereich der Vandome-

Säule, und das Alles mit Erlaubniß der Polizei Louis Napoleons — ist das nicht eine teutsche Großthat erster Klasse? Und wie wurde sie ausgeführt! Die Helden des Festes, so lauten die Beschreibungen, „errangen unwiderstehlich die Anerkennung deutscher Kraft". „Das nationale Fühlen, frei von Herausfoderung anderer Nationen (also in Paris fraß man keine Franzosen) fand die höchste Anerkennung Aller." „Die Franzosen lachten zuerst und zuckten mit den Achseln, dann wurden sie ernster und je erhöhter die Stimmung der Deutschen wurde, desto tiefsinniger sahen die Franzosen aus." Das ist aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß an einem Tage „19 Tonnen Bier vertilgt wurden". Die Franzosen werden gefürchtet haben, Menschen, die solcher Leistungen fähig, könnten ihnen am Ende in ihrer „erhöhten Stimmung" nichts Trinkbares mehr übrig lassen.

Doch das Größte an jenem denkwürdigen Tage leisteten die Redner. An ihrer Spitze figurirt — der erste Buchhalter Rothschilds, natürlich ein Revolutionair erster Klasse. Ihm folgt ein Dr. Zöpperitz aus München, Hundsfott erster Klasse, welcher — einen Toast „auf den Kaiser Napoleon" ausbrachte, dabei „die Begeisterung auf den Gipfel trug, auf welchem das gesunde Urtheil stets von einem gewissen Schwindel ergriffen wird", und der patriotischen Versammlung begreiflich machte—was derselben natürlich bald einleuchtete—, daß „nicht in England, nicht in Amerika, nicht in Belgien und nicht in der Schweiz die wahre Freiheit herrsche, sondern allein in Frankreich". Also in Paris führen die teutschen Patrioten ein burschenschaftliches Renommirstück mit dem „deutschen Vaterland" auf und dabei feiern sie die Freiheit des französischen Freiheitsmörders. Hat je die Niedertracht eine monströsere

Blamage mit der Konfusion erzeugt? In gleichem Sinn, wie der Dr. Zöpperitz, sprach Herr Simon von Trier, dieser eitle Narr und Phrasen-„Republikaner“, der sich dafür, daß Teutschland ihm keine Gelegenheit mehr gibt, in der Paulskirche mit der Damengallerie zu koquettiren, durch Lobeserhebungen auf die „Regierung“ eines französischen Republikenmörders zu rächen sucht. Außer diesen beiden Verräthern, welche die patriotischen Bauchschwinger mit pflichtschuldiger Andacht ruhig anhörten, entleerten sich noch mindestens ein Dutzend andre Phrasensäcke, aber „das Ereigniß des Abends war die Rede Gottfried Kinkels“, dieses Allerweltskomödianten, der sich vor j e d e r Gesellschaft produzirt, die ihn mit Applaus belohnt. „Er sollte sogar mit einer Lorbeerkrone zum Kaiser der Ueberglücklichen gestempelt werden, was er jedoch, wie bekannt, als Feind aller Kronen, zurückwies.“ Er blieb also ungestempelt, er, der alle „Kronen“ zurückweis't, außer diejenigen, die man auf der Bank deponirt.

So verlief der große Tag, an dem eine nationale That vollbracht wurde, von der alle teutschen Blätter voll sind. Wer baut noch Hoffnungen auf ein Teutschland, dessen Vertreter diese lärmenden, hohlen, gesinnungs- und willenlosen, servilen und stupiden Renommisten des Namens sind? Wenn Teutschland erst seine „Patrioten“ los ist und keine „Bundesfeste“ mehr feiert, mag die Zeit kommen, wo man als Teutscher nicht mehr Ursache hat sich seiner Landsleute zu schämen. Einstweilen ist es noch eine harte Aufgabe, unter der Last aller der Dummheiten und Niederträchtigkeiten, die von drüben gemeldet werden, das „nationale Fühlen“ aufrecht zu erhalten und es ist eine wahre Rettung, daß man sich retiriren kann in den bloßen Menschen.

* * *

Ich habe seit langer Zeit nichts so Erheiterndes gelesen wie einen Artikel über „professionelle und wissentschaftliche Erziehung“ in der — „N. Y. Staatszeitung“ (vom 14 Aug.) Die Entdeckerin des „Säugschwamms,“ des „öffentlichen Körpers“ und unzähliger anderer Merkwürdigkeiten im Reich der Natur, der Kunst und der Wissenschaft über — „wissenschaftliche“ Erziehung urtheilen zu hören, war eine Ueberraschung, auf die ich auch bei der kühnsten Voraussetzung nicht gefaßt war. Jetzt bin ich auch vorbereitet, nächstens in der „St. Z.“ einer Abhandlung über den teutschen Styl und das logische Denken zu begegnen.

Auf dem hohen Standpunkte wissentschaftlicher wie sittlicher Bildung, worauf die „Staatszeitung“ steht, ist eigentlich nichts natürlicher, als daß sie den in diesem Lande herrschenden Mangel an einer „wissenschaftlichen Erziehung“ schmerzlich empfindet. „Wir haben hier und erhalten keine wissenschaftliche Erziehung,“ ruft sie wehmüthig aus, und wer wollte ihr widersprechen? Mögen die Amerikaner ihre Winke beachten. Dann brauchen sie sich u. A. nicht mehr vorzuwerfen, daß sie es noch zu keinem „Gaus, Arago, Farragut“ gebracht haben. Die „St. Z.“ hat irgendwo einmal von dem englischen Professor der Physik Faraday gehört und den verwandelt die Schulmeisterinn der amerikanischen Gelehrten mit der salbungsreichsten Gravität geistiger Ueberlegenheit in die fabelhafte Größe — Farragut! Was wird der Admiral dazu sagen? Fast eben so kühn, wie in der Erfindung wissenschaftlicher Größen, ist sie in der Bildung neuer Wörter. Sich an die „Rechtsgelehrten“ wendend und ihren Mangel an wissenschaftlichen Leistungen mit gebührender Strenge verdammend, fragt sie dieselben strafenden Blicks: „Was sind die Resultate ihrer Forensie“? Sie hat irgerdwo von Forum und forensis gehört

und daraus bildet sie mit genialer Todesverachtung das neue Wort Forensie, womit sie etwa forensische Thätigkeit oder dergleichen ausdrücken will. Die Rechtsgelehrten aber werden sich verdutzt und vergebens umsehen und endlich zugestehen müssen, daß sie in der neuen Wissenschaft „Forensie" noch gar nichts geleistet haben.

Wie beschämt müssen sich die eingebildeten Amerikaner fühlen, daß es grade die sonst so oft geringgeschätzten „Dötschmänner" sind, welche ihre wissenschaftlichen Blößen so vernichtend aufdecken! Wenn sie aber dadurch zur Selbsterkenntniß kommen, werden sie sich ermannend mit der „Staatszeitung" ausrufen:

„Wir schulden es uns und der Menschheit, dem allgemeinen Fortschritte nicht nur in einer materiellen und politischen, sondern auch in einer rein geistigen und wissenschaftlichen Beziehung und Richtung tributbar zu werden."

Die „St. Z." will mit diesem kühnen Ausdruck das Gegentheil von Dem sagen, was sie sagt, daß nämlich Nordamerika auch in „rein geistigen und wissenschaftlichen" Dingen von der übrigen Welt unabhängig werden und dieser etwas Neues liefern soll.

Es ist wunderbar, daß Nordamerika es so weit noch nicht gebracht, obschon es die Geister aufzuweisen hat, welche die „N. Y. Staatszeitung" produziren.

Glorreiches Teutsch-Amerikanerthum! Deine säugschwammige geistige Führerin und Vertreterin hat in New-York allein 40,000 Abonnenten, 40,000 Bewunderer des Naturforschers Farragut, der Wissenschaft Forensie und ihrer genialen Vertreter.

* * *

Ich habe schon wiederholt auf die Proben hingewiesen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach

die Monroe-Doktrin in Südamerika werde zu bestehen haben. Es bereiten sich aber noch andre, nähere vor, ohne daß durch irgend ein Anzeichen kundgegeben würde, wie man ihnen würdig zu begegnen gedenkt.

Es geht mit der Monroe-Doktrin wie mit der weiblichen Tugend, die ein Schriftsteller mit einem Strumpfe vergleicht: ist erst eine Masche los, so löst sich die ganze Strickerei auf. Gretchens Bruder im „Faust" könnte vor dem „Weißen Haus" in Washington in Bezug auf die Monroe-Doktrin sagen, was er seiner Schwester sagte:

„Du fingst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt."

Statt des „Dutzend" könnte er sich zwar mit einem halben begnügen. Dieß halbe Dutzend aber ist mit der Zeit eben so versessen auf die Jungfrau Amerika, wie das Dutzend auf die Jungfrau Margarethe.

Man hat in Washington bei der ersten Probe die Tugend nicht gewahrt, man hat sogar „mit Einem heimlich angefangen" und jetzt stehen die Andren schon vor der Thüre, um ebenfalls einzudringen.

Es steht in meiner Ueberzeugung fest wie ein Fels, daß es selbst in der bedrängtesten Lage dieser Republik nur ein entschiedenes Wort gekostet hätte, um die Franzosen von ihrem ruchlosen Attentat abzuschrecken und Mexiko zu retten. Man war zu feig, es auszusprechen, oder man war schlecht genug, die Nachbarrepublik mit Berechnung zu verrathen, um sie für gewisse Projekte, von denen unten die Rede ist, reif zu machen. Das Resultat ist, daß der gefährlichste Feind des Republikanismus überhaupt und dieser Republik im Besondren vor den Thoren derselben Fuß

gefaßt hat und daß möglicher Weise in nicht langer Zeit das ganze Europa hinter ihm stehen wird.

Der erste Nachfolger des Banditen war der Spanier. Seine Insolenz gegen Peru stand im Verhältniß zu der Feigheit, welche in Washington die Monroe-Doktrin zu wahren hatte, und ihr Resultat war die Demüthigung jener Republik. Durch die verrätherische Invasion in San Domingo lieferte Spanien ein Seitenstück zu der französischen Invasion in Mexiko. Die eine wie die andre ging aus dem Vertrauen auf die Ohnmacht oder Feigheit der Administration in Washington hervor und beide wurden bewerkstelligt ohne irgend einen Protest von Seiten derjenigen Macht, welche alle monarchische Aggression von diesen Küsten hatte fernhalten wollen. Als aber endlich die südliche Rebellion zusammenzubrechen begann, wurde Spanien bedenklich und blickte wieder mit Besorgniß nach Washington. Es hatte vergebens Hunderte von Millionen und 20—30,000 Mann für die Eroberung von San Domingo geopfert. Sollte es mit seiner leeren Kasse und mit seiner exponirten kubanischen Besitzung sich jetzt auch der Gefahr aussetzen, in Konflikt mit der großen Republik zu gerathen, von der alle Welt annahm, daß sie jetzt, als Besiegerin der Rebellion und als eine der größten See- und Militair-Mächte der Welt, alle früher eingesteckte Beleidigungen rächen und ihre stolze Stellung als Protektorin des westlichen Kontinents wieder einnehmen werde? Spanien konnte der Administration in Washington unmöglich die Kurzsichtigkeit und Feigheit zutrauen, auch jetzt noch so freche und folgenreiche Invasionen, wie die mexikanische und dominikanische, ruhig zu dulden. Es beeilte sich daher, mit den Dominikanern Frieden zu schließen und zog seine Truppen bis auf einen kleinen Rest von der Insel zurück.

Wahrscheinlich erwartete es ein ähnliches Aufgeben der für die Ver. Staaten unendlich wichtigeren Okkupation von Mexiko, und zwar aus denselben Gründen. Aber die Franzosen blieben ruhig wo sie waren, ohne daß man in Washington eine böse Miene gezogen hätte. Ja, die Versicherungen des Herrn Seward blieben so friedlich und flossen eben so von Komplimenten über, wie zur schlimmsten Zeit der Rebellion. Da begann Spanien, wahrscheinlich auch von Paris aus instruirt, sich eines Andren zu besinnen. Es erkannte jetzt, daß die Washingtoner Politik unter a l l e n Umständen die Ehrlosigkeit und Feigheit à tout prix ist. Die Beibehaltung des Herrn Seward allein mußte ihm lehren, daß seine vorherige Besorgniß eine thörichte, eine total überflüssige gewesen war, und die Frucht dieser Belehrung ist eine, jetzt frisch in's Werk gerichtete Erneuerung der Feindseligkeiten gegen die Dominikaner. Es stellt denselben die unannehmbare Bedingung, zu erklären, daß Spanien auf den Wunsch der Majorität der Bevölkerung die Insel betreten habe und daß das Aufgeben derselben ein bloßer Akt der Gnade sei. Der Zweck dieses Auftretens ist, wie aus den neuesten Nachrichten hervorgeht, einen Vorwand zur Besetzung und Erwerbung von Samana zu gewinnen, einer der besten Hafenstationen in Amerika, deren Besitz die Herrschaft über den Golf sichert.

Auch an der Küste des stillen Meeres hat Spanien wieder begonnen, die alte Insolenz hervorzukehren. Es hat jetzt auch mit Chili angebunden und zwar deshalb, weil diese Republik sich ihm nicht willfährig und dienstbereit zeigte bei seinem feindlichen Auftreten gegen Peru.

Doch dabei bleibt es nicht. Es heißt jetzt, daß auch England auf San Domingo Fuß zu fassen sucht. Es hat dort einen Agenten wieder angestellt,

der früher wegen seiner Annectirungs-Umtriebe hat abberufen werden müssen. Hat man nicht allen Grund, hinter diesen gleichzeitigen Attentaten gegen die Monroe-Doktrin die Vorzeichen eines gemeinsamen Planes zu suchen, der zuletzt unter der Leitung des Banditen in einer europäischen Koalition auslaufen wird, welche erklärt, daß die Monroe-Doktrin, als eine entwürdigende Beschränkung der europäischen Mächte, abgeschafft sei und daß diese Abschaffung von ihnen solidarisch werde aufrechterhalten werden?

Statt diese Gefahr vorauszusehen und ihr entschlossen zuvorzukommen, bleibt Herr Seward im Staatssekretariat fortwährend eine förmliche Einladung an alle europäische Mächte, als Räuber nach Amerika zu kommen und sich auszusuchen was ihnen beliebt. Während man von keinem einzigen Schritte hört, der von Washington aus geschieht zur Abschreckung von Invasionen, taucht dagegen ein Gerücht auf, daß die Vertreter der Republik sich die europäischen Räuber dadurch vom Halse halten sollen, daß sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Der Bandit soll in Washington das Anerbieten haben machen lassen, diejenigen mexikanischen Grenzstaaten, die er sich als Pfand von Maximilian ausbedungen, den Ver. Staaten abzutreten als Preis für die Anerkennung des „Kaiserreichs". Daß Herr Seward fähig wäre, auf einen solchen unerhörten Verrath einzugehen, trauen wir ihm zu; aber wir glauben nicht, daß es dem Banditen Ernst ist, einen so hohen Preis dafür zu zahlen. Er hat seine Leute kennen gelernt und wird wissen, daß er bei deren Feigheit auf billigere Weise zum Zweck kommen kann. Möglicher Weise hat er das Anerbieten mit gewissen, sein Zurücktreten ermöglichenden Vorbehalten bloß gemacht, um die Herrn in Washington kompromittiren zu können, sobald ihre Bereit-

willigkeit, darauf einzugehen, sich konstatiren läßt. Käme es im Ernst zu einer solchen Schandthat, zu einem solchen schwarzen Verrath an der mexikanischen wie der nordamerikanischen Republik, so würde man sich schämen müssen, länger Bürger der Ver. Staaten zu sein. Die Gesinnung des Landes übrigens und die Politik der Parteien gibt keine Bürgschaft, daß solcher Verrath unmöglich wäre, und grade Diejenigen, welche die Neger verrathen haben und verrathen helfen, d. i. die ganze „demokratische" und die halbe „republikanische" Partei, sind auch Diejenigen, welche den Verrath an der Nachbarrepublik am Ersten beschönigen würden. Die „N. Y. Staatszeitung" „*steht nicht an*, es auszusprechen, daß es *kaum ehrenvoll* für die Ver. Staaten sein würde, wenn sie auf diese Weise *der Schwesterrepublik den Gnadenstoß versetzen* würden". In der That? Es würde kaum ehrenvoll sein, (also doch ehrenvoll!), einem vertrauenden Freunde, der Hülfe sucht, von Hinten den Dolch in das Genick zu stoßen, um sich mit einem Räuber in sein Besitzthum zu theilen. Hat man je einen so schurkischen Bedientenausdruck zur Bemäntelung einer so kolossalen Verworfenheit anwenden sehen? Aber Herr Johnson ist ein Verräther der Neger; deshalb würden ihm seine Bedienten, vor allen die „Demokraten", auch den infamsten Verrath an der Republik verzeihen. Und wie die „Staatszeitung", so würde der ganze Chor von Parteiknechten, Parteispekulanten und Parteilandesverräthern sprechen, deren Verdorbenheit ein persönliches Interesse an der Ausrottung von Recht und Ehre hat. Wie der Alpenbesteiger, ohne es zu wissen, mitunter auf dünner Schneedecke über unergründeten Schluchten, so wandeln die Amerikaner und ihre Affen gedankenlos auf einem scheinbar republikanischen Boden, unter dem die

freſſende Korruption und Parteimoral nach und nach einen Abgrund von Geſinnungsloſigkeit ausgehöhlt hat, der bei einer geeigneten Erſchütterung die ganze Republik verſchlingen kann. Wie viele tauſend Republikaner hat dieſes Land noch aufzuweiſen, die ſich unter allen Umſtänden nach Außen wie nach Innen bewähren würden? Gibt es irgend eine Schlechtigkeit, die in Washington nicht mehr ungeſtraft begangen werden kann? Gibt es eine Partei, die ſich nicht nach und nach an Alles gewöhnt und bei Allem beruhigt, was von der herrſchenden Gewalt ausgeht? Gibt es hier noch ein Volk, das ſeine republikaniſchen Intereſſen verſteht und wahrt gegen Korruption und Gewaltthat?

Aber Herr Johnſon, wird irgend ein Vertrauender einwerfen, kann ſeine bekannte Drohung gegen L. Napoleon nicht im Stich laſſen und beſitzt bei aller Rechtsabhärtung, den Negern gegenüber, wenigſtens jenen rohen Stolz und Trotz des ſüdlichen Geiſtes, der ſich nicht vor auswärtigen Despoten beugen kann. Jeff. Davis und Konſ. beſitzen mehr Stolz und Trotz, als Herr Johnſon; dennoch bequemten ſie ſich Jahre lang zum gemeinſten, erniedrigendſten Betteln vor den auswärtigen Despoten um die Gnade, ihren Vaterlandsverrath durch Anerkennung ihrer Konföderation zu belohnen. Als Barbaren, welche ſich an die Sklaverei gewöhnt hatten, beſaßen ſie den Stolz und Trotz des Rowdy, nicht des Republikaners. Ueberdieß iſt Herr Johnſon, wie ſein Vorgänger, ein ungebildeter Menſch, der nichts gelernt hat, als was die bornirte Parteiſchule ihm eingeübt, und namentlich von europäiſchen Verhältniſſen keinen klaren Begriff haben kann. Er iſt alſo in dieſer Beziehung, grade wie ſein Vorgänger, ganz in den Händen des „weiſen“ Herrn Seward, dem die Stupidität und Ehrloſigkeit der

amerikanischen Politiker es als ein Meisterstück der Staatskunst anrechnet, vier Jahre lang den Frieden mit Despoten, die nicht den Muth und die Mittel hatten, Krieg zu beginnen, dadurch erhalten zu haben, daß er jede Drohung, die er durch ein entschiedenes Wort hätte stumm machen können, durch eine feige Konzession beschwichtigte, und jede verrätherische Intrigue, der er von Beginn ab hätte entgegentreten sollen, als Freundschaftsdemonstration behandelte und jede despotische Arroganz, die er durch republikanisches Auftreten zum Zittern zu bringen im Stande war, durch eine Erniedrigung der Republik zu neuen Unverschämtheiten ermuthigte.

Die Rebellion ist trotz Lincoln überwältigt worden; ich bezweifle, daß die Monroe-Doktrin trotz Johnson aufrecht erhalten wird. Zur Wahrung der Monroe-Doktrin, welche nichts Andres ist, als Kampf des Republikanismus gegen das Königthum, waren Republikaner nöthig und die sind in den offiziellen Kreisen ausgestorben. Wie die Sachen jetzt stehen, ist der Grund gelegt entweder zu einem Krieg mit dem halben Europa, welcher die Republik materiell, oder zu einer vollständigen Demüthigung, welche sie moralisch ruiniren muß. Und empfehlt ihr den „ewig Blinden“ als Mittel gegen diese Gefahren eine Unterstützung der europäischen Revolution, so belächeln sie euch mit der Ueberlegenheit eines Idioten und kehren euch den souverainen Rücken zu, auf dem ihr schon im Voraus die blutigen Striemen von der Geißel der Nemesis wahrnehmen könnt.

Die Republik hat in Amerika ausgespielt, wenn die europäische Revolution oder der Tod L. Napoleons sie nicht rettet. Das wage ich zu sagen nicht als Vermuthung, sondern als Phophezeiung, denn es bleibt kein andrer Ausweg mehr, als

Untergang der Republik hier, oder Untergang des Despotenthums da drüben.

* * *

Ist es nicht im höchsten Grade kindisch und komisch, daß ein Turner einen andern Turner mit „Gut Heil“ anredet und seinem Begleiter, einem Nichtturner, „guten Morgen“ sagt? Aber er fühlt selbst, daß das „Gut Heil“ affektirt, forcirt, unnatürlich klingt und fürchtet ausgelacht zu werden, wenn er es Einem bietet, der nicht zur Zunft gehört. Dabei hat das „Heil“ einen lächerlich feierlichen Klang, einen gewissen kirchlichen Beigeschmack. „Gut Glück“ würde sich schon weit raisonabler und menschlicher ausnehmen.

Den Hauptanstoß aber erregen solche gesuchte Redensarten als aparte Korporationsgrüße, durch welche eine Gesellschaft sich wie eine Kaste von der übrigen Menschheit absondert. Sie nehmen sich als solche eben so bornirt aus wie Uniformen, namentlich im Munde von Leuten, welche, wie die Turner, bei jeder Gelegenheit die Bedeutung ihrer Thätigkeit für die übrige Menschheit hervorheben. Bei Gaunern läßt man sich eine aparte Sprache gefallen, die Gaunersprache; die Turner haben doch keine Geheimnisse, welche sie der Polizei zu verbergen hätten.

Am wenigsten wird das „Gut Heil“ akkreditirt durch Erinnerung an den mittelalterlichen „Meister“ Jahn, der es eingeführt hat. Wer bloß bedenkt, wie dieser widerliche Teutone und Reaktionair sich in der Paulskirche benommen hat, wird den Turnern, die doch radikal sein wollen, keinen Dienst zu leisten glauben, wenn er sie durch die Autorität jenes „Meisters“ zu lenken versucht. Von diesem konfusen „Meister“ rührt auch, so viel ich weiß, das „Frisch, f r o m m, fröhlich, frei“ her und doch haben die hiesigen Turner das „fromm“,

welches die drei übrigen Worte vollständig ausschließt, vernünftiger Weise über Bord geworfen.

Das ganze Turnwesen muß sich einen reaktionairen Charakter und einen Anstrich des Abgeschmackten aneignen, wenn es sich nicht vollständig frei hält von den Affereien, die aus der Jahnschen Zeit herstammen, von jenen teutonischen Bramarbasereien, jenen teutschthümelnden Sprachkünsteleien, jenen mittelalterlichen An- und Nachklängen, jenen patriotischen Reckhaftigkeiten, jener geistreichen Bauchschwungs-Romantik und Barrenbegeisterung, jener mannhaftigen Indiebrustwerferei, jener hundhaftigen Warmbrüderlichkeit, überhaupt jenen vorzeitlichen Affektationen und schwarzrothgoldenen Lächerlichkeiten, worein die Jahnschen Franzosenfresser und Germanienblamirer für „Gott, König und Vaterland" so hirnlos verliebt waren.

* * *

Wer nicht radikal ist, muß nothwendiger Weise mehr oder weniger ein Barbar sein. Nur der Radikale kann human, kann ganz Mensch sein. Radikalismus und Humanismus sind identisch. Wenn es eine Wahrheit in der Welt gibt, so ist dieß eine und sie trifft neben den ausgemachten Barbaren Tausende der bestdisponirten Menschen, denen aber entweder die Bildung, oder das Nachdenken, oder die Gelegenheit fehlt, radikal zu werden.

* * *

So lang die Ver. Staaten Truppen genug haben, die Landung fremder Armeen an den hiesigen Küsten zu verhindern, so lang sie Schiffe genug haben, um Kaper auszurüsten, und so lang sie Geld genug haben, um die europäischen Revolutionaire zu unterstützen, so lang können sie jeder

europäischen Macht nicht bloß trotzen, sondern jede europäische Macht zittern machen, wenn sie es nicht zu einer **Koalition der europäischen Seemächte** (zunächst Frankreichs, Englands, Spaniens und Italiens) kommen lassen.

In dieser Stellung sich oder ihre Bürger von Fürsten beleidigen, beschimpfen, mißhandeln zu lassen, ist für die Ver. Staaten nicht bloß eine unverantwortliche Herabwürdigung der Republik, sondern auch eine ganz gemeine, ehrlose Feigheit, welcher sich **keine Monarchie** schuldig machen würde.

Die Ver. Staaten haben zwar niemals den Monarchen gegenüber diejenige kühne, überlegene, gebietende Stellung eingenommen, welche der Republik gebührte, weil die Amerikaner, mit Grundsätzen schachernd wie mit Waaren, kein scharf ausgebildetes republikanisches Bewußtsein im Gegensatz zum Monarchismus haben; allein die **Ehrlosigkeit und Feigheit als leitende Politik** dem Ausland gegenüber anzunehmen, dazu sind sie doch erst herabgekommen, seitdem sie einen Lincoln-Seward an ihre Spitze gestellt haben.

Ich rede hier nicht mehr von Mexiko u. s. w. Ich deute auf die schmachvolle Haltung der Washingtoner Administration denjenigen „Regierungen" gegenüber, welche die Republik nicht indirekt, sondern direkt an ihrem eigenen Fleisch und Bein, ihren leibhaftigen Bürgern anpacken. Bekanntlich hat Herr Seward während des Rebellionskriegs die Gesandten in Europa instruirt, alle Unannehmlichkeiten mit dortigen Regierungen zu verhüten, welche sich an naturalisirten Amerikanern der nicht geleisteten „Militairpflicht" wegen vergriffen, mit andern Worten: solche naturalisirte Bürger völlig schutzlos den Tyrannen preiszugeben. Es war also erklärter Grundsatz: unsere Bürger werden durch unsern Paß, d. i. durch Zusicherung unseres Schu-

tzes, vogelfrei, vogelfrei namentlich in einem Lande (Teutschland), das nicht eine Ratte zum Angriff gegen Amerika herübersenden kann. Nachdem der Krieg vorbei ist, hätte man erwarten sollen, daß jene feige, schmachvolle, durch keine Situation unter irgend welchen Umständen gerechtfertigte Instruktion wenigstens sofort zurückgenommen werde; zugleich bildete man sich ein, die Verachtung, mit welcher das feige Lincoln-Seward Regiment alle europäische Regentenköpfe erfüllt, habe jetzt einem gewissen Respekt, wenn auch nicht vor den Häuptern, so doch vor der Macht der Republik Platz gemacht.

Aber nein. Während die gutmüthigen Völker, durch Mangel an Kenntniß der näheren Verhältnisse irre geleitet, oder durch die Trompete der Parteilüge bethört, mit Hoffnung und Vertrauen den Blick auf die große Republik richten, wissen die europäischen Regierungen ganz genau, was sie von dieser Republik, die gleich den Monarchien nicht vom Willen eines selbst handelnden Volkes geleitet wird, sondern vollständig in den Händen weniger unwürdiger Häuptlinge ist, zu halten und zu fürchten haben. Sie wissen, daß die Feigheit, die während des Kriegs jeden Schimpf ohne alle Nothwendigkeit ruhig einsteckte, nach dem Kriege nicht um ein Haar muthiger geworden ist. Sie wissen, daß ächte Ehrlosigkeit kein Maß und kein Ende hat. Und weil sie dieß wissen, scheinen sie es darauf angelegt zu haben, den erregenden und ermuthigenden Eindruck, den die Republik durch den Sieg über die Sklavenhalter bei den Völkern gemacht, dadurch wieder zu verwischen, daß sie die Regierung dieser Republik durch eklatante Erprobung ihrer Ehrlosigkeit und Feigheit auf das Gründlichste herabwürdigen.

Dazu gibt es, außer den amerikanischen Invasionen, kein wirksameres Mittel, als die Mißhandlung amerikanischer Bürger in Europa. Während jenes Geschäft durch die großen Seemächte besorgt wird, amüsiren sich mit diesem sogar die kleinsten „Landesherren," die ein Paar Kompagnien Soldknechte zu kommandiren haben. Fast jedes Schiff bringt jetzt die Kunde von einem naturalisirten Teutschamerikaner, der im Vertrauen auf die bis in die Fixsterne verschrieenen „Sterne und Streifen" und auf den, im Namen der „großen Republik" ausgestellten Paß sich thörichter Weise in die Regionen wagte, wo er vor seiner Auswanderung keine fürstliche Uniform getragen hatte. Man läßt drüben solche „Bürger" der großen Republik wie ein verlaufenes Stück Vieh durch den ersten besten Polizeischergen in den Kasernenstall schleppen und ihnen nachträglich die Uniform anziehen, während in Amerika ihr Geschäft ruinirt wird und ihre Familie in's Elend geräth, ohne daß sich eine Menschenseele darum kümmert; oder man treibt mit ihrer Aufgreifung ein förmliches Geldgeschäft, wie dieß neuerdings in Kurhessen geschah, wo man einem Aufgegriffenen gnädigst die Wahl ließ, entweder seiner Hoheit als Landsknecht zu dienen, oder Sr. Hoheit $800 zu zahlen. Wahrscheinlich werden die $800 gezahlt, damit die verliederlichte Hoheit in Kassel sie versaufen kann mit einem „Hoch" auf die Versunkenheit der Republik.

In dieser berühmten Republik, die aller Welt als Muster voranleuchten will, ist man in hundert Fragen des gesunden Menschenverstandes, der Mannesehre, des Republikanismus und des Rechts nicht einmal zu den einfachsten Elementarbegriffen vorgedrungen. Sie hat sich noch nicht einmal die Frage vorgelegt oder beantwortet, was ihr Bürgerrecht bedeute, ja ob sie überhaupt ein

wirkliches Bürgerrecht habe. Zum Begriffe des Bürgers eines Staates gehört vor allen Dingen, daß er kein rechtloser Nichtbürger, daß er kein Fremder sei, daß er daher nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb des Staats unter dem Schutz desselben stehe. Zu diesem Schutz ist der Staat ganz besonders verpflichtet, wenn er diese Verpflichtung speziell übernimmt, und dieß geschieht durch Ertheilung eines Passes. Ein Paß ist nicht bloß ein Ausweis für fremde Neugier, welche gern wissen mögte wer Du bist, oder woher Du kommst; nein, er ist eine Zusicherung der ausstellenden Regierung, daß sie dich, den Paßinhaber, mit ihrer ganzen Macht schützen werde, wenn dir im Ausland zu nah getreten wird. Es heißt auch ausdrücklich in den amerikanischen Päßen: „der unterzeichnete Staatssekretair der Ver. Staaten von Amerika ersucht hiermit Alle, welche es angeht, sicher und frei passiren zu lassen N. N., Bürger der Ver. Staaten, und im Nothfall ihm jede gesetzliche Hülfe und Protektion zu gewähren.“ Hat diese Aufforderung an fremde Regierungen wie an die amerikanischen Gesandten einen Sinn, oder hat sie keinen? Ist mit dem Begriff einer Regierung — von Ehre und Ehrlichkeit sehen wir dabei ganz ab — die Voraussetzung verträglich, daß sie durch Ertheilung eines Passes einem Bürger das Recht auf persönliche Sicherheit garantire, um ihn nachher als rechtlosen Vagabunden der Willkür und Brutalität jedes fremden Büttels preiszugeben? Dankt sie nicht durch diese Preisgebung von ihrer Stellung thatsächlich ab, die sie durch jene Zusicherung annahm?

Aber, könnte man einwenden, die Regierung der Ver. Staaten geht bei ihrer Zusicherung von der Voraussetzung aus, daß der Paßinhaber keine Verpflichtung im Auslande zurückgelassen, also

das Ausland kein Recht auf ihn habe. Dabei kann es sich aber immer nur um Verpflichtungen handeln, welche die Ver. Staaten ausdrücklich oder vertragsmäßig anerkennen. Sie erkennen an, daß, wer in Preußen einen Mord begangen, dort nicht durch das amerikanische Bürgerrecht geschützt ist, mag er eingeborener oder eingewanderter Bürger der Ver. Staaten sein; aber sie haben nie anerkannt und können ihren eigenen Rechtsgrundsätzen gemäß nicht anerkennen, daß das amerikanische Bürgerrecht durch frühere Unterthanenverpflichtungen anullirt werde. Sie können nicht zugeben, daß ein amerikanischer Bürger zugleich noch fürstlicher Unterthan sei. Sie kennen auch keinen Unterschied zwischen naturalisirten und eingebornen Bürgern. Der Akt des Bürgerwerdens, der zudem durch gebotene feierliche Lossagung von allem früheren Unterthanenverhältniß erst möglich wird, zerstört in den Augen der hiesigen Regierung wie des neuen Bürgers alle mit jenem Verhältniß verbunden gewesene Verpflichtungen. Er ließe ja sonst sogar die Möglichkeit offen, daß ein früherer preuß. Unterthan mit Einwilligung der Washingtoner Regierung für Se. preußische Majestät gegen die Ver. Staaten die Waffen tragen könne. Entweder muß man diese Möglichkeit zugeben, oder den noch schändlicheren Fall annehmen, daß die Regierung der Ver. Staaten einen naturalisirten Bürger derselben, der von ihr unbeschützt, also mit ihrer Genehmigung oder Unterstützung, als gepreßter preußischer Soldat gegen sie die Waffen trägt, im Fall der Gefangennahme als Landesverräther erschießen läßt.

Man denke sich das Bild: die Häupter der Republik, an der Spitze von einer Million Soldaten und der furchtbarsten Flotte der Welt, sehen

Jahre lang ruhig zu, oder drücken feig die Augen zu, während an der Grenze eine Rotte von europäischen Henkersknechten eine „Schwester Republik“ abschlachtet und drüben amerikanische Bürger, unter dem Schutz der „Sterne und Streifen“ in die Kasernen geschleppt, nach dem Kommando preußischer oder hessischer Korporale die Flinte handhaben im „Dienst“, ja zur Beschützung von Tyrannen, denen sie hier abschwören mußten um — Bürger der Republik zu werden! Und die nämlichen Häupter der Republik machen mit Aufopferung von einer Million Menschenleben und von dreitausend Millionen Schulden vier Millionen Sklaven zu „freien Menschen“, um sie dann zu rechtlosen Paria's zu machen!

Gibt es nach diesen Leistungen für die Feigheit, die Ehrlosigkeit, die Erniedrigung, die Schande noch eine denkbare Steigerung? Ja, es gibt noch eine; daß nämlich europäische Flüchtlinge, „Revolutionaire“, „Radikale“ eine Administration unterstützen und preisen, welche jener Leistungen fähig war und bleibt. In majorem reipublicae gloriam!

* * *

In einem teutschen Literaturblatt finde ich folgende Jeremiade: „In keinem Lande der Welt ist das Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage an dem buchhändlerischen Markte ein größeres, als in Deutschland, wo es selbst den besten Autoren schwer wird, sich in den Privatbibliotheken einzubürgern. Ein Katalog von zehntausend Nummern jährlich muß als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen in einem Lande, wo nur Werken aus dem Gebiete der einzelnen Fachwissenschaften ein sicherer Absatz zu verbürgen ist, wo die Verleger von Romanen kaum andere Abnehmer haben, als die Bibliotheken, und wo die lyrische und dramatische Poesie ganz dem Zufall und der Mode

preisgegeben ist, ja, wo selbst die einstimmige Anerkennung der Kritik nicht vermag, einem Dichterwerk Käufer zu verschaffen..... Dichtungen namhafter Autoren, die sich einstimmiger Anerkennung der Kritik rühmen können, sind oft nach zehn Jahren nicht über einen Absatz von 500 Exemplaren hinausgekommen; ja, selbst bei berühmten Autoren, denen nicht grade die Mode hold ist, gehören zweite Auflagen zu den Seltenheiten..... Dieses Mißverhältniß ist ein so unnatürliches, daß die längere Fortdauer und das vermehrte Umsichgreifen desselben die ganze moderne deutsche Literatur untergraben oder zu einer in den Lüften schwebenden Fata Morgana machen müßte. Freilich datirt es nicht erst von heute; schon Göthe beklagte sich seiner Zeit über den schlechten Absatz seiner ‚Iphigenie' und des ‚Tasso', und die romantische Schule hat im Buchhandel stets einen verlorenen Posten behauptet. Göthe durfte mit Recht eine Ausgleichung dieses Mißverhältnisses in einer späteren Zeit erwarten; die Romantiker dagegen und viele andere deutsche Dichter werden sich mit einem Plätzchen in der Literatur-Geschichte begnügen müssen, während ihre Werke als Makulatur den Gesetzen des Stoffwechsels anheimfallen."

Merkwürdig! Die Teutschen sind bekanntlich eine „Nation von Denkern", folgerichtig auch eine Nation von Schreibern und sollten danach auch eine Nation von Lesern und Bücherkäufern sein. In einem Lande, wo beinah so viel Musen-Kinder wie Menschenkinder zur Welt gebracht werden, sollten auch Kinderfreunde genug sein, sich ihrer anzunehmen. Aber die meisten erscheinen nur um zu verschwinden und was als hoffnungsvoll ausgespannter Adler in die Welt schoß, kriecht als enttäuschter „Krebs" mit eingezogenem Schwanz wieder nach Hause. Liegt die Schuld vielleicht grade an der Vielschreiberei? Wenn Alles Literat

ist, wer soll dann die Literaten ernähren? Oder liegt die Schuld anderswo? Wenn man aufrichtig sein will, so sagt man: trotz allen „Denkern“ und trotz gewissen vortrefflichen Eigenschaften, um deren willen man eben ihre Fehler um so schärfer bekämpfen muß, haben die Teutschen im Allgemeinen eine prominente Anlage zu einem Volke von Renommisten und Säufern. Daher auch ihre Festwuth. Nirgends so, wie bei den berühmten Festen, findet sich die Gelegenheit, durch hohle Renommagen ein Held, durch äußere Schaustellungen ein großer Mann, zugleich aber unter hochklingenden Vorwänden ein Säufer zu sein. Deshalb fehlt es auch nie an Geld für Feste, für Fahnen, für Aufzüge, für Bier und für Wein. Dafür werden bei jeder Gelegenheit Hunderttausende verschleudert, aber die Literatur, die geistige Propaganda, das Streben für die Herausbildung des wahren teutschen Geistes und Charakters begegnet fast überall nur tauben Ohren und filzigen Händen. (Uebrigens will ich dabei die Frage, ob die jetzige teutsche Literatur nach Qualität und Gesinnung eine besondere Unterstützung verdiene, ganz unerörtert lassen.)

Wie ganz anders ist es doch unter den Teutschen in Amerika! Welches rege, begierige Interesse an den Erzeugnissen des Geistes! Wenn ein Autor ein Buch kaum zu schreiben begann, stehen die Kunden schon mit ausgestreckter Hand vor der Thüre. Und sollte er einmal eine Zeit lang nichts von sich hören lassen, so wird er von Volksdeputationen bestürmt, wieder an die Arbeit zu gehen. Daher gibt es auch hier keinen einigermaßen fähigen teutschen Schriftsteller, der nicht ein Vermögen d. i. eine unabhängige Stellung errungen hätte. Und mit welcher sichern, scharfen Kritik weiß das Publikum das Gute vom Schlechten zu unterscheiden und mit welcher schonungslosen Ge-

rechtigkeit wirft es die „Säugschwämme“ in die Winkel, um das Bessere auszuzeichnen und zu ermuthigen! Aber es geht immer Alles Hand in Hand. Die amerikanischen Teutschen würden nicht so eifrige und fähige Unterstützer der Literatur sein, wenn sie ihr Geld, wie die da drüben, bloß an Fressen und Saufen, an Fahnen und Aufzüge, an Vereinsfirlefanz und Tand, an „Sommernachtsfeste“ und „Metzelsuppenfeste“ und „Sechs- und Sechzig“ und alle möglichen Luder- und Philister-Liebhabereien verschwendeten und verquengelten.

Es leben die Teutschen in Amerika!

* * *

Es wird gemeldet, daß von den am Rio Grande aufgestellten Negertruppen — und andere scheint es dort jetzt kaum zu geben — 25 pr. C. an Krankheiten sterben. Dazu also kann die Republik die Neger gebrauchen. Nachdem sie sich von ihnen für das Versprechen der Freiheit hat retten lassen, versagt sie ihnen die Bürgerrechte, stellt sie aber zum Lohn auf verlorene Posten, worauf sie keine weiße Truppen zu stellen wagt, um sie dort in republikanischer Uniform zu begraben. Als Bürger stimmen dürfen sie nicht, aber als Soldaten sterben dürfen sie. Rechte haben sie nicht, aber die schwerste aller Pflichten, nämlich ihr Leben für ein Vaterland zu opfern, das sie nicht anerkennt. Wahrlich, ihr Neger seid die großmüthigsten aller Sterblichen. Die Republik schämt sich, euch als Bürger aufzunehmen, schämt sich aber nicht, eure Kraft, euren Muth, eure Aufopferungsfähigkeit, euer Leben für ihre Sicherheit zu fodern, und ihr gebt willig Alles hin, steigt resignirend in die Erde und Alles schweigt von euch, ausgenommen die Schande, die unauslöschliche Schande dieser ehr- und gewissenlosen Republik. Sie gibt sich alle Mühe, euch christlich zu erziehen. Es kommt euch zu

Statten: die ganze Passionsgeschichte des thränen- und bluttriefenden Christenthums wird an euch wiederholt durch — Christen. Man sagt, die Sklaverei sei abgeschafft. Schwarze, infame Lüge! Sie ist nicht nur im Süden durch ihre Abschaffung erst recht in Kraft getreten, sondern sie ist jetzt auch vom Norden adoptirt. Menschen, denen man die Waffen in die Hand zwingt zur Vertheidigung eines Landes, das ihnen keine Rechte zuerkennt, sind Sklaven, mehr als Sklaven. Der Unterschied ist der, daß die Neger von den Sklavenhaltern bloß um ihre Freiheit betrogen wurden, von den Gegnern der Sklavenhalter auch um ihr Leben; daß sie als Sklaven im Süden bloß die „Pflicht" hatten, für ihre „Herrn" zu arbeiten, und im Norden die Pflicht, für sie zu sterben. „Große Republik," von dir in Bande geschlagen zu werden, ist empörend, aber von dir befreit zu werden, ist der Tod. Du zerbrichst die Ketten bloß um damit Diejenigen zu erschlagen, denen du sie abgenommen. „Große" Republik, dein Gebiet ist groß, dein Name ist groß, deine Macht ist groß, aber deine Treulosigkeit, dein Undank und deine Schande ist größer, als Alles zusammen.

* * *

Der Radikalismus und Pessimismus kommt, wie die Katze, immer auf die Füße zu stehen. Trotz seinem Festhalten am Ideal, das ihm als Leitstern den Weg zeigt, wenn er es auch nicht als erreichbares Ziel verfolgt, wird er nie enttäuscht, weil er die Bedingungen des Fortschritts nicht übersieht, sich über die Natur der Menschen nicht täuscht und stets die Unempfänglichkeit der Massen in Anschlag bringt; trotz allen trüben Aussichten wird er nicht entmuthigt, weil er weiß, daß endlich die Nothwendigkeit erzwingt, was der freie Wille nicht erstreben wollte; trotz allen Niederlagen ist

er ſtets ſiegesgewiß, weil ihm jeder Schlag, den ſeine Sache erhält, nur das Maß für den Rückſchlag iſt, und trotz allen Verluſten in der Gegenwart bleibt er ſtets Herr der Zukunft, weil er in ſeinem Prinzip das Natur-Geſetz erkennt, das ſich zur rechten Zeit auch gegen die mächtigſten Feinde Gehorſam zu erzwingen weiß. Er wirkt für die Anerkennung und Verwirklichung ſeines Prinzips ſo gut und ſo lang er kann; ſieht er dieß Wirken aber überwältigt durch den Gewalt- und Maſſen-Andrang einer noch nicht hinlänglich vorbereiteten Zeit, ſo läßt er mit Ruhe die Gegenmacht ihren Erfolg erſchöpfen, in der Gewißheit, daß dieſelbe nur um ſo gründlicher und ausgedehnter den Boden vorbereitet für ſeine Saat.

Nehmen wir auf dieſem Standpunkt einmal die Zukunft des amerikaniſchen Republikanismus voraus, wie ſie ſich möglicher Weiſe nach den jetzigen Auſpizien geſtalten kann. — — — — — — —

Von dem Augenblick ab, wo es definitiv entſchieden iſt, daß dieſe Republik in Mexiko ihr eigenes Prinzip aufgibt und ihre Stellung als Hüterin des Republikanismus auf dieſem Kontinent abdankt, wird dem wahren Republikaner und radikalen Politiker nichts mehr übrig bleiben als, über den Untergang der Republik, den er vergebens zu verhüten geſucht, hinwegzudenken und ſeine Chancen von der verpfuſchten Rechnung der amerikaniſchen Gegenwart wieder in die der europäiſchen Zukunft zu übertragen. Er muß gleichſam ein neues Geſchäft anlegen, weil das alte bankerott geworden. Er wird zu erwägen haben, ob nicht Amerika die Vorausſetzungen und Bedingungen der Kultur und Entwicklung fehlen, auf die er bisher ſeine Hoffnungen gebaut. Vielleicht wird ſpäter die Geſchichte nachweiſen, daß die Errichtung einer Republik in Amerika, während Europa unter dem Despotismus der Fürſten

schmachtete, eine Anomalie war, die wieder korrigirt werden mußte. Vielleicht wird sie an den Ver. Staaten die Lehre zu illustriren haben, daß kein Volk wie kein einzelner Mensch frei sei oder zu bleiben würdig sei, wenn es seine Freiheit nicht durch die Befreiung anderer zu sichern und zu verdienen sucht. Vielleicht wird sie darzuthun haben, daß die hiesige Freiheit nicht lebensfähig war, weil sie nur durch äußere Bedingungen hervorgerufen, aber nicht aus dem innern geistigen Kern heraus entwickelt war. Vielleicht wird sie zeigen, daß die hierher abgeirrte Entwicklung wieder zu ihrer Quelle zurückgeleitet und Amerika wieder in die europäische Schule geschickt werden mußte, um der Freiheit fähig und würdig zu werden, deren Besitz es ohne vorheriges Examen angetreten hatte. Mit andren Worten: vielleicht muß erst Europa die amerikanische Republik vollständig demüthigen oder zerstören, um sie später als europäische regenerirte Republik wieder aufleben zu lassen.

Diese Voraussicht macht den radikalen Politiker, wenn er bis jetzt als Amerikaner gesprochen, sofort wieder zum Europäer. Sie zeigt ihm die Franzosen und sonstigen Eroberer als Vorarbeiter bei der Europäisirung Amerika's, deren Werk er später zu beerben habe, und die Amerikaner, die ihn bis jetzt als „Fremden" an die Seite geschoben, als künftige Mitbefreite wenn nicht gar als Protege's. Wird Mexiko unter L. Napoleon ein französisches Unterkaiserthum, so wird es nach dem Sturz L. Napoleons ein Gebiet der französischen Republik und in deren Händen sehen wir es lieber, als in den Händen geldgieriger Anglo-Sachsen ohne Bildung und Ideen; gelingt es aber Maximilian, Mexiko zu einer teutschen Kolonie zu machen, so wird es nach der Revolution ein Besitzthum der t e u t s c h e n Republik und in

deren Händen sähen wir es am Liebsten. Erobern und unterjochen die europäischen Despoten das ganze Amerika, so können die amerikanischen mit den europäischen Völkern gleichzeitig das nämliche Joch abwerfen und aus einer Revolution von Staaten wird eine Revolution von Welttheilen und aus einer Republik von Völkerschaften wird eine Menschheits-Republik.

Ist Nordamerika der Mission, die es zu haben schien oder prätendirte, nicht gewachsen oder unwürdig, wohlan, so muß es sie an Andre abtreten. Wir haben schon an einem andren Orte die Frage gestellt: „Was ist Amerikanerthum der Zukunft?“ Wer kann sie beantworten? Ein Amerikanerthum, das durch eine europäische Zuchtruthe wieder zur Besinnung gebracht und durch die Herrschaft des europäischen Geistes wieder in die allgemein menschliche Anschauung und Gemeinschaft hineingeschult und hineindisziplinirt worden, können wir uns auch in der Zukunft vorstellen; allein was aus dem ungehinderten Fortwachsen der beschränkten Einseitigkeit, selbstsüchtigen Rohheit und dünkelhaften Abgeschlossenheit, die das amerikanische Wesen vorzugsweise charakterisiren, sich auf die Dauer Freimenschliches und Menschheitliches entwickeln soll, davon haben wir so wenig eine Vorstellung, wie von der Möglichkeit, daß Frankreich und Teutschland nach der Revolution das perfide, herzlose, menschenfresserische England seine arrogante Rolle im Weltverkehr wie in der Politik werden fortspielen lassen.

Frankreich und Teutschland werden nach der Revolution die europäische Entwickelung, und hoffentlich in Gemeinschaft, beherrschen und bestimmen. Sollte etwa ihr Zusammenwirken in Amerika ebenfalls vorbereitet sein durch die Gemeinschaft des östreichischen und des französischen Banditen in Mexiko? Hat nicht in der ganzen

Geschichte die gewaltthätige Initiative hab- und herrschgieriger Despoten, welche weder Mittel noch Leben schonten, wider Willen die Bahn für die spätere Freiheit gebrochen und die Keime des Fortschritts gelegt, welche, durch die Ideen edlerer Nachfolger befruchtet, die Gestaltungen humaner Entwicklungen erzeugten?"

Ihr Despoten, zerstört, was ihr haßt und fürchtet; ihr „Republikaner", laßt zu Grunde gehen, was ihr nicht zu schätzen und zu nutzen wißt — die Zukunft wird Alles wieder umwandeln und nutzbar machen, was ihr hinterlaßt und wenn ihr doch einmal eure Zwecke erreichen sollt und euer Schicksal sich erfüllen muß, dann je eher, je besser. Ist einmal in Amerika die Republik nicht im Stande, sich zu halten oder, was gleichbedeutend ist, das Monarchenthum zurückzutreiben und zu demüthigen, so wünschen wir ihren Untergang so bald wie möglich zu erleben, damit um so eher der gewaltige Umschwung eintrete, der mit einem riesigen Griff Welttheile statt Völker mit sich fortreißt und die halbe Menschheit auf einen Schlag und nach einer Idee regenerirt. Wer Republikanismus nicht durch die Freiheit lernen kann oder will, muß ihn durch den Despotismus lernen und Europa hat vortreffliche Schulmeister für die ganze Welt.

* * *

Durch Herrn Hecker erfahren wir endlich, was Freiheit und zwar „ewige Freiheit" ist. Die Turner hatten ihn zu einem Fest in Cincinnati eingeladen und in seinem Anwortschreiben, worin er sie auffodert, gleich ihm nach*) Teutschland hinüber mit

---

*) Konfuse Romantiker wie Herr Hecker schreiben, indirekt ihren Antheil am Lüstre der großen „Kriegsthaten" von zwanzig gegen fünf Millionen zur Geltung bringend, die servile Renomage nach Teutschland hinaus: „Civis Americanus sum", so kann man jetzt mit Stolz ausrufen, wie

ihren amerikanischen Kriegsthaten zu renommiren, „ihre zerschossenen Standarten hoch hinaus über den Ozean zu halten“ (als ob die Turner in corpore daran betheiligt wären und sonst Niemand als Turner), verweis't er auf „die Rolle (soll heißen: Liste) unserer Todten, die da schlafen vom Potomac bis zum Rio Grande, eingegangen zur ewigen Freiheit“. Also der Tod ist die ewige Freiheit. Wer nicht mehr existirt, ist frei in alle Ewigkeit. Folglich ist nicht bloß in alle Ewigkeit, sondern war auch von Ewigkeit her frei, wer nie existirt hat. Folglich ist Nichts gleichbedeutend mit Freiheit. Folglich ist ferner das Todtschlagen das einfachste und sicherste Mittel, einen Menschen frei zu machen und zwar für immer. Folglich sind die größten Tyrannen und Menschenschlächter die größten Befreier. Dieser rohe und wüste Wirrkopf Hecker schreibt fast nicht eine Zeile ohne haarsträubenden Unsinn, von dem barbarischen Styl gar nicht zu reden. Es ist aber Alles begeisternde Weisheit in den Augen unserer fahnenschwenkenden, gedankenlosen Germanen, welche die „Nation der Denker“ bilden. Das Renommiren mit den Kriegsthaten übrigens (auf Struvisch: „Kugelregen“) kommt Einem mit der Zeit zum Halse heraus. Diejenigen Kriegstheilhaber, die das Selbstgefühl und der Stolz des freien Mannes beseelt, werden sich mit der Zeit schämen, daß sie ihr Leben auf das Spiel gesetzt haben als Werkzeuge von Führern, die das Volk um Alles betrügen, wofür es Geld und Blut geopfert hat. Die höchste Aufgabe Derer, die sich am Krieg als Kämpfer der Freiheit betheiligt haben, ist jetzt nicht, mit ihren Thaten zu renom-

---

ehemals: „Civis Romanus sum“. Mit welchem Stolz und welcher Wirkung würde Herr Hecker, wenn er als Refraktair in der badischen Kommis-Jacke steckte, dem Korporal zurufen: “Civis Americanus sum!

miren, sondern ihre Thaten zu rechtfertigen dadurch, daß sie die, welche sie um die Frucht derselben betrügen wollen, unschädlich machen helfen.

* * *

In seiner ersten Inaugural-Adresse schlug A. Lincoln den Rebellen vor, zum Gehorsam zurückzukehren und ein Amendement zur Konstitution anzunehmen, welches es zu einem besondern und „unwiderruflichen" Gesetz machen sollte, daß das „föderale Gouvernement sich nie in die häuslichen Institutionen der Staaten mischen dürfe, eingeschlossen diejenigen, welche die zu Dienst und Arbeit gehaltenen Personen (Sklaven) betrifft."

Die Rebellen, welche dieses maßlose Wohlwollen nicht zu schätzen wußten, antworteten mit der Beschießung des Forts Sumter und der Beschlagnahme alles „föderalen" Eigenthums. Sie kalkulirten, wer sich ihnen so „unwiderruflich" vor die Füße werfe, werde sie auch frei agiren lassen und wenn sie ohne weitere Umstände ihm auf dem Rücken tanzten.

Herr Lincoln konnte dieß freilich nicht erlauben und wurde also genöthigt, zu „fechten". Wofür? Für die „Union", nichts als die Union. Die Sklavenhalter fochten nicht für Sklaverei, bei Leibe nicht, sondern bloß aus Liebhaberei für Disunion. Deshalb durfte natürlich Herr Lincoln nicht für und durch Emanzipation fechten, sondern nur für „Union". „Wenn ich", erklärte er in einem Briefe an Herrn Greeley, „diese Union retten kann ohne einen Sklaven zu befreien, so thue ich es." Wenn er, erklärte er weiter, an Befreiung denken sollte, so würde er es nur thun, sofern es zur Rettung der Union beitrüge. Aber die letzte Alternative sollte nur eine Einladung an die Sklavenhalter sein, ihn nicht zum Worthalten zu nöthigen, denn statt das sicherste und wohlfeilste Mittel zur

Rettung der Union, nämlich die Emanzipation, sofort anzuwenden, führte er erst einen blutigen, kostspieligen und vergeblichen Krieg zur Rettung von Union und Sklaverei zugleich. Er bereicherte die Geschichte mit der seltenen Erscheinung, daß zwei kriegführende Parteien für eine und dieselbe werthvolle Sache fochten, obschon sie nur einer zu gut kam, nämlich für Sklaverei.

Im Frühling 1862 ermahnte er die Grenzstaaten, sich zu allmäliger Emanzipation gegen Entschädigung zu entschließen, ausdrücklich zu dem Zweck, die vorausgesehene „Nothwendigkeit einer militairischen Emanzipation und Bewaffnung der Schwarzen abzuwenden." Nachdem er also erkannt, daß trotz aller Blut- und Geldverschwendung die theure Sklaverei, das unschätzbare Kleinod, wahrscheinlich nicht zu retten sei, versuchte er wenigstens, denjenigen Sklavenhaltern, welche aus Furcht nicht in offener Rebellion waren, auf Kosten des Nordens den Geldwerth ihrer Sklaven zu retten.

Später suchte er auch noch einen Ausweg in einer proponirten Expatriation und Kolonisation der Neger.

In seiner nächsten Botschaft empfahl er dem Kongreß, aus der Tasche des Volks, die er schon ziemlich geleert hatte, alle Sklaven zu kaufen und eine allmälige Emanzipation anzunehmen, die wenigstens die lebende Generation nicht um die Wonne des Sklavenhaltens bringe, so daß erst mit dem Jahr 1900 die Sklaverei aufhören werde!

Fremont, der anderer Meinung war, versuchte die sofortige Emanzipation der Rebellen-Sklaven durch eine militairische Ordre. Lincoln schlug sie nieder und verfolgte ihren Autor als Feind, obschon der ganze Norden sie mit Jubel begrüßt hatte.

Der Kriegssekretair Cameron schlug die Bewaffnung der Neger vor. Sein Vorschlag wurde zurückgewiesen.

Der Gen. Hunter proklamirte die Emanzipation in Süd-Carolina. Seine Proklamation wurde annullirt und er selbst wurde von seinem Posten entfernt.

Trotz allem Blutvergießen und Begraben und Neurekrutiren wurde die Rebellion immer furchtbarer und die Gefahr immer größer. Nicht mehr bloß die Union, sondern „Washington war in Gefahr", ja der ganze Norden. Jetzt war kein Aufschub mehr möglich. Was geschah? Wurde jetzt endlich die Emanzipation proklamirt? Bewahre! Es wurde den Rebellen die Erhaltung der Sklaverei versprochen, für den Fall, daß sie die Waffen niederlegten. Es wurden ihnen drei Monate Zeit gelassen, so daß sie mit Muße erst alle mögliche Versuche zur Ruinirung des Nordens machen und, wenn sie mißlangen, immer noch den Preis für das Aufgeben derselben einstreichen konnten, so wie ihnen später ein Ablaß im Voraus ertheilt wurde, der ihnen Straflosigkeit für alle Verbrechen sicherte, mit denen sie noch zu experimentiren für gut fanden. Werden sie nun am Ende der drei Monate die Waffen niederlegen? Werden sie nicht von dieser unerhörten Konzession des „Befreiers" Gebrauch machen? Sicher werden sie es thun. Große Spannung. Ein Monat, zwei Monate — noch immer haben sie sich nicht entschlossen. Peinliche Verlegenheit und Unruhe im „Weißen Hause". Sollten sie wirklich den bereitwilligen Retter der Sklaverei nöthigen, ein Befreier zu werden und die mit seinem Versprechen verbundene Drohung auszuführen? Herzklopfen, Beklemmung, unvorhergesehene Kalamität — die drei Monate sind vorbei und die Rebellen haben die Waffen nicht niedergelegt!

Keine Wahl mehr. Die Proklamation muß also heraus. Aber wird sie nicht jetzt mit der ganzen Sklaverei aufräumen? Zu starke Zumuthung! Wie vertrüge sich das mit der Zärtlichkeit für diejenigen Menschenhändler, die bloß deshalb nicht offene Rebellen wurden, weil ihnen die Unionstruppen die Hände banden! Zwar hatten sie das Geldanerbieten für ihre Sklaven schnöde abgewiesen; aber sie konnten sich noch besinnen und es wäre bedenklich, durch Emanzipation aller Sklaven den Verdacht zu erregen, man habe es auf die Sklaverei selbst abgesehen. Es wurde also ein Stamm der Sklaverei in allen Gebieten unversehrt gelassen, die nicht im Stande waren oder nicht den Muth hatten, sich bewaffnet zu erheben, sondern bloß, unter der Hand Verrath und Rebellion zu treiben. Um aber den verkappten Verräthern jede nur mögliche Gunst förmlich aufzuzwingen, wurde ihnen, als später das Rekrutiren unter ihren Sklaven eine bittere Nothwendigkeit geworden, eine Entschädigung für dieselben gezahlt, während die Rekruten keinen Cent erhielten weil sie eine schwarze Haut hatten. Das ist der Weg, auf dem Abraham Lincoln zu dem „unsterblichen Ruhm" des Befreiers, des Feindes der Sklaverei gelangte.

Ist diese Erde ein Tollhaus — Ist sie ein Zuchthaus? Sie ist Tollhaus und Zuchthaus zugleich, in welchem die Tollen und die Verbrecher die Aufseher und Zuchtmeister spielen, die Vernünftigen und Schuldlosen aber als Narren und Züchtlinge behandelt werden!

* * *

Einige Zeit nach Lincolns Tode hieß es in den Zeitungen (p. Telegraph): „zu Denen, die sich unveränderten Zutritt zum Weißen Hause bewahrt haben, gehört der Gen. Maj. Schurz." Da Herr Schurz keine Stellung eingenommen und keine

Thaten verrichtet, woraus man auf seine Unentbehrlichkeit im „Weißen Hause“ schließen könnte, so wird man den unveränderten Zutritt in jenen Gnadentempel seiner Zudringlichkeit zuzuschreiben haben. Herr Schurz kann nicht leben ohne eine „Stellung“ und zwar eine dienende. Als Diener ist er zu Allem fähig, sogar zum Muth, zur Aufopferung und zum Patriotismus; als unabhängiger Mann zu nichts. Er muß einen Herrn haben, für den er in's Zeug geht. Diesen servilen Charakterzug hat er bewährt von seiner Kinkelrettung bis zu der Rolle, die er jetzt spielt. Freilich muß ihm der Diener etwas einbringen, sonst hört die Begeisterung auf: point d'argent oder point de position, point de Schurz. Wir haben früher Herrn Schurz, auch dem Aeußern nach, mit einem Fuchs verglichen. Der Vergleich hinkt aber in so fern, als Reineke immer sein eigener Herr blieb und auf eigene Rechnung handelte, Herr Schurz bloß auf die eines „Masters“.

* * *

W. Phillips gehört zu Denen, welche keinen Kuhfuß geschleppt, hinter keinem Kalbfell marschirt, in keinem „Kugelregen“ gestanden, sondern in der „gesicherten und verschanzten Lage“, die manchem „Held“ so verächtlich erscheint, geblieben sind. Er ist auch oft genug durch teutschen Schreiberpöbel (der übrigens seine theure Haut vom Markte fernhielt) damit verhöhnt worden. Denselben Phillips sah ich in Boston bei zwei Gelegenheiten, wo der ganze, von reichen Reaktionairen gedungene Pöbel der Stadt in bestialischer Wuth nach seinem Blute lechzte, und er sich nur auf den Beistand weniger Freunde verlassen konnte, mit unerschütterter Ruhe als Redner der Freiheit auftreten. Er war des Todes sicherer, als Tausende Soldaten in einer Schlacht, aber er ließ sich nicht abhalten,

seinen Posten einzunehmen und zu behaupten. Stellt man den Muth und die Aufgabe eines Phillips tiefer, als die eines Soldaten, der die „Flinte ergriffen?“ Würde man es für eine Heldenthat statt für einen Frevel halten, wenn W. Phillips, sein Gehirn, das nicht durch tausend Soldatengehirne aufgewogen wird, der Kugel eines südlichen Banditen preisgegeben hätte bei der Ausübung eines Geschäfts, das jeder kräftige Bauernjunge besser versteht, als er? Wenn es nach der Theorie unserer teutschen Kugelregner ginge, so hätten alle hervorragende Köpfe, Agitatoren u. s. w., um sich als Männer und „Patrioten“ zu legitimiren, nichts Eiligeres zu thun, als sich bei der ersten Gelegenheit todtschießen zu lassen, damit die Volksunterdrücker nichts mehr vor sich hätten, als eine kopflose Masse, die sie ohne allen Widerstand unter die Füße treten könnten.

Ich lasse jeden Soldaten gelten, der mit klarem Bewußtsein über seinen Zweck und seine Stellung für eine gerechte Sache sein Leben auf das Spiel setzt; auch mag Jeder, welcher der Freiheit nur mit der Faust zu dienen im Stande ist, dieses für seine Person als höchste Leistung und Pflichterfüllung betrachten; aber ich kann nur einen Beweis beschränkter Rohheit in der grade bei Teutschen täglich auftauchenden Renommisterei erblicken, welche überhaupt keine höhere Aufgabe und keine höhere Probe der Männlichkeit kennt, als diejenige, in welcher jeder russische Korporal den Preis davon tragen kann. Wenn es der Muth ist, auf den ihr den Accent legt, warum steht euch der physische Muth, durch den jeder Bullenbeißer euch aussticht, höher, als der geistige und moralische, dessen Hervorkehrung ihr so sorgfältig vermeidet? Findet ihr kein Haar darin, daß grade Diejenigen, welche „in der Schlacht wie Löwen fechten“, gewöhnlich hinterher vor

jedem Vorurtheil, vor jeder Autorität, vor jedem Machthaber, ja vor jedem Pöbel wie Hunde kriechen und schwänzeln? Ein verständiger Mann wirft sein Leben nicht leichtfertig fort; er riskirt es ohne Renommage für *seine* Zwecke, wo der Preis den Einsatz werth ist; aber er bewährt seinen höchsten Muth in der geistigen und moralischen Bewältigung der tausend Hindernisse, wodurch das Leben die Behauptung von Vernunft, Recht, Wahrheit, Ehre und Charakter Tag vor Tag zur schwersten aller Aufgaben macht.

Dieß ist der Muth, der Muth klarer Köpfe und fester Charaktere, der uns mehr noth thut, als der soldatische; Fäuste finden wir überall genug, so lang überhaupt noch die verfluchte Nothwendigkeit besteht, geistige Fragen durch Fäuste entscheiden zu lassen. Es haben sich eine Million Soldaten gefunden, um sich von Lincoln auf die Schlachtbank führen zu lassen, kein einziger aber, der diesen Lincoln verantwortlich machte für die Ermordung seiner Kameraden in Andersonville.

Niemand mehr, als grade unsre Teutschen, haben Ursache, sich vorstehende Bemerkungen hinter die Ohren zu schreiben. Sie sind stets mit ihrem „Muth“ bei der Hand, sich im Krieg als Kanonenfutter, wie mit ihrem „Patriotismus“, im Frieden als „Stimmvieh“ gebrauchen zu lassen — „Selbstgefühl“ und „sittliche Entrüstung“ aber hängen sie in der Regel nur gegen Diejenigen heraus, die ihnen die Wahrheit sagen um sie auf eine höhere Stufe zu erheben.

* * *

Unter manchen anderen Bestimmungen, die man einst ungefähr so beurtheilen wird, wie freidenkende Menschen jetzt die Vorschriften der Bibel beurtheilen, enthält die gepriesene Verfassung der Ver. Staaten auch folgende:

„Er (der Präsident) soll die Macht haben, Begnadigung für Vergehen gegen die Ver. Staaten zu ertheilen, die Fälle ausgenommen, wo vom Hause der Repräsentanten eine Anklage (also gegen ihn selbst, oder seine Minister, oder Untergebenen) erhoben worden ist."

Am Schluß des Satzes fiel den Verfassern noch glücklicher Weise ein, daß es sich etwas gar zu komisch ausnehmen würde, wenn es vorkommenden Falls einem Präsidenten einfiele, sich selbst zu begnadigen, und deshalb schlossen sie ihn aus.

Es läßt sich über, für und wider das Begnadigungsrecht im Allgemeinen Vieles sagen. Hier nur ein Paar grundsätzliche Bemerkungen als Einleitung zu einer kurzen Besprechung der jetzt hier betriebenen Begnadigungsfabrik.

Die s. g. Begnadigung kann nur einen vernünftigen Sinn und eine wirkliche Berechtigung haben als Korrektion eines ungerechten, zu harten oder überhaupt dem Fall nicht angemessenen Urtheils. Es ist denkbar, daß ein Strafgesetz existirt, welches überhaupt ein gewisses Vergehen mit unverhältnißmäßig harten Strafen belegt. (Wir erinnern uns eines Falles in Preußen, wo eine arme Frau zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, weil sie ihres Nachbars Kuh gemolken hatte, um ihr hungerndes Kind zu tränken.) Wenn nach einer Verurtheilung unter einem solchen Gesetz die begnadigende Gewalt die Strafe erläßt, so korrigirt sie dadurch thatsächlich das Gesetz und mit ihm das Urtheil. Oefter tritt der Fall ein, daß mildernde Umstände, Unzurechnungsfähigkeit, gute Eigenschaften, Verdienste u. s. w. zu Gunsten des Verurtheilten in die Waagschaale fallen, ohne daß deren Berücksichtigung dem an das Gesetz gebundenen Richter gestattet war. In solchem Fall ist es wieder eine rechtliche oder moralische Korrektion, durch welche

die begnadigende Gewalt das Mißverhältniß zwischen dem Urtheil und dem abgeurtheilten Falle aufhebt. Andere Gründe für das Begnadigungsrecht, als die einer humanen Gerechtigkeit, welche dem Gesetz diejenigen Opfer entreißt, auf welche es nur durch den Buchstaben Anspruch hat, scheinen uns vor dem Forum der Themis nicht zulässig zu sein, und streng genommen sollten auch diese wegfallen. Denn bei der Annahme wahrer, genau zutreffender Gerechtigkeit in allen Urtheilssprüchen kann die Begnadigung nur als Aufhebung dieser Gerechtigkeit gedacht werden und ist diese einmal zulässig, so muß die gerichtliche Justiz überhaupt als überflüssig wegfallen und die begnadigende Macht kann auch gleich als strafende auftreten. Der Begriff strenger Gerechtigkeit schließt alle Begnadigung vollständig aus und deshalb war es ganz konsequent, daß unter den römischen Despoten, welche ihre Justiz als unfehlbar wollten respektirt wissen, ein Gesuch um Begnadigung verpönt war wie in Persien.

Die Einführung eines Begnadigungsrechts zeugt nur von dem Bewußtsein eines Volks oder einer Regierung, daß sie durch ihre Institutionen und Gesetze der Ungerechtigkeit ausgesetzt sind. Sie halten sich dadurch ein Mittel offen, Strafen nicht bloß von den Verurtheilten, sondern auch von sich selbst abzuwenden. Ein Volk, das sich bewußt wäre, keine Verbrecher selbst zu erziehen, keine nach vernünftigen Begriffen erlaubte Dinge zu Verbrechen zu machen und keine zu harte Gesetze zu besitzen, würde gar nicht an ein Begnadigungsrecht denken.

Die Natur und der Ursprung des Begnadigungsrechts werden am Besten durch den Umstand charakterisirt und nachgewiesen, daß dasselbe am Meisten bei s. g. politischen Vergehen zur Anwendung kommt, an die sich eben am Wenigsten

ein absolut rechtlicher Maßstab anlegen läßt und die in den meisten Fällen die Gerechtigkeit gradezu auf ihrer Seite haben. Jeder Fürst, der einen „politischen Verbrecher“ begnadigt, sagt damit: „Du hast im Grunde ganz Recht gehabt und ich habe Dich nur eingesperrt aus persönlichem Interesse. Nachdem ich Dich 10 Jahre im Kerker festgehalten und dadurch theils meine Rache befriedigt, theils den fürstlichen Anstand gewahrt, lasse ich Dich los, um mit Deiner Freigebung noch ein Geschäft in ‚Großmuth‘ zu machen.“

Die Ausübung des Begnadigungsrechts bei politischen Vergehen zeigt, daß dasselbe nicht allein zu Zwecken der Gerechtigkeit, sondern auch zu Zwecken der Nützlichkeit dient, sei diese nun eine persönliche für den Gewalthaber, oder eine allgemeine für den Staat. Es können Fälle eintreten, wo eine strenge Durchführung der Gerechtigkeit in direkte Kollision kommt mit ihrem eigenen Zweck, nämlich der Nützlichkeit. Ein solcher Fall tritt z. B. ein, wenn bei einer großartigen Häufung von Vergehen und von Schuldigen deren konsequente Bestrafung der Gesellschaft eine so große Masse feindlicher, kriminalistisch zu behandelnder Elemente aufbürdet, daß deren Niederhaltung oder Unschädlichmachung größere Nachtheile mit sich bringen muß, als ihre Freigebung. Wollten z. B. die Ver. Staaten sämmtliche, zu Hunderttausenden zählende Rebellen den Gesetzen gemäß bestrafen, so würden sie nicht bloß gegen viele, aus verschiedenen Gründen Unzurechnungsfähige eine Ungerechtigkeit begehen, sondern auch einen Zustand schaffen, in dem sich die ganze Bevölkerung in Aufseher und in Züchtlinge zu theilen hätte. Sie haben bei der Ausübung der Gerechtigkeit mit Auswahl zu verfahren und sich auf Diejenigen zu beschränken, deren Unschädlichmachung dem öffentlichen Nutzen mehr entspricht, als ihre Freigebung.

Eine weitere Frage ist: Kann die begnadigende Gewalt die Befugniß haben, der Justiz *vorzugreifen*? Wenn sie, wie wir erörtert haben, nur einen vernünftigen Sinn hat als Korrektion der Justiz, also nach gefälltem Urtheil, so ist es absurd, anzunehmen, sie habe das Recht, die Justiz gradezu zu beseitigen oder zu umgehen, indem sie vor der Fällung eines richterlichen Urtheils, ja sogar vor der Feststellung irgend eines Thatbestandes den Schuldigen der Strafe entzieht. Konsequenter Weise müßte einem solchen Rechte auch die Gewalt entsprechen, ohne Untersuchung und Urtheil Strafen zu diktiren. Auf alle Fälle setzt dieses Recht mit logischer Nothwendigkeit *eine Stellung des Begnadigers über der Justiz voraus*, es setzt sie noch weit unbedingter voraus, als das Recht, ein richterliches Urtheil bloß zu korrigiren. Und diese Folgerung führt uns zu der weiteren Frage: welcher ist, welcher kann vernünftiger Weise der Wille sein, der über allen Institutionen des Staates, also auch den richterlichen, erhaben steht? Antwort: nur der *souveraine*, also in absoluten Monarchien der Wille des Fürsten, in demokratischen Republiken der Wille des gesammten Volks. Das ganze Begnadigungsrecht *kann nur ein Ausfluß der Souverainetät sein*. Deshalb sehen wir es auch in den alten Monarchien nur vom „souverainen Fürsten“ ausüben; in dem konstitutionellen England, wo man sich wenigstens die Souverainetät der Gesetzgebung nur in einer Vereinigung der „Krone“ mit dem Parlament denkt, hat zwar der Fürst im Allgemeinen das Begnadigungsrecht, aber in Fällen gewisser schwerer Verbrechen (Verrath und Felonie) kann die Strafe (des „bürgerlichen Todes“) nur durch Parlamentsbeschluß aufgehoben werden; in Griechenland konnte nur die große Volksver-

sammlung eine Begnadigung ertheilen, und in der Schweiz kann es nur die Bundesversammlung, als Repräsentantin des Volks. Alle diese Instanzen schließen zugleich die Annahme aus, daß die Begnadigung das Resultat einer Bestechung sein könnte.

Nordamerika allein hat mit seiner berühmten Musterverfassung die merkwürdige Einrichtung eingeführt, daß der auf vier Jahre gewählte, nicht souveraine Chef der Exekutivgewalt, den man den „ersten Diener" des Volks nennt und der dem Kongreß verantwortlich ist, im Falle von Verbrechen gegen die Sicherheit und das Leben der Republik als souverainer Herr über aller Justiz und allem Volke steht. Hier haben wir also eine wahre Häufung von Absurdität: ein nicht souverainer Beamter steht verfassungsmäßig als souverainer Herr über dem souverainen Volk und kann gelegentlich Denen ihre Sünden vergeben, Denen er verantwortlich ist.

Mit der Absurdität dieser Einrichtung korrespondirt ihre Verderblichkeit, die sich schon a priori aus dem Umstande ergibt, daß der Beamte, der die verantwortliche Aufgabe und Macht hat, die Verräther der Republik unschädlich zu machen, auch die unverantwortliche Aufgabe und Macht hat, sie zu begnadigen. Und was in der Praxis diese Machtvollkommenheit für Früchte trägt, das hat zu ihrem Schrecken die Republik durch Lincoln und Johnson erfahren. Im Blute watend mit gekrümmtem Rücken unter der Last einer ungeheuren Schuld, wird sie erst nach einigen Jahren entscheiden können, was ihr mehr gekostet: die Macht ihres Präsidenten, die Rebellen niederzuschlagen, oder seine Macht, sie zu begnadigen.

* * *

Die Zeitungen melden, daß Herr Schurz nach der Rückkehr von seiner südlichen „Mission" einen

halben Tag vergebens im Weißen Hause auf eine allergnädigste Audienz gewartet habe. Auch erfahre ich privatim, daß sein hoher Gebieter ihn „angeschnautzt" und er sich darauf bescheiden nach Bethlehem in Pennsylvanien zurückgezogen habe, benannt nach dem Orte, wo der Erfinder der doppelten Ohrfeige als „Kindlein" geweilt hat. Ich will jenen Nachrichten zu Ehren des Herrn Schurz Glauben schenken; aber sie beweisen höchstens, daß Herr Schurz sich eine Ungnade zugezogen, nicht aber, daß er eine Gnade — mit Füßen getreten hat. Und dieß ist es, was von ihm verlangt werden mußte, wenn er sich als Mann und Vertreter der Freiheit rehabilitiren wollte. Er mußte dem Herrn Präsidenten zeigen, daß dieser bei ihm in Ungnade gefallen, nicht aber abwarten oder versuchen, ob er selbst noch von dessen Gnade beschienen werde. Ich habe daher noch keinen Grund, mein früheres Urtheil über Herrn Schurz zu widerrufen. Selbst wenn er später oppositionell auftreten sollte, was kann und wird er dadurch beweisen, nachdem er den rechten Zeitpunkt und die rechte Gelegenheit, eine Wirkung auszuüben, verfehlt hat? Nicht, daß er ein Mann von Charakter war; nicht, daß er sich nicht zu unwürdigen Diensten gebrauchen ließ; nicht, daß er Grundsätzen diente und den Ehrgeiz verachtete; sondern höchstens, daß er trotz allem guten Willen, einer schlechten Politik zu dienen, die von derselben gehegten Erwartungen nicht erfüllte, daß er „disappointed" seine Bemühungen aufgeben mußte und nicht als konsequenter Mann von Grundsätzen, sondern als enttäuschter Administrationsdiener zur Opposition übergetreten. Soll man ihn bloß deßhalb anerkennen und respektiren, weil er als Bedienter eines Verräthers der Republik nicht seine Rechnung gefunden? Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. Herr Schurz

hat nie Anlage zum radikalen Charakter verrathen und er wird nie einer werden. Er ist ein liberaler Diplomat, der stets den sichern Weg der Majorität einschlägt, dessen Magnetnadel stets nach dem Sitze der Gewalt und der „Ehren" zeigt und der sich bei den Gegnern des Radikalismus nie unmöglich machen wird. Er ist zu viel „Staatsmann", um solche Thorheit zu begehen.

* * *

Hier haben wir die Zwecke des „Nationalvereins", d. h. aller „nationalen" Schwätzer, Halblinge, Feiglinge, Duseler und Verräther, die nichts lernen und nichts vergessen, klar festgestellt. Wiederherstellung der Paulskirche und der König von Preußen als Kaiser — das war, ist und bleibt ihr Traum und ihr Ideal oder ihr Blendwerk. Und was sie früher nicht einmal unter dem fördernden Druck der Revolution erreichen konnten, das wollen sie jetzt durch den bloßen Druck ihres periodischen Geschwätzes auf „gesetzlichem Boden" erreichen. „Der Nationalverein will nicht die Revolution, sondern die Reform. Er erstrebt nicht den Einheitsstaat, sondern den Bundesstaat mit einheitlicher Zentralgewalt und Parlament." (Metz aus Darmstadt.) Aehnlich sprachen Herr Löwe von Calbe u. A.: Daß der König von Preußen Kaiser eines preußischen Teutschlands oder vielmehr eines durch Teutschland vergrößerten Preußens, und zwar durch die Bajonnete, nicht durch Parlamentswahl werden will; daß ein monarchischer Bundesstaat ein noch unmöglicheres Unding ist, als ein republikanischer; daß, selbst einen Wahlkaiser und ein Parlament vorausgesetzt, die Freiheit des ganzen Teutschlands vor dem Oberbefehlshaber aller teutschen Truppen nicht sicherer sein würde, als jetzt die preußische unter dem Oberbefehlshaber aller preußischen

Truppen ist; daß ohne Wegfegung alles höfischen und adlichen Ungeziefers in allen Staaten an eine freie Entwicklung des bürgerlichen Lebens selbst unter einem freiheitliebenden und ehrlichen Kaiser (die Möglichkeit eines solchen Wesens vorausgesetzt) nicht gedacht werden kann — alles Das kümmert die „nationalen" Weisen nicht. Wie sollten sie also je zu der Erkenntniß oder zu dem Zugeständniß kommen, daß eine republikanische Verfassung die einzige Garantie für „Einheit und Freiheit", die Revolution aber das einzige Mittel zur Erringung einer republikanischen Verfassung ist?

Charakteristisch für das ganze Treiben der preußischen „Nationalen" sind die Argumente, womit deren Hauptwortführer (der Löwe von Kalbfleisch, Schulze Delitsch, Duncker u. s. w.) die Ausschußanträge verfochten. Im Gegensatze zu denselben nämlich hatte Herr Bürgers von Köln (aber ebenfalls sich gegen die Annahme verwahrend, daß er „ein revolutionaires Programm aufstelle") Resolutionen vorgeschlagen, wonach weder der preußischen noch einer andren Regierung auch nur vorläufig und in beschränktem Umfange die Befugnisse einer teutschen Zentralgewalt zuzugestehen seien, dagegen darauf hingearbeitet werden müsse, daß ein teutsches Parlament einberufen werde, „welches die volle Macht habe, Deutschland eine den Bedürfnissen der Nation entsprechende Verfassung zu geben". (Soll ein solches Parlament, das die volle Macht hat, möglicher Weise die Republik einzuführen, oder doch die Zaunkönige abzuschaffen, etwa von den abzuschaffenden Fürsten berufen werden? Gibt es selbst im Nationalverein einen Narren, der das glaubt? Es bleibt also nur das Volk übrig. Wie aber kann das Volk ein solches Parlament berufen, ohne Meister der Fürsten zu sein, d. i.

ohne die auch von Herrn Bürgers verworfene „Revolution“ zu machen wie 1848?) Die Hauptargumente, welche dem Bürgers'schen Antrage von den genannten Wortführern ertgegengestellt wurden, gingen dahin, Preußen habe die Haupt-Macht, folglich müsse es auch an die Spitze treten. „Nur in den Machtmitteln Preußens können die Bedingungen zur Herstellung der deutschen Einheit gefunden werden. Ehe ein deutsches Parlament berufen werden, ehe es zum Nutzen Deutschlands wirken kann, müssen die deutschen Macht-Verhältnisse geändert werden.“ (Löwe von Calbe.) „Freiheit ohne Macht, Parlament ohne Zentralgewalt ist ein politisches Unding. Wenn man die bestehenden Machtverhältnisse ignorirt, so wird man nie etwas erreichen. Alles, was zur größern Machtstellung Preußens geschehen, ist jedes Mal zum Nutzen und Frommen des ganzen Deutschlands geschehen.“ (Schulze-Delitsch.)

So reiten diese Herrn fortwährend auf der preußischen Macht herum. Aber was und wer ist oder hat diese Macht? Bis jetzt ist in Preußen von keiner andren Macht die Rede, als von der Macht von Gottes Gnaden, deren allmächtige rechte Hand Herr von Bismarck und deren willenloses Werkzeug jeder Unterthan in Uniform wie ohne Uniform ist. Je größer die preußischen „Machtverhältnisse“, d. i. die preußische Armee, desto größer die „Macht“ „Wilhelms des Eroberers“ und desto größer sein Verlangen wie seine Aussicht, sie zur Ausführung *seiner* Pläne, nicht aber zur Wiederherstellung der Paulskirche zu benutzen. Sprächen die Advokaten der preußischen Spitze von der „Macht“ des preußischen *Volks*, hätten sie durch deren wirkliche Existenz ein Recht, von ihr zu sprechen, und hätten sie den Plan, *diese* Macht zu entfesseln, d. i. das preußische

Königthum zu stürzen und das preußische Volk mit der Revolution vorangehen und dann im teutschen Volk aufgehen zu lassen, so würden sie logisch sprechen und jeder vernünftige Politiker würde mit ihnen übereinstimmen müssen. Aber ihr Unsinn wie ihre Feigheit liegt darin, daß sie mit dem preußischen Gottesgnadenthum an der Spitze und unter Geltendmachung eines „historischen Berufs“ des mit jenem Gottesgnadenthum radikal zu vernichtenden, weil nur aus demselben hervorgegangenen und nur ihnen dienenden, infamen Preußenthums dem übrigen Teutschland „Freiheit und Einheit“ bringen wollen. Nur als Unterthan wollen sie teutsche Freiheit und nur als Preußen wollen sie teutsche Einheit bringen, weil sie zu feige und zu beschränkt sind, beide abzuwerfen um teutsche Revolutionaire zu werden. „Neben dem jetzigen Programm des Nationalvereins, sagt Herr Löwe von Calbe, gibt es nur noch ein anderes Programm, das revolutionaire. Die ganze Nation aber hat erklärt (wo?), daß sie gegenwärtig nicht die Revolution wolle. Somit“ u. s. w. So lügen diese Feiglinge der ganzen Nation eine förmliche antirevolutionaire Erklärung auf, um ihre persönliche Erbärmlichkeit durch einen fingirten Nationalwillen zu decken. Grade sie sind es, die bei jeder Gelegenheit ihre ekelhafte, auf dem „gesetzlichen Wege“ vollzogene politische Onanie als das einzige Mittel preisen, das Kind der Freiheit zu zeugen, und dann beschuldigen sie das „Volk“, es habe ihnen diese Operation vorgeschrieben. „Das Volk“ mag so verkommen sein wie es wolle, es würde aber längst über die Revolution anders denken, auch anders sprechen, wenn nicht die Halbmenschen und Feiglinge, die es zu Wortführern gemacht, fortwährend die Revolution mit Allem, was sie bringen muß, was sie allein bringen

kann, verurtheilten und mit ihrer ewigen Rechts- und Macht-Heuchelei Wunder versprächen von jener lächerlichen, tödtenden, unfruchtbaren „gesetzlichen Opposition", die so lang schwätzt, bis man sie nach Hause schickt, und sich dann ihrer Errungenschaften hinter einer wohlbesetzten Tafel von „Festgenossen" erfreut.

Wer hat vor der Revolution von 1848 von einem Löwe von Calbe und ähnlichen Menschen gehört? Nur der Revolution, die ihnen den Maulkorb abnahm, haben sie zu verdanken, daß sie politisch existiren. Jetzt aber benutzen sie ihre Stellung, um das Volk abzuwiegeln und die Revolution zu hintertreiben. Doch sie thun das nicht bloß als Feiglinge, sondern auch als Spekulanten. Sie regen das Volk „gesetzlich" so weit auf, daß es ihnen eine Bedeutung gibt, suchen dann aber diese Bedeutung nach Oben dadurch zu verwerthen, daß sie sich als loyale Schutzwächter gegen die Revolution geriren. Sie wissen aus der Geschichte, daß bei einem etwaigen gelegentlichen Ruck, der das Gottesgnadenthum in Verlegenheit bringt, die Hauptschwätzer der „parlamentarischen" Opposition als Beschwichtiger des Volks Minister zu werden pflegen, um dann — den neuen „Fortschritt" zu verrathen, den sie früher vertreten hatten.

Es gibt augenscheinlich unter den Mitgliedern des Nationalvereins Einzelne, welche besserer Einsicht und besserer Gesinnung fähig sind. Aber sie können Beides nur bewähren und verwerthen, wenn sie sich von den Preußenknechten, denen sie bis jetzt wenigstens indirekt geholfen, vollständig lossagen und eine republikanisch-revolutionaire Partei bilden helfen. Der Nationalverein ist trotz allem oppositionellen Schein nur ein Werkzeug des preußischen Gottesgnadenthums und seine Hauptwortführer sind nur als Agenten des Herrn von Bismarck zu betrachten, der ganz mit Herrn

Löwe, Schulze-Delitsch u. s. w. darin übereinstimmen wird, daß „nur in den Machtmitteln Preußens die Bedingungen zur Herstellung der deutschen Einheit gefunden werden können“ und daß „Alles, was zur größeren Machtstellung Preußens geschieht, zum Nutzen und Frommen des ganzen Deutschlands geschieht“. Wenn die „Machtstellung“ Preußens so groß wird, daß es das ganze Teutschland verschlingen kann, wird ohne Zweifel die preußische Macht der teutschen Ohnmacht bald ein Ende machen. Auch wird dann Herr Schulze die ersehnte „Zentralgewalt“ haben, aber ohne die verrathene „Freiheit“.

* * *

Mazzini hat an den in England weilenden Abolitionisten und ehemaligen Reverend Conway ein Schreiben über das Negerstimmrecht und die Monroe-Doktrin gerichtet, worin „Gott“ beinah das dritte Wort ist. Es kommt darin sogar folgende Phrase vor: „Ihr (Amerikaner) müßt fühlen, daß Gleichgültigkeit, wenn der Schrei von Gottes Schöpfung euch ruft, Atheismus sein würde“. Also Mazzini vereinigt sich sogar mit den alten Weibern in der Bornirtheit, Atheismus mit Schlechtigkeit zu identifiziren. Bei aller Achtung, die man vor dem Charakter und dem republikanischen Streben Mazzini's haben muß, kann man sich doch eines gewissen geistigen Mitleids nicht erwehren, wenn man ihn zum Ausgangspunkt jenes Strebens stets den nämlichen Aberglauben machen sieht, in welchem alle Verdummung und Reaktion ihre Hauptgrundlage findet. Man sollte sagen, wenn irgend Jemand, so müsse grade ein Revolutionair vom Gottglauben gründlich kurirt werden, da er täglich mit Mächten zu kämpfen hat, welche längst aufgehört hätten zu existiren, wenn sie nicht von „Gottes Gnaden“ wären. Und

vor Allen sollte ein italienischer Revolutionair den Aberglauben abwerfen, da grade ihm im Pabst, den verbrechenathmenden Vertreter aller Scheußlichkeiten der „himmlischen“ wie „weltlichen“ Tyrannei, das äußerste Extrem der gottgläubigen Schlechtigkeit und Verwerflichkeit als diametraler Gegensatz verkörpert gegenübersteht. Mazzini ist nicht einmal so weit gekommen wie der seelige Lincoln, der wenigstens die Naivetät hatte, sich zu wundern, daß man im Süden wie im Norden gleichzeitig den nämlichen Gott anrief. Man mögte in der That bezweifeln, daß Mazzini jemals über den beständig angerufenen Gott nachgedacht habe, wenn man ihn täglich die Erfahrung machen sieht, daß seine Hauptgegner, Franz Joseph, Pio Nono und Napoleon III., mit besserm Erfolge, als er, jenen Gott zu ihrem Schutzpatron machen und daß dieser Gott ihn selbst, Mazzini, und seine Freunde im Stich läßt. Auch wäre ich begierig zu sehen, wie Mazzini seinen Gott praktisch verwerthen würde, wenn er den Pabst neben Victor Emanuel vertreiben und Italien zur Republik machen könnte. Den Katholizismus, den er nie bekämpft, würde er offenbar beibehalten müssen, aber wie würde er das zu Stande bringen ohne Pabst? Und wie lange würde eine katholische Republik bestehen?

Es ist mir stets ein Räthsel gewesen, wie Männer von der Begabung eines Mazzini im 19. Jahrhundert von jener einseitigen Bornirtheit beherrscht bleiben können, welche sie in religiösen Dingen mit dem dümmsten Bauer praktisch gleichstellt. Sie müssen dadurch auf der einen Seite nothwendig wieder verderben, was sie auf der andern gut machen. Noch unbegreiflicher ist es mir, wie Andre, die sich den Beruf von „Führern“ zutrauen, in religiösen Dingen zu Heuchlern werden, oder ein s. g. „kluges“ Schweigen beobachten können, um den politischen Einfluß, den sie zu haben

glauben oder zu erwerben suchen, nicht durch religiöse Anstößigkeit zu beeinträchtigen. Abgesehen davon, daß für einen Mann von Selbstgefühl und Charakter eine unerträgliche persönliche Demüthigung in der Verleugnung seiner Ueberzeugungen über die wichtigsten Wahrheiten liegen muß, ist es auch eine wahre Todsünde gegen den vielgepriesenen „Fortschritt", beim Wirken für denselben Fragen zu ignoriren oder auszuschließen, ohne deren Lösung alle Errungenschaften keinen sicheren Bestand haben, oder ihren Hauptwerth einbüßen. Der Kanton Uri ist eine Republik, Guatemala ist eine Republik, San Salvador ist eine Republik. Kann ein aufgeklärter Mensch es auf die Dauer in einer solchen Republik aushalten, in welcher der Aberglaube der Souverain ist und welche nur so lange keinen Fürsten hat, als sich keiner für sie findet? Auch in Nordamerika sehen wir, welches Bleigewicht die religiöse Befangenheit dem Fortschritt in den einfachsten Dingen anhängt trotz aller Freiheit, sie zu ändern. Besser der langsamste Fortschritt, wenn er in allen Fragen gleichmäßig ist, als der schnellste in einer einseitigen Richtung, welche zu einer Befangenheit und Verwirrung führt, die später das Nachholen des Versäumten doppelt erschwert. Und besser, für einen umfassenden Radikalismus wirkend, auf alle gegenwärtige Popularität zu verzichten im Bewußtsein des Strebens für eine edlere Zukunft, als klug und feig die Anstößigkeiten auf der Bahn des Fortschritts zu umgehen, um bei der blinden Menge als Führer einer einseitigen Bewegung möglich zu bleiben. Wer Führer eines Volks sein will, sollte ihm vor allen Dingen mit der Fähigkeit und dem Muth des Denkens vorangehen, denn ohne Denken bleibt alle Freiheit und Menschlichkeit nur Schein und Redensart. Leider ist Mazzini kein Denker, noch weniger als Kossuth, sonst müßte er sich jeden

Falls schon gefragt haben, woher es komme, daß die konsequentesten Vertreter aller der Freiheitsideen, für die er schwärmt und die er den Amerikanern im Namen „Gottes“ anempfiehlt, die teutschen „Atheisten“ sind, welche sich um den „Schrei in Gottes Schöpfung“ verteufelt wenig kümmern, aber die Stimme der Menschen-Vernunft und Humanität zum kategorischen Gebot in jener ganzen „Schöpfung“ machen mögten. Wären hier die „Atheisten“ am Ruder, statt jener heuchlerischen oder bornirten Gottesanrufer, so brauchte Mazzini die Amerikaner weder an das Negerstimmrecht, noch an die Monroe-Doktrin, noch an die Vernichtung jenes Scheusals zu erinnern, das in Paris als Alp auf vier Welttheile drückt.

* * *

Welche maßlose Achtung die Sklavenhalter vor denjenigen Teutschen haben, die ihnen durch die „N. Y. Staatszeitung“, den „Neuen Anzeiger des Westens“ u. s. w. und deren Gesinnungsgenossen als unverwüstliche Menschenhändlerbedienten so lang bekannt waren und empfohlen worden sind, geht daraus hervor, daß sie dieselben jetzt einladen, geradezu die Stelle der früheren Sklaven einzunehmen. In Alabama haben sie eine ''White Labor Agency'' etablirt, welche teutschen Arbeitern (hört es, ihr Teutschen, namentlich ihr „demokratischen“) „Arbeit“ d. i. Lastthier-Arbeit von Tagesanbruch bis 9—10 Uhr Abends in einer afrikanischen Hitze unter folgenden Bedingungen in Aussicht stellt:

1. Der „demokratische“ Teutsche (natürlich ein anderer wird sich mit dem Aristokraten- und Barbarenpack nicht einlassen) verpflichtet sich kontraktlich auf mindestens ein Jahr. (Wenn er dann während dieser Zeit entläuft, kann er nach dem Menschenjagd-

gesetz, das für Weiße fortbesteht, wieder eingefangen werden.)

2. Der Sklavenhalter verspricht, nach Ablauf des Jahres einem Mann $150, einer Frau $100 und Kindern von 12—14 Jahren $40—50 zu zahlen. Davon werden aber $15 per Kopf für Reisekosten abgezogen. (Wenige würden das Ende des Jahres erleben, so daß der Sklavenhalter, selbst wenn er Willens war, sein Versprechen zu halten, die Arbeit der Meisten für die bloßen Begräbnißkosten und als Ersatz für diese den „demokratischen" Leichnam als Dünger hätte.)
3. Die „demokratischen" teutschen Arbeiter d. i. Sklaven erhalten als Kost „Negerrationen" (d. i. 12—8—6 Pfd. Speck, 1 Bushel Maismehl, etwas Reis und Syrup monatlich) und „als Wohnungen die seither von den Sklaven benützten Negerhütten".
4. In Krankheitsfällen haben sie selbst die Heilungskosten zu tragen und überdieß wird ihnen der dadurch verursachte Zeitverlust berechnet. (Sie würden also, selbst wenn sie das Ende des Jahrs erlebten, wenig oder gar nichts übrig behalten und dadurch genöthigt sein, abermals zu „enlisten".)

Das sind die Hauptbedingungen. Sie sind, was die Annehmlichkeiten und den Lohn der versprochenen „Arbeit" betrifft, schon lockend genug, werden aber für manchen echten „Demokraten" ganz unwiderstehlich gemacht durch die Aussicht auf den seltenen „Genuß", im Schweiße des „kaukasischen" Antlitzes sich durch die ausgezeichnete Kost des Aethiopiers refreiren und in den romantischen, erinnerungsreichen Wohnungen wei-

len zu können, in denen noch alle Winkel und Bretterwände von den Seufzern und Wehklagen der Gemarterten wiederhallen. Sollten diese „Genüsse“ noch etwas zu wünschen übrig lassen, so wird der „Overseer“, der wahrscheinlich auch ein teutscher Kaukasier ist, mit einem gewissen Instrument, das eine wunderbare Wirkung auf den hintern Theil des menschlichen Organismus, auch des „weißen“, ausüben soll, für das Uebrige sorgen. Kein lehrreicheres Bild in der Geschichte, als einen teutschen „Demokraten“, der als Sklave eines südlichen Menschenhändlers in einer Negerhütte sich mit ranzigem Speck für die „Arbeit“ stärkt, oder, unter der glühenden Sonne in seiner „Arbeit“ zusammensinkend, von einem teutschen „Overseer“ mit der Peitsche aufgerichtet wird unter dem ermunternden Zuruf: „Verdammter Dutchman, Du bist so faul wie die Nigger, die, wie Du so oft der ‚N. Y. Staatszeitung‘ nachgesprochen hast, nur arbeiten, wenn sie die Peitsche kriegen!“

Wie behagt euch das Kompliment, ihr teutschen „Demokraten“, das euch eure südlichen Gönner durch die “White Labor Agency” machen lassen? Sie stellen euch jetzt auf die Probe, ob ihr es auch ehrlich gemeint habt, als ihr mit der N. Y. Staatszeitung versichertet, die Sklaven im Süden hätten es besser, als die Arbeiter im Norden, ja als ihr mit der „N. Y. Staatszeitung“ ausrieft, die Sklaverei sei ein „Segen“. Könnt ihr zögern, euch des Segens theilhaftig zu machen? Eure Freunde im Süden, die euch ihr Paradies so sehnsüchtig preisen gehört, sind jetzt ihrerseits von Sehnsucht nach euch erfüllt und nachdem sie die verwünschten Nigger endlich los geworden, haben sie Raum gewonnen, euch in ihrem Paradies unterzubringen. Sie hören euch noch täglich dagegen eifern, daß die verdammten Nigger mehr verlangen, als was sie ihnen bieten, woraus sie natürlich schließen, daß das

Gebotene euch als ein Maximum von Glück erscheint, und siehe, sie sind aufmerksam genug, es euch sofort zur Verfügung zu stellen. Sie wenden sich nicht an die Irländer, nicht an die Franzosen, nicht einmal an die Chinesen, nein, sie geben euch, den teutschen „Demokraten", den Vorzug vor Allen, denn sie kennen eure treue Gesinnung, sie wissen, daß ihr von der Liebe für sie und ihre Zustände so wenig ablaßt wie euer ausgezeichnetes Organ, die glorreiche „N. Y. Staatszeitung". Mit anderen Worten, sie verachten kein Gesindel auf der ganzen Welt so tief wie das niederträchtige teutsche „Demokraten"-Pack, das durch die verruchte „N. Y. Staatszeitung" vertreten und bis in Grund und Boden diskreditirt worden ist.

Und nun denke man sich die beißende, die schreiende Ironie, daß eine Warnung vor der "White Labor Agency" zuerst erscheint — nicht im „Pionier", nicht in der „Westlichen Post", nicht in irgend einem andern Antisklaverei-Blatt, sondern in der — „N. Y. Staatszeitung"! Das nämliche Blatt, das seit 30 Jahren den Sklavenhaltern die Teutschen als die würdigsten Konkurrenten der Sklaven empfohlen, das Alles aufgeboten hat, dieselben moralisch zu Nachfolgern der entfesselten Neger zu erziehen, überrascht sie jetzt mit einer Warnung vor dem Loose, das sie ihnen tausend Mal als so beneidenswerth geschildert hat und dessen Verschmähung sie noch heute den Negern als frevelhafte Ungenügsamkeit anrechnet! Eher hätte man erwarten sollen, daß das edle Redaktionspersonal des würdigen Organs sich beeilt hätte, mit gutem Beispiel voranzugehen und in einer Negerhütte bei Speck und Maismehl ein Loblied auf den bewußten Segen zu singen.

Die Neger sollen das Stimmrecht nicht haben, sagen die Nachbeter der „Staatszeitung". Gut.

Dadurch, daß die Neger das Stimmrecht nicht haben, nicht als vollberechtigte Meister und Bürger anerkannt werden, also nichts im Staate mitzusprechen haben, sind ihre „Herrn“ in Stand gesetzt, ihnen solche Bedingungen der Existenz und der Arbeit vorzuschreiben, daß selbst ehemalige Sklaven sie nicht annehmen können, und dadurch wird Platz gemacht für die teutschen „Demokraten“, welche sich so unbedenklich mit jenen Bedingungen einverstanden erklärt haben. Dadurch, daß den Negern mit dem Stimmrecht die Anerkennung der Menschenwürde versagt wird, muß mit ihnen, als den eigentlichen Repräsentanten der Arbeit im Süden, auch diese Arbeit entwürdigt bleiben, eben sowohl wenn sie von Weißen wie wenn sie von Schwarzen verrichtet wird. Dadurch, daß den Negern das Stimmrecht versagt wird, bleibt die Aristokratenkaste als solche bestehen und mit ihr die Aristokraten-Verachtung gegen Alle, welche nicht zu ihnen gehören oder für sie arbeiten. So, ihr teutschen „Demokraten“, kehrt sich die Konsequenz eurer Politik und Moral gegen euch selbst und die “White Labor Agency” wird euch vielleicht auf verständliche Weise lehren, was ihr von den verwünschten Abolitionisten und Radikalen nicht annehmen wolltet, daß nämlich, wer andern Menschen die Menschenrechte versagt, selbst kein Mensch ist und heute oder morgen mit dem nämlichen Maß gemessen wird, das er an Andere angelegt hat. Ihr, der europäischen Tyrannei Entlaufenen, mit welchem Gefühl müßt ihr in eure amerikanische Vergangenheit blicken, in welcher ihr die Tyrannei gegen Andere unterstützt habt im Interesse von Barbaren, die euch eure vorgeblichen Dienste heimzahlen mit der Gnade, euch die Stelle und die Wohnung ihrer ehemaligen Sklaven anzubieten! Es war für euch so leicht, M e n s c h e n zu sein, denn ihr hattet die Tyrannei gekostet; welche

Genugthuung habt ihr jetzt, wo euch Fußtritte als Wohlthaten sogar von Denen geboten werden, für die ihr euch so lang bemüht habt Unmenschen zu sein? Es fehlt euch nichts mehr, als daß ihr auch die Sklavenpeitsche kostet, die ihr so lang gepriesen, und deshalb geht nach Alabama und meldet euch bei der "White Labor Agency".

* * *

Der Präsident der Vereinigten Staaten, welcher der Verfassung zufolge dem Kongreß „Bericht erstatten soll über den Zustand der Union", wagt in seinem Berichte nicht mit einem Worte zu sagen, daß kürzlich mit Verletzung der Monroe-Doktrin und ausdrücklich zur Beeinträchtigung der Vereinigten Staaten auf den Ruinen einer banditenmäßig strangulirten Nachbarrepublik ein „Kaiserreich" errichtet worden. Korrespondirte mit diesem Ignoriren auch seine Handlungsweise, so könnte darin die Konsequenz einer würdigen Politik gefunden werden. Aber während er jene Thatsache in seiner Botschaft ignorirt, ignorirt er sie in der Praxis nicht, sondern sperrt auf Kosten des Volkes die Nachbarrepublik von den Vereinigten Staaten ab und mißbraucht deren Armee als französische Polizei, um dem Mörder jener Nachbarrepublik das Mordhandwerk zu erleichtern durch Verhinderung der Waffenzufuhr für seine Bekämpfer. Und das Alles gehört nicht zu dem „Zustand der Union", über den er zu berichten hat! Wenn der Wahnsinn und das Verbrechen auf dem Throne sitzen, wozu quält man dann noch ihre besten Unterthanen in Narren- und Zuchthäusern?

* * *

Man hört oft von alten Gebäuden, die heute noch für die Ewigkeit gebaut zu sein scheinen, morgen aber zu verfallen beginnen, sobald ein einziger Eckstein herausgebrochen ist.

Die Konstitution der Vereinigten Staaten ist eins von den Gebäuden, deren Unvergänglichkeit wir bisher alle Tage haben rühmen hören. Und plötzlich beginnt das Gebäude brüchig zu werden, aber nicht, weil ein Eckstein herausgebrochen, sondern weil einer hineingesetzt worden ist. Sie war das Wunder aller Wunder, vom ersten bis zum letzten Paragraphen das Produkt der tiefsten staatsmännischen Weisheit, zu dem nichts hinzugefügt, von dem nichts weggenommen, an dem nichts geändert werden durfte, konnte und sollte. Kaum aber ist durch Annahme der Antisklaverei-Amendements eine einzige, unabweisbar gewordene Aenderung an derselben vorgenommen, so regnet es von allen Seiten Vorschläge zu weiteren Amendements.

Ueberdieß haben Resolutionen, wie die von dem Senator Summner beantragten, welche alle Oligarchie verhüten, die Gleichheit vor dem Gesetz sichern sollen u. s. w., die Bedeutung von Amendements, welche die Konstitution verbessern oder ergänzen. Kurzum, von allen Seiten beginnt man zu fühlen, daß man mit der geheiligten Konstitution nicht mehr ausreicht, daß sie Manches enthält, was sie nicht enthalten sollte, und Manches vermissen läßt, was nicht in ihr fehlen darf. Freilich, an die Hauptänderungen denkt unter den Amerikanern noch Niemand, aber es ist schon viel gewonnen, wenn sie einzusehen und zuzugestehen genöthigt sind, daß ihre gerühmte „Fabrik“ nicht unverbesserlich ist. Und obschon sie zu dieser Einsicht nicht durch prinzipielle Erörterung und logisches Denken, sondern durch praktische Nothwendigkeit und böse Erfahrungen gelangt sind, ist doch anzunehmen, daß sie jetzt einer radikalen Kritik ihrer Verfassung nicht mehr den Rücken wenden werden.

* * *

Herr Lamartine, der Universal-Bettler, ist jetzt auch als Advokat des Universal-Raubes aufgetreten. Der Entdecker des „blauen" Bluts hat auch die Entdeckung gemacht, daß die Unterjochung Mexiko's durch die „rothblütige" Race eine Großthat erster Klasse ist. Es scheint, der größte Bettler hat wieder Geld nöthig und er macht sich beliebt beim größten Räuber.

Uebrigens muß man zugestehen, daß die Auflehnung gegen die Prätension, daß die Vereinigten Staaten auf diesem Kontinent allein sollen zu dominiren haben und Europa darauf nicht Fuß fassen oder Fortschritte machen dürfe, im Allgemeinen ihre volle Berechtigung hat. Sie verliert diese Berechtigung nur dann, wenn die Vereinigten Staaten die Mission, in Amerika die Freiheit aufrecht zu erhalten, die Republik auszubilden und die Zivilisation zu fördern, wirklich und ernstlich erfüllen. Das Recht, eine Monroe-Doktrin aufzustellen, haben nur Die, welche sich von Monroe'schem Geiste leiten lassen. Von der andern Seite muß die Monroe-Doktrin als erloschen betrachtet werden, sobald Europa republikanisch ist, und dann wird das Lamartine'sche Wort, „Amerika gehöre zu Europa," seine Bedeutung und Berechtigung geltend zu machen haben, nicht aber unter einem L. Napoleon.

1866.

—

Man will in Frankfurt Börne ein Denkmal setzen, wofür schon fünf tausend Thaler gesammelt sind. Das ist unter den vielen Denkmälern, wodurch die jetzige teutsche Generation ihre geistige Armuth bekundet, indem sie die fehlenden Größen der Gegenwart durch steinerne Abbildungen der begrabenen zu ersetzen sucht, sicher eines der angemessensten. Es spricht die Anerkennung eines Geistes und Charakters aus, der gerade jetzt recht viele Nachfolger haben sollte. Zugleich aber mag es den Teutschen nahe liegen, daß die exilirten Freunde seiner Freiheit nur als Steinbilder in ihrer Mitte weilen können. Der lebende Börne würde es in Frankfurt nicht aushalten, auch wenn ihn die Polizei in Ruhe ließe.

* * *

Mazzinis Journal, Unita Italiana, ist eingegangen wegen Mangels an Unterstützung. Das ist in einer Beziehung ein entmuthigender Beweis für die Schwäche des italienischen Republikanismus, von der andern Seite aber wird es auch ein Vorwurf für Mazzini sein. Ein Journal, das der

herrschenden Politik und Majorität voraus ist, muß nach allen Seiten reformatorisch auftreten, es langweilt durch Einseitigkeit, weil es nichts Bestehendes zu vertreten hat. In Amerika konnte der "Liberator" nur durch fortwährende Zuschüsse vermögender Freunde erhalten werden. Hätte Mazzini sich nicht zu ausschließlich auf die nationale und politische Frage geworfen, sondern auch soziale Reformen und religiöse Aufklärung gefördert, so würde es wahrscheinlich auch mit seinem Journal besser stehen. „Gott und Italien" kann auf die Dauer kein Mensch aushalten, selbst ein Italiener nicht.

* * *

Für Den, der wahres Interesse an dem Fortschritt einer menschlichen Entwickelung nimmt, gibt es nichts Empörenderes, als große Aufgaben in die Hand kleiner Menschen gegeben und die besten Gelegenheiten zu ihrer Lösung von der Unfähigkeit oder dem bösen Willen verpassen oder gar zu gemeinen Spekulationen benutzen zu sehen. In Europa sehen wir von der Blindheit der Massen die erbärmlichsten Schwachköpfe und nichtswürdigsten Verräther an die Spitze einer Bewegung gestellt, die den ganzen Welttheil hätte befreien können, und sie richteten logischer Weise Alles zu Grunde. In Amerika hat sich den Staatsmännern nie eine schönere Gelegenheit geboten, den Republikanismus, den sie zu vertreten berufen sind, zu einer weltumwandelnden Macht zu erheben, als die mexikanische Frage darbietet, und wir sehen sie nur benutzen zu feigen Finessen, die so albern wie verderblich sind, zu schlauen Parteimanoeuvres und zu fluchwürdigen Bemühungen, die gefährlichsten Feinde der Republik und der ganzen Menschheit vor dem Sturze in die Grube zu bewahren, die sie sich selbst gegraben haben. Die Nemesis hat dem spanischen Despotismus im südlichen und dem

französischen im mittleren Amerika eine Falle gestellt, in der sie ihr verdientes Schicksal finden müssen, wenn die Vertreter der Republik ihre Aufgabe verstehen. Aber sie haben es bisher als ihre Aufgabe betrachtet, die Nemesis um ihr Recht betrügen und den größten Verbrechern Sicherheit, wenn nicht Lohn verschaffen zu helfen, wo sie ihre Züchtigung und ihren Untergang finden sollten.

Ein Mensch, dem bisher durch Schlechtigkeit und Gewaltthat Alles geglückt war, so daß sich vor ihm wie vor einem allmächtigen Schicksal das ganze Europa beugt und dem Götzen des brutalen Erfolgs alle Begriffe von Recht und Ehre opfert, hatte es in der Zuversicht auf die Wirksamkeit seiner Mittel und die Korruptibilität der Völker unternommen, diesseit des Meeres die letzten Freiheitshoffnungen der Menschheit durch Vernichtung der Republik zu zerstören. Das ist die Bedeutung der mexikanischen Expedition. Die Aufgabe der hiesigen Staatsmänner mußte dieser Bedeutung entsprechen, sie mußte sich nicht darauf beschränken, bloß die Republik vor der ihr unmittelbar drohenden Gefahr sicher zu stellen, sondern sie mußte dahin gehen, den frevelhaften Versuch des mächtigsten Feindes der Menschheit mit einem so demüthigenden Fehlschlag endigen zu lassen, daß der bannende Zauber seiner Macht vollständig gebrochen, der Glaube an sein Glück zerstört, der Grimm seines Volks über den Mißbrauch, den er mit seinen Kräften getrieben, geweckt und als die überlegene und erlösende Macht, die dem Nichtswürdigen ein Halt geboten, ihn zurückgewiesen und gedemüthigt, von der ganzen Welt der Republikanismus erkannt und anerkannt wurde. Es ist wahrlich nicht die Aufgabe, dem Scheusal, das sich in den Ketten verstrickt hat, die es auch diesem anlegen wollte, einen Ausweg zu bereiten und goldene Brücken zu bauen, ihm Verlegenheiten zu

ersparen, es zum Rückzuge aus der Falle mit Wahrung seiner Würde in Stand zu setzen, von dem Eisen, an dem es festsitzt, die Widerhaken abzufeilen, es um den wohlfeilsten Preis von seinem selbstmörderischen Werke loskommen zu lassen, es in eine Lage zu versetzen, in welcher es die Miene annehmen kann, als sei es aus diesen und jenen erlogenen Rücksichten freiwillig zurückgetreten. Nein, es handelt sich grade darum, den Eindringling zum Rückzug zu zwingen und die Thatsache festzustellen, daß die Freiheit den Despotismus, die Republik die Monarchie zurückgetrieben, oder ihn an dem Spieß, in den er gerannt, so festzuhalten, daß er daran verbluten muß. Die Republik soll nicht auf ihren Triumph verzichten, um von dem Despotismus die Gefahr einer vernichtenden Niederlage abzuwenden; sie soll nicht den Delinquenten entweichen lassen, um sich die Mühe seiner Exekution zu ersparen; sie soll nicht ein Verbrechen gegen die Menschheit durch ein Abkommen mit dem Verbrecher vertuschen helfen. Den Banditen ungedemüthigt aus Mexiko abziehen lassen, heißt eben so wohl sich an seinem Verbrechen betheiligen, wie ihn ungehindert seinen Frevel dort fortsetzen lassen. Allem aber muß vorausgehen die entschiedene Lossagung von jener feigen Politik, welche durch Aufhebung des freien Verkehrs mit der mexikanischen Regierung und dem mexikanischen Volk eine Berechtigung der eingedrungenen Banditen anerkennt und ihnen zu lieb eine „Neutralität" ausübt, die ihre mächtigste Hülfe ist. Wodurch in aller Welt will sich diese eben so infame wie unsinnige Politik rechtfertigen, die, weil in des Nachbars Haus ein Räuber und Mörder eingedrungen, dem Nachbarn das Recht versagt, mit seinen Freunden zu verkehren, während die Kameraden des Mörders ihn ungehindert unterstützen? Ist diese Politik etwas

Anderes, als die Mitschuldige des Mörders, und ist sie nicht doppelt infam, weil sie sich auf ihre Freundschaft und Sympathie für den bedrohten Nachbar beruft?

Noch keiner der Herrn in Washington hat gewagt, nur mit einem Wort die Thatsache zu erwähnen, daß es sich in Mexiko um den Kampf zwischen Republikanismus und Monarchismus handelt. Mit ihrer diplomatischen Gaunersprache haben sie das ganze ungeheure Verbrechen des Republikenmörders nur wie ein alltägliches Geschäft behandelt, das mit ihrem eigenen Geschäft ein wenig konkurrirt und von dessen Fortsetzung sie freundschaftlich abrathen. Und geht der Konkurrent darauf ein, so helfen sie das Geschäft „abwickeln", und damit erlangen sie den Ruf großer Staatsmänner. Geht er nicht darauf ein, so haben sie durch den Schein, mit ihm abrechnen zu wollen, den Kongreß hingehalten, bis sie wieder allein Herrn im Hause sind, und ein solcher Betrug am Volk und an der Republik erhöht ihr staatsmännisches Ansehen bei Allen, die den Erfolg der spitzbübischen Schlauheit nicht geringer schätzen, als den Erfolg der brutalen Gewalt.

* * *

Ich bin der Meinung, daß eine „Reform" des Freimaurerwesens ungefähr so viel heißt wie „Reform" der Religion, des Glaubens, des Königthums u. s. w. So wie diese, aus denen es entsprungen und mit denen es zusammenhängt, muß das Freimaurerwesen ausgerottet werden. Das ist die einzig wirksame „Reform" desselben. Wie Menschen, die von Freiheit und Menschenwürde einen Begriff haben, sich einem „Orden" anschließen können, dessen erstes Gesetz Geheimniß ist und dessen Hauptmacht in einem sinnlosen Hokus-Pokus besteht, ist mir stets unbegreif-

lich gewesen. Die guten Zwecke, welche die Freimaurerei haben mag, können auch offen verfolgt und erreicht werden, die schlechten aber werden eben nur durch das Geheimthun gesichert. Was die Freimaurer jemals Gutes mögen geleistet haben, das wird zehnfach aufgewogen durch den Schutz, den sie jeder Schlechtigkeit durch die „Bruderschaft" sichern, durch den Mißbrauch, den sie durch hochstehende Reaktionaire mit sich treiben lassen (gehören doch der bluttriefende Tyrann von Preußen und der liederliche Neffe des Pariser Banditen zu ihren Großwürdenträgern) und durch den verdummenden Einfluß, den sie durch das Ordenswesen u. s. w. auf die Massen ihrer Mitglieder üben. Durch die ungeheuren Mittel, welche sie schon verschwendet haben und welche ihnen noch immer zu Gebot stehen, könnten ganze Völker befreit werden. Jetzt dienen dieselben nur dazu, Hunderttausende von der wahren Aufklärung und Humanität abzusperren und dem Einfluß verschmitzter Leiter dienstbar zu machen. Statt „Freimaurer", welche die Festung der Vernunft und Freiheit aufmauern helfen sollten, könnten sie sich füglich Geheimmaurer nennen, welche in der Stille eine chinesische Mauer gegen Vernunft und Freiheit errichten helfen, so gut wie ihre Gegner (?), die Jesuiten. (Wie viel Jesuiten mögen Mitglieder des Ordens sein!)

Börne sagte, er wolle zu keinem Verein gehören, der kleiner sei, als die Menschheit. Das sollte der Grundsatz aller „freien Menschen" sein und wenn sie damit auch nicht meinen können, daß sie sich nicht in kleinerer Zahl für ihre Zwecke vereinigen wollen, so müssen doch diese Zwecke die der ganzen Menschheit umfassen. Auf dergleichen berufen sich zwar auch Freimaurer, ohne aber über den Unsinn nachzudenken, der darin liegt, die Menschheit im Geheimen umfassen und mit Hokus-

Pokus beglücken zu wollen. Die Zwecke der Menschheit kennt und fördert nur der Radikalismus, der diese Zwecke nicht außerhalb der Menschheit sucht, innerhalb derselben aber das allgemeine Glück auf das allgemeine Recht zu gründen strebt.

* * *

Der „Emperor" hat gesprochen und seine Unterthanen in den Ver. Staaten mühen sich mit gesenkter Stirne ab, ihr Schicksal aus seinen Worten herauszulesen.

In der Rede, womit der Bandit am 22. Jan. die Sitzungen der franz. „Legislatur" eröffnet, hat er eine Probe von schamloser Perfidie und Lügenhaftigkeit zum Besten gegeben, welche Alles übertrifft, was dieses moralische Ungeheuer in diesem seinem Hauptfach je geliefert.*) Seine Worte sind:

„In Mexiko konsolidirt sich das Gouvernement, welches auf den Willen des Volks gegründet ist. Die Opposition, besiegt und versprengt, hat nicht länger ein Oberhaupt. Nachdem ich im vorigen Jahr die Hoffnung ausgesprochen, daß unsre Expedition ihrem Ende nahe, bin ich auf dem Wege einer Verständigung mit dem Kaiser Maximilian (nicht mit den Ver. Staaten!) über den Termin zur Zurückberufung unserer Truppen, ohne die Interessen Frankreichs zu gefährden, die wir in jenem entfernten Lande vertheidigt haben.

Die Aufregung, welche die Gegenwart unserer Truppen auf mexikanischem Boden in den Ver.

---

*) Bemerken wir noch nebenbei, daß er die „große amerikanische Republik" preis't, die zu zerstören sein Trachten war, daß er behauptet, Frankreich habe keine Exilirte mehr (worauf ihm Herr Rogeard antworten kann) und daß er die jetzige Verfassung Frankreichs mit der der Ver. Staaten zu vergleichen wagt!

Staaten verursacht hatte, wird beruhigt werden durch die Offenheit unserer Erklärungen. Das amerikanische Volk wird begreifen, daß unsre Expedition, wozu wir es eingeladen*), nicht gegen seine Interessen war. Zwei Nationen, gleich eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, sollten jeden Schritt vermeiden (merken Sie sich das, Herr Seward!), welcher ihre Würde und ihre Ehre verletzen könnte".

Das heißt mit andern Worten: „Das Kaiserreich in Mexiko wird aufrecht erhalten, die Monroe-Doktrin bleibt vernichtet, und meine Truppen ziehe ich nicht eher zurück, als bis jene „Interessen Frankreichs" ohne sie gesichert bleiben und Maximilian sie entbehren kann. Unterdessen halte ich die dummen Yankees wie bisher mit lügenhaften Phrasen hin und wenn sie mucksen sollten, erhebe ich den Finger und sie verkriechen sich mit ihrem tapferen Staatssekretair in's Mausloch. Ich habe eine „Würde und Ehre", die verletzt werden kann, nicht sie, sonst hätten sie mich nicht in Mexiko Fuß fassen lassen".

Dieß und nichts Anderes bedeutet die Lügensprache des Scheusals an der Seine und aus dieser Sprache lesen jetzt die amerikanischen Zeitungen und „Staatsmänner" in einer wahren Jubelstimmung die Botschaft heraus, der Bandit werde in kürzester Zeit nicht bloß seine Truppen zurückziehen, sondern auch das „Kaiserreich" daran geben! Wenn die Blindheit ein Vaterland sucht, kann sie ein besseres finden, als Amerika?

---

*) Als er mit England und Spanien (die ihm bloß als deckender Schild zur Einleitung seines Schurkenstreichs dienten) die Expedition nach Mexiko unternahm, ließ er, um noch sicherer über seine eigentlichen Absichten zu täuschen und in sicherer Erwartung einer abschläglichen Antwort, die Ver. Staaten zur Theilnahme einladen.

Was wird man jetzt hier thun? Wird man ein Dutzend eisengepanzerte Schiffe vor Vera Cruz legen und den Herrn Franzosen sagen, bis zum 1. April werde die Thüre für sie noch offen sein, dann aber geschlossen werden? Nein, man wird jetzt mit verdoppeltem Bedienteneifer durch strikte „Neutralität", den Herrn und Meister in Paris sich gefällig zu zeigen suchen und den mexikanischen Republikanern den Genickfang geben helfen. Hieße es nicht in frevelhafter Rücksichtslosigkeit jenem Herrn ein Dementi bereiten, wenn man sich nicht bestrebte, sein Wort zur Wahrheit zu machen, daß das Kaiserreich sich „konsolidirt" und die Opposition „kein Oberhaupt mehr hat?"

Braver Juarez, verrathenes und verlassenes „Oberhaupt", du überragst alle diese hochmüthigen Größen an Männlichkeit und Bürgertugend wie der Chimborazzo einen Maulwurfshaufen! Wenn Du aber unterliegst, so kannst du in Wahrheit sagen, daß nicht die Kohorten und Kanonen deiner mächtigen europäischen Feinde dich besiegt, sondern die feige Gemeinheit und perfide „Neutralität" deiner amerikanischen „Freunde".

„Neutralität"! Weiß man, wie sie entstanden? Ein europäischer Bandit überfällt ein Nachbarland. In blassem Schreck fleht ihn der Vertreter (Staatssekretair) der großen Republik an um Auskunft, ob er auch ihm den Garaus machen wolle. Der Bandit, wohl wissend, daß er dazu den besten Willen, aber noch nicht die Macht besitzt, so daß die große Republik sofort ihm den Garaus machen könnte, wenn sie den Muth dazu hätte, macht sich die Angst der Vertreter derselben zu Nutzen und erklärt: „als Muster von Ehrlichkeit und Generosität will ich euch versprechen, euch nicht den Garaus zu machen, wenn ihr mir verspricht, mich hier in meinem Banditenwerk nicht zu stören". Dem „Staatssekretair" fällt es zentnerschwer vom

Herzen, freudig schlägt er ein und nun beginnt die glorreiche Aera der „Neutralität“ gegenüber dem „Bürgerkrieg“ (Lincolnsche Botschaft) in Mexiko!

Hören wir, wie noch im August v. J. der Ehrenmann Drouyn de L'Huys den Ehrenmann Seward an seine Ehren-Uebereinkunft erinnern ließ, wodurch der tapfere und weitblickende Vertreter der großen Republik sich nicht bloß die Hände der Gegenwehr gegen deren gefährlichsten Feind binden ließ, sondern sich auch verpflichtete, ihm bei seinem Mörderwerk behülflich zu sein.

„Was Frankreich betrifft, so hat es bei verschiedenen Gelegenheiten und mit aller Offenheit seinen Entschluß kund gegeben, in allen innern Fragen, welche die Union aufregen oder theilen mögen, eine unparteiische und gewissenhafte Neutralität zu beobachten. Als Bürgschaft für unsre Absichten haben wir nichts zu bieten, als unser Wort; aber wir halten das Wort Frankreichs für eine Garantie, welche jeder freundlichen Macht genügen wird, so wie wir uns mit dem von dem föderalen Gouvernement gegebenen Worte begnügen, daß es durchaus neutral bleiben will in Bezug auf die Angelegenheiten in Mexiko.“

Das „Wort Frankreichs“, das an jenem 2. Dezember und bei manchen andern Gelegenheiten so glänzende Proben bestanden, bestand sie natürlich auch in Mexiko. Man weiß (und Niemand weiß es besser, als Herr Seward), wie die Agenten des Banditen in Mexiko mit den südlichen Rebellen konspirirten, wie diesen über Matamoras alles Kriegsmaterial zugeführt wurde, das sie brauchten, wie der Bandit mit dem „Herzog Gwin“ Plane entwarf, die Ver. Staaten durch einen Gürtel von Rebellen-Kolonien einzuschließen

u. s. w. Das Alles kümmerte aber die Staatsmänner in Washington nicht und sie fuhren gewissenhaft fort, jeden ehrlichen Menschen, der den Mexikanern nur einen Schuß Pulver zuzuführen suchte, wie einen Landesverräther zu verfolgen.

Doch die Frage dieser berüchtigten Neutralität hat noch ein Paar andere Seiten. Hat der Herr Staatssekretair oder der Herr Präsident das Recht, durch seine persönliche Zusage die Ver. Staaten an eine verderbliche Politik dem Ausland gegenüber zu binden? Ich halte solche Zusage für null und nichtig, so lang sie nicht vom Kongreß adoptirt ist, und bin der Meinung, daß dieser zu jeder Zeit das Recht hat, sie aufzuheben. Hoffentlich wird er so bald wie möglich von diesem Recht Gebrauch machen.

Ein andrer Punkt ist dieser. Jene Uebereinkunft hatte, wie jede andre, beiderseitige Leistungen zum Zweck. Die eine Leistung bedingt die andre und wenn die Umstände die Möglichkeit oder den Termin der einen aufheben, muß damit auch die Verbindlichkeit für die andre aufgehoben sein, wenn nicht eine ausdrückliche Bestimmung es anders bedingt. Der Bandit versprach, während des Rebellionskrieges sich nicht in die innern Angelegenheiten der Ver. Staaten zu mischen, und Herr Seward versprach dagegen, ihn in Mexiko ungestört hausen zu lassen. Der Rebellionskrieg und mit ihm die Möglichkeit und der Termin der französischen Leistung ist zu Ende; damit aber muß auch die Verbindlichkeit zur Gegenleistung zu Ende sein. Oder sieht etwa Herr Seward sich und die Ver. Staaten eo ipso für ewige Zeiten als gebunden an, einem Völker- und Republikenmörder in seinem Handwerk als Handlanger oder Wächter zur Seite zu stehen?

Ich weiß in der ganzen Geschichte der Ver. Staaten keinen schwärzeren Schandfleck, als diese

„Neutralität“ gegenüber dem „Bürgerkrieg“ in Mexiko. Man sollte sie von allen Dächern verurtheilen und in drastischen Bildern an allen Straßenecken illustriren. Ich schlage folgendes Bild für „Punch“ oder ein ähnliches Blatt vor: Der französische Bandit kniet einem mexikanischen Republikaner (Juarez) auf der Brust und ist im Begriff, ihn den Hals abzuschneiden; ein nordamerikanischer Republikaner (Seward oder Johnson), bis an die Zähne bewaffnet, kniet daneben und hält dem mexikanischen „Bruder“ die Arme fest. Unterschrift: „Französische und nordamerikanische ‚Neutralität‘ in Mexiko“.

Will nicht irgend ein teutscher Künstler sich der Idee annehmen und sie in einem geeigneten Bilde ausführen? Es würde sicher Effekt auf das Volk machen, das man eine so fluchwürdige, infame Rolle gegen die verrathene Nachbarrepublik spielen läßt.

* * *

Zunächst hebe ich hervor, daß das Zitat von meinem Text durch Vertauschung eines Wortes wesentlich abweicht. Ich habe nicht von einem „e i n g e p f l a n z t e n“, sondern aus guten Gründen von einem „e i n g e b o r n e n Drang“ geredet, wobei ich übrigens nicht bestreite, daß von Manchen dem letzten Wort dieselbe Bedeutung beigelegt werden mag, wie dem ersten. Ich selbst würde das Wort „eingepflanzt“ auf keinen Fall gebraucht haben, weil es eine Thätigkeit mit Absicht, mit Berechnung ausdrückt. Einen bessern Ausdruck als „eingeboren“, wüßte ich aber im vorliegenden Falle nicht zu wählen. Wer nicht annimt, daß ein „Gott“ den Menschen „geschaffen“, der wird zugeben, daß ihn die Natur — wir haben nun einmal keinen passendern oder geläufigern Ausdruck

für den Inbegriff alles Seienden, aller Stoffe und Kräfte — produzirt, oder erzeugt, oder geboren haben muß, wie jedes Thier und jede Pflanze. Was aber aus der Natur geboren wird, dem muß sie auch ihren eigenen Inhalt modifizirt eingebären, das muß ihr auch als ein Theil von ihr entsprechen, es muß mit ihr in Wechselwirkung bleiben und nicht bloß nach ihren Gesetzen entstanden sein, sondern es muß auch nach dem Entstehen in ihr Alles vorfinden, was seinen Eigenschaften entspricht. Die Natur erzeugt keine Kokospalme in Grönland, keine nordische Tanne auf der Insel Java; sie läßt keinen Eisbär in Afrika und keinen Löwen in Nowaja Semlja entstehen. Wo aber diese Pflanzen und Thiere einmal hervorgebracht worden, da finden sie mit demselben Boden und Klima, das sie entstehen ließ, auch diejenige Umgebung und Temperatur, welche ihnen die Entwickelung und Forterxistenz ermöglicht. Das heißt mit andern Worten: die Natur, dieß zusammenhangende Ganze von Ursachen und Wirkungen, Kräften und Erzeugnissen sichert jeder Kraft auch ihre Anwendbarkeit, jedem Bedürfniß auch seine Befriedigung, jedem Leben seine Lebenssphäre.

Der Mensch wie das Thier hat von der Natur, aus der sie entstanden, das Bedürfniß erhalten, durch Nahrung seine Forterxistenz zu sichern; mit andren Worten: sie hat ihnen den „Drang eingeboren", zu essen und zu trinken. Neben diesem „Drang" hat sie dieselben aber auch „mit der Fähigkeit ausgerüstet", die Nahrung zu suchen, und gleichzeitig dafür gesorgt, daß sie sie vorfinden. Nichts Andres, als Dieß, habe ich auch von dem „Drang in die Unendlichkeit" gesagt. Aus der unendlichen Natur, die er intellektuell wiederspiegelt, hat der Mensch das Bedürfniß und mit dem Bedürfniß die Fähigkeit erhalten, in die Unendlichkeit

einzudringen. Ich weiß nicht, wie ich diese Thatsache einfacher ausdrücken soll. Ich könnte sagen: der Mensch erhielt durch sein Gehirn die Fähigkeit zur Erkenntniß und diese Erkenntniß ist unendlich wie die Natur. Allein ein solcher Satz hätte in dem Zusammenhang meiner „Neujahrsbetrachtung“* nicht ausgedrückt, was ich speziell sagen wollte. Worauf ich aber hinauswollte und daß dieß nicht die Unsterblichkeit der Gläubigen sein konnte, habe ich vor jeder Mißdeutung durch die vollständig realistische Auffassung gesichert, welche den Glauben oder Drang nach Unsterblichkeit ausdrücklich als das unklare Bedürfniß nach größerer astronomischer Erkenntniß erklärt. Gibt es etwas Realistischeres als dieß? Wo können wir auf diesem Erkenntnißwege jemals dem „Gott“ der Gläubigen, oder der „Idee“ Hegels begegnen?

Es ist richtig, daß wir von der Natur auch den Drang und die Fähigkeit erhalten haben, die größten Dummheiten zu glauben und zu begehen. Allein damit ist — wie ich in dem Vortrag „die Wahrheit“ weitläufig auseinandergesetzt habe — weiter nichts gesagt, als daß wir mit dem Verstande das Bedürfniß der Erkenntniß und mit diesem die Fähigkeit z u i r r e n erhalten haben. Auf der höchsten Höhe der Entwickelung aber, zu der wir durch die fortgeschrittene Erkenntniß gelangt sind und von welcher wir die Reihe überwundener Irrthümer überblicken, werden wir doch wahrlich keine Satisfaktion darin suchen und finden, zu jenen Irrthümern zurückzukehren und in ihnen einen Maßstab für unsre Fähigkeit anzuerkennen.

Durch die vorstehenden Bemerkungen ist, wie ich denke, auch diejenige Mißdeutung beseitigt, welche mir die Inkonsequenz zuschreibt, aus der

---

* Siehe 4. Band „Teutscher Radikalismus in Amerika“.

Natur, als der bloß thatsächlichen, nicht wegzudisputirenden Entstehungsquelle alles Lebens und damit auch aller menschlichen Bedürfnisse und Fähigkeiten eine berechnende, nach Zwecken handelnde Schöpferin gemacht zu haben wie die Gläubigen und „idealistischen" Philosophen thun. Daß ich in der Natur nur konsequente Wirkungen und nothwendige Folgen ein für allemal und von Ewigkeit her vorhandener Ursachen und Gesetze, keine berechnete Zwecke und Bestimmungen anerkenne, habe ich überdieß schon so oft und weitläufig ausgesprochen und begründet, daß ich vor jedem Verdacht einer entgegengesetzten Weltanschauung gesichert sein sollte, so lang ich mich nicht ausdrücklich dazu bekenne.

* * *

Herr Redakteur.

Ich sehe Sie fortwährend im Kampf gegen die erhabene Person, die Sie König im Frack nennen. Dabei muß ich mich stets an einen Gegenstand erinnern, an den Sie schwerlich denken werden und der Ihnen bei solcher Gelegenheit sogar als profan erscheinen wird. Ich meine den Mund. Wie ich dazu komme? Als es sich um die Wiedererwählung Lincolns handelte und ich den „Pionier" und Andre aus guten Gründen dagegen ankämpfen sah, sagte ich immer zu mir selbst, auf ein Portrait des Präsidentschaftskandidaten blickend: „es ist Alles umsonst, gegen diesen Mund werden sie nichts ausrichten. Gegen diesen Mund „kämpfen selbst die Götter vergebens". Dieser Lincolnsche Mund, diese breite Behäbigkeit, leidenschaftlose Lässigkeit und philisterhafte Süffisance, gehoben durch den Ausdruck einer leutseeligen Jovialität, ist unüberwindlich. Er drückt mit seiner prosaischen Volksmäßigkeit zu sehr das durchschnittliche Maß von Geist und Geschmack

der jetzigen Generation aus, als daß ihm ein besserer Mund, z. B. der fein und edel geschnittene Fremonts, bei einem Rangstreit vor den Massen etwas anhaben könnte.

Bei den jetzigen Kämpfen gegen den „König im Frack“ schwebt mir ebenfalls der Mund vor. Der Mund des Herrn Johnson drückt keine kalte Festigkeit, aber herausfordernden Trotz aus und da die Herrn im Kongreß keinen Mund aufweisen, der ihn darin überbieten könnte, fürchte ich, daß er sie auf die Dauer niedertrotzen wird wie das stets südliche Taktik war.

Der Lincolnsche Mund brachte mich damals auf den Einfall, dieses „Glied“ zum Gegenstand einer Untersuchung im „Pionier“ zu machen. Ich fand aber nur Zeit zu einer flüchtigen Skizze, die ich, durch Herrn Johnson daran erinnern, Ihnen vorlege und Ihrer Nachsicht empfehle.

Was ist der Mund? Ist er ein „Glied“, ist er ein „Organ“, oder was ist er? Ich weiß ihn nicht zutreffend zu benennen. Merkwürdig, daß dasjenige Ding, das zum Sprechen dient, selbst unaussprechlich ist. Aber das ist noch nicht seine merkwürdigste Eigenschaft. Nach Lavater, der doch in Sachen der Physiognomik Bescheid wissen muß, ist der Mund sogar unablösbar. Lavater bricht in einer bewundernden Apostrophe an den Mund in die Worte aus: „wie nicht abzulösen!“ Es ist wirklich wahr: man kann ihn nicht ablösen, weil er ein Loch ist. Ein Loch hat die besondere Eigenschaft, daß es immer größer wird, je mehr man davon nimmt. Wer den Mund ablösen wollte und damit fortführe, würde zuletzt das ganze Gesicht zu Mund machen. Lavater gebührt der Ruhm, diese Entdeckung zuerst gemacht zu haben.

Mir erscheint der Mund als der wichtigste Theil des ganzen Menschen. Man bedenke, was

alles in die Oeffnung hinein und was aus ihr heraus geht! Das Eine wie das Andre regiert die Welt. Was wollten wir mit Nase, Augen und Ohren ausrichten, wenn wir keinen Mund hätten! Wenn das Küssen, Singen und Sprechen aufhören müßte! Was aber, wenn auch das Essen und Trinken ein Ende hätte? In acht Tagen wäre die ganze Welt umgewandelt. All das Jagen und Rennen, Spekuliren und Betrügen, das jetzt die Menschen in Athem hält, hörte plötzlich auf und Gesinnungstüchtigkeit, Grundsatzfestigkeit und Tugend würden allgemein. Sie hätten über keinen käuflichen „Editoren" mehr zu klagen, die Korruption in der Politik wäre gehoben, die „Patronage" des Königs im Frack fiele zu Boden und kein Unterthan kümmerte sich mehr um die Fürsten. Ja der Mund ist die Quelle aller menschlichen Macht, aber auch aller menschlichen Laster.

Doch ich habe ihn nur physiognomisch betrachten wollen und auch in der Physiognomik scheint er mir der Hauptgegenstand zu sein. Es ließe sich niemals der Charakter oder Ausdruck einer Physiognomie auf einen einzigen Theil derselben beschränken; man kann niemals z. B. die Nase, die Augen, den Mund, die Stirne, das Kinn allein als vollständiges Kennzeichen für die Charakteristik eines Menschen herausgreifen. Sollte ich mich aber bei Beurtheilung von Physiognomien stets auf einen einzelnen Theil derselben beschränken müssen, so würde ich nicht die Augen, nicht die Stirne u. s. w., sondern den Mund wählen. Er gibt den sichersten Anhalt nicht bloß zur Beurtheilung der ungefähren geistigen Befähigung, sondern auch der Charaktereigenschaften. Es gibt Nasen, Augen, Stirnen genug, deren Ausdruck durch den der übrigen Theile des Gesichtes vollständig Lügen gestraft wird, selten aber einen Mund und, wenn ich auch durch keinen noch so

schönen Mund auf einen absolut vollkommenen Menschen, so bin ich sicher durch manchen häßlichen Mund berechtigt, auf einen vollkommenen Unmenschen zu schließen.

Eben weil der Mund eine so große physiognomische Bedeutung hat, ärgere ich mich über den haarigen Vorhang, wodurch ihn die Natur bei den Männern zu verstecken pflegt. Unter den vielen räthselhaften und zwecklosen Dingen in der Welt ist mir nichts räthselhafter, als der Zweck des Blinddarms und des Schnurrbarts. Schon diese beiden überflüssigen Ein- und Ausgeweide beweisen mir den Unsinn der teleologischen Weltanschauung. Ist der Schnurrbart etwa eine größere Zierde, als der Mund, den er verdeckt? Bei Vielen mag er das allerdings sein und mancher Mann, der sonst kein Freund von martialischem Aussehen ist, läßt sich aus physiognomischen Gründen den Bart wachsen wie ich ihn aus physiognomischen Gründen verbannen mögte; allein in solchem Falle ist der Haarwuchs weiter nichts als ein Täuschungsmittel, und bei der Physiognomik, überhaupt bei der Menschenbeurtheilung, ist es uns doch um die Wahrheit zu thun. Der Bart ist ein wahrer physiognomischer Betrüger. Es gibt Männer, die man gar nicht wiedererkennt, wenn sie sich den Bart haben abschneiden oder wachsen lassen. Manche, die sich mit dem Bart ganz heldenmäßig ausnahmen, blicken plötzlich ganz kindlich drein, nachdem sie sich rasirt haben. Andre, die man ohne Schnurrbart für die personifizirte Harmlosigkeit erklären mußte, eignen sich in ein Paar Monaten mit dem Bart einen ganz malitiösen und bissigen Ausdruck an, so daß Einem unheimlich in ihrer Nähe werden müßte, wenn man sie nicht kennte. Derartige Wandlungen wirken um so komischer, wenn dabei die Kunst des Rasirens physiognomische Experi-

mente macht. Man sieht mitunter Männer, die sich die ganze Oberlippe kahl rasiren, aber von dem Anfang der Mundwinkel ab nach den Backen und dem Kinn zu einen förmlichen Urwald pflegen, so daß ihr Mund aussieht, als liege er zwischen dem Gebüsch zu einem Aus- oder Ueberfall auf der Lauer. Andre schneiden sich alle Haare des Gesichts ab, lassen aber ein waagerecht vorragendes Büschel direkt unter der Unterlippe stehen und erhalten dadurch einen trotzigen, oder höhnischen, oder bullenbeißerigen Ausdruck, der zu ihrem sonstigen Gesicht wie zu ihrem Charakter gar nicht paßt. Es ist in der That interessant, die Verschiedenheit der Umrißlinien eines und desselben Gesichts mit und ohne Bart zu beobachten. Mit dem Bart hat z. B. der Theil zwischen dem Mund und der Nase eine konvexe Wölbung, ohne Bart vielleicht eine konkave. Nun gehört wenig Beobachtung dazu, nur von der totalen Verschiedenheit des Ausdrucks beider Linien eine Vorstellung zu geben. Welche Linie aber soll ich als die physiognomisch entscheidende annehmen, die konvexe des Bartes, oder die konkave des Bodens, auf dem er wächst? Niemand wird sagen, der Umriß des, noch dazu stets veränderlichen, Bartes müsse bei der Beurtheilung zum Grunde gelegt werden. Das Fundament der Physiognomik und der physiognomischen Wahrheit ist also das bartlose Gesicht.

Die Mitglieder meines Geschlechts haben in dieser physiognomischen Frage einen großen Vorzug. Mag man ihnen sonst nachsagen, daß sie sich auf die Verstellungskunst verstehen (worin übrigens die Männer nichts von ihnen zu lernen brauchen) — auf alle Fälle ist von der Natur ihr Gesicht mehr für offene Wahrheit gemacht, als das hinter Haaren versteckte der Männer. Es sollte wenigstens Mode werden, daß nur diejenigen

Männer einen Schnurrbart tragen, namentlich einen bis in den Suppenlöffel hineintauchenden, die in Bezug auf den Mund kein gutes Gewissen haben. Man würde gegen sie gern Nachsicht üben und ihnen den Vortheil der Räthselhaftigkeit gönnen, der alles Verhüllte hat, während man die Bartlosen um so genauer beobachten würde, um ihre Berechtigung zur Schaustellung ihrer wahren Physiognomie zu prüfen.

Zum Begriff eines Organismus gehört, daß alle seine Theile harmonisch zusammen passen und unter einem gemeinsamen Gesetz der Existenz, der Form und der Entwicklung stehen. Hiernach sollte es im Grunde auch möglich sein, von einem Theile desselben auf den andren zu schließen, so daß, wenn ich z. B. den Kopf eines Menschen sähe, ich auch im Stande wäre, dessen Figur und Gliedmaßen bis in's Einzelne zu bestimmen. Vielleicht wird es der Beobachtung noch gelingen, ein solches Gesetz des Zusammenhangs und der Zusammengehörigkeit zu entdecken und bis in's Einzelne zu verfolgen; auf alle Fälle würde es z. B. einem Künstler nicht schwer werden, dasselbe in einer menschlichen Figur plastisch darzustellen. Allein in der Praxis ist es bis jetzt noch Niemanden gelungen, nach Anleitung eines solchen Gesetzes zu sicheren, den ganzen menschlichen Organismus umfassenden Resultaten zu gelangen, obschon es nicht schwer ist, die Korrespondenz einzelner Theile festzustellen. So z. B. entspricht der Hand fast immer der Fuß und es wird schwerlich Jemanden gelingen, an einem Menschen mit kleiner, wulstiger Hand einen langen Plattfuß nachzuweisen, einen langen Oberleib bei herabhangenden Schultern, oder schmale, herabhangende Schultern ohne langen Nacken aufzufinden.

Was nun das Gesicht betrifft, mit dem ich es hier allein zu thun habe, so bieten dessen einzelne

Theile ebenfalls so viel Abweichungen und Verschiedenheiten dar, daß ich nicht unternehmen mögte, für deren Zusammengehörigkeit eine feste Regel aufzustellen. Selten aber habe ich Abweichungen von derjenigen Regel gefunden, wonach je die oberen und die unteren Theile des Gesichts unmittelbar mit einander korrespondiren, so daß also die Stirne und die Nase, der Mund und das Kinn direkt von einander abhängig sind.*) Es richtet sich also die Nase nach der Stirne und das Kinn nach dem Munde, oder umgekehrt. Es gibt Menschen mit äußerlich gleicher Stirne, aber mit verschiedenem Kinn; die Uebereinstimmung des Mundes aber bedingt eine Uebereinstimmung des Kinnes wie die Uebereinstimmung der Stirnen eine Uebereinstimmung der Nasen. Mit einer aufrecht stehenden, über den Augen gut ausgefüllten und nach Oben nicht zu breit auslaufenden Stirne wird man nie eine schwächliche, aufwärts stehende Nase, mit einem vorstehenden, kräftigen Kinn nie einen großen, dicklippigen Mund vereinigt finden. Die großen, thierischen Mäuler finden sich in der Regel über einem schwächlichen, thierisch zurückfallenden Kinn, eine Erscheinung, welche zu beobachten namentlich die Söhne des grünen Erin reichliche Gelegenheit darbieten. Auf Menschen dieser Art ist kein Verlaß, es fehlt ihnen alle Festigkeit, Stetigkeit und Fähigkeit der Selbstbeherrschung. Die teutsche Literatur weis't eine

*) Es versteht sich übrigens von selbst, daß ich nicht die obere und die untere Gruppe von Gesichtstheilen als unabhängig von einander ansehe. Ihre physiognomische wie ihre innere Zusammengehörigkeit zeigt sich schon durch die Ausgleichung ihrer Theile bei unregelmäßiger Formation. Wenn z. B. die Nase, deren Länge der Höhe der Stirne entsprechen soll, auffallend kürzer ist, als diese (was ein Zeichen von Unstetigkeit oder Mangel an Festigkeit zu sein pflegt), so wird die Ausgleichung dargestellt durch eine größere Distanz zwischen der Nase und dem Munde.

Persönlichkeit auf, welche diese Eigenschaften mit der größten Genialität vereinigt. Ich meine den Dichter Grabbe, dessen hohe Gehirnkuppel eben so sehr seine geistigen Fähigkeiten hervortreten läßt, wie sein zurückstehendes, fast verschwindendes Kinn unter einem, nicht grade häßlichen, aber durchaus schwächlichen Munde seinen vollständigen Mangel an Willensfestigkeit anzeigt.

Diese Festigkeit verräth sich durch keinen Theil des Gesichts markirter und sicherer, als durch den Mund. Sie bedingt einen Mund mit schmalen Lippen. Aber die Schmalheit der Lippen allein genügt nicht. Man findet nirgendwo so viel schmale Lippen wie hier in Amerika, aber meistens ist das, ich mögte sagen, eine falsche Schmalheit. Bei genauerem Zusehen entdeckt man in der Regel, daß der Mund der Amerikaner entweder zu wenig Lippe hat, so daß er einem bloßen Striche gleicht, oder daß die Lippen nach den Mundwinkeln hin breiter werden, als sie in der Mitte sind, und ein lefzenartiges Aussehen erhalten. Mitunter fehlen auch die Mundwinkel ganz und ohne Mundwinkel gibt es keinen charaktervollen Mund. Ein wesentliches Requisit eines solchen Mundes aber ist, daß er von der Mitte aus schmal nach den Mundwinkeln verläuft, nicht umgekehrt. Damit aber auch das zur Festigkeit passende Merkmal der Energie nicht fehle, darf die Oberlippe nicht in grader Linie auf der Unterlippe liegen, sondern sie muß in der Mitte eine Spitze herabsenken, die ich die Schnabelspitze (nach Art der Raubvögel) nennen mögte. Es gibt schwerlich einen Mann von Energie ohne solche Spitze. Will man deren Ausdruck an einem ausgezeichneten Exemplar beobachten, so betrachte man die Maske von Cromwell, dessen Mund eine wahrhaft furchtbare Energie verräth. Am Munde Napoleons, der mehr Ruhe ausspricht, tritt die Energie nicht so

ausgeprägt hervor, wie an demjenigen Cromwells. Unter den bekannteren Amerikanern, die sich durch einen Mund mit der Schnabelspitze auszeichnen, verweise ich auf Fremont und den Gen. Grant.

Menschen, die, wenn ich so sagen soll, eine negative Spitze haben, so daß sich die Oberlippe in der Mitte winklich nach oben zieht oder wohl gar eine Oeffnung zeigt, können keinen Charakter haben; eben so wenig diejenigen, deren Lippen sich in gleicher Breite um die ganze Oeffnung ziehen, so daß ihr Mund etwa die Gestalt eines Feuerstahls hat und weder eine Mittelspitze, noch Mundwinkel zuläßt.

In Bezug auf die Mundwinkel ist noch zu bemerken, daß ihr Charakter von der Richtung abhängt, in der sie verlaufen. Die Winkel eines festen Mundes verlaufen zwar nach unten, aber in der Nähe derselben hat die Oberlippe eine Schweifung nach oben. Geht die Schweifung wie der Winkel nur nach unten, so zeigt dieß Anlage zu indianermäßigem Ernst oder zu sentimentaler Schwäche an, vorausgesetzt, daß jene Richtung nicht angebildet ist durch ein trotziges Heraufdrängen des Mundes, wie sich dieß häufig bei Rednern oder Demagogen findet. Eine Schweifung des Mundes mit den Mundwinkeln nach oben deutet auf Heiterkeit und findet sich namentlich bei jovialen, geistreichen und witzigen Frauen.

Bei dem Ausdruck des Mundes wie überhaupt der Gesichtszüge ist wohl zu unterscheiden die natürliche von der angebildeten Form. Jene kann durch diese bedeutend geändert werden und wenn auch der angebildete Ausdruck einer natürlichen Anlage entspricht, so kann er doch durch vorherrschende Bethätigung dieser Anlage bedeutend über das angeborne Maß verstärkt werden. Es gibt z. B. Menschen, die durch fortwährende

Uebung der Spottsucht ihre Unterlippe so weit über die natürliche Grenze hervortreiben, daß dieselbe ihrem ganzen Gesicht den Charakter aufdrückt. Solche übertrieben ausgebildete Merkmale einer einzelnen Eigenschaft bekunden immer eine Einseitigkeit und Schwäche, während ein harmonisch ausgebildeter und balanzirter Geist und Charakter auch im Gesicht so viel Ausdruck der Ruhe bewahrt, daß keine einseitig in Anspruch genommene Fähigkeit oder Eigenschaft als vorherrschendes Merkmal zur Geltung kommt. Wie hat nicht der Geist und das Leben gearbeitet und gewühlt in Göthe und Napoleon! Der Ausdruck ihres Gesichts aber ist Alles beherrschende Ruhe.

Wie bei der Ausbildung die einseitig hervortretende Stärke zur Schwäche wird, so wird bei der natürlichen Anlage das Uebermaß zur Nichtigkeit. Eine hohe Stirne deutet auf geistige Anlagen, aber ein zu großer Schädel wird zum Wasserkopf. Eine starke Nase mit langem Rücken deutet auf einen stetigen, praktischen Geist; aber eine Nase von übermäßigen Dimensionen läßt auf einen Kretin schließen und der ramsnasige Adel, in dessen Gesicht der Adler sich in ein Pferd verwandelt hat, liefert die ausgezeichnetsten Idioten. Was die Dimensionen des Mundes betrifft, so beginnt derselbe verdächtig zu werden, wenn seine Winkel in senkrechter Richtung unter die Augäpfel zu stehen kommen. Dann deutet er, von der Form der Lippen ganz abgesehen, bei Weibern wie bei Männern auf eine gemeine Gesinnung und Maßlosigkeit hin, die sich schwer kontroliren läßt. Von der andern Seite aber darf der Mund auch nicht zu klein sein und ich habe am Ende noch lieber mit einem zu thun, der das mittlere Maß ein wenig überschreitet, als mit einem, der zu weit hinter demselben zurück bleibt. Ein zu kleiner Mund ist absolut ein Beweis von Unbedeutendheit

und zu klein ist er immer, wenn er nicht die Breite der Nase erreicht. Und wie die Extreme sich überall berühren, so findet es sich auch häufig, daß mit einem kleinen Mund eine Kapazität verbunden ist, deren Verräther sonst der große zu sein pflegt, nämlich: Gefräßigkeit. Es gibt ganz unschuldige, freundlich dreinblickende, blühende, dickbackige, den Umrissen nach wohlgebildete Gesichter, deren kleiner, sogar hübsch geformter Mund den Eingang zu einem Abgrund darstellt, welcher gar nicht auszufüllen ist. Und sie verstehen das Essen mit „Genuß", während die großen Mäuler sich mehr auf das Schlingen verlegen.

Ueber den Mund läßt sich nicht aburtheilen ohne das knochige Gerüst, das er umkleidet, nämdie Zähne und die Kiefer. Dieß Gerüst entscheidet nicht bloß durch seinen Bau über die äußern Umrisse der Mundpartie, sondern auch durch die Form und das Aussehen der Zähne über den Charakterausdruck.

Ein hübscher Mund über häßlich geformten Zähnen ist so wenig denkbar wie ohne Zähne. In der Regel korrespondiren beide ziemlich genau und so wie mit wulstigen Lippen, die eine sinnliche Disposition verrathen, große Zähne verbunden zu sein pflegen, so wird man unter schmalen, festgeschlossenen Lippen gewöhnlich kleinere, wohlgeformte Zähne finden. Ein offenstehender Mund, aus dem große Zähne hervorragen, die es schwer wird, zu bedecken, pflegt Schwäche und Albernheit zu verrathen. Jetzt, wo es so viel falsche Gebisse gibt, wird mitunter durch Einsetzung derselben der ganze Charakter eines Mundes geändert und es ist ein Studium für denkende Zahnärzte, dabei die richtige Wahl zu treffen, um entweder den früheren Ausdruck des Mundes wieder herzustellen, oder demselben eine zulässige, zu dem übrigen Gesicht stimmende Verschönerung zu sichern.

Ich hätte noch Bemerkungen über manche, den Mund direkt und indirekt betreffende Einzelheiten zu machen. Doch will ich hiermit schließen, um den meinigen nicht zu weit aufzuthun.

Julie vom Berg.*)

* * *

Seit einiger Zeit zirkulirt in den Zeitungen die Neuigkeit von einem Preise von 1000 Gulden, den der alter Welcker für die Erfindung ausgesetzt habe, unterdrückten Völkern, zunächst den Teutschen, ohne Revolution, ohne „gewaltsamen Thronensturz" zu ihren Rechten und Freiheiten zu verhelfen. Ich hielt die Nachricht für einen satyrischen Einfall oder einen Witz des Kladeradatsch, überzeugte mich aber jetzt durch wiederholte Bestätigung, daß sie in vollem Ernst aufzunehmen ist. Die Erfindung soll bestehen in einer „staatswissenschaftlichen Begründung rechtlicher und in unseren deutschen Zuständen wirksamer Mittel zu einer nicht revolutionären Beseitigung der Verwaltung solcher Regierungen, welche die Verfassungsrechte zum Schutz gegen Mißverwaltung wirkungslos machten, und die ihnen anvertraute Staatsregierung für Recht und Ehre des Landes verderblich verwalten."

Die Schriften über dieß Thema sollen in sechs Monaten eingesandt werden und die Zuerkennung des Preises soll durch die staatsrechtliche und juristische Fakultät zu Tübingen erfolgen.

Die neuesten Nachrichten melden nun, daß diese Fakultäten die ihnen zugedachte Ehre abgelehnt haben, angeblich weil sie nicht zuvor befragt worden, wahrscheinlich aber, weil ihnen sogar Mittel gegen die Revolution, aber zugleich gegen

---

*) Pseudonym.

die Regierungen gerichtet, als gefährliche Dinge erscheinen, durch deren Berührung sich akademische Hände kompromittiren könnten. Schriebe Einer einen Preis aus für Erfindung der besten Mittel, das Unterthanenthum durch Feigheit, Servilismus und Niedertracht für alle Zeiten gegen jeden revolutionairen Gedanken zu sichern, die Fakultäten sämmtlicher teutschen Universitäten würden sich um die Ehre der Preisrichter streiten. Denn auf dieser ganzen weiten Erde gibt es kein hündischeres und feigeres Geschlecht, als im Durchschnitt die teutschen Professoren sind.

Herr Welcker hätte seine Leute kennen und ihnen nicht so bedenkliche Zumuthungen machen sollen. Doch er wird schon andre Preisrichter finden und wenn er sonst keine wissen sollte, braucht er sich nur an die „fortschrittlichen" Größen der preußischen Kammer zu adressiren.

Seine Preisaufgabe ist übrigens in so fern von Interesse, als sie ein ausgesucht charakteristisches Merkmal für teutsche Zustände und Denkart abgibt. In keinem andren Lande der Welt wäre man darauf verfallen. Sie konstatirt von der einen Seite eine solche Hoffnungslosigkeit der bisherigen „Entwicklung", daß selbst die „konstitutionellen" Altgläubigen an dem Resultat ihrer Panacee verzweifeln und sich nach unentdeckten Geheimmitteln umsehen; dann aber beweis't sie die vollständige geistige wie moralische Unfähigkeit dieser „konstitutionell" oder „staatswissenschaftlich" kretinisirten Schwätzer, sich jemals und unter irgend welchen Umständen über ihren trostlosen Standpunkt zu erheben. Die Logik des Raisonnements, das zu der Welcker'schen Preisaufgabe führt, wäre diese: Die schlechten Regierungen, oder, wie er vorsichtig unterscheidet, ihre „Verwaltungen" existiren und schalten nur mittelst der Gewalt, über welche sie verfügen. Gegen diese

Gewalt, die sie nicht freiwillig aufgeben, gibt es nur zwei Mittel: geistige Einwirkung oder eine noch stärkere Gewalt. Die letzte anwenden ist frevelhaft und gefährlich — wir verwerfen sie; die erste aber, auch „gesetzlicher Weg" genannt, ist uns eben durch die regierende Gewalt abgeschnitten. Welchen gesetzlichen Weg sollen wir nun einschlagen, nachdem die Gewalt keinen gesetzlichen Weg mehr offen gelassen hat? Oder: Welches geistige Mittel gibt es noch, die uns abgeschnittenen geistigen Mittel zu ersetzen? Oder: Welchen Ausweg hat der Geist, der nur geistig wirken will, aber nicht mehr kann? Das ist die Preisaufgabe. Und sie läßt keine andre Antwort zu als: geistigen Bankerott oder Blödsinn. Diese Antwort ist zwar nicht „staatswissenschaftlich", aber im gesunden Menschenverstande „begründet". Es scheint mit der Zeit den „staatswissenschaftlichen" Größen zu gehen wie den philosophischen: je „größer" sie werden, desto kleiner wird ihr Verstand. Die Lehrer der „konstitutionellen" Staatsweisheit haben sich überlebt wie die Lehrer der „idealistischen" Philosophie: beide stehen auf dem Boden der Halbheit, der Fiktion und der Lüge.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden besteht aber darin, daß die „Konstitutionellen" sich nicht bloß theoretisch lächerlich machen, sondern auch durch ihre Herrschsucht und Korruption jede Volksbewegung verderben. Die nämlichen Herren, welche jetzt Preise aussetzen für die Erdenkung von Mitteln zur Vermeidung der Revolution, waren die Ersten, welche im Jahre 1848 die ohne sie zu Stande gekommene Revolution auszubeuten suchten und verpfuschten. Wenn wieder eine Revolution ausbricht, werden sie abermals die Ersten sein, welche deren siegreiche Fahne mit ihren feigen Verrätherhänden schwingen, um abermals obenauf zu kommen und abermals Alles zu verderben.

Wenn die Herrn so große Scheu vor der Revolution haben, sollte man auch von ihnen erwarten können, daß sie nach dem Ausbruch einer Revolution hübsch zu Hause blieben und den Mund hielten. Im Gegensatz zu dem Welckerschen würden wir einen Preis ausschreiben für Beantwortung folgender Frage:

„Revolutionaire Begründung rechtlicher und in unsern teutschen Zuständen wirksamer Mittel zur Unschädlichmachung jener konstitutionellen Kronenretter, welche in ihrem Unverstand und ihrer Feigheit niemals erreichen, was sie zu ihrem Ziel machen, aber Alles verderben und verrathen, was Andre in's Werk setzen, um die Freiheit und die Rechte des Volkes zu retten und zu sichern vor Fürsten-„Regierungen" wie Fürsten-„Verwaltungen".

* * *

Die Gesetzgebung, welche sich der Thiere annimmt, macht das schweigende Zugeständniß, daß dieselben von andrem Standpunkt beurtheilt werden müssen, als dem des bloßen Eigenthumsrechts. Sie wird zwar von der Betrachtung ausgehen, daß Thierquälerei als eine Manifestation der Gefühllosigkeit und Rohheit auf Andre entweder verhärtend einwirkt, oder ihr Gefühl beleidigt, weshalb sie im allgemeinen Interesse verhütet werden müsse; allein wäre bloß dieß Motiv maßgebend, so würde sie die Thierquälerei nur verfolgen dürfen, wo sie öffentlich, im Angesicht des Publikums verübt wird. Hinter jenem Motiv steckt also noch ein andres, dessen man sich nur nicht klar bewußt oder nicht geständig ist. Ich meine den Drang, im Thier ein Wesen zu schützen, das dem Menschen nicht so fern steht wie ein bloßes Ding einer Person. Austern, Würmer u. s. w. zu schützen, fällt freilich Keinem ein; aber je mehr

ein Thier Gefühl und Intelligenz verräth, oder sich dem Menschen nähert, desto mehr Anspruch erhält es auf unsere Sympathie. Man fühlt, wenn man es auch nicht gesteht, daß das Thier eine Art inferiorer Mensch wie der Mensch eine Art superiores Thier ist. Man gesteht zu, was man in andren Beziehungen ignorirt, bestreitet und verdammt, daß zwischen den lebenden Wesen, mögen sie zwei oder vier Beine haben, eine Verwandtschaft existirt, die auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführt und eine gemeinsame Klassifikation zuläßt. Man ist sich mehr oder weniger klar bewußt, daß das Thier ein Wesen ist, welches gleichsam auf dem Wege zum Menschenthum stecken geblieben. Und wenn ein solches Wesen sich muß verspeisen und zur Arbeit verwenden lassen, so erscheint es dem Herrn der Schöpfung doch nicht ganz billig, daß er es auch noch obendrein mißhandelt und quält. Je näher das Thier dem Menschen steht, desto mehr mahnt es ihn an Theilnahme; aber diese Theilnahme sollte zugleich eine Mahnung an seine Erkenntniß sein, daß er vor dem Thier nichts Andres voraus hat, als einen höheren Grad der Organisation. Wenn man den Gesetzgebern von New-York durch ihr Projekt beweisen wollte, daß sie im Grunde Materialisten und Darwinianer seien, so würden sie sich empören und doch würde dieser Beweis sie auf eine höhere Stufe der Humanität erheben, als sie durch ihre bloße Antipathie gegen Thierquälerei verdienen.

Nirgendwo wird der humane Schutz der Thiere weiter getrieben, als in Indien. Aber dort schreibt man ihnen auch zum Theil ein menschliches Wesen zu mit einer unsterblichen Seele. Halten die New-Yorker die Seelen der Thiere für unsterblich wie ihre eigenen? Sie würden erschrecken vor dem Gedanken, daß sie mit denselben im Himmel zusammentreffen könnten. Sie bestreiten ihre Unsterb-

lichkeit, auf die sie selbst das Monopol haben. Mögen sie entweder konsequent sein wie die Indier und die Thiere für niedere Menschen halten oder wie die Materialisten und die Menschen für höhere Thiere ansehen, die sich aus den unteren Arten heraufentwickelt haben. Auf beiden Wegen aber kommen sie zu dem Schluß, daß Thierquälerei eine Art Menschenquälerei ist.

Wie aber wäre es, wenn sie auch umgekehrt zu dem Schluß kämen, daß Menschenquälerei Thierquälerei ist und gleich dieser verhütet werden müsse? Es mag absurd klingen, aber es ist nicht wider die Wahrscheinlichkeit, daß manche Leute zur Humanität gegen ihre Mitmenschen könnten gebracht werden, wenn man ihnen bewiese, daß dieselben Thiere seien. Ist es nicht wunderbar, daß man in einem Lande, worin Thierquälerei ein verabscheutes Verbrechen ist und schon längst durch Gesetze verpönt worden, Menschenalter lang keine Sünde gegen die Humanität darin erblickte, daß man vier Millionen Menschen in den Ketten der Sklaverei festhielt? Vielleicht haben die Abolitionisten ihren Zweck grade dadurch verfehlt, daß sie zu beweisen suchten, die Neger seien Menschen. Hätten sie mit Emphase darauf bestanden, daß dieselben Thiere seien, so würden sie unter dem Schutz der Gesetze gegen Thierquälerei gestanden haben. Wie viele von Denen, welche sich empören, wenn sie ein Pferd mißhandeln und ein Kalb mit herabhangendem Kopf auf dem polternden Karren nach dem Markt schleppen sehen, haben sich empört bei dem Gedanken, daß dort unten im Süden täglich Hunderttausende von menschlichen Wesen schlimmer gemißhandelt wurden, als Pferde und Kälber? Und hat diese Quälerei der höheren Thiere jetzt aufgehört? Sie wird nicht bloß im Süden, sie wird auch im Norden an Allen fortgeübt, welche in der Abhängigkeit von Andren hülf-

los ein, man kann sagen, unterthierisches Dasein hinschleppen. Wenn die „Gesellschaft zur Verhütung der Thierquälerei“ die Tausende von Höhlen besucht, worin die Stadt New York Zehntausende von „Thieren“ beherbergt, die der Zensus unter den Namen von Menschen mitzählt, wird sie sich fragen müssen, warum sie ihre Wirksamkeit auf Pferde, Kälber u. s. w. beschränkt.

* * *

Welch eine Welt, in der wir leben im 19. Jahrhundert! Die Nothwendigkeit der Revolution, der Geist der Republik liegt in der Luft und weht um jeden Kopf, der seinen Menschenverstand zu bewahren sucht, und doch müssen wir von allen Seiten, von Petersburg bis Washington, von Berlin bis Paris, das tausendstimmige Geschrei hören: Lang lebe der Kaiser! Lang lebe der König!, während die Leute gleichzeitig über die „Abschaffung der Sklaverei“ triumphiren.

Wie viel Männer — nur ein freier ist einer — gibt es in der Welt? Wer sich rühmt, einer zu sein, mag er in Washington residiren oder in Berlin, den nenne ich einen Lügner, wenn er keinen Abscheu und Ekel empfindet bei dem Ruf, der die ganze Erniedrigung und Versunkenheit der Menschheit ausdrückt: „lang lebe der König!“ Wann werden wir statt dessen den allgemeinen Ruf hören: Es lebe die Republik!?

* * *

Eine teutsche Föderativrepublik ist bisher immer noch der Traum der meisten Republikaner, namentlich in Süd-Teutschland, gewesen, wo man gedankenlos das amerikanische Musterbild verehrt hat und sich nicht mit dem Gedanken versöhnen konnte, die partikularistische Existenz aufzugeben. Hoffentlich wird Herr Bismark sie von

jenem Traum befreit haben. Hätte dieser Traum je zur Wirklichkeit werden können, er würde die ganze teutsche Zukunft verpfuscht haben. Daß der Bundesstaat an sich, prinzipiell, eine unsinnige und unhaltbare Staatsform ist, glaube ich an andren Orten hinlänglich dargethan zu haben. Was er aber praktisch namentlich für Teutschland, im Innern wie nach Außen, zu bedeuten hätte, muß auch dem faulsten Nachdenken klar werden, wenn es auf die jüngste Vergangenheit zurückblickt, wo der Partikularismus und die Einzelstaatsentwicklung sich so glänzend bewährt hat. Hätten die Ver. Staaten von Nordamerika zwei mächtige Nachbarn wie Teutschland hat, sie würden längst entweder zerrissen worden sein, oder sich in einen Einheitsstaat umgewandelt haben. Man denke sich zwischen den Einheitsstaaten Frankreich und Rußland die Föderativrepublik Teutschland, so hat man mutus mutantis das nämliche Bild der Ohnmacht und Zerrissenheit zwischen kompakten und dominirenden Nebenmächten, welches bis jetzt das unter dem „deutschen Bund“ „vereinigte“ Kompositum dargestellt hat, dessen Erhaltung nur durch die Großmächte Oestreich und Preußen möglich war.

Sollte Herr Bismark auch keine vollständige Einheit zu Stande bringen und sollte es ihm auch gelingen, die Opposition eine Zeit lang zu lähmen oder zu desorganisiren, dadurch, daß er eine teutsche Föderativrepublik unmöglich gemacht, hat er für die Revolution eine Vorarbeit gethan, die diese selbst wahrscheinlich gar nicht, oder nur mittelst einer gefährlichen Militairdiktatur zu Stande gebracht hätte.

* * *

In dem von Herrn K. Schurz redigirten Blatte “The Detroit Post”, findet sich ein Artikel “Impiety

in high Places", worin der teutſche „Radikale", Herr Schurz, den Bewohner des Weißen Hauſes denunzirt wegen blasphemiſcher Aeußerungen. Herr Johnſon hatte nämlich in einer ſeiner Muſter-Reden behauptet, Gott der Herr ſei, wie die Bibel lehre, gleich ihm ein Schneider von Profeſſion geweſen (a tailor by trade). So viel ich bei meiner Unwiſſenheit in bibliſchen und religiöſen Dingen beurtheilen kann, deutete der Exſchneider damit auf die Garderobe unſerer verehrungswürdigen, nach der älteſten aller Moden gekleideten Stammeltern Adam und Eva hin, eine Mode, deren Erneuerung in der Zeit der Hoops, der Watten, der "Ladies companions" u. ſ. w. gar nicht ſo übel wäre. Herr Schurz aber fühlt ſich durch die Aeußerung des "Chief magistrate" empört, doch weniger aus Geſchmacks-, als aus religiöſen Gründen. Herr Schurz iſt verletzt in ſeinem chriſtlichen Gemüth und Gewiſſen und macht demſelben Luft u. A. durch folgende Bemerkung:

> "He probably has no idea that he is trampling upon and mocking the most sacred things in life, and is outraging the feelings of the great mass of Christian communities to whom these things are dear."

Man denke! Dieſer Verbrecher Johnſon begnügt ſich nicht damit, die Republik zu verrathen und deren treuſte Anhänger von Verräthern ermorden zu laſſen, nein, er vergreift ſich ſogar an der Religion und überliefert dem Spott die „heiligſten Dinge im Leben"; er beleidigt die Gefühle der „chriſtlichen Gemeinſchaften, welchen jene Dinge theuer ſind". Welche „Dinge?" Offenbar die „Feigenblätter", aus denen die, vom Herrn aller Vegetation angefertigte Garderobe unſerer Stammeltern beſtand, ähnlich wie der Gallaanzug des Königs der Moskito-Küſte zuſammengeſetzt war aus einem „Panama-Hut und einer Zigarre".

Adam hatte nicht einmal einen Hut, auch läßt sich annehmen, daß damals noch keine Zigarren wuchsen. Er hatte also bloß ein Blatt; er war bekleidet mit einem Blatt; sein Sonntagsanzug vor dem Herrn und von dem Herrn bestand aus einem einfachen Blatt; wenn er sich in die Kleider warf, so warf er sich bloß in ein Blatt; „die Kleider machen den Mann" und in Adam wurde der Mann gemacht durch ein Baumblatt. Jeder wird zugestehen, daß dieß, wenn auch möglichst einfach, eine größere Kunst war, als Alles, was selbst die Pariser Schneiderei zu Stande gebracht, und daß nur ein göttlicher Künstler solche Leistungen vollbringen konnte. Die Anerkennung, die Herr Johnson seinem Vorgänger in "trade" zollt (welcher ohne Tuch, Nadel und Zwirn einen Anzug herstellte), scheint mir daher durchaus gerechtfertigt zu sein. Daß Herr Schurz sich durch dieselbe dennoch empört fühlt, kann wohl nur einem Mißverständniß entspringen, einem Mißverständniß, das allerdings bei dem frommen Eifer und der religiösen Besorgniß, welche teutsche „Radikale" auszuzeichnen pflegt, zu erklären ist, namentlich wenn sie nicht bloß auf ihre eigenen „heiligen" Ueberzeugungen Rücksicht zu nehmen haben, sondern auch auf die „Gefühle der christlichen Gemeinschaft", für die sie schreiben. Ich würde bedauern, wenn Herr Schurz, als Wächter der „heiligen Dinge", sich noch immer nicht von dem Schreck und Kummer sollte erholt haben, welchen die supponirte Blasphemie des Ellen-Präsidenten in seinem Gemüth zurückgelassen. Ich glaube ihm daher versichern zu können, daß Herr Johnson nicht daran gedacht hat, durch seine Bemerkung den ältesten und höchsten Schneider der Welt lächerlich zu machen. Da aber immerhin einige Selbstüberhebung darin liegt, daß er auf den paradiesischen Schneider anspielte um seine

eigene frühere Stellung zu heben, so hat er allerdings einige Beschämung verdient und Herr Schurz würde ihn sicher am Schicklichsten dadurch in Verlegenheit gesetzt haben, wenn er ihn aufgefodert hätte, Gott dem Herrn das berühmte Kunststück einmal nachzumachen und z. B. ihm, K. Schurz, ein Feigenblatt anzumessen.

* * *

Der mit so großen Aussichten angekündigte und aufgetretene Arbeiter-Kongreß in Baltimore ist kaum vorbei, so ist er auch schon vergessen. Kein Mensch spricht mehr davon. Grade dieß aber veranlaßt mich, ihn wieder zur Sprache zu bringen. Wenn das repräsentative Auftreten einer so zahlreichen „Klasse" der Bevölkerung so wenig Eindruck macht und so wenig nachhaltige Wirkung zurückläßt, kann sie mit Sicherheit annehmen, daß ihr Auftreten ein falsches, ihr Streben ein verkehrt angelegtes war. Und die Verkehrtheit bestand, wie ich schon früher gerügt, in der Abwendung von den großen Fragen der Politik, im gänzlichen Verlassen des allgemeinen Bodens für alle Reformbestrebungen. Während in England jetzt die Arbeiter das ganze Volk in Bewegung bringen durch Versammlungen von Hunderttausenden, weil sie, nach politischen Rechten ringend, in das politische Leben eingreifen, werden in Amerika die Arbeiter ignorirt, weil sie, schon mit politischen Rechten versehen, keinen Gebrauch davon zu machen wissen und Reformen zu Wege zu bringen glauben ohne Theilnahme an der Thätigkeit der politischen Parteien. Bloß in Massachusetts machen sie augenblicklich noch von sich reden. Und warum? Weil sie Wendell Phillips als ihren Kandidaten für den Kongreß aufgestellt haben! Wie kommen sie dazu? Phillips hat gelegentlich den Arbeitern das Wort geredet und ist namentlich für die acht-

stündige Arbeitszeit aufgetreten. Aber ist dieß das Hauptfeld, auf dem er sich auszeichnet? Hat er sich einseitig auf die Arbeiterfragen beschränkt? Betrachtet er sich als einen Wortführer ihrer „Klasse“? Die Hauptkämpfe, die Phillips geführt, drehen sich grade um diejenigen Fragen, welche von den „Arbeitern“ ignorirt, gemieden, gescheut werden. Und dennoch soll er ihr Vertreter sein? Diejenigen, welche auf keine Parteigrundsätze Rücksicht nehmen wollen, halten sich an einen Mann, der den Parteien grade deshalb den Krieg macht, weil sie keine Grundsätze haben oder sie im Stich lassen? Diejenigen, welche einem Johnson ihre Aufwartung machen, um von ihm eine Verwendung oder Entscheidung zu ihren Gunsten zu erbetteln, wollen vertreten sein durch einen Mann, der einen Johnson als Ausbund von Reaktion und Schlechtigkeit aus dem Wege schaffen mögte? Wie hängt das zusammen?

Durch den Widerspruch, in welchen die Arbeiter von Boston mit den in Baltimore vertretenen Ansichten und Absichten gerathen, geben sie unwillkürlich zu erkennen, daß sie dort auf dem verkehrten Wege gewesen und welchen Weg sie einzuschlagen haben. Durch die Nomination von W. Phillips sprechen sie in einem speziellen Falle aus, was sie als allgemeine Regel aufstellen und beachten sollten, daß nämlich Diejenigen, welche Freiheit und Recht im Allgemeinen am Ehrlichsten und Radikalsten vertreten, auch die besten Vertreter der Arbeiter sein müssen, so fern diese in ihrer Freiheit und ihrem Recht verkürzt werden, daß aber der Platz für eine wirksame Vertretung der Bürger und zwar a l l e r Bürger die politische Arena ist und nicht die Stube eines Arbeitervereins.

W. Phillips will keine Wahl in den Kongreß annehmen. Wenn er sie aber annähme, so würde er, davon sind wir überzeugt, es nicht thun als

ſpezieller Arbeiter-Kandidat. Er würde es thun als Kandidat aller Unterdrückten und Zurückgeſetzten, als Vertreter aller allgemeinen Rechte, als Förderer aller berechtigten Intereſſen. Und wollten die Arbeiter ihm zumuthen, bloß ihre Intereſſen zu vertreten auf Koſten fremder Rechte, ihnen zu lieb z. B. die Rechte der Neger preiszugeben, oder ſich mit den Johnſonianern einzulaſſen, ſo würde er ihre Wahl mit Verachtung zurückweiſen und ſie für unwürdig erklären, von einem freien Manne vertreten zu ſein.

Wie lang wird es noch dauern, bis die Arbeiter im Allgemeinen, auch die teutſchen, erkennen lernen und nach der Erkenntniß handeln, daß das einzige Feld, auf welchem ſie Erfolge erringen und ſich geltend machen können, das Gebiet der radikalen Politik iſt und daß ſie nur um den Preis, den Sieg des Rechts nach allen Seiten erkämpfen zu helfen, zu ihren eigenen Rechten gelangen können? Es iſt wahrhaft unbegreiflich, daß ſie zu dieſer Erkenntniß nicht durch die Vergeblichkeit der tauſendfachen Anſtrengungen gelangt ſind, welche ſie ſeit ſo langen Jahren als abgeſonderte „Klaſſe“ mit beſondren Intereſſen in beſondren Aſſoziationen gemacht haben. Als Staat im Staat kann keine Aſſoziation ihre Zwecke erreichen wollen, wenn ſie nicht Privilegien oder Monopole erſtrebt; wirklich erreichen kann ſie dieſelben aber nur, wenn ſie ſo viel Gewalt beſitzt, daß ſie die übrige Geſellſchaft beherrſchen d. i. den Staat über den Haufen werfen oder abſorbiren, alſo den Staat im Staat in den Staat ſelbſt verwandeln kann. Die Arbeiter haben bisher einen Staat im Staate bilden wollen und zwar ohne alle ſtaatliche Mittel und ſtaatliche Macht. Es zeugt wahrlich nicht für ihre Einſicht, daß ſie an dieſem ſinnloſen Verfahren noch immer feſthalten, wie oft ihnen auch Gelegenheit geboten worden, ein verſtändigeres

einzuschlagen. Ich erinnere bloß an die teutschen Bestrebungen der letzten Jahre. Als die teutsche Organisation gebildet werden sollte und zwar auf möglichst radikaler und umfassender Grundlage, wurden speziell die Arbeitervereine zum Anschluß aufgefodert. Keiner von ihnen nahm die geringste Notiz davon. Auf der Konvention, welche die Platform festzustellen hatte, kamen die Arbeiterinteressen speziell zur Sprache und fanden eifrige Vertreter. Ein Resultat aber konnte nicht daraus hervorgehen, weil alle die Hunderttausende von Arbeitern, welchen Gelegenheit geboten war, mit der Avantgarde des teutschen Radikalismus einen Feldzug des Fortschritts zu eröffnen und eine gemeinsame Organisation zu bilden, völlig theilnahmlos blieben. Man hatte nicht die Bornirtheit begangen oder sich zu dem demagogischen Mittel erniedrigt, als „Arbeiter" aufzutreten und das ganze radikale Streben in den Handwerkerkreis zu verlegen, deshalb wandten die „Arbeiter", die sich weder als freie Teutsche, noch als freie Bürger, noch als freie Menschen fühlen und fühlen wollten, der ganzen Bewegung den Rücken.

Später wurde durch das Häuflein von teutschen Radikalen, welches den Zwecken der Organisation treu geblieben war, eine neue Partei, die „radikale Demokratie" mit dem Präsidentschaftskandidaten Fremont, auf die Beine gebracht. Gab es je für die Arbeiter eine günstigere Gelegenheit, ihre Massen mit Aussicht auf eine erfolgreiche Wirksamkeit in den politischen Kampf zu führen? Aber sie blieben todt und theilnahmlos wie früher, weil es sich bei der neuen Partei nur um wahren Republikanismus, radikale Demokratie, allgemeine Herrschaft des Rechts, absolute Gleichheit vor dem Gesetz und dergleichen Lappalien, nicht aber speziell um so und so viel Cents Lohnerhöhung, oder gar um Verscheuchung armer Arbeiter von den „gast-

lichen Gestaden" der Republik handelte. Trotz Dem enthielt der Platform-Entwurf, den die teutschen Radikalen auf der Konvention zu Cleveland vorlegten, einen besondren Paragraphen über die Rechte der Arbeiter. Aber da diese nicht vertreten waren und sich überhaupt um die neue Partei nicht kümmerten, konnte auch jener Paragraph nicht durchgesetzt werden. Hätten alle die Arbeiter, welche jetzt in besondren Gesellschaften sich von allem Parteistreben absondern, sich an jener radikalen Partei betheiligt, so hätte sie die alte „republikanische" zur Uebergabe nöthigen können, die ganze Lage des Landes würde geändert sein und alle Ansprüche, welche die Arbeiter rechtlich machen können, würden durch ihre eigene Betheiligung an der Partei der Geltendmachung versichert sein, während jetzt keine Partei sich um sie kümmert, weil sie sich um keine Partei kümmern oder gar sich in bornirter Grundsatzlosigkeit bereit erklären, ihrer speziellen Interessen wegen in jeder beliebigen Partei die Bedienten zu spielen.

Gesetzt, in Teutschland wendeten sich die Arbeiter, wie in Amerika an den Verräther Johnson, an den Mann von Gottes Gnaden in Berlin und versprächen ihm ihre Stimme und ihre Arme, wenn er ihnen höhern Lohn oder sonstige Erleichterung verschaffe, mit andren Worten, sie wollten sich für eine Lohnerhöhung an den Despotismus verkaufen, was würden die Demokraten oder Republikaner dazu zu sagen haben? Würden die Arbeiter ein Recht auf deren Hülfe beanspruchen können? Die Republikaner würden sie belehren, daß sie durch Unterstützung des Despotismus nicht bloß zu Verräthern des Volks im Allgemeinen würden und sich selbst erniedrigten, sondern daß sie auch auf die Dauer ihre eigenen Interessen, die unabänderlich an die Freiheit geknüpft sind, gründlich benachtheiligten. Wären die Arbeiter aber

bornirt, egoistisch und ehrlos genug, die Mahnung der Republikaner abzuweisen, so würden diese ihnen mit Verachtung den Rücken wenden müssen, um eine Belehrung durch Hunger, Ketten und Kartätschen abzuwarten, die den königlichen Arbeitern nicht ausbleiben könne.

Uebertrage man diese Voraussetzung auf die hiesigen Verhältnisse. So lang die Arbeiter nicht entschieden zur Freiheitspartei gehören, haben sie kein Recht, von dieser besondre Berücksichtigung zu erwarten; wollen sie aber zur Reaktionspartei gehören, so dürfen sie nur dann die Erreichung ihrer Zwecke erwarten, wenn diese Zwecke Schande, Noth und Ruin sind.

* * *

Aus dem Urwald. Nichts wirkt unwiderstehlicher, aber auch nichts mysteriöser auf den Menschen ein, als die Natur. Sie theilt sich mit ohne zu sprechen, sie zieht uns an ohne daß wir wissen warum. Einem denkenden Menschen ziemt es aber, sich der Eindrücke bewußt zu werden, welche seine Umgebung auf ihn macht, und nach ihren Ursachen zu forschen. Was ist es, wodurch dieser Urwald auf dich einwirkt? Was wird durch diese Einwirkung in dir wachgerufen? Welche Begegnung, welchen Aufschluß, welche Mittheilung erwarteſt du in diesem Dickicht? Was „webt“ und lebt und gährt und brütet in dieser stillen Gesellschaft von Gestalten, die von dir nichts wissen, sich um dich nicht kümmern und doch gewisser Maßen eine verwandtschaftliche Anziehungskraft auf dich ausüben?

Ich glaube, der Haupteindruck ist herzuleiten aus dem unbewußten Gefühl des gemeinschaftlichen, aber geheimnißvollen Ursprungs alles Lebens aus der anorganischen Natur, eines Ursprungs, der dem Betrachter durch den jungfräu-

lichen Zustand einer massenhaften Vegetation besonders nah gerückt wird, und spräche gegen die „Erschaffung des Menschen“ durch eine außerhalb der Natur stehende Macht kein andrer Grund, so würde jenes Gefühl allein schon zur Abweisung der theologischen Entstehungsfabel hinführen müssen. Ich kann es nicht beweisen, aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß, wie diese Bäume, so auch der Mensch direkt oder indirekt aus der Erde hervorgegangen, daß jener Hemlock, sofern wir eine gemeinsame Urmutter haben, gleichsam mein Entstehungs-Bruder ist. Daß er ein Hemlock geworden und ich ein Mensch, ist der zufälligen Verbindung der Ursprungselemente zuzuschreiben, so daß er mir immerhin als ein möglich gewesener Mensch gegenübersteht wie ich ihm als ein möglich gewesener Hemlock. Der große Unterschied in der Erscheinung und den Eigenschaften war vielleicht ein winzig kleiner in den Entstehungsursachen. Daß die Entstehung eine gemeinschaftliche ist, daß gleichsam der Kampf um die Existenz auf demselben Felde durchgefochten wurde, erzeugt die ursprüngliche Anziehungskraft, welche jetzt noch erhöht wird durch die Zuthaten der Phantasie. Wäre dieser, auf einen einzelnen Berg dicht zusammengedrängte Urwald vertheilt auf eine große Fläche, so daß das Auge ihn alsbald durch- und überblicken könnte, so würde das Interesse an demselben sich sofort um alles Dasjenige vermindern, was die Phantasie jetzt in seine undurchschaubare Tiefe verlegt. Beim Gedankenlosen ist das vielleicht der „Geist des Waldes“, oder ein noch höherer „Geist“; bei Dem, der sich über den Eindruck klar zu werden sucht, ist es das mögliche Thierleben, welches sich in dem Walde verbirgt, die mächtige Vegetationskraft, die ihn unterhält, und die Vorstellung von den möglichen Annehmlichkeiten, die er dem Menschen darbietet.

Gesetzt, alle diese, mit so üppigem Baumwuchs besetzten Berge wären kahl und böten nichts dar, als Formen der anorganischen Natur, welches Interesse würden sie dem Beschauer einflößen? Wenn sie sämmtlich aus Gold und Silber bestänben, sie würden dich als Gegenstände der Naturbetrachtung völlig gleichgültig lassen. Von einer Anziehungskraft, von einem Verwandtschaftsgefühl wäre keine Rede. Es ist also das organische Leben, auf dessen Gebiet das eigentliche Interesse des Menschen an der Natur beginnt, und je mehr sich jenes Leben dem menschlichen nähert, oder den Erfodernissen desselben entspricht, oder mit dessen Spuren und Zuthaten bezeichnet ist, desto höher und dauernder wird jenes Interesse sein.

Dieser Urwald ist dir etwas Neues. Wie lang würde dein Interesse an demselben vorhalten, wenn du dich in dieser Gegend niederlassen solltest, in der du keinen Menschen kennst und die vielleicht keinen einzigen beherbergt, der Berührungspunkte für deine Anschauung und Gesinnung, deine Zwecke und Erinnerungen darbieten könnte? Es würde nicht länger dauern, als bis du ihn ganz durchforscht hättest. Warum? Weil nichts Menschliches an ihm klebt, weil seine natürliche Wildheit mit keinem Kultur-Element versetzt ist, das den Anfoderungen und Bedürfnissen deiner Kultur-Existenz entspricht. Trotz allem Interesse, welches die Natur, und grade die wilde, die Urnatur, auch dem Kulturmenschen einflößt, ist sie doch nicht im Stande, ihn zu befriedigen, sie befriedigt nur den Wilden. Soll sie ihm genügen, so muß sie der Kultur als Folie dienen. Natur und Kultur im richtigen Verhältniß, in der richtigen Verbindung, in der geeigneten Durchdringung bilden erst das Element, in welchem der wahre Mensch sich wohl fühlen kann. Auch die schönste Natur wird bald abgenutzt und öde, wenn kein menschlicher Geist in

ihr waltet und ihr den Stempel des Kulturlebens aufdrückt.

Das einzige Kulturleben, welches sich in den Gegenden manifestirt, die ich durchreis't habe, ist dasjenige von Menschen, deren Sinn auf nichts Andres gerichtet ist, als auf Ausbeutung der Natur für die rohesten Existenzbedürfnisse und für die Habsucht. Es befriedigt dich um so weniger, je mehr diese Natur dir geeignet erscheint, ein ihrer Schönheit entsprechendes Kulturleben zu beherbergen. Wo du eine Villa erbauen mögtest, siehst du einen Viehstall; wo der herrlichste Park könnte angelegt werden, haut die Axt die schönsten Bäume nieder um Platz zu machen für ein Kartoffelnfeld; wo du eine schattig gelegene, freundliche Schenke suchen mögtest, in der du dich von einem mühsamen Ausflug in die Berge erholen könntest, findest du eine ärmliche Hütte, in welcher sich die Unreinlichkeit mit der Noth um die Herrschaft streitet; wo du dir eine fröhliche Gesellschaft gebildeter Menschen als ein Erfoderniß der Naturumgebung vorstellst, begegnet dir vielleicht eine umherirrende Kuh, oder ein stumpfgearbeiteter Tagelöhner; und wo du dir einbildest, dieß sei eine Gegend wie gemacht für eine teutsche Ansiedlung mit Weinbergen und Spaziergängen, da findest du nur seelenöde Amerikaner auf der prosaischen Jagd nach dem Dollar ohne alle menschliche Zuthat und geistige Variation. Darum fort von hier, denn dein Reiseziel ist eine teutsche Ansiedlung!

* * *

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit neuem Muth? Was hat dir, was hat überhaupt einem teutschen Radikalen die Zukunft noch zu bieten? Kämpfe und Ruhe! Ist das nicht genug?

Es ist im Grunde eine Beschränktheit, ja es ist geradezu antiradikal, wenn ein Mann des Fortschritts seine Befriedigung in der Erringung bestimmter Ziele findet, sein Streben abhängig macht von den Aufgaben einer bestimmten Periode und sein Kämpfen beschließen will mit einem Sieg. Denn kein Ziel ist ein Endziel, auf jede gelöst'e Aufgabe folgt eine neue und jeder Sieg ist nur die Einleitung zu neuen Kämpfen. Es ist also das Ringen und Streben und Kämpfen allein das Dauernde und Befriedigende. Das Errungene überläßt man Denen, die sich dabei glücklich fühlen, und richtet dann den Kours nach neuen Zielen; durch das Nichterrungene aber läßt man sich nicht trostlos machen, weil man nicht bloß weiß, daß es dennoch kommen muß, sondern auch, daß man es nur als Stufe, nicht als Ziel betrachten wird, sobald es da ist. Ueberdieß hat es den Vortheil, den Kampf zu verlängern. Nur der Ehrgeiz wird trostlos durch ein nicht erreichtes Ziel.

Wer ein wenig Natur und Kosmos im Leibe hat, der weiß und handelt darnach, daß alle Existenz nur ein Uebergang, alles Sein ein Werden ist. Das ist das Gesetz des Kulturlebens nicht minder, als des Naturlebens. Nicht das Errungene, das ja sofort wieder abwärts geht, sondern das Erringen reizt den radikalen Geist. Kritisiren und Konstruiren das ist Leben; wer konserviren will, reitet auf einem todten Gaul, der aber doch die Fähigkeit hat, ihn abzuwerfen. Die Idee und das Prinzip haben und lassen niemals Ruhe; sie machen aber auch Den, der für sie arbeitet, unabhängig von Siegen wie von Niederlagen. Der wäre ein Philister in der Politik, der in Amerika nach dem Sieg über die Sklaverei das Schwert in die Scheide stecken wollte; der wäre ein Schwächling im Prinzip, der in Europa nach den Siegen

eines Bismarck oder L. Napoleon an der Republik verzweifeln wollte. Ob er sie erlebt, das ist bloße Nebenfrage. Die Gewißheit, sie nicht zu erleben, entwerthet sein Streben und ändert seine Gesinnung so wenig wie ihre Erringung ihn definitiv befriedigen würde. Ja, die Voraussicht, daß sie ihn nicht befriedigen werde, beruhigt sogar seine Furcht, daß er etwas für sich in ihr könnte zu suchen haben.

Die teutsche Republik, für die Manche Jahrzehnte lang gearbeitet und auf die Tausende gehofft, ist möglicher Weise für die revolutionaire Generation von 1848 eine abgethane Frage. Was liegt daran? Wer in ihr Präsident, Minister, General u. s. w. zu werden gehofft hat, der wird bei ihren anscheinend schlechten Aussichten nicht bloß das Interesse an ihr verlieren, sondern auch persönlich hoffnungslos werden. Der Radikalismus aber ist reich genug, um durch den Verlust oder die Aufschiebung einer Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Ideen nicht bankerott zu werden. Er will geben, nicht nehmen, und wird man ärmer, weil man nicht die erhoffte Gelegenheit erhielt, seinen Reichthum an den Mann zu bringen? Man sollte bloß lachen über die Thoren, die ihn in ihrer Armuth verschmähen bis die Noth und Verzweiflung sie zwingt, danach zu greifen.

Aber selbst wenn wir die teutsche Republik erleben sollten, wird sie das sein, was wir uns unter ihr vorstellen? Ich habe von manchen Amerikamüden gehört, die, nach Teutschland zurückgekehrt, es dort nicht aushalten konnten, sondern nach kurzer Zeit wieder über das Meer kamen. Die Schuld lag an dem unerträglichen Königthum und Unterthanenthum. Ich selbst, wie gern ich mir nach zweiundzwanzigjähriger Abwesenheit die dortigen Zustände einmal ansähe,

um sie im „Pionier“ zu photographiren, würde lieber in Germania*) unter freien Menschen im Schweiß meines Angesichts von selbstgepflanzten Kartoffeln, als in Teutschland unter Unterthanen in einem schwarzweißen Palaste von Pasteten und Champagner leben. Aber wird eine teutsche Republik einem teutschen Radikalen, der in Amerika zwanzig Jahre lang sich frei bewegt und rücksichtslos sein Inneres ausgeschüttet, erträglicher sein, als die teutsche Monarchie? Wird er nicht mit dem A der Kämpfe wieder beginnen müssen, die er hier bis Z durchgekämpft? Und würde ein solcher Kampf nicht zu langweilig selbst für den Kampflustigsten werden? Wird das teutsche Unterthanenthum und Philisterthum durch die bloße Abwerfung des fürstlichen Jochs und Namens plötzlich so frei werden, daß es einen wirklich freien Menschen ertragen kann? Wird er nicht mit ihm auf Schritt und Tritt in Kollusion kommen und, statt als Befreier unter Freien und als Freund unter Landsleuten, vielmehr als Geächteter unter übermüthigen Emanzipirten und als Fremder unter Entfremdeten dastehen? Wird er nicht nach errungenem Sieg gezwungen sein, Diejenigen als Feinde zu bekämpfen, die er ein halbes Leben lang von ihren Feinden zu befreien bemüht gewesen?

Ich stelle alle diese Fragen, um die schlimmsten Möglichkeiten vorwegzunehmen, damit sich an ihnen die Unabhängigkeit des radikalen Bewußtseins erprobe.

Nachdem die Hannoveraner ihren welfischen Tyrannen los geworden, habe ich nicht erwartet, daß sie sich für den hohenzollernschen begeistern würden, aber ich habe erwartet, sie würden durch

---

*) Eine teutsche Ansiedlung im pennsylvanischen Schwarzwald.

den neuen Gegensatz auf den Ausweg republikanischer Ideen getrieben werden. Thörichte Erwartung! Sie begeistern sich jetzt erst recht für ihren verlorenen „Georg rex“ und werden Märtyrer für ihn vor der preußischen Polizei. Die Kurhessen haben ihren gemeinen Quäler gehaßt wie Gift. Nachdem ihm aber die Geißel aus der Hand genommen ist, womit er ihnen zum bloßen Amüsement so lange Jahre den gekrümmten Rücken gehauen, schwärmen sie für ihn wie für die ferne Geliebte und verzehren sich in unterthänigster Sehnsucht nach seiner angestammten Knute. Und so scheint es durchgängig in Teutschland bestellt zu sein. Trotz Dem mag, wenn der Pariser Bandit beseitigt ist, über Nacht in Teutschland eine Revolution ausbrechen und die Republik proklamirt werden. Ich nehme die Möglichkeit an. Aber was wird eine solche Republik sein, die solches Unterthanen-Material zu verarbeiten hat? Wird es unter diesen äußerlich befreiten Knechtsseelen ein innerlich freier Mann eher aushalten können, wenn sie schreien: „es lebe die Republik“, als wenn sie schreien: „es lebe der König?“

Erfreuliche Aussichten da drüben! Und hier? Haben wir hier unsre Ideale verwirklichen sehen? Finden wir hier eine wirkliche Geltung und anerkannte Wirksamkeit, wenn wir uns nicht, wie z. B. der ehemalige Gesandte an einem königlichen Hofe und General-Major Schurz, unseres teutschen Wesens entäußern und zum amerikanischen Parteibedienten werden? Drüben ist man jetzt im Zweifel, ob es noch ein Teutschland und Teutsche gibt, oder nicht. Möglicher Weise haben wir hier in Amerika die Aufgabe die Race der Germanen vor dem Untergang zu retten. Und wir sollten aufhören, Germanen zu sein? Lieber auf der Stelle aufgepackt nach Germania, das neue Teutschland unter Bären und Hirschen proklamirt und von jener

Bergfestung aus die neue wie die alte Welt gleichzeitig bekämpft.

Alle diese Andeutungen, deren Logik kein „Editor“ bestreiten kann, weisen darauf hin, daß es uns nirgendwo an Kämpfen fehlen wird, daß aber immerhin in Amerika noch das beste Kampffeld für einen teutschen Radikalen ist und wahrscheinlich bleiben wird. Und hat er sich müde gekämpft, so winkt ihm abermals Germania und bietet ihm Ruhe an im Urwald an einem plätschernden Bach.

* * *

Kürzlich hielten die Oberhirten der katholischen Kirche in Baltimore eine Konvention ab, um über die Interessen ihrer heiligen Sache, Rettung des bedrängten Statthalters Gottes auf Erden u. s. w. zu berathen. In jener Versammlung, welcher der fromme Mann aus dem Weißen Hause, und zwar ohne Whiskey-Rausch, beiwohnte, wurde u. A. der Plan besprochen, die Ver. Staaten katholisch zu machen, um hier „wieder zu gewinnen, was man in Europa verloren“. Als Mittel wurde ein stilles und ausdauerndes Proselytenmachen, nicht lautes und heftiges Polemisiren gegen den Protestantismus, empfohlen. Ferner wurde das Freischulsystem in so fern entschieden verdammt, als es hinderlich ist, die katholischen Kinder in katholischen Anstalten vor Aufklärung zu sichern. „Der Katholizismus muß Hand in Hand gehen mit der Grammatik“.

Ein Hauptaugenmerk aber wollen die schwarzen Herren auf die schwarzen Afrikaner im Süden richten. Sie bedauern, daß ihnen bei deren Verdummung die Protestanten zuvorgekommen, hoffen aber dennoch, sie unter ihren Krummstab zu bringen.

Dieser offenen Verschwörung der Jesuiten, die Republik mit der mittelalterlichen Pest zu beglücken, die sie sogar in den katholischen Monarchien

Europa's nicht mehr in Blüthe halten können, wohnte sehr angemessen der Mann bei, der als Patron der Vertreter der leiblichen Sklaverei eine natürliche Sympathie auch für die Vertreter der geistigen hegen muß. Mörder, Verräther, Falschmünzer und Jesuiten — das sind die Günstlinge und Schützlinge des Präsidenten der Republik, der sich selbst den „Tribun des Volkes" nennt.

Es ist übrigens ganz konsequent, daß Herr Johnson sich den Jesuiten in die Arme wirft. Er hat ihnen auch seinen Sohn geopfert, den er in einem Jesuitenkollegium erziehen läßt. Bornirte Verbrecher müssen logischer Weise ihr Heil in einer Religion suchen, welche die Kunst versteht, nicht bloß jede Vernunftwidrigkeit zur höchsten Aufgabe, sondern auch Verbrechen durch bloße „Sündenvergebung" ungeschehen zu machen. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn der Herr Präsident nächstens feierlich zur katholischen Religion überginge. Und wird er durch ein Verdikt des Senats aus seinem Amt geworfen, so geht er vielleicht in ein Kloster, wenn er nicht in's Narrenhaus kommt. Seiner ganzen Natur, Qualifikation und moralischen Stellung nach schwebt dieser Mensch zwischen dem Narrenhaus, dem Kloster und dem Galgen.

* * *

Eine der auffallendsten Erscheinungen — und noch auffallender, daß Niemand davon Notiz nimmt — in dem freien Amerika ist die Thatsache, daß die Theater den reichen Stoff, den ihnen die Politik liefert, vollständig unbenutzt lassen. Politik wird hier nicht in denjenigen Theatern behandelt, welche „die Welt", sondern höchstens in denjenigen, welche den Himmel „bedeuten", nämlich in den Kirchen. Werden vielleicht, nachdem die Schauspieler der Kanzel ihre Zuflucht zur Politik haben nehmen müssen, nächstens die Schauspieler der Bühne sich der Religion bemächtigen?

Was ist der Grund dieser Erscheinung?

Hat die Bühne, welche eine poetisch modifizirte Kopie des Lebens darstellt, eine sittliche Aufgabe, so liegt nichts näher, als zur Erfüllung dieser Aufgabe den Stoff zu benutzen, den die Tagesgeschichte liefert, da dessen Bearbeitung nothwendig direkter und eindringlicher wirken muß, als die Benutzung von Motiven aus einer vergangenen Zeit. Es handelt sich dabei nur um die Frage, ob die Bearbeitung von Sujets, die in der Wirklichkeit unter den Augen der Zuschauer entstanden, sich mit den poetischen Anfoderungen vereinigen lasse, welche an eine dramatische Schöpfung zu stellen sind. Eine direkte Kopie darf sie nicht sein; eine von der Wirklichkeit abweichende Behandlung aber würde die Wahrheit zerstören und vergebens auf Illusion rechnen. Doch dieß kann nur vom Drama gelten. Das Lustspiel, namentlich das satyrische, hat seiner Natur nach größere Freiheit der Fiktion, Komposition und Entstellung. Wollte Jemand hier die Ermordung Lincolns auf die Bühne bringen (wie man es in Teutschland versucht hat), so würde er genöthigt sein, die einzelnen Vorgänge, wie sie aus den Zeitungen bekannt sind, wahrheitgetreu vorzuführen und damit wäre aller künstlerische Effekt aufgegeben; wer aber einen Johnson zum Helden eines satyrischen Lustspiels machen wollte, könnte sich jede Freiheit in der Erfindung von Situationen und der Introduzirung von Personen erlauben, wenn er nur den Hauptcharakter in das rechte Licht stellte und die willkürlich zu Hülfe genommenen Zuthaten kunstgerecht für den beabsichtigten Effekt benutzte.

Die Amerikaner haben bis jetzt kein Talent für das Drama an den Tag gelegt, aber ihr Talent für das Lustspiel ist nicht zu verkennen. Freilich entartet es unter der kritiklosen Nachsicht ihres schlechten Geschmacks gewöhnlich in das Possen-

haſte; aber es käme vielleicht nur darauf an, daß irgend ein bedeutendes Talent ihnen ein beſſeres Beiſpiel aufſtellte, um ihre Komik in eine würdigere Bahn zu leiten.

In Amerika exiſtirt Dasjenige, was für das Luſtſpiel ein Lebenselement iſt, nämlich die Freiheit. Man klagt darüber, daß die teutſche Literatur ſo wenig gute Luſtſpiele aufzuweiſen habe. Die Urſache iſt einfach der Mangel an Freiheit. Was in Teutſchland grade den beſten Stoff für Luſtſpiele abgeben könnte, ſteht unter dem Schutz der Polizei und deshalb können dort noch immer Hofnarren und Hofräthe als die beſten Luſtſpieldichter figuriren. Blödſinnige Philiſter, alte Onkel, dumme Bedienten, betrogene Ehemänner, ſchwatzhafte Baſen und ähnliche unſchuldige Kreaturen ſind auf den teutſchen Bühnen vogelfrei; einen Büreaukraten, Mordhelden, Miniſter, oder gar Fürſten auf die Bretter zu bringen, würde dem Poeten wie dem Theaterunternehmer die Freiheit koſten.

Die es am Beſten verſtanden, die Freiheit zur Ausbeutung der Tagesgeſchichte für die Komik zu benutzen, das waren die Griechen. Alle Welt bewundert den Ariſtophanes und ſtaunt über die Rückſichtloſigkeit, womit er die hervorragendſten und einflußreichſten Perſonen Griechenlands auf der Bühne behandelt; aber Niemand hat ſich an ihm ein Beiſpiel genommen, am Wenigſten in Amerika. Hat man hier nicht Geiſt genug, den reichen Stoff, den jeder Tag liefert, angemeſſen zu verarbeiten? Oder liegt die Schuld an den Theater-Unternehmern, die, gleich den Wirthen, mit aller Welt auf gutem Fuß zu bleiben ſuchen? Oder fürchtet man bei der Darſtellung Ausbrüche der Rohheit und ſtörende Manifeſtationen des Parteigeiſtes?

Grade die Behandlung der Politik auf der Bühne wäre das beſte Mittel, die Bildung des

Publikums auf die Probe zu stellen oder demselben eine gebildete Haltung anzugewöhnen.

Die Griechen hatten noch keine Presse. Lieferte etwa die Bühne ihnen einen Ersatz dafür? Die Amerikaner haben keine griechische Lustspiele; empfinden sie vielleicht deshalb kein Bedürfniß dafür, weil ihre freie Tagespresse schon allen politischen Stoff verbraucht? Sollte dieß der Grund sein, so halte ich ihn nicht für einen genügenden. Grade weil hier die Presse in der Politik eine maßlos freie Thätigkeit entfaltet, stumpft sie auch gleichzeitig gegen ihre Wirkung ab und bedarf daher noch eines weiteren Hülfsmittels. Wenn die freie Presse die Macht besäße, die man ihr zuschreibt, würde dann ein A. Johnson nicht längst so total moralisch todt oder geächtet sein, daß er sich aus der menschlichen Gesellschaft hinausflüchten müßte, oder, wie man zu sagen pflegt, „kein Hund mehr ein Stück Brod von ihm annähme"? Ich bezweifle aber, daß er auch die Probe der Satyre bestehen würde, wenn man ihn in geeigneter Weise auf die Bühne brächte. Man denke sich dieses Muster von Bildung und Ehrenhaftigkeit nebst seinen südlichen Schützlingen und seinen nördlichen Gehülfen in Washington von einem aristophanischen Geist auf die Bretter gebracht — würde sein Blick noch einem fremden Auge zu begegnen wagen?

Ich komme vielleicht auf das Thema zurück, das ich hier nur in flüchtigen Andeutungen zur Sprache bringen konnte.

1867.

„Der Kongreß soll kein Gesetz erlassen, durch welches eine Religion festgestellt, oder deren freie Ausübung verboten wird."

So lautet die bekannte Vorschrift der Konstitution der Ver. Staaten.

Ich frage: welche wirkliche Garantie gegen Religionszwang bietet diese Vorschrift dar? Sie verbietet nicht den Legislaturen der einzelnen Staaten, zu thun, was dem Kongreß verboten ist, und diese Legislaturen haben schon hinlänglich bewiesen, daß sie sich dessen bewußt sind. Zugleich aber läßt die Unbestimmtheit ihres Ausdrucks der Willkür so viel Spielraum, daß sie bei gutem Willen auch vom Kongreß fast gänzlich umgangen werden kann. „Feststellung einer Religion" (establishment of religion) heißt im Grunde entweder Diktirung einer ganzen Religionslehre, oder Einführung einer bestimmten, schon existirenden Religionsform (Konfession) als Staats-Religion. Das Verbot einer solchen Diktirung oder Einführung umfaßt aber keineswegs auch das Verbot einzelner religiöser Bedingungen, z. B. eines Sonntagsgesetzes, des Eides auf die Bibel, des Gebets bei Eröffnung von legislatorischen Ver-

sammlungen u. s. w. Eben so wenig implizirt, streng genommen, das Verbot, die freie Ausübung der Religion zu hindern, den Schutz der Ungläubigen gegen Ausschließung von Rechten. Kein Atheist oder Radikaler kann sich mit gutem Gewissen auf einen Konstitutionsparagraphen berufen, welcher die „freie Ausübung der Religion“ zusichert, denn Allem, was Religion heißt, muß der wahre Radikale den Krieg erklären. Er hat keine Religion auszuüben, sondern sie nur zu bekämpfen und die atheistischen Doktrinen durch das Wort „Religion“ decken heißt nur einen unwürdigen, diplomatischen Kunstgriff anwenden. Wollte also der Kongreß ein Gesetz erlassen, welches den Gottglauben als Bedingung der Ausübung des Wahlrechts oder der Anstellungsfähigkeit aufstellte, so könnte man ihm eben so wenig den Vorwurf machen, daß er dadurch „eine (bestimmte) Religion etablire“, wie ein Atheist ein Recht hätte, sich zu beschweren, daß ihm durch ein solches Gesetz „die freie Ausübung der Religion“ verboten werde. Offenbar hat der zitirte Paragraph der Konstitution nur den Zweck, die Gleichberechtigung der Konfessionen zu schützen, der Furcht vor Unterdrückung der einen Konfession durch die andre zu begegnen, den s. g. „paritätischen“ Grundsatz aufzustellen, nicht aber das freie Denken über die Religion hinaus und seine Bethätigung zu schützen. Er soll die Gläubigen unter einander, nicht aber die Ungläubigen sicherstellen. Der einzige Schutz, den diese in der Konstitution finden, besteht in dem weiteren Verbot, „die Freiheit der Rede oder der Presse zu verkürzen“. Und selbst dieser Schutz hat nicht überall Stich gehalten, da das Verbot, welches die Konstitution ausdrücklich nur dem Kongreß auflegt, von einzelnen Legislaturen ignorirt worden ist, welche wahrhaft mittelalterliche „Gesetze“

gegen Atheisten erlassen haben. Auch ist es keineswegs verbürgt, daß das Verbot, „ein Gesetz zur Verkürzung der Preßfreiheit zu erlassen", die Befugniß des Kongresses ausschließt, durch anderweitige Maßregeln Diejenigen zu zwicken, welche von jener Freiheit mißliebigen Gebrauch machen.

Die Berufung auf die Konstitution zur Vindizirung der Freiheit nicht bloß zur „Ausübung der Religion", sondern auch zur Abwerfung derselben ist auch den Radikalen geläufig geworden. Wenn wir jenes Instrument unbefangen prüfen und der Wahrheit die Ehre geben, müssen wir gestehen, daß es uns den vorausgesetzten Schutz nur so lang gewährt, wie derselbe nicht ernstlich auf die Probe gestellt wird. Es ist aber auch leicht, thatsächlich nachzuweisen, daß die Konstitution selbst den Zweck, die Gleichberechtigung der Konfessionen zu sichern, nicht erfüllt, denn z. B. die Einführung der Bibel in die öffentlichen Schulen, der Sonntagszwang, das Beten in den Legislaturen u. s. w. entspricht nur dem protestantischen Glauben und thut den Gläubigen jeder andren Konfession eben so wohl Zwang an wie den Ungläubigen.

Die Foderung, daß der „Staat" (was hier Regierung und Polizei bedeutet) sich nicht in Religionssachen mischen dürfe, daß die „Kirche vom Staat getrennt" bleiben, daß die Religion Privatsache der Bürger sein müsse, beruht im Grunde nur auf dem Umstande, daß in Religionssachen die Meinungen oder Ueberzeugungen verschieden sind. Wo dieß nicht der Fall ist oder vorausgesetzt wird, existirt überall eine „Staatsreligion", welche das Aeußerste zu leisten glaubt, wenn sie andre, sich später aufthuende Konfessionen, die nicht Macht genug hinter sich haben, um ihr gefährlich zu werden, bis zu einem gewissen Grade „duldet". Auch diese „Duldung" würde nicht

Statt finden, wenn sie nicht durch Rücksicht auf das Ausland geboten würde, dem die nicht zur „Staatsreligion“ sich Bekennenden in der Regel angehören.

Wenn einmal Religion existiren soll, so ist nur die Staatsreligion konsequent und die Krone dieser Konsequenz gebührt dem theokratischen Staat, in welchem der Pabst auch der Herrscher, oder der Herrscher auch der Pabst ist. Das Aufgeben der Staatsreligion ist der Beginn der Irreligiosität. Daß man demnoch dieses Aufgeben zu einer Foderung macht, welche dem „Geist des Jahrhunderts“ und andren Mächten entspricht, die man nicht definiren kann und vor denen man nicht Rechenschaft abzulegen hat, ist nur der Unklarheit zuzuschreiben, welche die Zersetzung der mittelalterlichen Starrheit herbeigeführt und die nur als entschiedene Irreligiosität sich in Klarheit verwandeln wird. Den Uebergangszustand vermittelt die s. g. „Toleranz“. Aber diese Toleranz ist eine Lüge. So lang noch Religion existirt, existirt keine wirkliche Toleranz, sollte sie auch in allen Konstitutionen und Gesetzbüchern garantirt sein. Es gibt nur zwei wahre Zustände: Staatsreligion und Freiheit von aller Religion.

Ein Mensch, dem wirklich ein religiöser Glaube in der Haut steckt, legt bei seinem Thun und Lassen Andren gegenüber diesen Glauben so wenig ab wie seine Haut. Mag Toleranz und Unparteilichkeit sein drittes Wort sein und mag er noch so eifrig bestrebt sein, dieß Wort zur Wahrheit zu machen, er wird und muß bei geeigneter Gelegenheit Partei für seinen Glauben und gegen jeden fremden ergreifen. Kein Katholik wird einem Protestanten, kein Protestant einem Atheisten seine Stimme geben, wenn er die Wahl zwischen ihm und einem geeigneten Glaubensgenossen hat. Und wie der Einzelne dem Einzelnen gegenüber handelt,

so werden auch Massen sich Massen gegenüber verhalten und diejenige Masse, welche im Staat die Majorität und die Macht in Händen hat, wird trotz aller „Toleranz", trotz aller „Trennung von Staat und Kirche", trotz allen Konstitutionen und Gesetzen ihren Glauben nicht verleugnen, sondern im Interesse desselben ihren Einfluß geltend machen.

„Der Staat ist Atheist", so hat Herr Odillon Barrot, so haben ähnliche wohlklingende Politiker gesprochen. Sie mögen es dabei ehrlich gemeint haben, aber dann war, was sie gesagt, nur um so größerer Widersinn. Wer bildet den Staat? Doch nur seine Bewohner. Was heißt nun, der Staat sei Atheist, wenn alle seine Bewohner Katholiken sind? In diesem Fall ist der Staat Katholik und er handelt als Katholik, selbst wenn, wie in Frankreich, die Regierung die Priester besoldet ohne zu ihrer Sippschaft zu gehören.

In Nordamerika ist die herrschende Majorität protestantisch. Dieselbe Majorität hat in der Konstitution die Errichtung einer Staatsreligion verboten. Aber dieß Verbot ist in der Praxis eine Lüge. Es existirt hier eine Staatsreligion und sie wird überall, auch ohne den Namen, existiren, wo die herrschende Macht religiös ist. Sie existirt in der Praxis, so weit sie kann, und hat die natürliche Tendenz, sich auch gesetzlich zu etabliren, sobald sie dazu im Stande zu sein glaubt.

„Der Staat ist Atheist" heißt nichts Andres als: „der Staat sollte Atheist sein". Aber er kann es nicht eher sein, als bis Diejenigen, die ihn bilden oder beherrschen, Atheisten sind. Die „Trennung von Staat und Kirche" ist nicht möglich, so lang eine Kirche existirt, und eine Kirche existirt, so lang es eine Religion gibt.

Die Teutschen bekämpfen in diesem Lande die religiösen Zwangseinrichtungen und Beschränkun-

gen, welche trotz der Konstitution eingeführt werden. Ich habe ihnen früher gezeigt, daß die Konstitution ihnen keinen wirklichen Schutz gewährt, und wollte ihnen jetzt zeigen, daß sie keinen gewähren könnte, selbst wenn sie eigens in ihrem Interesse geschaffen wäre. Der einzige Schutz gegen religiöse Bedrückung ist Zerstörung der Religion. Die einzige Garantie gegen Uebergriffe des Glaubens ist Etablirung des Unglaubens als einer Macht. Beruft und verlaßt euch nicht mehr auf die Konstitution, sondern auf die Vernunft; macht nicht Propaganda für die „Toleranz", sondern für den Atheismus. Wartet nicht, bis man euch mit beschränkenden Gesetzen zu Leibe geht, sondern geht den Gesetzgebern zu Leibe wegen ihrer Beschränktheit. Bringt wo möglich die Grundfrage zur Entscheidung durch einen gesetzlichen Konflikt. Macht sie zu einer öffentlichen Angelegenheit und, wenn ihr könnt, sogar zu einer Parteifrage. Wenn die Teutschen hier eine „Mission" haben, so liegt sie in dieser Richtung. Aber sie müssen sich ihr massenweise hingeben. Die Macht der Wahrheit kann nur praktisch eingreifen, wenn sie die Macht der Masse hinter sich hat. Hunderttausend Teutsche, die einmüthig den Atheismus vertreten und propagiren, bilden eine furchtbarere Macht, als alle Pfaffen dieses Landes zusammen genommen. Und bedürft ihr, um euch gegen gesetzliche Chikanen sicherzustellen, der politischen Hülfsmittel, so bringt die „religiöse" Frage auf den Stimmzettel. Den amerikanischen Politikern würde das religiöse Gelüste bald vergehen, wenn alle diejenigen Teutschen, welche bisher dem Sonntagszwang und ähnlichen Bedrückungen opponirt haben, bekannt machten, daß sie für keinen Kandidaten mehr stimmen werden, der in die Kirche geht.

* * *

Der Diplomat Schurz vervollkommt sich immer mehr. Nachdem er es zum Kriecher und Heuchler vor den Pfaffen gebracht, wird er jetzt auch zum Kriecher vor den Fürsten. Aus einem Leitartikel seines Blattes über „Maximilian" zitire ich folgende Stellen: „Maximilians gegenwärtige Lage macht Anspruch auf unsre Sympathie", weil—nicht er es war, der die mexikanische Expedition geplant, weil er sich von L. Napoleon „als geeignetes Werkzeug" hat benutzen lassen und wegen „Finanzverlegenheiten" auf dessen Anerbieten eingegangen. D e s h a l b verdient das „geeignete Instrument" des fluchwürdigsten Despoten unsre, der Republikaner, Sympathie sicher nicht weniger, als z. B. ein teutscher Ex-Revolutionair, Ex-Diplomat und Ex-Generalmajor, der sich etwa durch „Geldverlegenheiten" zum Pfaffen- und Fürstenknecht machen ließe. Er verdient sie um so mehr, da der „unglückliche Mann der Gegenstand des Gelächters aller Welt geworden", während er sich doch in seinem Unglück „zu respektabel zeigt, um ausgelacht zu werden". „Unter allen Akteurs in dem mexikanischen Handel ist der unglückliche Maximilian der respektabelste und wenn er wie ein G e n t l e m a n handelt (bezahlt?), wird kein Amerikaner s e i n e r e p u b l i k a n i s c h e n G r u n d s ä t z e herabw ü r d i g e n o d e r s i c h s e l b s t e n t e h r e n dadurch, daß er ihn anders, denn als Gentleman, behandelt."

In dieser Weise fließt ein ehemaliger teutscher „Revolutionair" und amerikanischer „Republikaner" über von Sympathie und Achtung für ein „geeignetes Werkzeug" des gekrönten Banditenthums, das Tausende von Republikanern auf Kannibalenmanier hat hinschlachten lassen, weil sie ihr Vaterland aus den Klauen der auswärtigen Tyrannei zu retten suchten und nicht verächtliche Kriecher und Spekulanten waren wie Herr—

K. Schurz. Dieser Höfling hat keine „Sympathie“ für die unglücklichen Mexikaner, welche unter dem Regiment des österreichischen Schlächters so furchtbar gelitten und ihr Vaterland mußten verwüsten sehen; aber er hat Sympathie für jenen „unglücklichen“ Schlächter, weil es ihm wegen der Ausdauer und Aufopferung der braven Mexikaner nicht gelungen ist, den Zweck seiner Schlächtereien zu erreichen. Er bedauert den Mörder eines Volks, weil er das „Unglück“ hat, seine Opfer nicht vollständig morden zu können! So weit ist es mit dem Befreier des Herrn Kinkel gekommen und wer will ihn der Inkonsequenz beschuldigen?

Im „Janus“ vom 21. April 1852 publizirte A. Ruge eine „Enthüllung“, worin nach dem eigenen Geständniß des Herrn Schurz seine wie seines Freundes Kinkel Rettung aus Spandau in den Händen des östreichischen Spions Karl Groß gewesen, eines Menschen, der in der Wiener Revolution die Signal-Korrespondenz vom Stephansthurm mit den Ungarn an Windischgrätz verrieth und Messenhauser u. A. an das Messer lieferte. Entspringen die jetzigen Sympathien für Maximilian vielleicht aus den früheren Sympathien für Karl Groß? Jeden Falls haben die Oestreicher so gut, wie die Preußen, besser gewußt was sie thaten, indem sie die „Revolutionaire“ G. Kinkel und K. Schurz in Sicherheit brachten, als die teutschen Revolutionsfreunde wußten was sie thaten, indem sie diesen Herrn Vertrauen schenkten.

Doch, dem sei wie ihm wolle, eine Gesandtschaft in Wien wäre jeden Falls angenehmer, als die in Madrid.

* * *

Die Franzosen machen jetzt endlich ernstliche Anstalten, Mexiko zu verlassen, was namentlich daran zu erkennen ist, daß die französischen Ansiedler sich zu Tausenden der Armee nachdrängen, um

sich unter deren Schutz mit einzuschiffen und zu retten. Unterdessen aber macht Maximilian Anstalten, seinen Banditenthron fortzubehaupten, wenigstens thut er Alles, den Schein zu erregen, als ob er bleiben wolle. Setzt er dieß auch nach dem Abzug der Franzosen fort, so kann es sich leicht ereignen, daß die Republikaner ihn gefangen nehmen und ihm widerfahren lassen was er verdient. Durch die Hülfe der Pfaffenpartei ist es ihm zwar gelungen, unter den mexikanischen Verrätergenerälen eine kleine Armee von mexikanischen und östreichischen Söldlingen zu organisiren, doch wird diese allen Anzeichen nach schwerlich im Stande sein, dem Andrang der Republikaner zu widerstehen, welche von allen Seiten in stets wachsender Zahl gegen die Hauptstadt im Anmarsch sind. Juarez hat sein Hauptquartier augenblicklich in Durango. Wohin er vordringt, wird er vom Volk mit grenzenlosem Enthusiasmus wie ein Erlöser empfangen und wahrscheinlich wird er in einigen Wochen seinen Einzug in die Stadt Mexiko feiern können. Einen schöneren Triumph, als der diesem edlen Patrioten, diesem schlichten Indianer bevorstehende, hat die Geschichte nicht aufzuweisen. Die großen Gewalthaber der Erde, von Petersburg bis Paris, von Wien bis Washington stehen neben ihm wie Zwerge und Kobolde neben einem Herkules oder Apoll. Und seine Landsleute, die verachteten Mexikaner, beschämen alle Völker der Erde, das nordamerikanische nicht ausgenommen, das sie, hätte sie nicht ihre eigne Ausdauer und ihre eigene Freiheitsliebe gerettet, ruhig würde haben zu Grunde gehen lassen.

* * *

— Shakespeare scheint kein Freund der exklusiven Musiker gewesen zu sein. Er macht ihnen folgendes Kompliment:

„Der Mann, der ſtark erfüllt iſt von Muſik,
Sucht in Verrath, Intrigue und Beutegier ſein Glück.“

Ein noch paſſenderer Reim wäre vielleicht folgender:

Der Mann, der nichts verſteht und werth hält, als Muſik,
Haßt nichts im Leben bitt'rer, als Kritik.

* * *

„O, wann kommſt du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet ſteigt,
Da ein Geiſt der Eintracht drinnen
Wie am Pfingſtfeſt niederzückt,
Und des Kaiſers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit ſchmückt!“

So lautet die letzte Strophe des letzten Gedichts unſeres großen Nationaldichters Emanuel Geibel, der eine preußiſche Penſion bezieht.

Ich mögte wiſſen, ob ſich noch irgend eine Dummheit oder Verwerflichkeit erſinnen ließe, die nicht ſchon von teutſchen Versmachern und Profeſſoren verherrlicht worden, ſobald irgend eine „Macht“, namentlich eine fürſtliche, dahinter ſtand. Die Versmacher unterſcheiden ſich dabei von den Profeſſoren vortheilhaft durch ihre größere Lächerlichkeit, die ihrer Niedertracht einen Theil ihrer Widerwärtigkeit nimmt. Man kann ſich ſo lebhaft vorſtellen, wie dieſe hungrigen Genies auf der Lauer ſitzen um aufzupaſſen, ob irgend eine „nationale“ Dummheit auftaucht, wie ſie dann den Blaſebalg ihres Unterthaneneifers an das Feuer ihrer „Begeiſterung“ anſetzen und im Schweiß ihres Angeſichts ein Opus bewerkſtelligen; jetzt iſt es fertig, jetzt wird es feierlich unter die Preſſe gebracht, jetzt erſcheint es, die Kameraden puſſen es heraus, das ſentimental-romantiſch-konfuſe Publikum verſchlingt es und der Autor kann drei Wochen lang nicht ſchlafen vor geſpannter Erwar-

tung der welthiſtoriſchen Folgen, die ſein „nationales“ Werk hervorrufen wird. Der Aermſte! Ehe die Folgen eintreten, iſt ſchon wieder eine neue Dummheit in Schwung gekommen und das Vaterland erwartet, daß er auch dazu ſeinen poetiſchen Senf wieder hergibt. Und ſo geht es fort, bis der Edle endlich ausgeſungen und eine Anzahl Geſinnungsgenoſſen mit gekrümmtem Rücken ſich auf ſeinem Grabe abmühen, um ihm ein gekrümmtes Denkmal zu ſetzen. Ekelhaftes Geſindel, dieß knechtiſche Literatenthum, Profeſſorenthum und Rednerthum! In Teutſchland gibt es ſo viel politiſche Brechmittel, daß man glauben mögte, die eine Hälfte der Unterthanen müſſe fortwährend an der Seekrankheit laboriren beim Anblick der andren.

Was mag ſich ſolch ein hirnloſer Lakai, wie dieſer Geibel, eigentlich unter einem „K a i ſ e r“ denken, der „mit dem Kranz der F r e i h e i t die Zinnen ſchmückt“? „Kranz“, „Zinnen“, „ſchmücken“ — die Philiſter hören das an mit patriotiſchem „Genuß“ und keiner denkt daran, daß jede Sylbe der ausgeſuchteſte Unſinn iſt. Wie aber ſollten ſie zu der Frage kommen, was das für eine „Freiheit“ ſei, die ein „Kaiſer“ ihnen bringen ſoll? Man ſollte faſt glauben, der Geibelſche Genius habe prophetiſch für Teutſchland die nämlichen imperialiſtiſchen „Freiheiten“ herabbeſchworen, durch welche jetzt in Frankreich die „Zinnen“ des „Gebäudes“ „gekrönt“ (geſchmückt) werden, deſſen Fundament Gebeine ſind und deſſen Kitt aus Blut beſteht.

* * *

Bei Gelegenheit einer Debatte im „Abgeordneten-Hauſe“ zu Berlin über die Bewilligung von Diäten an die Mitglieder des „Parlaments“, welche bekanntlich Herr Bismark auf den eigenen Beutel verweiſen will, äußerte der bekannte Revolutionair Löwe von Kalbfleiſch ſich folgender Maßen:

„Die Nation empfindet dieſe Beſchränkung des allgemeinen Wahlrechts ſehr hart und dieſe, wie ähnliche Maßregeln der letzten Zeit verringern die Hoffnung, daß durch die letzten großen Ereigniſſe der Drang nach einer revolutionären Bewegung in Deutſchland beſeitigt ſein werde. Wenn die Gleichberechtigung in ſolcher Weiſe ausgeſchloſſen wird, ſo wird das nur zur Nährung der revolutionären Idee dienen."

Das iſt die Freiheitsgeſinnung dieſer konſtitutionellen, ſervilen Hochſchreier, von welchen das preußiſche Volk eine Wahrung ſeiner „Rechte" erwartet! Ihren Hauptberuf finden ſie darin, Polizei gegen die Revolution zu ſpielen; ihr „Liberalismus" hat den nämlichen Zweck, den die Reaktion ihrer Gegner verfolgt: „die revolutionaire Bewegung zu beſeitigen". Dem Volk lügen ſie vor, daß ſie ſeine Rechte vertreten, und erbieten ſich dabei offen, ſie zu verrathen, wenn die Gewalt die Gnade haben will, ihre Schwatzfreiheit zu dulden und ſie nach abgelegter Verrätherprobe in's Miniſterium zu berufen. Und unter dieſen verächtlichen Spekulanten gibt es keinen widerwärtigeren, als dieſen ſalbungsvollen Löwen von Kalbfleiſch, der bei allen Idioten für einen Staatsmann und bei allen Knechtsſeelen für einen Mann von Charakter gilt. Sollte morgen die Revolution ausbrechen, welche dieſer parlamentariſche Polizeidiener fern zu halten ſtrebt, ſo wird er einer der Erſten ſein, welche ſich an die Spitze zu heucheln ſuchen, und es wird nicht an Genies und Ehrenmännern fehlen, welche ihm das Wort reden. In Teutſchland fehlt nichts weniger, als Alles, das Volk auf einen wirklich revolutionairen Weg zu leiten; nichts aber vermißt man mehr, als Aufklärung deſſelben über die Verächtlichkeit, Jämmerlichkeit, Niederträchtigkeit, Verworfenheit der „liberalen" Ver-

räther, welche es als seine Rechtsvertreter feiert und deren Muster in der Berliner Kammer sich breit machen.

* * *

Vor Kurzem sind Briefe des im Exil verstorbenen ungarischen Patrioten Meszaros, Kriegsministers unter Kossuth, anerkannt eines der nobelsten und ehrenhaftesten Magyaren, erschienen. In einem dieser Briefe (an seinen Kollegen Bukovics), datirt New-York, den 28. Sept. 1852, spricht er sich über den berühmten „Gouverneur" u. A. also aus: „Was Kossuth betrifft, so war und bleibt er humbug; die Zahl seiner Freunde ist hier gering und auch diejenigen, die noch einige Sympathie für ihn hegten, werden ihm entfremdet durch die Betteleien der X. und X."

Es gab eine Zeit, wo mich meine trefflichen Landsleute eben so wohl todtschlagen wollten, weil ich den Humbuger Kossuth angriff, wie weil ich seinem Affen, dem Humbuger Kinkel, zu Leibe ging. Mit der Zeit werden die Verehrer von beiden sich die Frage vorlegen, welcher von ihnen den Preis verdiene, jener, weil er in Cincinnati Sättel anfertigen ließ um eine Kavallerie-Charge über das Meer zu machen, oder dieser, weil er die Revolution „vorbereitet" durch „verzinsliche Deponirung" der „National-Anleihe".

Der begnadigte, nach Ungarn zurückgekehrte Kossuthsche Staats-Sekretair in partibus, Fr. Pulzki, schreibt, daß die Ungarn vollständig aufgehört haben, revolutionair zu sein. Da Herr Pulzki selbst es niemals gewesen ist, wird er ein richtiges Urtheil über sie fällen können. Wenn man bedenkt, welchen Lärm einst die ungarische Revolution und als ihr Repräsentant Kossuth in der Welt gemacht, und nun hört, daß dieß prasselnde Feuer vollständig erloschen ist, erkennt man erst recht, wie sehr Revolutionen von äußern

Umständen abhangen und wie wenig sie werth sind ohne innere, prinzipielle Vorbildung. So sicher wie 2 Mal 2 vier macht, so sicher fällt ein revolutionirtes Volk in den früheren Zustand zurück, wenn es nicht für einen bessern durch geistige Bearbeitung und prinzipielle Durchdringung vorbereitet ist. Wird Teutschland nach der nächsten Revolution innerlich revolutionairer sein, als es jetzt ist? Ich glaube es nicht eher, als bis es durch eine revolutionaire Propaganda bearbeitet worden. Deshalb muß man sich um so mehr nicht bloß über die Schlechtigkeit, sondern auch über die Stupidität empören, welche die Mittel für eine revolutionaire Propaganda bis zum Ausbruch der Revolution „verzinslich deponiren" läßt.

* * *

Die „N.-Y. Staatszeitung" ist in einem ihrer klassisch stylisirten Artikel der Meinung, Herr Johnson könne die Rekonstruktionsbill nicht unterzeichnen, „ohne seinen ganzen bisherigen, so wiederholt und nachdrücklich auseinandergesetzten Standpunkt unter die Füße zu treten". Es scheint, daß derselbe bisher auf dem auseinandergesetzten Standpunkt mit dem Kopf gestanden hat.

In New-York hat sich seit einiger Zeit ein frisch aus Teutschland importirter literarischer Vogel niedergelassen, der sich U. Brachvogel nennt. Dieser Vogel singt in einem teutschen Journal, den „Westermannschen Monatsheften", der „N.-Y. Staatszeitung" ein Loblied, welches sie zum ersten teutschen Blatt der Union erhebt. Namentlich weiß er ihren „anständigen Ton" zu loben: sie „schimpft" nicht. Hr. Brachvogel führt eine ganz gewandte Feder und ist jeden Falls im Stande, die literarische Fähigkeit einer Redaktion zu beurtheilen. Daß er es dennoch über sich gewinnen konnte, ein Blatt

zu loben, welches fast in jeder Zeile die teutsche Sprache auf eine wahrhaft kriminalistische Weise mißhandelt, beweis't eine kritische Selbstverleugnung, die nur aus pekuniairen Rücksichten erklärt werden kann. (Er schreibt für die „St.-Z.") Daß er deren „gemäßigt demokratische" Tendenz in den Kauf nimmt, welche, der Barbarei ihres Styls entsprechend, von je her in der knechtischen Unterstützung der Sklavenhalter-Barbarei bestanden hat, wundert mich nicht an einem Kritiker, welcher die höchste literarische Legitimation in dem s. g. „anständigen Tone" findet. Der hungernden Gesinnungslosigkeit, die sich nicht um Prinzipien kümmert, ist die von der Sünde fettgefütterte Bordellmutter-Würde, womit sich die spekulirende Verworfenheit spreizt, hinlänglicher Ersatz für sittlichen Gehalt, sittliche Zwecke, geistige Bildung und literarische Fähigkeit. Früher hat die „St.-Z." eine Virtuosität im Schimpfen entwickelt, wodurch sie die Bewunderung aller „Loafer" auf sich zog. Ich meine jenes wirkliche Schimpfen, wodurch die sittliche wie geistige Rohheit des Pöbels sich Luft macht gegen alles Edlere und Höhere, welches sie an ihren thierischen „Standpunkt" mahnt. Seitdem an die teutsche Presse, sogar an die „demokratische", strengere Anfoderungen gemacht werden, hat die „Staatszeitung" ihre Unfähigkeit und Rohheit unter dem Kleid einer angepeinigten „Würde" zu verbergen begonnen, dabei aber die teutsche Sprache doppelt entgelten lassen, daß sie sich gegen ihre Kritiker Zwang anthun mußte. Und das genügt einem teutschen Literaten, sie an die Spitze der teutschen Presse zu stellen. Der neu importirte kritische Vogel muß sehr bedürftig gewesen sein, wenn er sein Talent zu einem so gemeinen Dienst verkaufen konnte.

* * *

Es ist eine lächerliche, ja unsinnige Anmaßung,

wenn die amerikanischen Wasser- und Thee-Fanatiker sich „Temperenzler“ nennen. Der Name „Abstinenzler“ wäre passender, namentlich wenn er nicht bloß Abstinenz von geistigen Getränken, sondern auch Abstinenz vom Geist bedeutete. „Abhorrenzler“ wäre vielleicht noch geeigneter. Temperenzler, Freund der Mäßigkeit, wird man nicht dadurch, daß man Dasjenige vollständig ausschließt, dessen Gebrauch eben die nothwendige Bedingung zur Bewährung der Mäßigkeit ist. Mäßig sein kann nur der Trinker, nicht aber der Nichttrinker. Er kann es so wenig wie Derjenige eine „mäßige Geschwindigkeit“ entwickelt, der still steht, oder unter dem Gefrierpunkt eine „mäßige Wärme“ existirt.

Wollen die s. g. Temperenzler sich einen Anspruch auf den Ehrennamen erwerben, den sie sich anmaßen, so müssen sie sich Zulassung in den Kreis derjenigen vernünftigen Menschen verschaffen, welche die Befriedigung des Bedürfnisses zu trinken wie jedes andren Bedürfnisses auf ein gesitteter Wesen würdiges Maß beschränken, nicht aber in das unsinnige Extrem verfallen, den Exzeß verhüten zu wollen durch eine unmögliche Vernichtung des Bedürfnisses selbst, oder durch gänzliche Verhütung seiner Befriedigung. Der Gebrauch geistiger Getränke ist ein unausrottbares Kulturbedürfniß, wie die Geschlechtsliebe ein unausrottbares Naturbedürfniß ist, und seine Unschädlichmachung durch Verbot und Nahrungsentziehung zu versuchen, ist eben so vernünftig und wirksam, wie der Versuch sein würde, die Unzucht durch Verpönung des geschlechtlichen Umgangs zu beseitigen. Ueberdieß aber bilden die geistigen Getränke ein mächtiges Agens der Kultur und es wäre eine interessante Frage, ob der Fortschritt der Menschheit seine jetzige Höhe würde erreicht haben, wenn sie niemals mit Herrn Bacchus

Bekanntschaft gemacht hätte. Auf alle Fälle würde sie in ästhetisch sozialer Beziehung eine Oede und Langeweile repräsentiren, welche selbst die frommsten Yankees zur Verzweiflung bringen müßte.

Die Weisheit besteht also darin, das Bedürfniß anzuerkennen, aber seine Befriedigung innerhalb der Schranken der Mäßigkeit so zu regeln, daß sie weder dem Einzelnen noch der Allgemeinheit verderblich wird.

* * *

Ich habe schon oft Gelegenheit genommen, den Blödsinn, die Konfusion, die Lächerlichkeit, die Erbärmlichkeit, die Unmännlichkeit, die Verächtlichkeit, die Ehrlosigkeit, die bis zur äußersten Verworfenheit gehende Niederträchtigkeit der teutschen Versemacher hervorzuheben. Solche Vorzüge und Tugenden im gewöhnlichen Leben entwickeln oder in Prosa an den Mann bringen zu sehen, ist schon empörend genug; wenn sie aber gar in Verse gebracht, gleichsam als geistige Perlen in poetischer Einfassung zum Schmuck gemacht und als solcher zur Schau getragen werden, so meint man mit der geistigen Verurtheilung nicht mehr ausreichen zu können und mögte gleich statt zur „Geißel der Kritik" zur Hundepeitsche greifen.

Heute begegne ich in einem teutschen Journal von drüben wieder einem solchen germanischen Kraft- und Ehrenmanne, Namens A. Möser, der dem Drang seines übervollen Herzens und dem Stolz seines Mannes-Bewußtseins in folgendem Sonnette Luft macht:

Selbstlose Liebe.

Wohl dünkt mich's leicht, allmächtig zu erglühen,
Wenn Dich Dein Lieb mit Inbrunst hält umschlungen,
Wenn sie Dich herzt, von eig'ner Gluth durchdrungen,
Und dunkle Augen feur'ge Blitze sprühen.

Ich aber hab' umsonst mit heißem Mühen
Bei kaltem Sinn, wie oft! um Gunst gerungen,
Von Leibespracht und Wangenschmelz bezwungen,
Von gold'nem Haar und schwell'nder Lippen Blühen.

Da lernt' ich, für des Herzens reichste Spenden
Ein Lächeln kaum, ein frost'ges, zu gewinnen
Und dennoch nie der Werbung Dienst zu enden,

Gequält, verschmäht, mit nichten je zu wanken,
Und schmerzdurchwühlt mit stillergeb'nen Sinnen
Sogar für Hohn mit Liebe nur zu danken.

Was würden Sie zu einem solchen Liebhaber sagen, Fräulein X.?

„Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" So begann vor einigen Jahren ein andrer teutscher Verskünstler ein Gedicht, das als hochpoetisch bewundert wurde. Aber der Narr, der es gemacht hat, war an „Selbstlosigkeit" ein wahrer Zwerg neben dem Riesen Möser, der sich nicht mit dem Kunststück begnügt, Befriedigung in der Liebe zu einem Weibe zu finden, das nichts von seinen Gefühlen merken soll, sondern sich trotz seiner „Schmerzdurchwühltheit" seelig fühlt, wenn seine „Liebe" mit „Hohn" erwiedert wird. Daß diese ganze „gequälte, schmerzdurchwühlte, stillergebene und dankbare" Situation durch und durch eine Lüge ist, macht die Sache nur noch schlimmer. Denn der Kerl hat eine solche Wuth der Niedertracht im Leibe, daß er, um als Ideal derselben dazustehen, sich sogar in eine Wegwerfung und Sklavenrolle hineinlügt, welche über alle zweibeinige Möglichkeit hinausgeht.

Politik und Liebe liegen weit genug aus einander. Aber der Charakter, den die teutschen Niederträchtlinge in der „Liebe" entwickeln, ist genau derselbe, den sie als Unterthanen den Fürsten gegenüber zur Schau stellen. Der Grabowsche „Fortschrittler", der die Kammer-Sitzung mit

einem „Hoch auf den König“ schließt, nachdem er von den frisch erhaltenen Fußtritten noch nicht zu Athem gekommen, ist genau der A. Möser in die Politik übersetzt, der A. Möser, welcher sich rühmt, „sogar für Hohn mit Liebe nur zu danken“. Hier dankt der Unterthan für Hohn mit Liebe, dort dankt er für die Knute mit Hurrah.

In Teutschland ein Blatt herauszugeben, das mit der Rücksichtlosigkeit des „Pionier“ die Politik besprächе, wäre allerdings nicht möglich. Möglich aber wäre ein Blatt, das in radikalem Sinne und mit vernichtender Schonungslosigkeit alle die tausend Unsinnigkeiten, Erbärmlichkeiten und Niederträchtigkeiten der teutschen Tages- wie Bücher-Literatur über die Hechel zöge. Mit dieser Literatur aber würde zugleich der ganze Unterthanen-Verstand, -Geschmack und -Sinn über die Hechel gezogen. Deshalb könnte ein solches Blatt, ohne der Polizei eine Handhabe zu bieten, wahrhaft revolutionair auf alle Schichten der Nation wirken. Gibt es denn dort gar keine Talente, gar keine unternehmende Geister mehr, welche die ihnen zu Gebot stehenden Mittel zu benutzen wissen oder den Drang fühlen? Der zu bearbeitende Stoff liegt bergehoch vor ihnen und kein Mensch weiß Hand anzulegen. Jammer, Halbheit, Energielosigkeit, Impotenz, wohin man blickt. Man meldete mir neulich von Cincinnati, es sei dort unter den Geranten der „National-Anleihe“ davon Rede gewesen, Herrn Kinkel in allem Ernst zur Zurückgabe der angeblich „deponirten“ Gelder aufzufodern und dieselben zur Gründung eines radikalen Blattes in London zu benutzen. Der Plan wäre allerdings nicht übel. Es fragte sich aber, ob die Gründung eines Blattes in Teutschland selbst, und zwar nach der angedeuteten Idee, nicht vorzuziehen wäre.

* * *

Die Maßregeln des Banditen gegen das freie Wort führen übrigens wieder zu nah liegenden Betrachtungen über die Wirksamkeit der ungehinderten Geistesäußerung in freien Ländern. Welcher Kontrast z. B. zwischen Nordamerika und Frankreich! Man könnte sagen, ein einziger Guß aus dem Meer von Preßfreiheit und Preßthätigkeit, das in diesem Lande tagaus tagein das öffentliche Leben durchflutet, sich an allen Institutionen bricht, an allen Autoritäten hinaufschäumt, alle Persönlichkeiten bespritzt und beleckt, würde in Frankreich hinreichen, eine Macht zu unterwühlen und umzustürzen, vor welcher das ganze Europa gezittert hat. Und welche Wirkung übt diese gefürchtete Flut in diesem Lande aus? Trotz der ewig wiederkehrenden Versicherung, daß die Preßfreiheit die größte aller Mächte sei, sehen wir sie hier sich vergebens Jahre lang abarbeiten, um nur eine einzige Einrichtung zu ändern, eine einzige Person unschädlich zu machen. Um sie wirklich zu ändern, sie wirklich unschädlich zu machen, muß hier zu der Wirkung der freien Presse immer noch Dasjenige hinzutreten, was in Europa auch ohne freie Presse die Aenderung erzwingt, nämlich die bis auf die Spitze getriebene Unerträglichkeit. Der Unterschied besteht also bloß darin, daß hier die Gewaltsamkeit, und zwar bisweilen mit knapper Noth, umgangen wird. Hier wie drüben aber erspart sich das Volk kein Leiden und kein Unheil, das es noch ertragen kann. Trotz aller Preßfreiheit gibt A. Johnson dem amerikanischen Volk sein volles Maß von Schlechtigkeit zu kosten, das L. Napoleon dem französischen ohne Preßfreiheit ausschenkt. Dem Einen wie dem Andern wird gestattet, erst alle seine Trümpfe auszuspielen, ehe seinem Spiel ein Ende gemacht wird. L. Napoleon

zittert vor der Preßfreiheit, A. Johnson lacht über sie.

Was ist die kurze Moral dieser langen Erfahrung? Das freie Wort wird nur da furchtbar, wo es nicht existirt, weil es dort gleich an das Handeln mahnt; wo es aber existirt, wird es, gleich dem Kindergeschrei, zur bloßen unschuldigen Erleichterung des Volkslümmels, die ihn vom Handeln abhält.

Freilich kann die Wirkung auch eine andre sein, wenn das Volk anders ist. Denn auf das Volk kommt zuletzt immer A l l e s an.

* * *

Herr Agassiz ist bekanntlich unter den Amerikanern die höchste naturwissenschaftliche Autorität. Er ist für sie ein Orakel geworden. Aber das Orakel hat seinen Kredit hauptsächlich dadurch erlangt, daß es durch seine Aussprüche die Beschränktheit Derer sanktionirt, die es befragen. Herr Agassiz ist eine Art von naturwissenschaftlichem Reverend, der die Naturkunde benutzt, wozu seine theologischen Kollegen die Bibel benutzen, nämlich den Gottglauben, den religiösen Aberglauben zu erhalten. Unter seinen Händen wird die Naturwissenschaft ein Theil der Theologie und ich sehe nicht ein, warum er nicht Professor der Gottesgelahrtheit statt der Naturgelahrtheit geworden ist.

Auf seinem Standpunkt muß er natürlich gegen alle Ansichten Front machen, welche der Natur eine selbstständige Existenz und Kraft, ohne schaffenden und dirigirenden Meister, zuschreiben. Namentlich scheint ihn die generatio aequivoca und die Darwinsche Lehre von der Entstehung der Verschiedenheit organischer Wesen durch allmälige Umwandlung zu beunruhigen. Was ihn aber am Meisten angreift, das ist die jener Lehre entsprechende Ansicht, der Mensch könne aus dem Thierreich, speziell aus dem Affen entstanden sein.

Ich meinerseits kann mich von der Richtigkeit dieser Ansicht ebenfalls nicht überzeugen. Wird die Umwandlungstheorie radikal und konsequent verfolgt — wie das auch schon geschehen ist —, so muß zuletzt der Ursprung aller lebenden Wesen auf wenige Urzellen oder Ur-Quellen zurückgeführt werden, aus denen zuerst einzelne rohe Anfänge hervorgingen, die sich allmälig vervielfältigten und durch Umwandlung verschieden gestalteten, bis zuletzt die jetzige mannigfaltige Thierwelt entstand. Daß dieß Alles im äußersten Falle m ö g l i c h sei, will ich nicht bestreiten; aber ich sehe keinen zureichenden Grund, von einer solchen Annahme auszugehen, so lang nicht allseitige, thatsächliche Beweise sie als haltbar oder unumgänglich darthun. Ich sehe nicht ein, welches Interesse Vernunft und Wissenschaft dabei haben können, die Zeugungskraft der Natur auf ein Minimum zu beschränken. Wenn man einmal annimt, sie habe 3, 6, 20 Urzellen hervorgebracht, aus welchen die Anfänge der tausendfach verschiedenen Erscheinungen der Thier- wie der Pflanzenwelt hervorgegangen, so leuchtet mir nicht ein, warum man nicht eben so gut 1000, oder 10,000, oder 100,000 annehmen könne. Wenn Vollkommneres sich aus dem Unvollkommneren entwickelt, so kann dieß nicht die Möglichkeit ausschließen, daß vom Beginn ab Beides in verschiedenen Gebilden neben einander bestanden habe, wie es ja auch heute noch neben einander besteht. Ist der Mensch aus dem Affen entstanden, so ist schwer erklärlich, daß nicht alle Affen, oder wenigstens alle diejenigen zu Menschen geworden, die dem „Herrn der Schöpfung" am Nächsten stehen. Ja, die letzte Konsequenz würde sein, daß sich zuletzt das ganze Thierreich in Menschen verwandeln müßte.

Wie gesagt, ich kann mich von der Richtigkeit der erwähnten Ansicht nicht überzeugen und sehe

keinen Grund, warum der Anfang des Menschen nicht eben so wohl direkt aus der Natur sollte hervorgegangen sein, wie irgend ein andrer Anfang, auf den man die Entstehung der animalischen Welt zurückführen will.

Daß der Affe mit dem Menschen Aehnlichkeit hat und nur durch eine kleine Kluft von ihm getrennt ist, liefert höchstens den Beweis, daß der Mensch, wie der Affe, zum Thierreich, nicht aber, daß er ursprünglich zu den Affen gehört. Will man das Letzte annehmen, so ist man auch genöthigt, weiter nachzuweisen, wozu ursprünglich der Affe gehört habe. Aus welchem Thier hat sich der Affe entwickelt und aus welchem wieder der Vorasse? Die Vernunft braucht sich keinen Zwang anzuthun durch die Annahme, daß jede Thierart ursprünglich aus einem besondren Keim entstanden sei, wenn dieselbe auch im Lauf der Zeit einige Umwandlung oder Vervollkommnung erfahren; aber es ist gegen alle denkbare Wahrscheinlichkeit, daß ein Hund und ein Pferd, eine Ratte und ein Elephant, ein Alligator und ein Schmetterling, ein Huhn und ein Haifisch ursprünglich einem und dem nämlichen Ur-Keim ihre Entstehung sollen zu verdanken haben. Und doch kommen wir zu solchen Konsequenzen, wenn wir einmal die Umwandlungsdoktrin so weit anwenden, daß wir die Entstehung einer Thierart aus einer andren herleiten, mit welcher sie keine geschlechtliche Verbindung und Fortpflanzung möglich machen kann. Wir haben zwar an Hunden, Hühnern, Tauben u. s. w. täglich Beispiele von Umwandlungen vor uns, welche die auffallendsten Verschiedenheiten der äußern Erscheinung darbieten; allein trotz allen äußern Verschiedenheiten bleibt die Fähigkeit der geschlechtlichen Verbindung allen gemein und die nothwendige Bedingung der Fortpflanzung, so daß kein Mensch den Uebergang einer Taube in

ein Huhn, einer Katze in einen Hund, eines Ochsen in ein Pferd für möglich halten wird.

Aber es ist ein Andres, einer zu weit gehenden Anwendung der Umwandlungsdoktrin entgegen zu sein, weil sie so wenig erwiesen wie die Richtigkeit einer abweichenden bestritten werden kann, und ein Andres, sie deshalb zu verwerfen, weil sie nicht stimmt mit dem Glauben an eine übernatürliche Macht, deren Unmöglichkeit schon längst dargethan ist. Und auf diesen letzten Standpunkt stellt sich Herr Agassiz.

Derselbe hat kürzlich in New-York einen Vortrag über die Affen Südamerika's gehalten. Zunächst vergleicht er dieselben mit denen der alten Welt und findet den Unterschied zwischen beiden hauptsächlich darin, daß die amerikanischen im Allgemeinen kleiner sind, eine spitzere Schnauze, vier Zähne mehr und sämmtlich Schwänze haben, während z. B. der Orang Utang, der Chimpanse und der Gorilla bloß ein os sacrum unter der Haut bergen wie der Mensch. Auch haben manche südamerikanische Affen an der unteren Seite des Schwanzes, den sie wie ein Fingerglied benutzen können, keine Haare, während die Affen der alten Welt nur vollständig behaarte Schwänze besitzen. Im Allgemeinen kommt die Vergleichung darauf hinaus, daß die Affen der alten Welt denen der neuen körperlich wie geistig weit überlegen sind.

Nach dieser Vergleichung, der man immerhin ein naturhistorisches Interesse beimessen kann, belehrt uns Herr Agassiz über die spezifischen Kennzeichen, wodurch sich die Affen, die Vierfüßler und die Menschen von einander unterscheiden. Die Affen nämlich haben „vier Hände", die Vierfüßler „vier Füße" und die Menschen „zwei Füße und zwei Hände"! Solche Charlatanerie nennt man hier Wissenschaft. Der Herr Professor zeigt uns, wodurch sich eine Hand von einem Fuß unter-

scheidet, nämlich dadurch, daß sie einen beweglichen Daumen hat, der mit den vier Fingern in Berührung gebracht werden kann, während die große Zehe des Fußes unbeweglich mit den vier übrigen Zehen in gleicher Richtung steht. Und die Affen haben vier Daumen und keine großen Zehen. „Thiere, welche vier Hände haben und keine Füße, Affen.“ Wunderbare Entdeckung! Es ist eine wahre Empörung gegen die Natur, daß Affen sich anmaßen zu gehen ohne Füße; keine geringere Anmaßung ist es, daß Eichhörnchen ihre Füße als Hände gebrauchen, und wenn Herr Agassiz gewisse Tausendkünstler ohne Hände mit den Füßen schreiben, Violine spielen und ähnliche Dinge vollbringen sieht, so sollte er im Namen der Wissenschaft dagegen protestiren, daß sie die unbewegliche große Zehe wie einen Daumen gebrauchen lernen. Uebrigens gesteht er mit sichtlichem Bedauern zu, daß es einige Affen gibt, bei denen der Daumen sehr unvollkommen entwickelt ist, so daß er sich nicht über die Würdigkeit und Fähigkeit einer großen Zehe erhebt; aber diese kleine Abweichung wird hoffentlich den Ruhm seiner wissenschaftlichen Entdeckung nicht schmälern, daß die Affen vier Hände und keine Füße haben. Vielleicht ließe sich die Unterscheidung noch einfacher bezeichnen, z. B. so: Diejenigen lebenden Wesen, welche zwei Daumen und zwei große Zehen haben, sind Menschen; diejenigen, welche vier Daumen und keine große Zehen haben, sind Affen; diejenigen, welche vier große Zehen haben, sind — Vierfüßler. Doch da kommen uns die Behuften in die Quere, die weder Daumen noch Zehen haben. Wir müssen es also bei der Agassizschen Eintheilung lassen.

Der Eintheilung nach Füßen und Händen läßt Herr Agassiz eine Zusammenstellung der Aehnlichkeiten und der Verschiedenheiten zwischen Affen und Menschen folgen, um daraus Schlüsse zu

ziehen, deren Logik eben so unbestreitbar ist wie jene Eintheilung. Er zeigt, daß die Affenracen eben so große Verschiedenheiten unter sich darbieten wie die Menschenracen. Daraus folgert er zunächst — und nach unsrer Art richtig —, daß eben so wenig alle Affen einen gemeinsamen Ursprung haben wie alle Menschen; er verwirft also trotz seiner Christlichkeit die Abstammung von Adam und Eva; aber er zieht daraus folgenden weiteren Schluß: „Wenn es jemals dargethan wird, daß alle Menschen einen gemeinsamen Ursprung haben, dann wird es gleichzeitig dargethan sein, daß alle Affen einen gemeinsamen Ursprung haben. Und es wird durch denselben Beweis dargethan sein, daß Menschen und Affen keinen verschiedenen Ursprung haben können. Dieß ist der erschreckende Zug des Gegenstandes, daß die charakteristischen Merkmale, welche die verschiedenen Menschenracen kennzeichnen, derselben Natur sind wie die charakteristischen Merkmale, welche die verschiedenen Affenarten unterscheiden. Und dieß ist der Grund, warum ich stets darauf bestand, daß die verschiedenen Menschenracen je einen besondren Ursprung haben müssen, denn ich sah die Zeit kommen, wo die Frage nach dem Ursprung der Menschen würde zusammengeworfen werden mit der Frage nach dem Ursprung der Thiere und wo man einen gemeinsamen Ursprung für alle behaupten könnte."

Ist das nicht eine ganz neue Art von Logik und wissenschaftlicher Motivirung? Weil der Orang Utang sich z. B. vom Gorilla eben so unterscheidet wie etwa der Hottentotte von Neger, — deshalb müssen Orang Utang und Gorilla mit dem Hottentotten und Neger gleichen Ursprung haben. Dann aber merke man auf die Wissenschaftlichkeit seiner Herleitungen. Um die Frage

des Ursprungs von Menschen und Thieren zu beantworten, legt unser Naturforscher nicht die Beobachtung und Zusammenstellung des von der Natur dargebotenen Materials als maßgebend zum Grunde, sondern er geht von einer vorgefaßten Idee, einem festgestellten Glaubensartikel aus, womit die Naturwissenschaft nichts zu thun hat, und disponirt dann über jenes Material so, daß es zur Bestätigung seines Glaubensartikels dient. Der Glaubensartikel heißt: „Gott schuf den Menschen apart und nach seinem Ebenbilde." Diesen Artikel sah der Herr Professor gefährdet durch die Forschungen der Naturkundigen. Er mußte daher eine Theorie aufstellen, welche dem gefürchteten Resultat dieser Forschungen zuvorkommend entgegentrat. Und „d i e ß i s t d e r G r u n d, warum ich stets darauf bestand" u. s. w. Gesetzt, jener Glaubensartikel wäre durch eine entgegengesetzte Theorie gefährdet worden, so hätte konsequenter Weise die Natur sich wieder eine andre Auffassung und Behandlung müssen gefallen lassen.

Durch dieß eine Bekenntniß allein kennzeichnet Herr Agassiz hinlänglich den Standpunkt, den er als Naturforscher einnimmt. Es ist der Standpunkt eines theologischen Charlatans, der die Naturwissenschaft für das Christenthum zurechtmacht. Herr Agassiz würde die größte Inkonsequenz begehen, wenn er die römische Inquisition tadelte weil sie der Wissenschaft Halt gebot, als dieselbe die christliche Astronomie bedrohte.

Dem Punkt, worauf es ihm in der ganzen Abhandlung ankommt, rückt er allmälig näher, indem er die Frage stellt: „sind wir direkte Abkömmlinge der Affen, oder Kinder eines schaffenden Geistes; sind wir das Ergebniß einer natürlichen Entwickelung, oder der Ausdruck eines spezifischen Schöpfungsaktes?"

In den Augen des Herrn Agassiz ist die belebte Natur das Produkt einer göttlichen Beschäftigung, die nach einem bestimmten Plan mit dem Niedersten angefangen hat und zu immer vollkommeneren Geschöpfen hinaufgestiegen ist, bis sie mit dem Menschen, dem vollkommensten, aufgehört. Der Mensch „ist die höchste und beste Form der Reihen, welche mit dem Fisch beginnen". „Wir sind die erwählten Erzeugnisse einer göttlichen Intelligenz und gemacht als ihre Ebenbilder." Doch wie Gott den Menschen apart geschaffen, so hat er auch jedes Thier und jede Abart von Thieren apart in die Welt gesetzt. Und er hat das nicht bloß im Anfang gethan, sondern fortwährend, zu allen Zeiten, er thut es auch jetzt noch und dadurch wird das allmälige Auftauchen der verschiedenen Geschöpfe erklärt. Auch hat er deren Fortpflanzung, nachdem sie einmal entstanden waren, speziell geregelt und schon dem Ei den Stempel des neu zu zeugenden Geschöpfes aufgedrückt. Dabei wäre es eine höchst bornirte Ansicht (welche ungläubige Naturforscher hegen), daß die Entstehung der lebenden Wesen abgehangen habe von dem Zustand und der Entwickelung der organischen Natur. Diese Natur kann nicht vom Niedern zum Höheren aufsteigen, das kann nur ein Geist. Daß es keine Landthiere gab, als die ganze Erde mit Wasser bedeckt war, ist nicht so zu erklären, daß sie erst auf und aus dem Lande entstehen konnten, sondern Gott wollte zuerst bloß Wasserthiere schaffen und deshalb bedeckte er Alles mit Wasser. Dann machte er Land um Landthiere darauf zu setzen: erst die großen Reptilien, für welche die eben erst aufgetauchten Sumpfgegenden das geeignete Terrain waren, dann die übrigen Landthiere. Später kamen auch die Vögel, nachdem Gott die Luft von den Gasen gereinigt, welche ihnen früher das Leben darin unmöglich machten. Ganz naiv stellt unser

Orakel an sein Publikum die Frage: „war die Befreiung der Luft von jenen Gasen die Ursache der Entstehung von Vögeln u. s. w., oder sind die Prozesse der Natur von einem leitenden Geist so dirigirt worden, daß zu einer gewissen Zeit die Luft von jenen unreinen Elementen hinreichend gereinigt war, um höheren Gebilden die Existenz möglich zu machen?“

Ist es nicht unglaublich, daß ein Mann, welcher so gedankenlose und kindische Fragen stellt und beantwortet, den Ruf eines der größten Naturforscher der Gegenwart erlangen konnte? Sein Auditorium in New-York applaudirte ihm nach jeder derartigen Frage und auch nicht ein einziger seiner Zuhörer stellte ihm die Gegenfrage, warum der allmächtige Gott sich an die verächtlichen Naturgesetze gebunden, warum er sich die unnöthige Mühe genommen, in der Natur jedes Mal erst Quartier zu bereiten für die neuen Bewohner, warum er diese nicht in der verschiedensten Gestalt von vorn herein so schaffen konnte, daß sie unter allen Umständen und Bedingungen zu existiren vermogten?

Man sieht, die Natur selbst hat mit ihren Produkten oder Gebilden nichts zu schaffen, sie ist bloß das Gebiet, das ihr Herr benutzt und ändert für die Schöpfungen seines Geistes, die er ohne die Natur zu Stande bringt, aber bei deren Erhaltung er wunderbarer Weise an unabänderliche Naturgesetze gebunden ist. Es ist sehr auffallend, daß Herr Agassiz diejenigen Geschöpfe ganz ignorirt, welchen der Schöpfer früher mit so großer Mühe Quartier bereitet und die er dann ohne Weiteres hat zu Grunde gehen lassen. Warum hat er die riesigen Reptilien, die Mastodonten und alle die andren ausgestorbenen Geschlechter nicht erhalten, an denen er die Zwecke seiner Schöpfungsthätigkeit und die Aufstufung seiner Schöpfungen so deutlich hätte demonstriren können?

Mit dem Beweis, daß die Natur mit diesen Schöpfungen nichts zu thun haben könne, ist Herr Agassiz eben so schnell fertig, wie mit dem Beweis, daß sie göttlichen Ursprungs sind. Wie er meint, sind uns alle Kräfte der Natur, physikalische wie chemische, nebst allen ihren Kombinationen und deren Wirkungen bekannt. Sie seien auch stets dieselben geblieben. Nun sei es aber ausgemacht, daß die in der animalischen Welt wirkenden Kräfte von denen der (anorganischen) Natur ganz verschieden seien. Gleiche Ursachen müssen gleiche Wirkungen haben und so wie die Natur die animalische Welt jetzt nicht produzire und ändre, so könne sie es auch früher nicht gethan haben. In den Augen des Herrn Agassiz kommt also die Verschiedenheit des früheren Zustandes der Erde gegen den jetzigen gar nicht in Betracht und wo er ein Problem findet, das sich nicht sofort von selbst löst, z. B. das Verhältniß der organischen zur anorganischen Natur, da hat er gleich seinen deus ex machina bei der Hand, der sofort Alles aufklärt.

Die Glanzstelle seines Vortrags oder seiner Predigt kommt am Schluß. Alle früheren Formen der Thierwelt, auch die in Felsen begrabenen, „sind einfach die Stufen, über welche es dem Schöpfer gefallen hat, das thierische Königreich hinaufzubauen, bis es den Menschen erreichte, dasjenige Wesen, welches nach seinem Ebenbilde gemacht, welches mit einem ihm verwandten Geiste begabt ist, durch den allein es die Fähigkeit erhält, die Natur zu verstehen. Wären wir nicht nach dem Ebenbilde des Schöpfers gemacht, besäßen wir nicht einen Funken des göttlichen Geistes, der unser gottgleiches Erbtheil ist, wie würden wir die Natur verstehen, wie würden wir in solchem Verhältniß zur Welt stehen, daß sie uns nicht ein versiegeltes Buch ist? Weil wir nicht bloß dem physikalischen und animalischen Königreich, sondern auch

dem Schöpfer selbst verwandt sind, können wir die Welt lesen und verstehen daß sie von Gott kommt". (Lauter Applaus.)

In diesem „königlichen", wörtlich wiedergegebenen Gemisch von abgeschmackten Phrasen und stupiden Schlüssen, die einen Glaubens-Artikel zum Schlüssel der Wissenschaft machen, um dann die Wissenschaft zur Bewahrheitung des Glaubensartikels zu mißbrauchen, ist also die ganze Naturphilosophie dieses berühmten Mannes enthalten. In Teutschland würde man ihn auslachen, in Amerika ist er die erste Autorität.

* * *

Ich muthete vor einiger Zeit dem Londoner „Hermann" zu, dem Kinkelschen „National-Anleihe"-Schwindel ein Ende machen zu helfen durch Applikation gelinder Aufklärungs- oder Anfrage-Mittel, die in keinem preßfreien Lande ein besondres Hinderniß finden können. Er lehnte die Zumuthung ab und wagte bei der Gelegenheit nicht einmal den Namen Kinkel zu drucken, aus angeblicher Furcht vor einem Injurienprozeß. Später suchte er diese Furcht sogar durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß der Beweis der Wahrheit nicht vor den Gefahren eines Prozesses schütze.

Das nämliche Blatt führt jetzt eine Polemik gegen den preußischen Polizeidirektor, „Geh. Reg.-Rath" Stieber, „die rechte Hand Bismarks". In dieser Polemik liebkos't es denselben u. A. mit folgenden Komplimenten:

> „Die öffentliche Meinung, die Millionen des preußischen Staates, haben ihren Urtheilsspruch über den p. p. Stieber gefällt, und nur der Gunst der Verhältnisse, der vieldeutigen Schwäche hoher und höchster Persönlichkeiten hat er es zu danken, wenn er, der Urkundenfälscher, der meineidige Zeugnißableger,

der Dieb der Londoner Protokollbücher, der Mörder des schlesischen Arbeiters, der Mörder seiner eigenen Kinder, jetzt nicht an der Kette schmachtet, sondern am Triumphwagen des Grafen Bismark gleichsam als ein edles Roß zieht und mit seinen schmutzigen Hufen gegen Diejenigen ausschlägt, welche den Finger gegen ihn erheben."

Gibt es im kriminalistischen Wörterbuch noch stärkere Ehrennamen und Auszeichnungen, als die hier einem preußischen Geheimrath und mächtigen Werkzeug eines mächtigen Ministers an den Kopf geworfenen? Und doch keine Furcht vor einem Injurienprozeß? Ich bezweifele nicht, daß alle Beschuldigungen des „Hermann" gegen den preußischen Spion und Demagogenfänger eben so gerecht sind, wie die von mir gegen den Schwindler Kinkel erhobenen; aber ich bezweifele sehr stark, daß der „Hermann" im Stande sein wird, sie vor Gericht durch Nachweis der Wahrheit aufrecht zu erhalten, oder ihren animus injuriandi zu leugnen. Und doch trägt er kein Bedenken, sie vor aller Welt laut werden zu lassen, ja noch eine Fortsetzung derselben anzukündigen? Sind vielleicht die englischen Gerichte, die einem Kinkel zur Seite stehen sollen, einem Stieber unzugänglich, einem preußischen Beamten, der mit allen kriminalistischen Hunden gehetzt ist und dem ganz andre Mittel und Verbindungen zu Gebot stehen, als einem Kinkel?

Der „Hermann" muß mir erlauben, aus dem Widerspruch seines Verhaltens in der Stieberschen und der Kinkelschen Angelegenheit den Schluß zu ziehen, daß es nicht die Furcht vor einem Injurienprozeß ist, was ihn zur Schonung des Anleiheschwindlers veranlaßte, sondern die Furcht vor den Londoner Halbmenschen und Philistern, welche jenen Schwindler für einen großen Mann halten

und als solchen behandelt wissen wollen. Es ist dieß die nämliche elende Furcht, die auch anderwärts jenem Schwindler Indemnität für ein Verfahren sichert, welches jeden bei den Philistern verhaßten Menschen längst überall an den Pranger der öffentlichen Schande gebracht hätte. Es ist wahrlich zum Erbarmen! Leute, welche es unternehmen wollen, einen Bismark zu stürzen und Revolution gegen die Beherrscher der Erde anzuzetteln, haben nicht den Muth, einen untergeordneten Schwindler zu demaskiren, weil er Phrasen machen kann und sich bei den Philistern beliebt gemacht hat. Ich rufe das K. Blind so gut zu wie den „Garanten der Anleihe“ und dem Londoner „Hermann“. Die Philister und der Pöbel — das sind die gewaltigen Mächte, vor denen sich Alles beugt, sogar die Brutus und Cassius unserer Tage.

* * *

Durch Bekanntmachung diplomatischer Aktenstücke in Paris ist es herausgekommen, daß während des Kriegs mit „Preußen“ die Regierungen von Baiern (v. d. Pfordten), Würtemberg (Varnbühler) und Hessen (Dalwigh) den Banditen um Intervention gebeten haben. Das ist jeden Falls ein niederschlagendes Pulver für diejenigen süddeutschen „Radikalen“, welche ihre Parteinahme für jene Regierungen und ihren Antagonismus gegen „Preußen“ durch die Beschuldigung zu rechtfertigen suchten, daß Herr Bismark Teutschland an Frankreich verrathe und daß er es zerreiße. Was wäre erfolgt, wenn der Bandit dem Ansuchen jener süddeutschen Muster-Regierungen entsprochen hätte? Dann gäbe es allerdings kein „Preußen“ mehr, aber ein zwischen dem Pariser und dem Wiener Banditen getheiltes Teutschland, das unter der seeligmachenden Sorge der Jesuiten keine andre „Auferstehung“ mehr zu erhoffen hätte, als die am jüngsten Tage.

Wenn es einmal unvermeidlich geworden und entschieden ist, daß dieß Volk von Konfusionairen, Sentimentalisten, Romantikern, Schwätzern, Feiglingen, Philistern und Knechtsseelen, welches man die teutsche Nation nennt, sein Unterthanenbedürfniß unter der Knute eines „Kaisers“ befriedigen muß, so ist es Thorheit, vor dieser Nothwendigkeit die Augen zu schließen, so wie es überhaupt Thorheit ist, entscheidende Thatsachen zu ignoriren. Das Gescheidteste ist, das Eintreten dieser Thatsachen wo möglich zu beschleunigen und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß sie sich bald abnutzen. Muß der Weg der teutschen Revolution über einen Kaiserthron führen, wohlan, so fasse man ihn bei Zeiten in's Auge und mache sich mit dem Terrain vertraut. In Berlin wird nun ein Mal das Schicksal Teutschlands entschieden. Richte man also alle Augen und alle Minen nach Berlin. Es ist Blindheit und Philisterei, das Schicksal Teutschlands in München, Stuttgart, Darmstadt, Karlsruhe u. s. w. entscheiden zu wollen, wo eben so gut Hohenzollernsche Vasallen wohnen wie in Dresden und in Koburg.

* * *

In Wien scheint man das Schicksal des Räuberhauptmanns Maximilian eben so wohl für besiegelt zu halten wie in Washington. In den letzten Tagen hat sein gefühlvoller Bruder durch den östreichischen Gesandten Herrn Seward dringend um seine Vermittelung und Fürsprache bei Juarez ersuchen lassen, daß er den Räuberhauptmann und seine ausländischen Gehülfen im Fall der Gefangennahme nicht aufhängen oder erschießen lassen, sondern als Kriegsgefangenen behandeln möge. Herr Seward hat denn auch sofort in diesem Sinne an den sich in New-Orleans aufhaltenden Gesandten Campbell telegraphirt und dieser

hat in aller Eile einen besondren Kurier an Juarez abgesandt (den er bei andren Gelegenheiten nicht finden konnte).

Gesetzt, Juarez wäre in der Lage, worin man jetzt seinen Gegner vermuthet, würde Herr Seward einen Schritt gethan haben, ihn zu retten? Hat er sich irgend gerührt, als neulich die Nachricht kam, Juarez sei von dem Gen. Miramon gefangen genommen worden? Und mußte er nicht voraussetzen, daß, wenn diese Nachricht begründet war, der Präsident der Nachbarrepublik als Opfer des imperialistischen Banditenthums fallen werde? Hat er irgend eine ernstliche Einsprache erhoben, als der Bandit Maximilian befahl, alle mexikanische Patrioten, die mit den Waffen in der Hand gefangen würden, niederzumachen, und als dieser Befehl wirklich ausgeführt wurde?

Das Schicksal der mexikanischen Republikaner, welche von räuberisch eingedrungenen Tyrannen und Henkersknechten abgeschlachtet wurden, hat Hrn. Seward stets gleichgiltig gelassen. Jetzt aber, wo sich das Blatt gewandt hat und die Tyrannen und Henkersknechte in Gefahr sind, den verdienten Lohn für ihre Kannibalenthaten zu empfangen, setzt er seinen ganzen diplomatischen Apparat in Bewegung, um diesem Gezücht den Schutz der großen Republik zu sichern, damit es für weitere Gelegenheiten der Menschenschlächterei und Völkerunterdrückung aufbewahrt bleibe.

Es mag für die Republik eine Art Genugthuung darin liegen, daß die hochmüthigen Despoten sich genöthigt sehen, ihre Fürbitte zur Rettung ihrer bedrohten Brut nachzusuchen, welche sie selbst nicht die Macht haben, zu schützen. Aber die Rücksichten politischer Generosität und diplomatischer Courtoisie gelten nichts neben den Rücksichten, welche die Republik der Gerechtigkeit und ihrem Princip schuldig ist. Die Demüthigung, daß die tückischen

Despoten bei der Republik um Gnade flehen, um sie später wieder verrathen zu helfen wo sie können, hat keine Bedeutung neben derjenigen, welche in der Exekution despotischer Verbrecher durch republikanische Hände liegt. Der Dienst, den Herr Seward den gekrönten Banditen zu leisten sucht, welche zur Zerstörung der Republik auch in seinem Vaterlande ausgezogen sind, ist eine Erniedrigung, welche reichlich diejenige wieder aufhebt, zu welcher sich jene Banditen durch ihr Gnadengesuch verstehen. Er ist ein Betrug an der Gerechtigkeit, ein Verbrechen gegen die Republik. Jene sollte ein Exempel statuiren, wodurch ausgesprochen wird, daß, je höher der Verbrecher in den Augen einer unterthänigen Welt steht, von Vertretern des Rechts und der Freiheit um so strenger mit ihm verfahren werden muß, und diese sollte das Urtheil fällen und vollstrecken, daß das Fürstenthum, welches sich an ihr vergreift, diesen Frevel nur wagen kann auf die Gefahr seiner Vernichtung hin.

Durch die lange, imponirende Herrschaft des Unrechts, aufrecht erhalten durch vernichtende Gewalt, ist es Regel, ist es Moral, ist es Gesetz in der Welt geworden, daß die Tyrannen sich jedes Mittel der Barbarei zur Beseitigung ihrer Gegner erlauben dürfen, ohne dafür angemessen verdammt, geschweige denn gezüchtigt zu werden. Sie begehen ihre Schandthaten im Namen der Autorität, die sich an den thatsächlichen Gewaltbesitz knüpft, und darin findet die sklavische oder mitschuldige Welt für sie eine Berechtigung oder einen Indemnitätsgrund. Das Verdammungs-Urtheil der Wenigen, welche Verstand und Muth genug haben, sie gerecht zu richten, verhallt unter dem Triumphgeschrei der übermächtigen Reaktionsbande und die bestochene Geschichte geht über ihre Ruchlosigkeiten mit entschuldigenden Phrasen hinweg. Wo dagegen die Partei der Menschenrechte

eine Gelegenheit erhält, ihre Feinde gewaltsam unschädlich zu machen — nicht bloß ihr Recht, sondern auch ihre Pflicht —, da legt die demoralisirte „öffentliche Meinung“ jede Handlung auf die Goldwage, sie macht jede Nothwehr zum Verbrechen, sie hat nur einen Maßstab für die angewandten Mittel ohne nach Recht, Zweck und Motiven zu fragen, und malt mit kriminalistischem Pinsel Alles als Greuel und Barbarei aus, was sie auf der ándren Seite als glorreiches Heldenthum und berechtigte Rettungsthat würde dargestellt haben. Tausend Köpfe, den Vertretern des Rechts von Tyrannen-Henkern abgeschlagen, werden unter dem Jubel der Sklavenschaar in die Erde verscharrt und dann vergessen. Jeder Tyrannen- oder Henkerskopf aber, den ein Freund der Freiheit abschlägt, wird blutig im Tempel der Geschichte aufgestellt, um als Zeuge für die Unmenschlichkeit der Empörer auf Mit- und Nachwelt zu wirken.

Um diese empörende Verkehrung der öffentlichen Moral bei Beurtheilung von Gewaltthaten aufzuheben und es dahin zu bringen, daß Gewaltthaten der Tyrannen gegen die Freiheit unbedingt der allgemeinen Verdammung verfallen, Gewaltthaten der Freiheit gegen die Tyrannen aber nicht bloß allgemein als nothwendig und entschuldigt, sondern auch als erlaubt und rühmlich erscheinen, selbst wenn sie den Charakter der Leidenschaftlichkeit tragen, genügt nicht die theoretische Belehrung, sondern sind auch imponirende praktische Thatsachen erfoderlich, welche offen und frei als geschichtliche Rechtsvollstreckungen vor die Welt treten und als solche von der nöthigen Gewalt aller sonstigen Gewalt gegenüber aufrecht erhalten werden können. Eine solche Thatsache war die englische Revolution unter Cromwell und die französische unter Robespierre. Leider aber sind

solche Thatsachen noch zu selten und stehen noch zu isolirt, um durch ihr Beispiel und ihr moralisches Gewicht den noch immer überwiegenden Eindruck der reaktionairen Gewalt und Moral aufzuheben. Deshalb ist es von der größten Bedeutung, daß jede Gelegenheit, welche sich den Völkern darbietet, ein Tribunal der Gerechtigkeit gegen die Gewalthaber aufzurichten, das furcht- und schonungslos das reaktionaire Verbrechen richtet allen Thronen und allen Popanzen zum Trotz, angemessen benutzt werde. Von solchen Tribunalen muß die Anerkennung der revolutionairen Moral durch die Sicherstellung ihres Triumphs erzwungen, durch sie muß gelehrt werden, daß alle Tyrannei und alle Gewaltherrschaft vogelfrei ist, daß gegen sie keine menschliche Rücksichten gelten, daß Vernichtung das einzige Loos ist, welches ihre Träger und Diener zu erwarten haben. Solche Vernichtung vollbringen und von Staats wegen vor aller Welt rechtfertigen und als Beispiel aufstellen — das ist eine geschichtliche That, die auf die ganze Menschheit einen erhebenden und anspornenden Eindruck machen muß.

Eine solche That zu vollbringen, hat die Republik Mexiko eine seltene Gelegenheit. An ihr ist ein Verbrechen verübt worden so ruchlos, daß die ganze Geschichte ihm kein schändlicheres an die Seite setzen kann. Leider kann sie den Hauptverbrecher mit seinen geretteten Knechten nicht erreichen; leider hatte sie es nicht in ihrer Macht, dafür zu sorgen, daß nicht ein einziger dieser Knechte ihren geschändeten Boden wieder verließ; aber sie hat noch den ersten Mitschuldigen jenes Verbrechers nebst einer Bande seiner Mordgenossen in ihrer Gewalt. Und an ihnen sollte sie ein geschichtliches Exempel statuiren.

Es ist die herrschende Memmen- und Skla-

ven=Moral, welche ſtets geneigt iſt, die hohen Verbrecher und ihre Gehülfen mit „Großmuth“ und „Mitleid“ zu behandeln. Die Moral des freien Mannes, deren Grundlage das ſtarre, unerbittliche Menſchenrecht iſt, kennt gegen gewaltſame Unterdrückung nur das Mittel gewaltſamer Vernichtung um jeden Preis und zählt die Tyrannen zu den wilden Beſtien, die ſterben müſſen wo Menſchen leben ſollen.

Dadurch, daß die Völker ihren Unterdrückern thatſächlich ein Privilegium der Henkerei zugeſtehen, ohne ihrerſeits die ſtrengſte Rechnung der Vergeltung zu führen, bekennen ſie ſich ſtillſchweigend vor denſelben ſchuldig und fodern zur Reſtauration und Rache als zu einem rechtmäßigen Rückſchlag auf: ſie erklären dadurch, daß ſie bei den Verſuchen ihrer Befreiung im Fall des Mißlingens Verbrecher werden, die Züchtigung verdienen, nicht aber im Fall des Gelingens Richter, die das Recht und die Pflicht haben, Verbrechen gegen die Menſchheit zu tilgen. Was „ſtraflos“ bleibt, gilt den Gewaltthätigen für Recht und nur die blutigen Folgen einer That können ihnen einen Maßſtab zur Beurtheilung ihrer Sittlichkeit liefern. Sie werden ihre Gegner nur achten, wenn ſie dieſelben als Henker kennen lernen, und lachen ſie aus, wenn ſie die „Großmüthigen“ ſpielen. Die Gewaltherrſcher und ihre Diener verſtehen die Sprache der Humanität nur dann, wenn ſie geſtikulirt, daß ihre Köpfe auf den Rümpfen wackeln, und vor ihrer tückiſchen Axt iſt der Baum der Freiheit nur ſicher, wenn er einen Seitenaſt hat, an dem man einen Strick befeſtigen kann.

* * *

Am 15. April haben die Teutſchen von New=York eine That vollbracht, welche von unberechenbarem Einfluß auf die Geltendmachung des teut=

schen Elements in den Ver. Staaten und auf die Geschicke dieses Landes sein muß. Sie haben nämlich, auf Veranstaltung des „deutschen r a d i = k a l = republikanischen Central = Comite's", eine Todtenfeier zu Ehren des seeligen Lincoln abgehalten. Wenn die guten Neger den Todestag dieses Mannes feiern, so begreift man das und nimmt es ihnen nicht übel, denn sie haben ihn von ihren guten Freunden, den „Republikanern", so oft als ihren Befreier preisen hören, daß sie es in ihrer Einfalt glauben müssen. Wenn aber ihr Beispiel nachgeahmt wird von Teutschen, die sogar einst Revolution haben spielen wollen und sich „radikal" nennen, so fühlt man sich angewidert von der servilen Rolle, welche sie am Grabe eines Mannes spielen, dem nur die Gedankenlosigkeit, oder die Parteiheuchelei einen Anspruch auf Verehrung zuerkennen kann. Wer sich „radikal" nennt, muß wissen, daß Lincoln die Sklavenhalter nur bekriegt hat, um sie möglichst zu schonen; muß wissen, daß er nie daran gedacht, die Sklaverei abzuschaffen, daß er vielmehr den Rebellen die Erhaltung derselben um den Preis der Waffenniederlegung zugesichert hat und gegen seine Berechnung zur Aufhebung des fluchwürdigen Instituts gezwungen worden; muß wissen, daß er gegen sein ausdrückliches Versprechen Alles aufgeboten, sogar die verderblichsten Feldzüge unternommen hat, um zum zweiten Mal in den Präsidentenstuhl zu gelangen u. s. w.; kurz er muß wissen, daß Lincoln ein beschränkter Kopf, ein Heuchler und ein Reaktionair war, dem nur die Umstände einen bessern Schein verschaffen. Man hat sogar ein Recht, zu behaupten, daß, wenn Lincoln am Leben geblieben wäre, es im Süden weit schlimmer stände, als jetzt, da er und der Kongreß in der Schaffung von Halbheiten und in der Begünstigung der Verräther friedlich gemein-

same Sache gemacht hätten, während A. Johnson durch seine entschiedene Verrätherei den Kongreß zu entgegengesetzter Entschiedenheit gezwungen hat.

Und am Grabe eines solchen Menschen vergießen teutsche „Radikale“ ihre Thränen, um zu beweisen, daß sie als „republikanisches Central-Comite“ noch existiren? Es ist schwer zu sagen, ob sie sich mehr lächerlich oder verächtlich machen, indem sie ihren Patriotismus und ihre Bediententreue zu akkreditiren suchen als servile Leichenbitter einer großen Lüge, die zu einer großen Tugend aufgepufft worden.

Man hat berechnet, daß die Rebellen in den Pesthöhlen zu Andersonville u. s. w. 64,000 Unionssoldaten haben zu Grunde gehen lassen. Wer war es, der sie retten konnte durch ein einziges Wort, durch einen Butlerschen Befehl, Vergeltung zu üben? Der „Märtyr-Präsident“! Wer war es, der jenes Wort nicht sprach, weil er es nicht über das Herz bringen konnte, seinen guten Freunden, den barbarischen Rebellen, weh zu thun? Der „Märtyr-Präsident“! Wer war also indirekt der Mörder jener 64,000 Märtyrer? Der „Märtyr-Präsident“! Und diesen Unmenschen betrauern und beheulen noch nach Jahr und Tag teutsche „Radikale“! Schämt euch bis in den letzten Winkel eurer Unterthanenseele!

* * *

Herr K. Schurz ist als Miteigenthümer und Mitredakteur in das Geschäft der teutschen „Westlichen Post“ eingetreten, nachdem er seine Stellung an der nordwestlichen amerikanischen „Post“ zu Detroit aufgegeben. Warum hat er dieß gethan? Was hat Herrn Schurz, der so lange Jahre ein Amerikaner gewesen, veranlaßt, jetzt plötzlich ein Teutscher zu werden? Als Teutscher anfangen und als Amerikaner fortfahren, das ist ein Entwick-

lungsgang, den wir leider alle Tage vor Augen haben; das Umgekehrte ist etwas Seltnes und Besondres. Doch wäre es Das auch nicht, so würde ich doch Ursache haben, hinter der Wandlung des Herrn Schurz besondre Motive zu suchen. Er beginnt seine „editorielle“ Thätigkeit in der „Westl. Post“ mit einem Artikel, worin er die Prinziptreue der Teutschen hervorhebt und es zu ihrer Aufgabe macht, durch ihre unabhängige Kritik die republikanische Partei vor Korruption und prinzipiellem Verfall zu retten. Wie? Gab es für ihn eine bessere Gelegenheit, diese Aufgabe zu erfüllen, als an der Spitze eines großen, englisch geschriebenen Blattes? Was der Thätigkeit des teutschen Geistes in diesem Lande fehlt und seinen Einfluß bedeutend erhöhen müßte, ist das nicht grade ein englisch geschriebenes Blatt, unter teutscher Redaktion mit teutscher Prinziptreue und radikaler Unabhängigkeit geschrieben? Warum hat denn Herr Schurz die seltne Stellung, worin er diesem Mangel so wirksam abhelfen konnte, aufgegeben? Warum hat er sie vertauscht mit der Redaktion eines teutschen Blattes, das von Amerikanern nicht gelesen wird und auch ohne ihn der Aufgabe, die er den Teutschen stellt, jeden Falls schon besser genügte, als das von ihm aufgegebene Blatt? In der Detroiter „Post“ folgte Herr Schurz den amerikanischen Parteitendenzen, er folgte ihnen so weit, daß er ihnen zu lieb sich sogar zum Diener der christlichen Glaubensdummheit erniedrigte, und in der „Westlichen Post“ will er ihnen voranleuchten als Muster teutscher Prinziptreue und Unabhängigkeit?

Herr Schurz hat sich als amerikanisirter Parteidiener und Stellensucher zu viel Blößen gegeben, als daß man ihm erlauben könnte, plötzlich und ohne Weiteres als Musterteutscher und Musterradikaler unter seinen Landsleuten

Anerkennung zu verlangen. Die möge er erst durch eine andre Haltung verdienen. Vor der Hand erblicke ich hinter seiner Wandlung aus einem Amerikaner in einen Teutschen nichts Andres als eine getäuschte Erwartung und eine neue Spekulation. Herr Schurz wird die Erfahrung gemacht haben, daß sein Amerikanisirungseifer größer gewesen ist, als die Anerkennung desselben. Er wird gefunden haben, daß die Amerikaner keinen „Fremden" sich gleichstellen, sollte er sie auch noch so treu kopiren, und daß sie ihn trotz allen Diensten fallen lassen, wenn sie ihn nicht mehr nöthig zu haben glauben. Er wird erkannt haben, daß das nächste Ziel seines Ehrgeizes, nämlich, in den Kongreß zu kommen, sich in Detroit nicht erreichen ließ, wo er die Teutschen nicht hinter sich hatte und die Amerikaner nicht für sich, sondern zwischen zwei Stühlen saß. Es ist ihm nun in Missouri, wo die Teutschen eine Macht bilden und im Kongreß repräsentirt zu sein wünschen, klar geworden, daß dort ein besseres Feld für seine Erndte ist, als unter den Amerikanern; auch bietet die kommende Präsidentenwahl eine neue Gelegenheit, den Einfluß der Teutschen zu Gunsten ihrer „Führer" zu verwerthen. Und so kehrt denn der verlorne Sohn, der Amerikaner Schurz in den Schooß des Teutschthums zurück. Nun, ich gönne ihm, daß es ihm darin warm werde, was längst würde geschehen sein, wenn sein Ehrgeiz kleiner gewesen wäre. als sein seltnes Talent. Diesem Talent nach ist er sicher der geeignetste Mann, die Teutschen im Kongreß zu repräsentiren; wenn er es auch der Gesinnung und Haltung nach sein will, darf seine Vergangenheit nicht das Vorbild seiner Zukunft sein.

* * *

„Der Umstand, daß ꝛc. ꝛc., veranlaßt uns zu einer kurzen Definition unserer An=

sichten“ (statt: Darlegung unserer Ansichten). „Die Parteimaschinerie zur Passirung intoleranter Gesetze mißbrauchen“. („Eine Bill passiren“, verbum activum, — wie die amerikanisirten Botokuden der teutschen Presse sich ausdrücken. Können Gesetze „intolerant“ sein?) „Die Passirung anstößiger Gesetze ist immer seltner und vereinzelter geworden“. („Am Vorzugsweisesten“ — sagt die „N.-Y. Staatszeitung“).

Die vorstehenden Sprach- und Stylproben sind einem einzigen Artikel des Herrn Schurz in der „Westl. Post“ entnommen. Man sieht, Herr Sch. ist durch seinen Eifer, den „Dötschman“ los zu werden, so weit Amerikaner geworden, daß er sogar seine Muttersprache verlernt hat. Auch sind seine teutsch geschriebenen Artikel weit dürftiger und unbeholfener, als seine englisch geschriebenen. Ich begreife ein Talent nicht, welches sich aus äußern Rücksichten so weit wegwerfen konnte, daß ihm in wenig Jahren seine anerzogene Ausdrucksform fremd geworden. Einen Schurz in der Sprache der „N.-Y. Staats-Zeitung“ schreiben zu sehen, ist sicher eine wirksame Warnung gegen das geistige „Amerikanisiren“.

* * *

A. Gögg, der ehemalige badische „Finanzminister“, pries auf dem Genfer Friedenskongreß Garibaldi (der sich dabei vor Scham die Hand vor die Augen hielt) als den „zweiten Christus“. Armer Gögg! Die Menschheit hat dafür, daß sie sich den ersten Christus hat aufhalsen lassen, schon 1800 Jahre in Ketten und in Blut Buße gethan, ohne ihn wieder los werden zu können, und nun willst du, ein Sohn der „Nation der Denker“, ihr im Jahr 1867 noch einen zweiten aufladen! Müssen denn die Teutschen sich bei jeder Gelegenheit durch Leute repräsentiren lassen, die sie vor aller Welt blamiren?

* * *

Offiziellen Nachrichten zufolge wurde die Hauptstadt Mexiko von den Republikanern genommen und Maximilian, durch Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, am 19. Juni erschossen. Seinen „Freunden“ wurde selbst die Auslieferung seiner Leiche verweigert.

Juarez und die Seinigen sind also fest geblieben. Sie haben sich weder verleiten lassen durch falsche Vorstellungen, noch einschüchtern durch nichtswürdige Drohungen, sondern gethan, was die Ehre und das Interesse der Republik so wie die einfache Gerechtigkeit ihnen zur Pflicht machte. Sie haben es gethan trotz der „ganzen Welt“ und den Gebietern dieser Welt, die ganze Völker opfern würden um einen einzigen der Ihrigen zu rächen; sie haben es gethan trotz den falschen Republikanern und falschen „Staatsmännern“ in dem großen Nachbarlande, die „Himmel und Erde“ in Bewegung setzen um einen kaiserlichen Volksschlächter zu retten, aber Tausende von Republikanern und Patrioten mit fischblütiger Gleichgültigkeit niedermetzeln und verhungern sehen; sie haben es gethan trotz den berühmten Autoritäten der Revolution, deren „Großmuth“ größer ist als ihr Verstand; sie haben es gethan trotz dem ganzen ungeheuren Schwarm von christlichen Unmenschen und sentimentalen Feiglingen, in deren Augen jeder Gewalthaber ein Verbrecherprivilegium und jeder ihrer Gegner die Pflicht hat zu dulden und sich opfern zu lassen wie das Vieh an der Schlachtbank.

Die Mexikaner, diese verachteten „Mischlinge“ und Indianer, haben den ächten Racen und erlesenen Mustern der Menschheit eine Lehre gegeben, die sie alle schamroth machen sollte. Bis zu welchen Jammergestalten schrumpfen neben ihnen die großen Männer in Washington und die Freiheitsautoritäten in Europa zusammen! Es gibt denn doch noch Republikaner in der Welt und

wenn sie nirgendwo mehr zu finden sind, so suche man sie in Mexiko. Fürstenblut gegen Republikanerblut — es ist so wenig, es ist ein so geringfügiger Ersatz und doch steht es in der Welt jetzt so, daß eine solche Vergeltungslehre für Völker wie für Fürsten etwas unerhört Neues und die verwegenste Kühnheit geworden ist.

Was werden sie jetzt unternehmen, die grinsenden Ungeheuer in Paris und Wien und überall, wo Völker sich von gekrönten Bestien schinden und auf die Schlachtbank senden lassen? Ihnen, vor denen Alles zittert und kriecht, sogar die hochfahrenden Nachkommen Jackson's und Monroe's, wirft ein bescheidener Indianer den Handschuh in's Gesicht, der mit dem Blut ihres Bruders getränkt ist, und höhnt sie an: „hier, in dieser kleinen Republik, hat eure Göttermacht ihre Grenze gefunden, hier hat euer Tyrannenwille Halt zu machen, hier wird eure Größe in den blutigen Staub gestreckt durch das einfache Mittel, womit ihr eure schwachen Gegner vernichtet: durch Pulver und Blei. Hier gilt der Verbrecher noch als Verbrecher, der Mörder noch als Mörder, die Bestie noch als Bestie und wird als solche behandelt obschon sie ein Spielzeug auf dem ruchlosen Schädel trägt, das unter den Sklaven als ein Talisman gegen alle Logik und Gerechtigkeit gilt."

Und die Herrn der Erde müssen und werden die Lehre acceptiren! Bei Vera Cruz hat ihre Tyrannenmacht, die fast über die ganze Erde reicht, ein Ende. Selbst eine europäische Koalition zur Ausschließung Mexiko's vom Verkehr der Völker hat die kleine Republik nicht zu fürchten, so lang die Nothwendigkeit die benachbarten Ver. Staaten zu ihren Verbündeten macht, die zugleich ihr ein Ein- und Ausgangs-Thor sichern. Wenn sie jetzt noch einen Feind zu fürchten hat, so kann er nur aus diesen Ver. Staaten kommen.

Die Republik gerächt, das Kaiserthum unter den Fuß getreten, der Allmacht der Tyrannen eine blutige Grenze gezogen, Trotz geboten dem sieggewohnten Uebermuth der Gewalthaber, Gerechtigkeit geübt an dem privilegirten Verbrechen von Gottes Gnaden — das ist der Sinn der Exekution vom 19. Juni. Das ist die Lehre, welche die mexikanischen Republikaner den Völkern der Erde geben. Werden sie würdig sein sie zu empfangen und fähig sie zu befolgen?

Die wirkliche Geschichte der Menschheit wird erst beginnen, wenn der letzte der Gekrönten endigt wie Maximilian.

* * *

Wenn ich sagen sollte, ich könnte unter irgend welchen Umständen Mitleid mit einem Fürsten haben, so müßte ich eine Lüge begehen. Mitleid kann sich auf Menschen, es kann sich auf Thiere, kurz auf Wesen erstrecken, deren Leiden unserer Sympathie zugänglich sind, nicht aber auf solche, die sich von Hause aus unnahbar darüber erheben. Es hat noch nie ein Fürst einen Freund gehabt, weil er Niemanden sich gleichstellen und ein Diener nicht zugleich wirklicher Freund sein kann; so wird auch das Mitleid zurückgestoßen durch die Stellung, die der Fürst über dem Menschen behauptet. Ein Fürst, wenn auch vom Kopf bis zur Zehe konstruirt wie der erste beste Proletarier der Straße, ist kein Mensch. Ihn Mensch zu nennen, würde ihn beleidigen; ihn zu bemitleiden wie einen Menschen, würde ihn konsequenter Weise herabwürdigen. Er ist ein Mensch höherer Art, dem der Mensch zu dienen hat, zu dem aber in menschliche Beziehungen treten, dem also auf dem Fuß der Gleichheit nahen zu wollen, eine Ueberhebung, ein Erfrechen ist. Die Fürsten sind von Gottes Gnaden und wenn nicht selbst Götter, sind sie wenigstens gött-

lichen Ursprungs, der als Hohn über dem menschlichen steht. Einen Gott verehrt man, man kann ihn auch hassen, aber man kann ihn nicht bemitleiden. Wer sich außerhalb der menschlichen Natur und Sphäre stellt, verzichtet damit auch auf die menschlichen Gefühle und Rücksichten. Er schließt sich von der Menschheit aus, er hat seine eigene Welt von Rechten, von Anschauungen, von Beziehungen. In dieser Welt herrscht die Autorität, der Befehl, die Gewalt, und der Autorität, dem Befehl, der Gewalt nähert sich das Mitleid so wenig wie die Liebe. Wenn die Majestät leidet, so muß sie, wie ihr Originator „Gott", mit ihren Leiden allein fertig werden. Sie kann des menschlichen Mitleids so wenig bedürfen wie sie es wünschen kann.

Selbst der Unterthan sollte also erkennen, daß sein Mitleid für einen Fürsten weggeworfen ist, wenn er nicht erkennt, daß es eine Selbsterniedrigung ist. Im Republikaner aber protestirt jede Faser gegen die Verleugnung des menschlichen Stolzes, welcher jedes Mitgefühl einem Wesen versagen muß, das es für eine Herabwürdigung halten würde, ein Mensch zu sein wie die übrigen. Könnte ein Fürst, den Hals auf dem Block, aufrichtig erklären, daß er zum einfachen Menschen geworden sei, selbst ein Republikaner würde den Arm des Henkers aufhalten; aber auch auf dem Block stirbt jeder Fürst als Majestät und für die Majestät gibt es nur ein Gefühl: den Haß, und nur ein Urtheil: Vernichtung! Dieß bluttriefende und blutempörende Wort Majestät klingt dem Republikaner, dem Vertreter der Menschenwürde und der Rechtsgleichheit, ungefähr wie „gebt Feuer!" in die Ohren. Die Majestät ist der Inbegriff aller Herabwürdigung des Menschen als Menschen. Wer einen Fürsten nicht haßt, kann sich selbst nicht als Menschen achten, und wer nicht an seine Vernichtung denkt, ist eine Knechtsseele.

Aber die Majestät ist nicht bloß der Inbegriff aller Herabwürdigung des Menschen, sondern auch alles Verbrechens. Selbst wenn ein Fürst persönlich nie eine schlechte Handlung begangen, ist seine bloße Existenz schon ein Todesverbrechen, denn sie ist nur möglich geworden und bleibt nur möglich durch die Sklaverei und den Ruin von Tausenden, von Millionen Menschen. Alles Fürstenthum ist genährt, gemästet mit dem Blut und den Thränen der Völker, es lebt vom Tod und gedeiht vom Elend der Beherrschten. Schon in den Adern des fürstlichen Säuglings zirkulirt das Unglück und die Qual, von denen seine Eltern existiren, und mit ihm wächst auf der Hunger nach Elend und der Durst nach Blut. Was fürstliches Blut in den Adern hat, ist geborenes Raubthier und das Raubthier ist nur da um vertilgt zu werden. Ziehen wir aber gar die herrschenden Repräsentanten des Fürstenthums vor unser Forum, so duftet uns das Blut an wie aus einem Schlachthause und das Verbrechen wie aus einer Pesthöhle. Wird irgend Einer, dem ein republikanisches Herz an die Rippen schlägt, sich und Andren sagen können, daß er mit solchen Unmenschen von Gottes Gnaden nur einen Moment Mitleiden haben würde, wenn er sie gleich ihrem Bruder Maximilian aus der Welt schaffen sähe? Mitleid mit ihnen so wenig, wie mit jenen Elenden, die unter ihren Füßen winseln und sie dennoch verehren und „lieben".

* * *

Es werden immer mehr Data bekannt, woraus hervorgeht, daß der gewesene „Kaiser" von Mexiko alle mögliche Komödien aufgeführt hat, um seinen Tod mit romantischem Effekt zu umgeben. Bald umarmt er seine Mitverbrecher, bald schenkt er den Soldaten, die ihn erschießen sollen, eine Hand voll Gold, damit sie auf sein „Herz" zielen, bald

hält er eine Rede über seine edlen Absichten u. s. w. Die empörendste dieser Komödien aber ist folgende: Auf den Platz der Hinrichtung begleiteten ihn sein „Beichtvater", der unterdessen verhaftete „Vater Fischer", und der Bischof von Queretaro. Nachdem dieser ihm eine Phrase von Versöhnung vorgesagt, umarmt er denselben (der in diesem Augenblick das ganze Mexiko darstellen soll) und ruft mit erhöhter Stimme: „Sage Lopez, daß ich ihm seinen Verrath vergebe. Sage dem ganzen Mexiko, daß ich ihm sein Verbrechen vergebe." Auf dem Grabe von Zehntausenden unschuldiger Menschen, die er hat abschlachten lassen, weil sie ihre Freiheit vertheidigten, im Angesicht eines Heeres von Wittwen und Kindern, die ihn als Mörder ihrer Gatten und Erhalter verklagen, im Angesicht eines ganzen Landes, das er mit Blut und Zerrüttung gefüllt, hat dieser Unmensch die wahnwitzige Frechheit, das „Verbrechen" zu vergeben, daß man ihn für seine Schandthaten zur Rechenschaft zieht! Ich bemerkte schon früher, daß diese Gottbegnadeten auch am Eingang des Kirchhofs nicht zu Menschen werden, daß sie nur als Majestäten sterben. Der Begriff von Schuld und Verantwortlichkeit bleibt ihnen fremd und für sie gibt es nur ein Verbrechen in der Welt, welches darin besteht, daß man ihr Verbrecherprivilegium antastet.

* * *

Die Königsknechte publiziren jedes Wort und jede Anekdote (ob erlogen oder nicht), wodurch sie die an ihrem Heiligen Maximilian begangene „Greuelthat" in ihrem schrecklichsten Lichte zeigen und Theilnahme für den Verbrecher erregen zu können glauben. Im Gegensatz zu den romantischen Komödien, wodurch ein erschossener Kronprätendant sein Schicksal interessant machen zu können glaubte, wäre den Chronisten die Publi-

kation der folgenden Briefe zu empfehlen, welche von den, auf Befehl jenes Prätendenten als „Banditen“ erschossenen, im ganzen Lande geachteten Generälen Arteaga und Salazar herrühren. Auf die anspruchlose Einfachheit, edle Uneigennützigkeit und natürliche Herzlichkeit, die sich in diesen rührenden Abschiedsworten ausspricht, brauche ich wohl nicht besonders aufmerksam zu machen.

„Uruapan, 20. Oktober 1865.

„An Donna Apolonia Magallones de Arteaga (Aguas Calientes).

„Meine angebetete Mutter! Ich bin am 13. d. M. von den kaiserlichen Truppen gefangen genommen worden und werde morgen erschossen werden. Ich bitte Dich innig, liebe Mutter, verzeihe mir alles Unrecht, welches ich Dir während der ganzen Zeit angethan habe, seit ich wider Deinen Willen der Waffenlaufbahn gefolgt bin. Mutter, ich habe Dir im vergangenen April Alles übersandt, was ich entbehren konnte, um Dich zu unterstützen. Aber Gott ist mit uns; er wird es nicht zugeben, daß Du zu Grunde gehst, eben so wenig wie meine Schwester Trinidad, die kleine Yankee. Ich habe Dir bisher nichts vom Tode meines Bruders Louis gesagt, weil ich fürchtete, Du würdest vor Schmerz sterben. Er ist gegen den 1. Januar hin bei Turpon, im Staate Yalisco, gefallen. Mutter, ich hinterlasse nichts als einen makellosen Namen, denn niemals habe ich je etwas genommen, was mir nicht gehörte. Ich hoffe, daß Gott mir meine Sünden vergeben und mich in seiner Glorie empfangen wird. Ich sterbe als Christ und ich sage Euch Allen Lebewohl, Dir, Dolores und der ganzen Familie.

Dein gehorsamer Sohn
Jose Maria Arteaga.“

Der andre Brief lautet:

„Uruapan, 20. Oktober 1865.

„Angebetete Mutter! Es ist 7 Uhr Abends, und General Arteaga, Oberst Villa Gomez, drei andre Führer und ich, wir sind so eben verurtheilt worden. Mein Gewissen ist ruhig. Ich werde in meinem 33. Lebensjahre in das Grab hinabsteigen, ohne einen Flecken auf meiner militärischen Laufbahn, ohne einen Makel auf meinem guten Namen. Weine nicht, sondern fasse Muth, denn das einzige Verbrechen Deines Sohnes ist, eine heilige Sache vertheidigt zu haben, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Das ist's, warum ich

erschossen werde. Ich habe kein Geld, denn ich habe nichts zurücklegen können; ich lasse Dich ohne Vermögen, aber Gott wird Dir helfen, Dir und meinen Kindern, die stolz darauf sein werden, meinen Namen zu führen. Erziehe meine Kinder und meine Brüder auf der Bahn der Ehre, denn das Schaffot kann nicht den Namen eines Patrioten brandmarken. Lebe wohl, liebe Mutter, ich werde Deine Segnungen in meinem Grabe empfangen. Küsse meinen guten Onkel Louis für mich, Thekla, Lupe und Isabella, so wie Carmelita, Choleta und Manuleta, gib ihnen viele Küsse und das innigste Lebewohl meines Herzens. Ersterer vermache ich meine silberne Uhr, Manuel meine Kleidungsstücke. Recht viel herzliche Grüße an meinen Onkel, meine Tanten und meine Cousinen, an alle meine Freunde, die Patrioten, und nun nimm das letzte Lebewohl Deines ergebenen und gehorsamen Sohnes, der Dich sehr lieb hat.

Carlos Salazar."

* * *

Ich habe noch kein Aktenstück gelesen, worin die eine Regierung einer andren eine so treffende und derbe Lektion gegeben, wie die mexikanische der amerikanischen durch einen Artikel ertheilt hat, den der Minister Altamirano kürzlich in einem mexikanischen Blatte veröffentlichte. Er betrifft die anmaßende Art, in welcher Herr Seward sich auf das Ansuchen europäischer Regierungen durch seine Verwendung für Maximilian in die innern Angelegenheiten der mexikanischen Republik eingemischt, und kann namentlich Denen unter die Nase gerieben werden, welche auf die unwahre Behauptung, daß die Ver. Staaten Mexiko gerettet, den insolenten Anspruch gründen, daß jenes Land jedes Verlangen derselben zu berücksichtigen habe.

„Wir hatten, beginnt der Minister, kaum das Joch der europäischen Intervention abgeschüttelt — Dank allein unserer Kraft, unserm Muth, unserer Treue und unserm republikanischen Stolz —, als wir genöthigt wurden, einen andren Interventionsversuch zurückzuweisen, der von der größten Macht dieses Kontinents ausging." Nachdem er dann den „gebietenden und hochfahrenden" Ton der

Note hervorgehoben, in welcher Herr Campbell jene Intervention versucht — ein Ton, den Herr Seward wahrlich in keiner Note nach Paris würde angenommen haben —, weis't er nach, wie dieselbe gradezu inspirirt war durch den österreichischen Gesandten, der Herrn Seward schrieb, „das amerikanische Gouvernement habe ein Recht, von Juarez die Schonung des Kriegsgefangenen zu verlangen, zumal da der größere Theil des Triumphs der liberalen Partei in Mexiko der moralischen Unterstützung des amerikanischen Gouvernements zu verdanken sei."

Herr Seward handelte als Diener der europäischen Despoten und glaubte gleichzeitig die mexikanischen Staatsmänner als seine Diener behandeln zu können, nach Art aller jener Feiglinge, die vor Mächtigen kriechen und gegen Schwächere den Insolenten spielen. Aber er hatte sich in Juarez und seinen Gehülfen geirrt. Mit Recht bemerkt Herr Altamirano, daß, wenn aus Rücksicht auf die Freundschaft des amerikanischen Volks dem Verlangen des Herrn Seward nachgegeben werde, bald andre Foderungen, z. B. Abschaffung dieses oder jenes Zolles, Konzessionen für dieses und jenes Unternehmen u. s. w. betreffend, „im Namen der Sympathie und Zivilisation" würden gestellt werden, „bis zuletzt die mexikanische Republik der gebietenden Vormundschaft der Ver. Staaten unterworfen wäre und, einer schmachvollen Aufsicht sich fügend, die Rolle eines Schulbuben spielte, den man mit der Ruthe bedroht."

„Nein, die Regierung der Republik hat kein Motiv, noch ist sie genöthigt, eine solche Stellung einzunehmen. Wenn unsre Feinde in Europa und in Amerika sich vorgenommen, unser Ansehen zu zerstören, indem sie immer wiederholen, daß wir gekämpft und triumphirt haben bloß mit Hülfe der

Ver. Staaten, so ist es Zeit, der Welt bekannt zu machen, daß diese Behauptung eine gemeine Verleumdung ist."

„Wir können nicht leugnen, daß das Volk der Ver. Staaten fortwährend Sympathie mit unserer Sache kundgegeben. Wir müssen den moralischen Einfluß anerkennen, den solche Sympathie auf die Lösung der mexikanischen Frage gehabt hat. Aber man sollte nicht vergessen, daß die große amerikanische Nation, indem sie mit der Sache der Freiheit sympathisirte, die unser Land mit so viel Heldenmuth vertheidigte, in ihrem eigenen Interesse handelte wenn sie die Unabhängigkeit des Kontinents begünstigte. Ueberdieß war eben ihr Beistand auf ihren moralischen Einfluß beschränkt und dieß war sogar weniger, als man von einer Nation erwarten konnte, welche in ihrem eigenen Interesse und mit so großem Nachdruck die Unverletzlichkeit der Monroe-Doktrin proklamirt hatte."

„Nun fragen wir: würde das Vaterland Washingtons die permanente Einsetzung einer Monarchie, unter den Auspizien europäischer Mächte, auf mexikanischem Boden mit Genugthuung angesehen haben? Würde das amerikanische Volk ruhig dagestanden sein und dem Geschrei von Freibeutern gehorcht haben, von Frankreich und Teutschland über unsere Grenzen gesandt? Würde es gleichgültig die kaiserlichen Banner an den Grenzen angesehen haben, die Mexiko von den Ver. Staaten trennen, während kaiserliche Flotten im Golf kreuzten und der amerikanische Handel von unsern Häfen ausgeschlossen wäre? War es nicht grade die Voraussicht solcher Gefahren, welche einen weisen Präsidenten der Ver. Staaten bewog, die Monroe-Doktrin zu promulgiren und sein Volk zum hartnäckigen Widerstand gegen die Einmischung

Europa's in die Angelegenheiten der neuen Welt aufzufodern?"

„Wir wiederholen, aus obigen Gründen: wir glauben nicht den Ver. Staaten gegenüber eine solche Schuld der Dankbarkeit zu haben, daß wir uns gedrungen fühlen sollten, zu ihrer Abtragung eins der nobelsten Attribute unserer souverainen Macht zu opfern. Fern davon. Die Sympathie der Ver. Staaten war ganz natürlich und erscheint als ein geringer Beistand von Seiten einer Nation, deren Interessen mit den unsrigen identisch sind in einer Frage, welche alle republikanischen Staaten Amerika's angeht."

„Welches Recht hat also das Gouvernement der Ver. Staaten auf seiner Seite, indem es sich das Ansehen eines Protektors und Retters gibt und in diesem Charakter sich Freiheiten herausnimmt, welche im diplomatischen Verkehr absurd erscheinen und sich mit unserer Würde und Unabhängigkeit nicht vertragen?"

„Es ist bekannt, daß der einzige Beistand, den Nordamerika uns geboten, in moralischem Einfluß bestand. Wir kennen das Resultat jedes Meetings, das in der Nachbar-Republik gehalten wurde, jeder Session ihres Kongresses, jeder Handlung ihres Gouvernements in Bezug auf die mexikanische Frage; wir wissen, daß der Marschall Forey nicht gegen Puebla hätte marschiren können, wenn er nicht von den Ver. Staaten die Tausende von Maulthieren erhielt, welche er zum Transport seiner Bagage und seiner Munition brauchte; wir wissen, daß es für lange Zeit verboten war, von unsrer Schwester-Nation Waffen für Diejenigen zu exportiren, die für die Republik kämpften — ein Dienst, den das

amerikanische Gouvernement dem Kabinet in den Tuillerien zugesagt; wir wissen, daß, wenn die Ausfuhr von Waffen endlich erlaubt wurde, die Zustimmung des Gouvernements erlangt wurde gegen Bezahlung großer Summen Geldes, zusammengebracht durch unzählige Opfer; wir wissen, daß auch nach dem Fall von Richmond und der Niederlage des Südens das amerikanische Gouvernement laut erklärte, es werde keinen aktiven Antheil an der Erledigung der mexikanischen Frage nehmen, da es zunächst an die Rekonstruktion der eigenen Staaten zu denken habe, und endlich wissen wir, wie lang und mit welcher heroischen Anstrengung die republikanische Partei Mexiko's den Kampf fortsetzte, verlassen von der ganzen Welt. Dieß Alles wissend, können wir mit Stolz und zur Ehre unsres Landes sagen, daß wir gesiegt haben durch unsere eigene Macht, daß der Triumph über die europäische Intervention durch die Söhne Mexiko's ohne Beistand errungen wurde und daß sie keine Veranlassung erhalten haben, sich der Truppen, oder der Waffen, oder des Geldes unserer Nachbarn zu erinnern."

„Die Reden, welche die guten Freunde der Republik bei Banketten gehalten, haben uns zugesagt und die Beschlüsse, gefaßt in gewissen Volksversammlungen, die Thränen von Dinte vergossen bei der Nachricht von unsern Niederlagen, so wie der Ruf der Indignation erhoben durch einige Schriftsteller haben uns einigen Trost gebracht; dennoch müssen wir erklären, daß alle diese Demonstrationen nicht vom Gouvernement ausgingen und daß sie nichts bewirkten in unserm Kampf, in welchem keine andre Hülfe dienlich war als Flinten, Säbel, Munition und das Vertrauen

und die Entschlossenheit unserer Krieger, die sich niemals entmuthigen ließen."

Hierauf zergliedert der Minister die drohende und arrogante Note des (der mexikanischen Regierung nicht einmal als Gesandten vorgestellten) Herrn Campbell, die er also charakterisirt: „Es ist ein Dekret mit aller seiner Ungenirtheit und Bitterkeit, ohne einen Versuch des Herrn Campbell, es in eine freundliche und höfliche Form einzukleiden", — und ruft dann aus: „Wir haben immer geglaubt und glauben jetzt mehr, als je, daß die Zeiten vorbei sind, wo fremde Minister sich solche feudale Sprache bei Mittheilungen an unser Gouvernement herausnehmen durften und ihre erste Phrase eine Drohung war. Wir glauben, daß ein Volk, welches gekämpft hat wie das unsrige, ein Recht besitzt von den Mächtigen geachtet zu werden, namentlich wenn es selbst eine Macht ist. Wir glauben, daß wir jetzt in eine Periode der Größe und Majestät eingetreten sind, daß wir Andren in dem nämlichen Ton zu antworten haben, in welchem sie uns anreden, und mit dem Lächeln der Verachtung die Drohungen begrüßen können, die uns im vorigen Jahr zittern machten und Erklärungen abnöthigten.

„Das Gouvernement der Ver. Staaten, als ein leidenschaftloser Zuschauer, ist gestört worden durch unser Blutvergießen und unser Unglück! Wir, welche die Handelnden in dem Drama waren, haben ein andres Gefühl in der Sache.

„Wird unsre Gerechtigkeit den Strom der Sympathie jenes Gouvernements hemmen? Es würde grade die rechte Zeit für solchen Verlust sein. Wir würden seine Sympathie entbehren können wie wir die Sympathie der ganzen Welt zu entbehren hatten fünf Jahre lang.

„Werden aus diesem Grunde civilisirte Nationen aufhören, die mexikanische Republik zu achten?

Welche zivilisirte Nationen sollen dieß sein? Die europäischen Monarchien? Was liegt uns an dem Haß der infamen Monarchien, denen wir die Intervention, die Schrecken des Kriegs und das Maximilianische Regiment zu verdanken haben! Was kann ihr Haß uns bringen, das er uns nicht schon gebracht hat? Und welche Befürchtung kann er für die Zukunft erregen? Was thaten jene zivilisirten Nationen, als sie von den Schlächtereien der französischen Kriegsgerichte, von der Niederbrennung ganzer Städte hörten und als sie vor dem Schaffot standen, das durch den Befehl vom 3. Oktober errichtet wurde?

„Ja, was sprechen wir von zivilisirten Nationen! Wo war das nordamerikanische Gouvernement und was that es zur Milderung der Bestrafung von Gefangenen, als die unglücklichen Republikaner Mexiko's barbarisch hingemordet wurden durch Diejenigen, zu deren Gunsten das nämliche Gouverment jetzt an unsre Barmherzigkeit appellirt?

„Die Schuld lag daran, daß es damals nicht mit dem Kaiserreich kommunizirte! Aber verhandelte es nicht über gewisse Maßregeln mit dem Kaiser von Oestreich, dem Bruder des Usurpators, und dem Kaiser der Franzosen, seinem Herrn und Beschützer?

„Ja, das Gouvernement zu Washington mit aller seiner Macht und seinem Ansehen that nichts für die Märtyr-Republik und ließ deren Helden als Banditen schelten und ihre Behörden als Henker brandmarken. Und jetzt, nachdem die tapfere Republik sich als Siegerin erhoben, jetzt, nachdem das Schicksal und der Heldenmuth ihrer Krieger die Piraten und Verräther in ihre Hand geliefert, jetzt, wo die nationale Gerechtigkeit, die Sittlichkeit und der Schmerz einer Nation, die so viel gelitten, eine gerechte Strafe für diese Men-

schen verlangen, welche unsre Soldaten mit Recht Banditen nennen können, jetzt wird zu ihren Gunsten unsre Barmherzigkeit angerufen, jetzt schwätzt man von Zivilisation und verlangt Straflosigkeit für diese europäischen Abenteurer, welche als Söldlinge einem Despoten dienten mit der alleinigen Mission, Mexikaner zu morden!

„Man sagt uns, daß wir das Heiligthum unserer Justiz öffnen müssen, damit ein Beamter der Ver. Staaten seinen Sitz auf der Richterbank einnehme und wir ihm unsre heiligen Gesetze zu Füßen legen. Und dann soll dieser amerikanische Beamte, dem nichts daran liegt, was wir erduldet haben, kaltblütig die Usurpatoren, die Flibustier und 500 Verräther freigeben, die das Land ihrer Geburt mit Blut getränkt haben!

„Dieß würde nicht bloß absurd, es würde lächerlich sein und wenn unsre Siege uns zu einer höheren Stellung in der Meinung der zivilisirten Welt erhoben, so würden wir durch einen einzigen Akt der Schwäche diese Stellung wieder verloren haben.

„Die Bestrafung der Schuldigen ist das eigenste und unveräußerliche Recht einer Nation. In Sachen der innern Gesetzgebung sollte kein Recht zu handeln Andern geopfert werden, mögen sie Freunde oder Brüder sein.

„Was würde das amerikanische Gouvernement sagen, wenn wir die Enthauptung von Jeff. Davis und seiner Mitschuldigen verlangten, uns auf die Thatsache berufend, daß die Sezessionisten sich beeilten das Kaiserreich anzuerkennen, mit den europäischen Eindringlingen sympathisirten und die mexikanischen Republikaner verfolgten? Wir wären begierig die Entgegnung des Herrn Seward zu sehen.

„Die Ver. Staaten müssen eine niedrige Vorstellung von der Würde Mexiko's haben, wenn sie

sich einbilden, daß sie jemals einen Einfluß auf unsere innere Politik ausüben können. Unser Gouvernement muß gerecht sein. Seine Energie in dem letzten Kampf liefert hinreichende Bürgschaft für die Energie, die es in der Stunde des Sieges entfalten wird. Gebildete und freie Nationen werden, den Versicherungen des Herrn Campbell zum Trotz, unsern Triumph mit Enthusiasmus begrüßen."

So weit der mexikanische Minister. Ich habe mich nicht enthalten können, beinah seinen ganzen Artikel zu übersetzen. Jeder wahre Republikaner wird den Inhalt billigen, so wie jeder billig Denkende die Stimmung erklärlich finden wird, in welcher ein Volk, das vom Auslande einerseits so schändlich behandelt und andrerseits so schmählich im Stich gelassen worden, sich für den Augenblick unfreundlich auch von der Nachbar-Republik abwendet. Man schlägt jetzt Lärm wegen des Fremdenhasses, der sich namentlich in den Aeußerungen des kommandirenden Generals Escobedo ausspricht. Gibt es ein leichter erklärliches und mehr berechtigtes Gefühl, als diesen Haß? Welches Volk hat mehr von den Fremden zu erdulden gehabt, als das zerfleischte Mexiko? Und welches hat auch seinen natürlichen Bundesgenossen gerechtere Vorwürfe zu machen, als diese gehetzte Republik, deren mächtige Nachbarin sie nicht blos hülflos sich verbluten sah, sondern sogar indirekt durch eine wahrhaft ruchlose Unterstützung des gemeinsamen Feindes sie bekämpfen half? Wenn Herr Seward und der Kongreß nichts Andres auf dem Gewissen hätten, als ihr Verhalten in der mexikanischen Frage, so reichte dieß Eine schon hin, sie mit unauslöschlicher Schmach zu bedecken. Die Zurechtweisung, wodurch Herr Altamirano sie bloßstellt und beschämt, ist ein wahres Brandmal und sie haben es wohl verdient. Um so mehr ist

es jetzt die Pflicht des amerikanischen Volkes, die Mexikaner nicht entgelten zu lassen, daß sie mit ihren Vorwürfen im Rechte sind, und ihnen als wahre Republikaner die Hand zu einem aufrichtigen Bündniß gegen alle Feinde der Republik zu reichen.

* * *

Es ist hin und her gestritten worden über die Frage, was Voltaire unter dem Wort "ecraser l'infame" verstanden habe. Der Eine meint, er habe bloß la superstition (Aberglauben), der Andre, er habe die Inquisition gemeint. Es ist aber durch Vergleichung verschiedener Stellen und durch unzweideutige Aeußerungen, namentlich in seiner Korrespondenz mit Friedrich II., der ebenfalls den Ausdruck häufig gebraucht, festgestellt, daß er sich darunter die Zerstörung der (Glaubens-) Religion überhaupt, namentlich der christlichen, gedacht hat. Besagter Friedrich, der darüber am Besten urtheilen konnte, gibt ihm auch das Zeugniß:

"Il terrassa l'erreur et la religion".

* * *

A. Ruge schreibt öffentliche Briefe an Herrn Bismarck, worin er ihm zuredet, der „Revolution" zuvorzukommen durch „Reform". Ruge ist noch immer der alte Diplomat, der in ihm sogar dem Philosophen ein Schnippchen schlägt. Wie könnte er sonst so unlogische Forderungen stellen? Obschon Republikaner, stellt er sich auf den Standpunkt der „konstitutionellen" Eunuchen, worauf das Königthum als eine prinzipiell gerechtfertigte Institution erscheint, deren Erhaltung, statt Vernichtung, der Zweck ist, und so geht er denn Hand in Hand mit Leuten wie der Löwe von Kalbfleisch, der ganz das nämliche Rezept geschrieben, das jetzt der

Philosoph Ruge zum Besten gibt. Der Philosoph sagt ihm, daß das Königthum auf dem Weg der „Reform“ zuletzt zu seiner eigenen Vernichtung gelangen müßte, daß aber kein König blind oder liberal genug ist, als Reformator Selbstmord zu begehen, also auch die Waffe dazu nicht seinen Feinden zu lieb in die Hand nimmt. Ihm dazu rathen, ist daher entweder ein Pfiff, durch den man Niemanden täuscht, oder eine Inkonsequenz, durch die man sich selbst blamirt. Als Republikaner muß Ruge den Ruin des Königthums und des Königs von Preußen wollen; als denkender Mensch muß er wissen, daß dieß Resultat nur durch die Revolution erreicht werden kann. Wenn er ihm nun räth, dieß Resultat durch Reform fern zu halten, so stellt er sich dar entweder als fürsten-rettenden Republikaner, oder als gedankenlosen Schwätzer. Sein Hang zum Diplomatisiren aber, der überall die entscheidende Spitze umgeht, läßt ihn ganz übersehen, in welche falsche Position er geräth, und so gesellt er sich den zahlreichen Wort-führern der Halbheit zu, welche den Geist des Volks in einer endlosen Verwirrung gefangen halten.

* * *

Zu denjenigen Zeitungen, welche wenigstens die Neigung zeigten, derjenigen Weltanschauung, welche jetzt unter den radikalen Teutschen die herrschende ist, das Wort zu reden, gehört die „Westliche Post“ in St. Louis. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die frühere Redaktion jenes Blattes materialistischen Ansichten huldigte. Sie hat das hinlänglich zu verstehen gegeben, und wenn sie auch nicht wagte, entschieden dafür Pro-paganda zu machen, hat sie sich wenigstens weit genug ausgesprochen, um ihr Blatt nicht zum Organ einer entgegengesetzten Richtung machen zu können. Das änderte sich aber mit einem Mal,

als der Diplomat und Spekulant Schurz an die Spitze der Redaktion trat. Einem Menschen, der sich jeder „radikalen" Richtung anschließt, wenn sie die herrschende ist und auf einen Gesandtschafts-posten oder in den Kongreß führen kann, aber mit wahrer Todesangst jede Manifestation vermeidet, die ihn bei der herrschenden Partei kompromittiren könnte, muß es, welche Ueberzeugung er auch in sonstigen Dingen hat, als ein wahrer Wahnsinn erscheinen, durch Vertretung verhaßter Wahrheiten sich den Weg zu seinem einzigen Lebens- und Strebensziel zu verlegen. Ob Herr Schurz auch in die Kirche geht, weiß ich nicht; ich bin aber überzeugt, daß kein Preis, der nicht in einer Stelle oder in Geld besteht, ihn bestimmen könnte, sich öffentlich zum Atheismus zu bekennen. Es wird ihn nicht beleidigen, wenn die Leute ihn für den frommsten Christen d. i. Beförderer der Dummheit halten — in der "Post" zu Detroit hat er sich ja sogar als Champion des Bibelglaubens ausgezeichnet —; aber es würde ihm den Schlaf rauben, wenn er in den Verdacht geriethe, über den religiösen Unsinn erhaben und ein Vertreter der Vernunft zu sein. Man denke sich das Schreckliche seiner Lage, wenn er seinem anzeigerlichen Antagonisten, der ihm schon in unverfänglichen Dingen so viel Gelegenheit gibt, sich zu blamiren, Stoff lieferte für die Anschuldigung, daß er ein Feind der Religion, ein Antichrist, ein gottloser Infidel sei! Kurzum, seitdem Herr Schurz an der Redaktion der „Westl. Post" betheiligt ist, hat dieselbe nicht bloß jede Andeutung über antireligiöse oder gar materialistische Theorien vermieden, sondern sie hat wiederholt Gelegenheit gesucht, gegen dieselben aufzutreten. Das letzte Mal geschah dieß in einer „Chicagoer Correspondenz". Ihr kurzer Sinn ist:

Der frevelhafte Menschengeist glaubte in unserer

Zeit zu einer richtigeren und höheren Weltanschauung gelangt zu sein, als er in der früheren erreicht hatte, wo er die ganze Welt mit Gespenstern bevölkerte, und die Vertreter dieser Weltanschauung sind die Materialisten, diese „beschränkten Köpfe“. Sie zu widerlegen, ist überflüssig. Es genügt, zu sagen, daß sie, obgleich schon mehrere Jahre thätig, die Welt noch immer nicht reformirt haben. Das liegt aber nicht daran, daß die intelligenten Katholiken, Methodisten u. s. w. sich nicht sofort zu ihrer Höhe emporschwingen konnten, oder daß eingebildete und feige „Radikale“ mit Gänsefüßen sie nicht unterstützten, sondern hauptsächlich daran, daß sie keine „Ethik“ haben. Wohin sie damit kommen, sieht man in Paris, wo der Bonapartismus herrscht und die Hurerei. Aber das Heilmittel findet sich von selbst ein. „Der Aschermittwoch fordert seine Rechte und Alles beginnt wieder in die Kirche zu gehen.“

So schreibt ein teutscher „Radikaler“ und ein „radikales“ Blatt und zwar in jenem stupiden Ton überlegener Süffisance, den alle eingebildeten Kleingeister da annehmen, wo ihnen die Verurtheilung einer verhaßten Richtung durch das Bewußtsein erleichtert wird, daß sie den Pöbel hinter sich haben.

Richtig oder falsch? Wahr oder nicht? Das ist die entscheidende Frage bei allen Untersuchungen. Wollte oder könnte man den Korrespondenten der „Westl. Post“ nöthigen, nachzuweisen, daß der Materialismus, der eben von „Thatsachen“, nichts als „Thatsachen“ ausgeht, die Wahrheit zur Feindin habe, so wäre er natürlich verloren sobald er die Feder ansetzte. Aber um die Wahrheit ist es eben solchen Genie's nicht zu thun. Sie wissen, daß sie die materialistische Doktrin nicht widerlegen können, und haben ihr auch keine andre entgegenzusetzen. Da sie aber zu unehrlich oder

zu feige sind, ihr zu huldigen, oder die Eitelkeit sie kitzelt, mit einer simulirten Ueberlegenheit über Ansichten zu glänzen, zu deren Entwicklung sie nichts beigetragen haben, so befleißigen sie sich einer Verwerfung mit unbestimmten Phrasen, oder einer Verurtheilung auf lügenhafte Beschuldigungen hin. Hätte der Aschermittwochsmann gelesen, was die „deutschen Radikalen" geschrieben, oder nicht absichtlich ignorirt, was er gelesen, so müßte er wissen und bezeugen, daß die „Ethik" grade den Hauptinhalt ihrer Schriften bildet und daß diese Ethik, an die Stelle der Religion gesetzt, die ganze Menschheit humanisiren und beglücken müßte. Und scheute er sich nicht, mit der brutalsten Ungerechtigkeit die brutalste Hirnlosigkeit zur Schau zu tragen in der Einbildung, den geistreichen Kritiker zu spielen, so hätte er nicht den Frevel begehen können, dem „Mangel an Ethik", den er dem Materialismus vorwirft, die verrottete und entmenschte Skandal- und Hurenwirthschaft unter dem Pariser Banditen-Regimente auf die Rechnung zu schreiben. Einer Logik, wie diese Rechnung ausweis't, bin ich noch nie begegnet. Sie könnte aber noch frevelhafter und noch stupider sein, Herr Schurz hätte ihr dennoch nicht die Thüre gewiesen, denn sie schlägt die Materialisten und rettet die Religion.

Die Religion? Man versuche nicht zu erstaunen, wenn man den Vernichter des Materialismus und den Vertreter „der Rechte des Aschermittwochs" zum Schluß in folgender Weise als Ritter Georg den Drachen der religiösen Beschränktheit erlegen sieht, welche er früher zur Retterin aus den Schrecknissen des Materialismus gemacht hat:

„Auf einer höheren Terrasse als 1854 muß von uns der Kampf gegen die religiöse Beschränktheit aufgenommen, das Recht der innern Weltanschau-

ung auf der andern Seite durch reformirendes Besitzergreifen aller Lebensgebiete sich kräftig umfassend und großartig erweisen. Nur die St. George besiegen den Drachen im Gebirge."

Was ist die höhere Terasse? Was ist die innere Weltanschauung? Was ist das reformirende Besitzergreifen? Was ist das umfassende und großartige Erweisen? Und zwar Alles im Gegensatz zum Materialismus? Phrasen, aufgeblasene Phrasen eines aufgeblasenen dummen Jungen — weiter nichts.

Das lautet klobig, aber ich weiß keine passendere Bezeichnung. Ich habe seit vielen Jahren mit allerlei Gegnern des Materialismus zu thun gehabt, aber nicht ein einziger von ihnen hat ihn ehrlich angegriffen und mir ehrlich Stand gehalten, alle aber haben sich jenes unausstehlichen Tones einer geringschätzenden Süffisance befleißigt, die den Sieg vorwegnimmt ohne die Fähigkeit und den Willen, ihn wirklich zu erringen. Und alle diese Gegner waren „radikal". Solche Erfahrungen mit rohen Preßbengeln, oder inkurablen Pfaffenknechten zu machen, kann sogar amüsiren und Stoff für den Humor liefern. Aber wer sie unaufhörlich nur mit Vertretern der „Bildung", des „Denkens", der „Wissenschaft" und des „Radikalismus" zu machen hat, dem muß zuletzt die Geduld vollständig ausgehen. Ich werde nie eine ruhige und freundliche Diskussion über den Materialismus wie über jedes andre Thema, das ich zu beurtheilen im Stande bin, einem ehrlichen Gegner versagen oder verleiden, welcher, selbst von einer begründeten Ueberzeugung ausgehend, Argumente entweder mit Argumenten schlägt, oder, wenn er sie nicht entkräften kann, ihre Gültigkeit anerkennt. Gegner aber, die eine Lehre, welche von den ausgezeichnetsten Denkern und Zierden der Wissenschaft vertreten ist, nur mit

wegwerfenden Phrasen widerlegen, oder auf verleumderische Beschuldigungen hin verurtheilen, kann ich nur als dumme Jungen, oder als ehrlose Gesellen behandeln.

* * *

Auf dem Genfer Friedens-Kongreß hat Herr K. Vogt dem perfiden Fazy die Stange gehalten. Herr Vogt ist ganz am Platz, wo es sich um naturwissenschaftliche Fragen und Zerstörung des Gespensterspuks in der Natur handelt, aber aus der Politik sollte man ihn fern halten. Von einem politischen Radikalen hat er keine Faser. Deshalb bleibt er auch, trotz seinem Materialismus, bei allen politischen Halblingen und Reaktionairen möglich und hoffähig. Das Geheimniß scheint in seinem Magen zu liegen. Lecker-Fresserei und politische Konsequenz und Grundsatzfestigkeit passen nicht zusammen.

* * *

Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. Von K. Marx. Erster Band. Produktionsprozeß des Kapitals. O. Meißner in Hamburg.

„Was ich in diesem Werk zu erforschen habe, ist die kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechenden Produktions- und Verkehrsverhältnisse." „Der zweite Band dieser Schrift wird den Circulationsprozeß des Kapitals und die Gestaltungen des Gesammtprozesses, der abschließende dritte Band die Geschichte der Theorie behandeln."

So wird in der Vorrede der Inhalt angegeben.

„Das Kapital." Deckt das Wort „Kapital" die ganze „politische Oekonomie"? Nach dem Inhalt des ersten Bandes zu urtheilen, den ich nur durchsehen, nicht durchlesen konnte, ist es dem Verfasser hauptsächlich um den alten Gegensatz von „Kapital und Arbeit" zu thun. Eine Besprechung dieses Thema's kann aber keine erschöpfende „Kritik der

politischen Oekonomie" sein. Ferner ist „politische Oekonomie" so wenig wie etwa Philosophie, Politik u. s. w., in ihrer Allgemeinheit als Gegenstand der Kritik aufzufassen. Man kann ein philosophisches und ökonomisches System, oder alle solche Systeme zusammen, kritisiren, nicht aber die Philosophie und die politische Oekonomie im Allgemeinen. Es ist daher nicht abzusehen, was eigentlich mit dem Titel der vorliegenden Schrift gemeint ist. Noch weniger ist nach der Inhaltsangabe zu erkennen, weshalb der Verfasser die „politische Oekonomie" „kritisirt", ob er schließlich etwa ein neues „System" den bisher aufgetauchten entgegenzustellen habe und worin dieses bestehe. Er hat bisher als Kommunist gegolten. Kommunismus bedeutet Abschaffung des Privateigenthums und gemeinsame „Oekonomie" der Gesellschaft. Wenn nun Herr Marx die jetzige Gesellschaft und die ihr entsprechenden ökonomischen „Systeme" vom Standpunkt der Kommunisten „kritisirt" hätte, um zu zeigen, daß sie schließlich auf den Kommunismus hinauskommen müsse, so wäre seine Tendenz klar, man wüßte, woran man wäre, und er selbst zeigte, daß er ebenfalls wüßte, woran er wäre. Wer der Wahrheit dienen will, muß vor allen Dingen sagen, was er selbst für Wahrheit hält, und dann kann er im Gegensatz dazu mit Erfolg Das kritisiren, was er für falsch hält. Aber es scheint, Herr Marx kann über die alte, ausschließlich negative Tendenz nicht hinaus und auch in seinem Lieblingsfach, der „politischen Oekonomie", keinen positiven Standpunkt gewinnen.

Für ihn als Schriftsteller ist aber das Schlimmste, daß er für Das, was er zu sagen hat, eine Form wählt, die nicht bloß vom Lesen abschreckt, sondern das Lesen gradezu unmöglich macht. Ich habe, wenn auch mit seinen Ansichten

von früher her nicht einverstanden, sein Talent und seine Kenntnisse stets willig anerkannt und daher sein Buch ohne Vorurtheil, ja mit dem besten Willen in die Hand genommen, darin etwas Originelles oder Neues zu finden und etwas daraus zu lernen. Aber eine ungenießbarere Lektüre, als dieses Buch, ist mir nicht vor Augen gekommen, seitdem ich (vor 22 Jahren) den vergeblichen Versuch gemacht habe, die Hegelsche Gaunersprache zu verstehen. Herr Marx behandelt die Industrie und Oekonomie in Hegelscher Sprache. Ob er das thut, um mit dem Ansehen des unverständlichen Gelehrten zu prunken, oder ob er solcher Sprache bedarf, um seine Begriffskünstelei und Spitzfindelei „wissenschaftlich" einzukleiden, weiß ich nicht. So viel aber ist mir klar, daß er mit seinem Buch — angenommen, der Inhalt sei ein möglichst werthvoller — nicht das Mindeste wirken kann schon aus dem einfachen Grunde, weil kein vernünftiger Mensch im Stande ist, es durchzulesen oder gar zu verstehen. Ich greife als Beispiel die erste beste Probe heraus. Er macht eine, durch ein Dutzend Seiten durchgeführte Zusammenstellung zweier „Werthe", die er durch 20 Ellen Leinwand und 1 Rock repräsentiren läßt, und bedient sich dabei folgender Sprache:

I. Erste oder einfache Form des relativen Werthes: 20 Ellen Leinwand = 1 Rock. (x Waare A = y Waare B.)

Diese Form ist etwas schwierig zu analysiren, weil sie einfach ist.* Die in ihr enthaltenen und unterschiedenen Bestimmungen sind verhüllt, unentwickelt, abstrakt und daher nur durch einige Anstrengung der Abstraktionskraft auseinander-

* Sie ist gewissermaßen die Zellenform oder, wie Hegel sagen würde, das An sich des Geldes.

und festzuhalten. So viel ergibt sich aber auf den ersten Blick, daß die Form dieselbe bleibt, ob 20 Ellen Leinwand = 1 Rock oder 20 Ellen Leinwand = x Röcke. Leinwand kommt auf die Welt in Gestalt eines Gebrauchswerthes oder nützlichen Dings. Ihre steifleinene Körperlichkeit oder Naturalform ist daher nicht ihre Werthform, sondern deren grades Gegentheil. Ihr eigenes Werthsein zeigt sie zunächst dadurch, daß sie sich auf eine andre Waare, den Rock, als ihr Gleiches bezieht. Wäre sie nicht selbst Werth, so könnte sie sich nicht auf den Rock als Werth, als ihresgleichen, beziehen. Qualitiv setzt sie sich den Rock gleich, indem sie sich auf ihn bezieht als Vergegenständlichung gleichartiger menschlicher Arbeit, d. h. ihrer eigenen Werthsubstanz, und sie setzt sich nur 1 Rock gleich statt x Röcke, weil sie nicht nur Werth überhaupt, sondern Werth von bestimmter Größe ist, ein Rock aber grade so viel Arbeit enthält, als 20 Ellen Leinwand. Durch diese Beziehung auf den Rock schlägt die Leinwand verschiedene Fliegen mit einer Klappe. Indem sie die andre Waare sich als Werth gleichsetzt, bezieht sie sich auf sich selbst als Werth. Indem sie sich auf sich selbst als Werth bezieht, unterscheidet sie sich zugleich von sich selbst als Gebrauchswerth. Indem sie ihre Werthgröße — und Werthgröße ist beides, Werth überhaupt und quantitativ gemessener Werth — im Rocke ausdrückt, gibt sie ihrem Werthsein eine von ihrem unmittelbaren Dasein unterschiedene Werthform. Indem sie sich so als ein in sich selbst Differenzirtes darstellt, stellt sie sich erst wirklich als Waare dar — nützliches Ding, das zugleich Werth ist. Soweit

die Leinwand Gebrauchswerth, ist sie ein selbstständiges Ding. Ihr Werth erscheint dagegen nur im Verhältniß zu andrer Waare, dem Rocke z. B., ein Verhältniß, worin die Waarenart Rock ihr qualitativ gleichgesetzt wird und daher in bestimmter Quantität gleich gilt, sie ersetzt, mit ihr umtauschbar ist. Eigene, vom Gebrauchswerth unterschiedene Form erhält der Werth daher nur durch seine Darstellung als Tauschwerth." U. s. w.

Nun frage ich alle Leser, wie heroisch sie auch sein mögen, welcher von ihnen ein, in solcher Sprache geschriebenes Buch von 784 Seiten, dem noch zwei ähnliche Bände folgen sollen, durchlesen würde? Ich habe es im Ernst versucht, weil sich mein Verstand gegen die Annahme sträubte, ein Mensch von Talent könne Jahre lang studiren und Tag und Nacht kritzeln bloß zu dem Zweck, ein Buch zu Stande zu bringen, das kein Mensch von Geschmack und gesundem Verstande durchlesen kann; aber ich mußte von dem Unternehmen abstehen und bin gradezu davongelaufen.

Herr Marx hat den Ehrgeiz, die Welt mit etwas ganz Besondrem überraschen zu wollen. Er wird das mit diesem Buch sicher fertig bringen, wenn auch bloß mit dessen Sprache. Und als ob er Konkurrenten fürchte, welche auf Selbstmord ausgehen, warnt er sie auf dem Titel durch folgenden Wink: „Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten." Unerhörte Naivetät! Er kann sich wegen der Uebersetzung eben so wohl beruhigen wie wegen der in der Vorrede in Aussicht gestellten (erhofften) Anfeindungen, welche höchstens von Freunden der teutschen Sprache ausgehen können. Wenn der Verfasser des Buchs mit dem Leben davon gekommen, der Uebersetzer würde das Ende seiner Arbeit sicher nicht überleben. Wer

wird ein solches Buch übersetzen? Ich erkläre in vollem Ernst und ohne die mindeste Uebertreibung: trotz aller Freiheitsliebe ließe ich mich lieber ein Jahr lang einsperren, als daß ich es unternähme, das Marxsche Buch in verständliches Teutsch zu übersetzen.

Ich prophezeie dem Verfasser, daß sein Werk das Schicksal desjenigen theilen wird, welches er früher mit seinem Pylades Engels gegen Bruno Bauer herausgegeben und wovon er sich so großes Aufsehen versprochen: der Verleger soll mehr Exemplare zurückerhalten haben, als er an Buchhändler versandt hatte. Erklärung des Geheimnisses: sogar die Freiexemplare kamen zurück.

* * *

Nichts ist unter den Amerikanern so selten, wie eine unbefangene, unparteiische Beurtheilung ihrer eigenen Fehler und Mängel. Ihr größter Fehler besteht eben in der Einbildung, daß sie keinen haben, gepaart mit der weiteren Einbildung, daß sie alle Vorzüge in sich vereinigen. Dieser Dünkel ist ein englisches Erbtheil; gleichzeitig aber hindert sie, wiederum wie die Engländer, ihre Abschließung von der Außenwelt an der Ablegung desselben. Die insularische Abschließung Englands, welche ihm die unmittelbare Berührung, die geistige Reibung und den internationalen Austausch mit andren Völkern erschwert, trägt sicher mehr, als eine innwohnende Charaktereigenschaft des Volks, die Schuld an seiner dünkelhaften Selbstgenügsamkeit wie an seinem zähen Konservativismus. Die chinesische Mauer kann eben so gut von Wasser wie von Stein gebaut sein. In ähnlicher Weise, wie die insularische Abgeschlossenheit die Engländer, muß die Abgelegenheit der Ver. Staaten die Amerikaner in der Einbildung bestärken, daß sie eine fertige Welt für sich bilden und von andren

Völkern nichts mehr zu lernen haben. Sie halten sich für die unüberwindlichsten Soldaten, weil sie keine Gelegenheit hatten, sich mit europäischen zu messen. Eben so glauben sie in allen andren Dingen das Höchste zu leisten, weil sie nicht in den Leistungen kompetenter Nachbarn einen belehrenden Maßstab vor Augen haben, oder durch dieselben handgreiflich beschämt werden. Kurzum, ihre Isolirung macht sie beschränkt und der Mangel an geistiger Konkurrenz hindert ihren Fortschritt in geistigen Dingen. Wenn überhaupt, nach einem Schlegelschen Ausspruch, der Geist eine Gabe ist, deren Mangel die Menschen nicht selbst empfinden, so werden sie es um so weniger da, wo ihnen die Gelegenheit fehlt, sich mit Andren zu vergleichen.

Je seltner nun aber die Erkenntniß und das Eingeständniß ihrer Mängel unter den Amerikanern zu finden ist, um so mehr Aufmerksamkeit sollten Diejenigen erregen, welche damit offen vor ihr nativisches Publikum heraustreten. Und meines Wissens hat dieß noch kein Amerikaner mit mehr Unparteilichkeit, Einsicht und Freimuth gethan, als Herr Ch. E. Norton, Redakteur der "North American Review", in einem Vortrag über "Thought in America", den er vor Kurzem in Boston gehalten.

Herr Norton geht davon aus, daß Amerika sich eben so sehr durch die allgemeine Verbreitung eines mäßigen Grades von Intelligenz wie durch den Mangel höherer Bildung auszeichne. In keinem andren Lande finde man neben so wenig grober Ignoranz so wenig gründliche Kenntnisse. Man pflege dieß Durchschnittsmaß von Intelligenz, das zur Aufrechthaltung des demokratischen Gouvernements unentbehrlich sei, für genügend zu halten; aber zur Größe eines Volks sei mehr nöthig, dasselbe bedürfe namentlich jener höheren geistigen Ausbildung, welche ein Geschlecht großer

und origineller Denker erzeuge. Von diesen erhalte dann das Volk geistige Kraft und Inspiration. Geistige Produktivität sei die beste Probe geistiger Kraft und Lebensfähigkeit; Nordamerika aber habe sehr wenig beigetragen zu dem geistigen Fond der Menschheit. Es habe ein gutes Werk vollbracht durch Adoptirung und praktische Nutzbarmachung großer Freiheits-Ideen bei der Gründung seines Gouvernements, aber es habe sehr wenig produzirt in der Sphäre des reinen Denkens. Dazu bedürfe es Männer von höchster Bildung und gründlichen Kenntnissen, diese aber werde es nicht besitzen, so lang es seine Lehranstalten nicht reicher ausstatte und die Früchte der Ausbildung nicht allgemein höher schätzen lerne.

In die Geschichte zurückgehend, weis't Herr Norton nach, daß die Amerikaner in ihrer glorreichsten Zeit nur zwei originelle Denker aufzuweisen haben, nämlich den Philosophen Franklin und den Theologen Edwards, die er für würdig hält, neben Voltaire, Rousseau, Lessing und Johnson genannt zu werden. Seit der Zeit dieser Männer aber sei auf philosophischem Gebiet beinah gar nichts geleistet worden. Auf dem verwandten Gebiet der religiösen Moral haben sich Channing und Parker ausgezeichnet, allein sie seien keine originelle Denker, sondern nur tüchtige Verarbeiter der Ideen ihrer Zeit gewesen. Die Politik habe nur ein einziges Werk von originellem Werth aufzuweisen, nämlich den „Federalist". Die Schriften von Adams, Madison, Monroe und Calhoun, selbst die von Jefferson, seien werthvoll nur als Beiträge zur Geschichte, nicht als Produkte originellen Denkens.

In gleicher Weise mustert der Redner das Feld der politischen Oekonomie, der Geschichtschreibung, der schönen Literatur und der Kunst und überall kommt er zu dem Resultat, daß

Amerika keine oder sehr wenig geistige Repräsentanten aufzuweisen habe, welche denen Europa's an die Seite gestellt zu werden verdienen. „Unsre Kunst ist meistens Nachahmung, unsre Kritik oberflächlich und prätensiös". In Bezug auf die Baukunst hält er seinen Landsleuten trotz dem Girard College und dem Washington Kapitol vor, daß sie kein Gebäude errichtet haben, welches als ein schönes Probestück der Architektur könne betrachtet werden. Er spricht ihnen nicht bloß Ausbildung, sondern auch Geschmack ab und tadelt sie namentlich, weil sie ihr Geld nicht angemessen und nutzbringend zu verwenden wissen. Die Majorität der Reichen habe nur Geschmack für Vergnügungen niederer Ordnung und selbst diese wissen sie nicht zu erlangen. Kein Volk erhalte so wenig für sein Geld wie diese Klasse der amerikanischen Bevölkerung oder wisse so wenig das Leben zu genießen.

Schließlich macht Herr Norton die resümirende Bemerkung, daß, wenn die Amerikaner vom europäischen Geistesleben abgeschnitten wären, sie in Gefahr kommen würden, im Denken so wenig Fortschritte zu machen und in die gleiche geistige Stumpfheit und Selbstgenügsamkeit zu verfallen wie die Chinesen.

Wer das amerikanische Leben unbefangen beobachtet hat, wird jedes Wort des Redakteurs der "American Review" unterschreiben müssen. Aber auch die treffendste Wahrheit kann wirkungslos bleiben, wenn sie nicht die ganze Wahrheit ist. Herr Norton würde ein Reformator seiner Landsleute werden können, wenn er nicht wesentliche Punkte übergangen hätte, welche vor allen andren hervorgehoben werden müssen. Dazu gehört namentlich jene religiöse Versklavung und Verkommenheit der Geister, welche die Gedankenlosigkeit zum Hauptobjekt der Erziehung macht und alle Mittel verschlingt, die der höheren Kultur zu

gut kommen sollten. Das ganze geistige Leben müßte revolutionirt und verjüngt werden, wenn alle die ungeheuren Summen, welche hier für Missions- und kirchliche Zwecke verschwendet werden, zu Errichtung von Universitäten, Kunstanstalten benutzt würden. Aber der Sinn für solche Zwecke kann nicht erwachen, so lang die Kultivirung der religiösen Verdummung, der Konservativismus der Gedankenlosigkeit, als das höchste Ziel des Strebens und das edelste Objekt gemeinnütziger Generosität gilt. Wenn Herr Norton den Reichen vorwirft, daß sie Literatur und Kunst nicht zu patronisiren und das Leben nicht zu genießen verstehen, so hätte er sich fragen sollen, wie sie seinem Vorwurf entgehen können, so lang sie einer Geistesrichtung huldigen, welche die Todfeindin aller geistigen Entwicklung und alles humanen Lebensgenusses ist.

Fast eben so mächtige Fesseln, wie die religiöse, legt den amerikanischen Geistern das politische Leben an. Das eine wie das andre ist in stereotype Formen und Kreise gebannt, in denen man, von Autoritäten und Dogmen beherrscht, sich Jahraus Jahrein herumbewegt ohne einen Schritt in freier Anschauung und kritischer Prüfung vorwärts zu thun. Und wenn zu dieser Beschränkung noch der Einfluß des Geschäftstreibens hinzutritt, das die Hauptthätigkeit und das Hauptinteresse der Bevölkerung bei der Dollarjagd absorbirt, zugleich aber die Gesinnung vergemeinert, jeden ästhetischen Keim zerstört und alles Ideale verscheucht, so bedarf es keiner weiteren Thatsachen, um die amerikanische Geistesarmuth und chinesische Anlage vollständig zu erklären. Aber — und das ist die Pointe, auf welche mich die Betrachtungen des Herrn Norton hinleiten — liegt in den Ausstellungen, die er an seinen Landsleuten zu machen hat, nicht zugleich ein empfindlicher Vorwurf für die

amerikanischen Teutschen? Gehören diese fünf Millionen ebenfalls zu den Chinesen, die, wenn sie von Europa abgeschnitten wären, geistig zum Stillstand gelangen oder versumpfen würden? Sind wir nicht das verpflanzte Europa, sind nicht wir es, die den Amerikanern mit Dem aushelfen sollten, was ihnen fehlt? Sind nicht wir es, die den geistigen Sauerteig in dieser stagnirenden Entwicklung bilden sollten und könnten? Ist es nicht eine Schande für uns, daß wir es noch nicht dahin gebracht haben, als solcher Sauerteig zu wirken und anerkannt zu werden? Wer aber hat sich bemüht, dieser Schande zuvorzukommen, außer dem kleinen Häuflein von Radikalen, die bisher vergebens thätig waren, die Theilnahme, den Einfluß und die Mittel ihrer Landsleute auf ein höheres, gemeinsames Ziel hinzulenken?

Herr Norton, der so genau die Mängel der Amerikaner kennt, weiß nichts davon und kein Amerikaner weiß etwas davon, daß der einzige Geist, welcher dem hiesigen aushelfen kann und muß, der teutsche ist. Warum wissen sie es nicht? Weil dieser teutsche Geist selbst es nicht weiß, oder es nicht wissen will, sondern seine Aufgabe, seine Pflicht, seine Ehre noch immer darin findet, als politischer Bedienter der Schleppträger des amerikanischen Chinesenthums zu sein.

* * *

Von der schon früher besprochenen Kappschen „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika“ ist jetzt der erste Band, der sich mit „den Deutschen im Staat New-York bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts“ beschäftigt, vollständig erschienen.

In der Vorrede hatte der Verfasser es als eine seiner Aufgaben bezeichnet, „durch die Erzählung der Geschichte ihrer Vorgänger in seinen hier

ansäßigen Landsleuten den berechtigten Stolz des freien Bürgers zu heben". In der, am Schlusse des ersten Bandes uns jetzt vorliegenden Nachrede („Rückblick und Schluß") eröffnet er diesen Landsleuten die Aussicht, daß sie in den Amerikanern aufgehen werden, daß sie hier als Teutsche keine Zukunft haben können.

Die Geschichte der früheren, längst vollständig vom Amerikanerthum absorbirten Einwanderung, welche, meistens nur den roheren Volksschichten angehörend und durch Elend über das Meer getrieben, diesem Lande keine der Rede werthe Bildungselemente zubrachte und nur in einem halben Dutzend hervorragender Namen einen Anhalt zum Nachweis ihrer einstigen Existenz hinterließ, soll uns den berechtigten Stolz des freien Bürgers" einflößen; die spätere Einwanderung aber, nach Qualität wie Quantität von der früheren ganz verschieden und in beider Beziehung vollkommen befähigt, selbstständig ihren mitgebrachten Kulturinhalt geltend zu machen, soll sich keine andre Bestimmung zutrauen, als die demüthigende, mit jenem Kulturinhalt ihre ganze Eigenthümlichkeit im Amerikanerthum unterzugehen zu lassen. Jener „Stolz" und diese Demüthigung — ist dieser Widerspruch die ganze Lehre, die wir aus der Geschichte einer Einwanderung von 5—6 Millionen Teutschen zu ziehen haben?

Wozu denn, fragen wir, eine Geschichte der „deutschen Einwanderung" als solcher schreiben? Kann sie etwas Andres sein, als die Geschichte des teutschen Futters für den amerikanischen Nationalkörper oder des teutschen Materials für künftige Yankees? War es der Mühe werth, alle geschichtliche Quellen zu studiren, um nachzuweisen, welche und wie viel Teutsche hierher gekommen sind um nicht mehr Teutsche zu sein? Sind Diejenigen, deren Bestimmung von vorn herein ist,

als Das zu verschwinden, was sie sind, oder nur zu sein was Andre aus ihnen machen, ein Gegenstand für besondre Geschichtschreibung? Und können sie in der Geschichte die mindeste Bedeutung und Theilnahme beanspruchen? Sollen die fünf Millionen Teutschen in Amerika etwa einen „Stolz" in dem Gedanken finden, daß ihre amerikanisirten Nachkommen nach hundert Jahren, wie der vom Verfasser erwähnte Sprößling seiner untergegangenen Landsleute in Mohawk-Thal, noch hier und da „die Melodie des alten Volksliedes singen: „Es waren zwei Königskinder"? (Die „Königs"-Erinnerungen waren, wie es scheint, in dem Nachkommen der ehemaligen Unterthanen am Längsten haften geblieben.)

Ich habe Anfangs das Kappsche Buch unter ganz andren Voraussetzungen in die Hand genommen. Ich habe mir gedacht, wer die Geschichte der teutschen Einwanderung schreibt, traut dieser Einwanderung zu, daß sie sich als besondres Volkselement aufrecht erhält, daß sie ihre nachweisbare Spur durch die Geschichte dieses Landes zieht, daß sie derselben einen Stempel aufdrückt, kurz daß sie, trotz ihrer Vereinigung mit einer andren Bevölkerung, ihre Eigenthümlichkeit bewahrt und durchsetzt, so weit die allgemeinen Rücksichten es zulassen. Die Frage ist freilich, ob solche Voraussetzung in den Thatsachen ihre Berechtigung finde. Die Geschichtschreibung hat es mit Thatsachen zu thun und verfehlt ihre Aufgabe, wenn sie dieselben individuellen Wünschen oder Zwecken zu lieb ignorirt oder mißdeutet. Berechtigen also die thatsächlichen Data der Geschichte der teutschen Einwanderung zu dem Schluß, daß sie im Strom der amerikanischen Entwicklung untergehen werde, ohne demselben ihre Färbung zu geben, so mag dieser Schluß gelten. Dann aber kommen wir wieder zu der

Frage: ist es der Mühe werth, eine Geschichte jener Einwanderung zu schreiben, bloß um zu diesem Schluß zu gelangen?

Hat der Verfasser Recht, so handeln diejenigen teutschen Einwanderer am Richtigsten, die sich so bald wie möglich amerikanisiren und das Andenken an ihre Vergangenheit auslöschen; ja, so ist es nicht bloß vernünftig, sondern sogar eine Pflicht, die teutsche Sprache, das mächtigste Mittel zur Fortpflanzung der alten Eigenthümlichkeit, so schnell wie möglich abzuschaffen. Es wäre sogar konsequent gewesen, wenn Herr Kapp seine Geschichte in englischer Sprache geschrieben hätte und zwar als eine Geschichte künftiger Yankees im Raupen- oder Puppen-Zustande.

Ich weiche von den Ansichten des Verfassers über das Amerikanisiren eben so entschieden ab, wie von seiner borussischen Begeisterung für Herrn Bismarck, der, ihm zufolge, durch die Gründung eines neuen Teutschlands der Auswanderung ein Ende macht, während grade Herr Bismarck sich bis jetzt als den kräftigsten Förderer der Auswanderung bewährt hat. Das europäische Teutschland wird dem amerikanischen keinen Abbruch thun durch Entziehung der Einwanderung, so lang es sich nicht als Republik konstituirt. Thut es dieß aber, so wird sein Einfluß wieder so mächtig sein, daß es auch die amerikanischen Teutschen indirekt hebt und hält, so daß sie sich auch dann mit dem Amerikanisiren nicht zu beeilen brauchen.

Doch ich werde gelegentlich auf das Thema zurückkommen.

* * *

Herr Dickens hat also in Boston angefangen, seine vielbesprochenen Vorlesungen zu halten, und, wie sich von selbst versteht, alle Welt ist entzückt davon. Die Zeitungen begleiten jedes Wort, jede

Miene, jeden Gestus mit einem lobpreisenden Kommentar, erkennen in jeder Einzelnheit der vorleserlichen Leistung, die weder Vorlesung, noch Rezitation, noch dramatische Darstellung, sondern ein absurdes, geschmackloses Gemisch von Allem zusammen ist, das Ergebniß eines tiefen Studiums oder einer genialen Inspiration und behandeln überhaupt den ganzen Humbug als ein welthistorisches Ereigniß.

Ich habe nun ebenfalls Gelegenheit gehabt, den berühmten Vorleser zu hören und auf fünfzig Schritte Distance durch ein Opernglas zu besehen und will das Resultat meiner Beobachtungen den Lesern mittheilen.

Die äußere Erscheinung des Herrn Dickens würde Niemanden, der ihn nicht kennt, einen Schriftsteller, noch weniger einen großen Schriftsteller verrathen. Nicht ein Zoll an ihm deutet auf einen geistigen Beruf, oder eine künstlerische Stellung, oder überhaupt auf eine idealische Richtung. Hätte man ihn mir als Unbekannten vorgestellt mit der Aufforderung zu errathen, was er sei oder treibe, und mich z. B. gefragt: ist er Kassirer einer Bank? — so hätte ich geantwortet: leicht möglich. Maître tailleur? Leicht möglich. Großer Billardspieler? Leicht möglich. Hotelinhaber? Leicht möglich. Lockerer Dandy? Wahrscheinlich. Komischer Schauspieler? Sehr wahrscheinlich. Gewandter Taschenspieler? Am Allerwahrscheinlichsten. Allen diesen Qualitäten, auf die ich würde gerathen haben, ist Eins gemein, nämlich ein bewegliches, coulantes Wesen, das mit aller Welt in sicher-dreister und doch nicht abstoßender Weise zu verkehren weiß, ohne für sich selbst einen bestimmten Charakter zu verrathen oder zu behaupten, den alle Welt unterscheiden und anerkennen kann.

Von Körper ist Herr Dickens mittelmäßig groß

und trotz seinem Humor ohne alle Anlage zum Embonpoint. Seine Haare, meistens fehlend, sind ursprünglich dunkel, eben so seine starken Augbrauen. Seine Gesichtsfarbe, die bei anderer Lebensart oder bei einer kleinen Veränderung der Blutmischung blaß sein würde, ist röthlich — jenes, über das ganze Gesicht verbreitete, nicht durch die Haut durchscheinende, sondern in der Haut selbst steckende Roth, welches ich noch stets mit Hartleibigkeit vereinigt gefunden bei Menschen, die dunkles Haar und keine Fettanlage haben. Daß Herr Dickens täglich 8—10 Meilen spazieren geht, was man als eine besondre, natürlich geniale Liebhaberei angesehen hat, ist mir jetzt als eine sanitarische Nothwendigkeit klar. Wenn er es nicht thäte, würde er bald krank und hypochondrisch werden, oder sich durch Medizinen ruiniren müssen.

Die bemerkenswerthesten Theile seiner Physiognomie sind seine dunklen, lebhaften und scharfen Augen, die ihren Ausdruck auffallend ändern können, namentlich mit Hülfe der beweglichen Augbrauen, die beständig auf und niedergehen. Die linke Augbraue richtet sich auch oft unwillkürlich nach Nordwesten auf, eine Einseitigkeit, die man gewöhnlich bei Menschen findet, in denen ein Komiker, oder Schalk, oder auch etwas Schlimmeres steckt. Die Nase mit den weiten, spürenden Nüstern paßt zu den spähenden Augen. Mund und Kinn sind unter dem Bart unerkennbar, wenigstens auf eine Distance von fünfzig Schritten. Die Stirne, obschon durch keine Haargrenze genau abgezeichnet, ist mehr breit als hoch zu nennen. Der Kopf ist mehr rund, als länglich, und von gewöhnlichem Umfang.

Nun zum „Vorleser". Herr Dickens hat einen ganzen Theater-Apparat mitgebracht, der für sein Geschäft geschäftsmäßig eingerichtet ist. Er steht

vor einer röthlichen spanischen Wand mit einer über seinen Kopf herabgelassenen Klappe, damit der Ton seiner Stimme sich nicht nach hinten verliere, sondern ganz in sein Auditorium dringe. Vor sich hat er eine, mit rothem Sammt beschlagene kleine Tribüne, mit einem Aufsatz zur Linken, auf den er sein Buch legt, und einem Absatz zur Rechten, auf welchem die Wasserflasche steht. An jeder Seite seines kleinen Theatergestells ist eine Lampe angebracht; zwischen seiner Tribüne und dem Publikum aber stehen noch ein halbes Dutzend reflektirende Lampen, die ihren vollen Glanz auf den Vorleser werfen. Und dieser Glanz fällt auch auf den dunklen Frack, dessen Knopfloch regelmäßig ein Paar verschiedenfarbige Rosenknospen zieren, und auf eine dunkle Weste, auf welcher zwei massive, nach beiden Taschen laufende und in der Mitte ein Medaillon tragende Uhrketten hangen. Ein Dandy erster, oder vielleicht sechster Klasse würde nicht anders erscheinen. Kaum steht der Dandy vor seiner rothen Tribüne, so beginnt er ohne Weiteres mit geschäftlicher Routine seine „Performance". Was er vorträgt, hat er meistens auswendig gelernt, in das Buch scheint er nur dann und wann pro forma oder zur Abwechselung hineinzublicken. Sein Vortrag ist trotz aller Lebendigkeit und trotz den Variationen, die er ihm je nach dem Inhalt und den redend eingeführten Personen zu geben sucht, meistens eintönig; der Stimme fehlt Kraft und Klang. Die Hände sind in fortwährender Bewegung, so wie die auf und abgehenden Augbrauen und die, meist zwecklos, wenn nicht zu Zwecken der Koketterie, hin und hergeworfenen Augen. Als drastisches Mittel zur Verstärkung des komischen Eindrucks dienen Gesichtsverzerrungen und Grimassen, die häufig an die vulgairsten Kunststücke der niedrigen Komik auf amerikanischen Theatern erinnern. Die

ganze Erscheinung mit ihrer queckſilbernen, franzöſiſchen, beinah affenartigen Beweglichkeit nach allen Seiten und dabei ihrer geſchäftsmäßigen Sicherheit und Methodenhaftigkeit erinnert ſofort frappant an die großen Taſchenſpieler, die fortwährend ihre Hände in Bewegung haben um ihre Kunſtſtücke in's Werk zu richten, während eigentlich ihre Lippen fortwährend beſchäftigt ſind, die Zuſchauer darauf vorzubereiten, oder ihre Aufmerkſamkeit irre zu führen. Die Aehnlichkeit dreht ſich nur in ſo fern um, als im einen Fall die körperlichen Bewegungen dazu dienen, das Geſprochene zu unterſtützen, und im andren Fall das Geſprochene beſtimmt iſt, dem Zweck der körperlichen Bewegungen zu dienen. Wer plötzlich vor den Vorleſer Dickens geſtellt würde ohne Perſon und Zweck zu kennen, würde unfehlbar die rothe Tribüne in's Auge faſſen in der Erwartung, darauf ein wunderbares Taſchenſpielerkunſtſtück ausführen zu ſehen.

Da der Vorleſer Dickens in der amerikaniſchen Tagesgeſchichte eine ſo bedeutende Erſcheinung geworden iſt, habe ich ihn photographirt wie er mir auf fünfzig Schritte Entfernung durch ein Opernglas präſentirt worden, damit meine neugierigen Leſer, die nicht das Glück hatten, ihn zu ſehen, oder $2 erſparen wollen, dennoch in Stand geſetzt werden, ſich ein Urtheil über ihn zu bilden. Wer aber durchaus $2 an ihn wagen will, mag entſcheiden, ob ich ihn richtig oder falſch beurtheilt habe.

Der ganze Eindruck war mir ein höchſt widerwärtiger. Ich frug mich unaufhörlich: iſt dieſer Dandy, dieſer Geſchäftemacher, dieſer Komödiant, dieſer Grimaſſenſchneider der berühmte Schriftſteller Dickens? Und ſo wie er in dieſem Augenblick hier für $2 à Perſon auftritt, ſo will er noch in New-York, in Philadelphia, in Cincinnati, in

Chicago u. s. w. auftreten und überall will er die nämlichen Grimassen schneiden und die nämlichen Töne von sich geben und Alles für das lumpige Geld, wovon er ohnehin schon genug hat? Ich frug mich unaufhörlich, was schwerer sei, sich vorzustellen, daß dieser Grimassenschneider ein berühmter Schriftsteller sein könne, oder daß ein berühmter Schriftsteller im Stande sei, sich als solcher Grimassenschneider zu prostituiren. Wenn ich wieder etwas von Dickens lese, werde ich mich nicht enthalten können, einen andren Maßstab daran zu legen, als bisher.

Aber Herr Dickens ist nun einmal ein „großer Mann" und ein großer Mann mag thun und lassen was er will, er findet, namentlich in dem kritiklosen Amerika, seine Bewunderer für Alles und auch seine Zahler für Alles.

* * *

Wenn ein Teutscher eine Geschichte seiner eingewanderten Landsleute in diesem Lande schreiben wollte, so könnte er dabei z. B. folgende rationelle Zwecke im Auge haben:

1) den Amerikanern zu zeigen, welchen Antheil die Teutschen an dem Gedeihen und Wachsthum dieses Landes haben, welche Verdienste sie sich um den politischen oder sonstigen Fortschritt erworben, wodurch sich Einzelne unter ihnen ausgezeichnet, wodurch überhaupt das teutsche Element eine Bedeutung für die hiesige Entwicklung habe und weshalb es verdiene, in seinen Eigenschaften wie in seinen Ansprüchen und Rechten Anerkennung zu finden; oder

2) den teutschen Eingewanderten selbst zu zeigen, was sie zur Entwicklung dieses Landes beigetragen, ihnen ihre steigende Bedeutung klar zu machen und ein gemeinsames Selbstgefühl beizubringen, sie zur weiteren Geltendmachung ihres

Einflusses zu ermuthigen und zur Erringung oder Behauptung einer würdigen Stellung anzuspornen; oder

3) ihnen ihre Fehler und Mängel in der Vergangenheit zu zeigen, sie über die Ursachen ihres verhältnißmäßig geringen Einflusses auf den Gang der Dinge aufzuklären und sie auf die Mittel zu besserer Geltendmachung, oder zu erfolgreicherer Erfüllung ihrer Aufgabe aufmerksam zu machen.

Für *solche* Zwecke eine Geschichte der teutschen Einwanderung zu schreiben, lohnte sich schon der Mühe. Wer aber von vorn herein erklärte, und zwar mit teutsch-patriotischer Emphase erklärte, er wolle sich solcher Mühe unterziehen um zu zeigen, daß 5—6 Millionen Teutsche in dieses Land bloß eingewandert seien, um darin als Das, was sie von Hause aus d. i. durch Anlage, Erziehung, geistige Bildung und Charaktereigenthümlichkeit sind, unterzugehen und sich in Menschen zu verwandeln, die in wesentlichen Dingen ihren direkten Gegensatz darstellen, den würde man gradezu für einen Thoren erklären müssen.

Wie wir gesehen, hat Herr Fr. Kapp seine Geschichte der teutschen Einwanderung zwar nicht zu solchem *Zweck* geschrieben, aber er ist in einem Nachwort zu solchem *Resultat* gekommen. Ich will annehmen, daß er über dieß Resultat erst mit sich einig geworden, nachdem er die Geschichte schon geschrieben hatte, denn sonst würde er sich zu dem Unternehmen schwerlich haben entschließen können; aber durch solche Annahme wird der Widerspruch nicht aufgehoben, in dem jenes Resultat mit dem Unternehmen steht, zumal da die Vorrede einen ganz andern Schluß erwarten ließ. Der Widerspruch ist offenbar begründet in einer Unklarheit und Unentschiedenheit, welche auf der einen Seite die Bedeutung der

teutschen Einwanderung anerkennt, auf der andren aber sich von dem herrschenden Amerikanerthum zu sehr imponiren läßt, um jene Anerkennung bis zur Foderung einer selbstständigen Geltendmachung durchzuführen. Entweder haben die Teutschen als solche eine Bedeutung und Berechtigung und dann sollen und werden sie sie auch behaupten; oder sie haben keine und dann sollten sie sobald wie möglich als Teutsche verschwinden. Das wäre die l o g i s c h e Folgerung. Herr Kapp aber folgert, daß sie trotz ihrer Bedeutung und Berechtigung verschwinden sollen und werden.

Da dessen Geschichte der teutschen Einwanderung sonstiger Vorzüge wegen allgemeine Anerkennung gefunden und in diese Anerkennung auch seine Ansicht über die Aufgabe und Zukunft jener Einwanderung mit eingeschlossen werden könnte — eine Ansicht, die ohnehin schon von gewissen Seiten eifrig vertreten wird —, so verlohnt es sich der Mühe, dieselbe einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

In der Schlußstelle, in welcher der Geschichtschreiber der teutschen Einwanderung ihr sein Todesurtheil verkündet, heißt es u. A.:

„Nicht in der Absonderung von den amerikanischen Bildungselementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden deutschen Staate, einer deutschen Utopia, kann sie gedeihen, nicht abseits vom Wege, sondern mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger ist ihr eine erfolgreiche und Segen bringende Thätigkeit vorgezeichnet. Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann sie nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt kann sie im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschaale werfen, und ihr Einfluß wird um

so tiefer gehen, ein um so größeres Feld der Bethätigung sich schaffen, je weniger tendentiös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat."

„Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Wiederauferstehung."

„Also entweder Deutscher oder Amerikaner; der Deutschamerikaner ist nur ein Uebergang, der in der zweiten Generation verschwindet. Wer deutsch sein will, der bleibe entweder zu Hause oder kehre in die Heimath zurück, denn die Auswanderung ist für den Einzelnen, welcher zu ihr greift, der nationale Tod."

Alles Das lies't sich ganz geläufig und mag von oberflächlichen Lesern als genügende Belehrung angenommen werden; bei näherer Prüfung lös't es sich auf in leere Phrasen, falsche Voraussetzungen und grelle Widersprüche, wie ein Eingehen auf das Einzelne zeigen wird.

„Absonderung von den amerikanischen B i l d u n g s - Elementen" hat noch kein zurechnungsfähiger Teutscher befürwortet, sondern Widerstand gegen die amerikanischen R o h h e i t s - Elemente, welche die „f r e m d e" Bildung geringschätzen und zurückstoßen weil sie fremd ist; eben so wenig ist es je einem Teutschen von nur 18 Zoll Schädelumfang (unter 18 Zoll beginnt bekanntlich das Idiotenthum) eingefallen, „das Heil in p h a n t a s t i s c h e n Träumen von einem deutschen Staat, einer deutschen U t o p i a" zu suchen. Dagegen hat es Teutsche von ganz nüchternem Verstande gegeben und es gibt deren noch, die nicht einsehen, warum nicht die Teutschen sich eben so gut bis zum Umfang eines Staats wie zum Umfang eines

Dorfs vereinigen und warum sie nicht in einem Staat, worin sie die Mehrheit haben, eben so wohl den Ton angeben, Gesetze machen, Einrichtungen schaffen, überhaupt zeigen sollen, was Teutsche in der Freiheit vollbringen können, wie sie dieß in einer Kolonie, einem Dorf, oder einer Stadt thun, worin sie die Mehrheit haben. Die Geläufigkeit, womit gewisse Leute gleich mit Phantastereien, Träumen und Utopien um sich werfen, sobald davon die Rede ist, daß die Teutschen in Masse irgend etwas selbstständig und auf ihre Faust zu Wege bringen und behaupten sollen, zeugt bloß von jenem niederträchtigen Unterthanen- oder Bedientengeist, der ihnen überall einen Hinterplatz oder eine abhängige Stellung anzuweisen sucht, um sich bei den amerikanischen Herrn verdient zu machen. Außer einer etwa behaupteten inneren Unfähigkeit, selbstständig ein Gemeinwesen zu gestalten und zu verwalten, ist in der ganzen Welt kein vernünftiger Grund dagegen aufzufinden, daß die Teutschen in den Ver. Staaten eben so gut teutsche Staaten bilden könnten, wie in der Schweiz die Franzosen und Italiener französische und italienische Kantone bilden. Diese Nationalitäten schließen sich dadurch eben so wenig von der Schweiz aus wie sie den teutschen Schweizern verwehren, sich unter ihnen niederzulassen, und umgekehrt. Wer sie deshalb Phantasten und Utopisten schelten wollte, weil sie, nach Anlage, Sitte, Sprache und Erziehung zusammengehörig, sich auch am Wohlsten befinden, wenn sie beisammen wohnen, den würden sie gradezu in's Narrenhaus verweisen und mit Recht.

„Mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger." Schließt sich eine teutsche Gemeinde oder ein teutscher Staat etwa durch seine bloße Existenz von jenem Leben aus? Müssen die Teutschen als von den Amerikanern ausge-

schlossen betrachtet werden, sobald sie nicht um den andren Mann ein Paar dominirende Amerikaner zwischen sich haben? Grade wo die Teutschen durch Vereinigung eine eigene Basis des Lebens und Strebens haben, können und werden sie mit dem der „amerikanischen Mitbürger" konkurriren, während sie, unter die Amerikaner einzeln versprengt, ohne Halt bleiben und trotz abweichenden Zwecken, Ueberzeugungen und Interessen ohnmächtig mit dem Strom fortgerissen werden. Warum haben die Teutschen besondre Wirthshäuser, Gesellschaften und Volksversammlungen, wenn sie nur „unter ihren amerikanischen Mitbürgern" „leben und streben" sollen? Das Alles läßt man gelten, so lang sie nichts Andres wollen, als die Bedienten dieser amerikanischen Mitbürger sein; sobald sie sich aber auch nur in einem Dachstübchen über einen eigenen Zweck besprechen, „sondern sie sich ab" und die teutschen Bedienten vereinigen sich mit den amerikanischen Knownothings in dem Geschrei, sie wollten die Union sprengen, um ein teutsches Utopien zu schaffen.

„Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann sie nicht sein." Eine Nation sein will und soll sie auch nicht. Das wäre ein Unsinn. Aber sie kann und soll ihre teutsche Nationalität festhalten, trotz dem amerikanischen Bürgerthum; sie soll diejenigen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, die der Erhaltung und Geltendmachung werth sind, erhalten und pflegen, sie soll ihren unterscheidenden Charakter behaupten und mit diesem ausgerüstet ihre republikanischen Rechte ausüben zur Durchführung ihrer Gedanken im eigenen wie im allgemeinen Interesse.

„Sie soll die Schätze ihrer Gedankenwelt im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Waagschaale werfen und an Dem festhalten, was Deutschland der Welt

Großes und Schönes gegeben hat." In der That? Weiter unten erfahren wir, daß wir „entweder Deutsche oder Amerikaner" sein müssen, ja: „wer deutsch sein will, der bleibe entweder zu Hause, oder kehre in die Heimath zurück, denn die Auswanderung ist für den Einzelnen, welcher zu ihr greift, der nationale Tod". (Im Vorbeigehen mögten wir den Geschichtschreiber der teutschen Einwanderung, der zugleich Lobpreiser des Bismarckschen Vaterlandes ist, fragen, ob er „Deutscher", oder ob er „Amerikaner" sei?)

Also wir sollen die Schätze der teutschen Gedankenwelt, kurz alles Dasjenige festhalten und geltend machen, was den wahren Teutschen ausmacht, und doch sollen wir den Teutschen loszuwerden suchen, um „Amerikaner" zu werden! Es ist das jeden Falls ein Kunststück, wozu mehr gehört, als uns Herr Kapp in seiner geschriebenen wie in seiner erlebten Geschichte gelehrt hat. Ich für meine Person habe mich seit 17 Jahren nach Kräften angestrengt, Dasjenige, was ich mir aus „den Schätzen der deutschen Gedankenwelt", aus dem „Großen und Schönen" Teutschlands aneignen konnte, „im Kampf um die politischen und allgemein menschlichen (also auch teutsch-menschlichen) Interessen in die Waagschaale zu werfen" und je mehr ich es that, desto mehr bin ich geblieben, was ich war, nämlich teutsch, und desto unfähiger bin ich geworden, „Amerikaner" zu werden, obschon ich geglaubt habe, ein wohlmeinender Bürger der amerikanischen Republik zu sein. Dagegen habe ich an Andren bemerkt, daß sie, je mehr sie „Amerikaner" wurden, um so mehr die Neigung wie die Fähigkeit verloren, die „Schätze der deutschen Gedankenwelt" nur zu würdigen und zu bewahren, geschweige denn sie „in die Waagschaale zu werfen". Zeige uns doch Hr. Kapp eine einzige Probe von dieser Schätze-

und Gedanken-Werferei durch seine metamorphosirten Teutschen. Nehmen wir z. B. Herrn Schurz, welcher unter allen Teutschen, die „mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger“ thätig sind, das meiste Talent entwickelt und die beste Gelegenheit zum Wirken hat. Welche teutsche Gedankenschätze hat dieser Herr schon in die amerikanische Waagschaale geworfen? Was hat er aus Teutschland „Großes und Schönes“ in das amerikanische Treiben importirt? Ist nicht stets sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet gewesen, die gefährlichsten teutschen Gedankenschätze sorgfältig vor seinen amerikanischen Gönnern zu verbergen? Hat er sein Talent zu etwas Anderem benutzt, als zum Studium des amerikanischen Partei-Exercier-Reglements, zum Nachtreten in der Bahn amerikanischer „Gedanken“-losigkeit, zur Einübung in die Rolle des „stumpenden“ Parteikleppers und ämterjagenden Bedienten? Und was hat Herr Kapp selbst mit seinen „radikalen“ und „zentralen“ Rittern und Schildknappen, seinen „Klubs“ und „Komite's“, seinen Honorables und Deplorables in der Schätzewerferei geleistet? Vor einigen Jahren war ihm in Cleveland die schönste Gelegenheit dazu geboten. Wie benutzte er sie? Um feierlich und indignirlich gegen alle die teutschen Gedankenschätze zu protestiren, welche Diejenigen, die nicht „Amerikaner“ d. i. amerikanische Parteibediente geworden waren, in die Waagschaale werfen wollten und auch, ohne ihn und seine Gesinnungsgenossen, mit Erfolg geworfen haben.

Nicht die „Auswanderung“, sondern das Amerikanisiren ist „der nationale Tod“, d. h. ist der Tod des teutschen Geistes und Charakters, welcher allein im Stande ist, die bewußten „Gedankenschätze“ u. s. w. zu bewahren und zur Geltung zu bringen.

Wenn wir nun aber diese Gedankenschätze selbst

näher unterſuchen, ſo finden wir, daß ſie niedergelegt ſind in dem Programm des teutſchen Radikalismus, der eben von Niemanden mehr gemieden und gefürchtet wird, als von den Kappſchen „Amerikanern“, welche jene Schätze „in die Waagſchaale werfen“ ſollen. Man ſage mir doch, was die Teutſchen an verjüngenden, befruchtenden, vorwärtstreibenden, „Segen bringenden“ „Gedanken“ in das amerikaniſche Leben einzuführen haben, wenn ſie jenes Programm ſtreichen! Wißt ihr neben dieſem Programm noch teutſche Gedanken, mit denen ihr nicht von vorn herein in Uebereinſtimmung wäret mit der Majorität, der ihr nachlauft, die ihr alſo gar nicht beſonders in die Waagſchaale zu werfen braucht? Heraus damit, ihr vornehm thuenden Bedienten, die ihr bei jeder Gelegenheit von teutſchen „Gedanken“ und „Ideen“ ſchwatzt* und dabei zittert vor den einzigen teutſchen Gedanken und Ideen, die uns Ehre machen, aber euren amerikaniſchen Herrn ein Greuel ſind! Kann ſich die Halbheit mehr lächerlich und verächtlich machen, als wenn ſie Dasjenige „in die Waagſchaale werfen“ will, was ſie nicht zu nennen wagt, und vor Dem Reißaus nimmt, was ſie ſelbſt gedankenlos geprieſen?

„Jeder Deutſche hat (u. A.) dafür zu ſorgen, daß im wirren Durcheinander ſo vieler großartiger Bewegungen ſich der Menſch nicht ſelbſt abhanden komme.“ Wenn dieſe Mahnung, an einen Teutſchen, namentlich einen mit Gedanken-

---

* Auch Herr Schurz rühmte ſich in ſeinem Blatt, „teutſche Ideen vermitteln“ zu wollen, und hat trotz allen Aufforderungen nicht einmal die Abſchaffung der Präſidentſchaft zu diskutiren gewagt. Wer dieſe Abſchaffung befürwortet, würde natürlich keinen Anſpruch auf eine Bedientenſtelle bei der Präſidentenmacherei machen können.

ſchätzen ausgerüſteten Teutſchen gerichtet, etwas bedeutet, ſo bedeutet ſie ſicher: teutſcher Menſch, ſieh zu, daß du dir in dem amerikaniſchen Treiben nicht ſelbſt abhanden kommſt. Alſo vor allen Dingen: amerikaniſire dich nicht, denn, wie ein gewiſſer Jemand ſagt,

Sich amerikaniſiren
Heißt ganz ſich verlieren.

Nun hat aber, wie wir ſchon geſehen, Herr Kapp das Amerikaniſiren als die Beſtimmung des teutſchen Menſchen proklamirt, alſo abermals zwei Rathſchläge ertheilt, von denen der eine den andren todtſchlägt.

„Wenn ſie (die teutſche Einwanderung) ihre Stellung zum amerikaniſchen Leben in dieſer Weiſe verſteht", d. h. alſo, wenn ſie teutſch bleibt, ſich nicht ſelbſt abhanden kommt, ihre Gedankenſchätze u. ſ. w. in die Waagſchaale wirft, „wird ſie auch die Vorzüge des Amerikaners" anerkennen und ſich anzueignen ſuchen. Ganz richtig. Hier kommt Herr Kapp abermals auf eine Wahrheit hinaus, aber unwillkürlich und in Widerſpruch mit ſeiner Hauptanſicht. Die Wahrheit beſteht nämlich darin, daß, je ſelbſtſtändiger die Teutſchen werden, je ſelbſtbewußter ſie auf eigenen Füßen ſtehen, ſie um ſo unbefangener und freier die Vorzüge der Amerikaner anerkennen können, während ſie als Abhängige oder Bediente deren Fehler ſich aneignen und für ihre Vorzüge den Sinn verlieren. Iſt es nicht lächerlich, einem teutſchen Parteibedienten zu empfehlen, daß er „die rückſichtloſe Energie und Thatkraft, die ſtraffe Mannhaftigkeit des Amerikaners" an den Tag lege? Von der andren Seite aber hängt grade die Anerkennung der teutſchen „Vorzüge" durch die Amerikaner von der Geltendmachung der Teutſchen als ſolcher ab. Es fällt keinem Herrn ein, ſich die Vorzüge ſeines Bedien-

ten anzueignen. Er traut ihm keine zu. Eben so wenig kann eine Nationalität eine andre respektiren, die sich nicht behauptet, sondern es selbst für ihre Bestimmung hält, absorbirt zu werden. Wie sollten die Amerikaner dazu kommen, die Teutschen zu beachten, zu studiren und deren Vorzüge zu schätzen oder gar sich anzueignen, wenn diese Teutschen sich nicht als Das geltend machen, was sie sind, ja wenn sie nicht einmal werth oder fähig sein sollen, als Das, was sie sind, fortzuexistiren, wenn sogar ihre Geschichtschreiber ihnen als eine „geistige Wiederauferstehung" das Loos ankündigen, mit Haut und Haaren, trotz „Gedankenschätzen" und allem „Großen und Schönen", in dem superioren Amerikanerthum auf- oder unterzugehen? Niemand hat je den Teutschen in Amerika einen schlechteren Dienst erwiesen, als Herr Kapp, indem er ihre lobpreisende Geschichte schrieb, um ihnen dann anzukündigen, daß sie in diesem hochmüthigen und bornirten Knownothingthum, vor dem sie trotz ihren fünf Millionen bisher schon so wenig bedeutet haben, untergehen müssen und werden, um endlich — etwas zu sein.

„Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinn vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr." Es hat überhaupt nichts Schmerzliches, denn wo es wirklich Statt findet, ist kein Widerstand, also auch kein Schmerz vorhanden, und wo Widerstand vorhanden ist, findet es eben nicht Statt. Aber ist das nicht eine neue Art „Vermählung", wo die eine Partei die andre vollständig verschlingt? Nach der Kappschen Theorie vermählt sich der Hase mit dem Fuchs, wenn er von ihm aufgefressen wird. Es ist aber überhaupt absurd, von Vermählung zu reden, wo sich zwei Nationalitäten, zunächst durch Wesen männlichen Geschlechts repräsentirt, gegenüber-

stehen. Männer können sich bekämpfen und dann als Freunde oder Strebensgenossen sich die Hände reichen, Geister können „aufeinander platzen“ und sich dann verständigen, aber sie heirathen sich nicht. Wenn die Teutschen sich den Amerikanern gegenüber als charakterfeste Männer erweisen, werden ihnen dieselben von selbst mit Achtung die Hand reichen; zur Vermählung würden sie auch als weiberschwache Wesen nicht gelangen, sondern nur zur — Prostitution.

„Wer auswandert, der gibt sein Vaterland auf und geht ihm verloren. Man kann so wenig zwei Vaterländer wie zwei Väter haben.“ Redensarten. Die preußische Büreaukratie hat mich aus Teutschland vertrieben, es ist mir aber eine Neuigkeit, daß ich darum „mein Vaterland“ aufgegeben. Wenn morgen die teutsche Republik proklamirt würde, so wüßte ich nicht, was meiner Rückkehr entgegenstände, außer etwa der Mangel an Reisegeld und an Vertrauen auf die teutschen Philister. Und wenn ich zurückkehrte, so würde ich „zwei Vaterländer“ haben so gut wie die Herrn K. Vogt, W. Schulz und andre schweizerische Bürger zwei Vaterländer hatten, als sie in's Frankfurter Parlament gewählt wurden und nach dem Ableben des „Reichs“ wieder in ihr schweizerisches „Vaterland“ zurückkehrten. Thomas Payne saß im französischen Konvent und die französische Republik machte eine Menge verdienstreicher Ausländer zu Bürgern. Welche anti-kosmopolitische Bornirtheit, daß ein verständiger und freier Mensch nicht zwei Vaterländer haben könne! Nur ein Unterthan kann es nicht. Solche Doppelstellung kann einen freien Mann nur dann in Konflikt mit sich selbst bringen, wenn seine zwei Vaterländer in Konflikt mit einander kommen. Ohne diese Voraussetzung, die aber um so weniger in Frage kommen kann, je freier die Völker werden, kann es den zwei

Vaterländern eben so wenig verschlagen, einer Person zwei Bürgerrechte zu geben, wie es der einen Person verschlagen kann, zwei Bürgerpflichten zu übernehmen. Ein Radikaler, der natürlich auch Kosmopolit sein muß, wirkt für seine Zwecke d. i. für die „allgemein menschlichen Interessen", wo er am Besten kann, und macht nicht zur entscheidenden Hauptsache die äußerliche Rechtsstellung, die er auf diesem oder jenem Stück Erde einnimmt. Ubi libertas, ibi patria; aber Unterthanen und Sklaven haben nirgendwo ein Vaterland.

Uebrigens ist gar nicht einzusehen, was die Frage der zwei Vaterländer mit der Frage zu thun habe, ob die Teutschen in Amerika Teutsche bleiben können, oder im „Amerikanerthum aufgehen" müssen. Sie können hier bleiben was sie sind und bewahren was sie mit herübergebracht haben, wenn auch das alte teutsche „Vaterland" mit Mann und Maus in den Bauch der Erde versänke. Dadurch, daß sie hier ihre Nationalität d. i. ihre Eigenthümlichkeit bewahren, schaffen sie so wenig ein zweites Vaterland neben dem amerikanischen, wie dadurch, daß sie blonde Haare und blaue Augen haben.

„Und die Zukunft?" fragt Herr Kapp. Er beantwortet die Frage mit einer begeisterten Lobpreisung des Bismarckschen Vaterlandes, das seine glücklichen Söhne an sich fesseln und der Auswanderung allen Reiz nehmen werde, so daß man nicht begreift, warum er selbst nicht schon längst seinen Koffer gepackt hat, um den Anbruch des „Tags der Auferstehung" beschleunigen zu helfen. Vielleicht schwankt er noch zwischen der glorreichen „Wiederauferstehung", die hier durch das „Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum", und der glorreichen „Auferstehung", die drüben durch das Aufgehen des Deutschthums im

Hohenzollernschen Kaiserthum bevorsteht. Ich meinerseits habe an dem einen Aufgehen so wenig Geschmack wie am andren und hoffe auf das unchristliche Aufstehen mehr als auf das christliche Auferstehen. Aber auch zwischen diesem künftigen Auferstehen und der darniederliegenden Gegenwart werden sich noch manche Dinge ereignen, welche die Kappsche Rechnung in Betreff der „Massenauswanderung“ kreuzen. Es werden noch manche Tausende aus dem erweiterten Preußen und dem „Norddeutschen Bund“ auswandern, welche das Glück, von der preußischen Büreaukratie maltraitirt zu werden, nicht mit erdrückenden Steuern und unerträglichem Gamaschendienst bezahlen wollen; es werden Zehntausende nachfolgen, wenn der Segen des preußischen Regiments sich auch auf Südteutschland ausdehnt, und den Zehntausenden werden vielleicht Hunderttausende folgen, wenn der Berliner Cäsar ihr Blut verlangt zum Wettkampf mit dem Pariser Cäsar oder zur Unterstützung des Petersburger. Kurzum, die geringste Sorge, womit die Teutschen in Amerika sich zu beunruhigen haben, ist die, daß sie nicht genug Zuwachs aus dem alten „Vaterlande“ erhalten werden.

1868.

Ich habe neulich den Haupttheil einer Schrift Mazzini's mitgetheilt, worin er seine Ansichten über Religion und die religiöse Wiedergeburt seines Vaterlandes ausspricht, namentlich aber einen leidenschaftlichen Protest gegen die Lehren des „Materialismus" einlegt.

Er ging davon aus, daß das Pabstthum und mit ihm der Katholizismus sich überlebt habe und beseitigt werden müsse, nicht bloß die „weltliche", sondern auch die geistige oder geistliche Herrschaft des Pabstes nebst der ihm untergeordneten „Priesterkaste". Das religiöse Dogma soll Dem weichen, was er unter Religion versteht, und diese soll im Staat selbst verwirklicht werden. Die Quelle seiner Religion ist „Gott" und ihr Inhalt ist „Pflichterfüllung", „Fortschritt", „Vervollkommnung", Erringung des ewigen Lebens durch tugendhaftes Handeln im irdischen u. s. w.

Ein seltsames Gemisch von Aufklärung und Konfusion. In den ersten Jahrhunderten war ihm zufolge die Mission des Pabstthums eine große und heilige, denn es vertrat die Herrschaft der religiösen über die weltliche Macht und gründete die Einheit des geistigen Lebens. Aber wie entstand und worin beruhte die Macht des Pabst-

thums? Christus war der Sohn Gottes und der Pabst der Stellvertreter des Christus als Wächter und Exekutor seiner Lehren. Wenn diese Stellung und diese Lehren auf „Wahrheit“ beruhten (die auch Mazzini als höchstes Ziel voranstellt), wie konnten sie denn im Lauf der Zeit zur Lüge werden und zur Lüge führen? Wenn das Dogma unter dem ersten Pabst Wahrheit lehrte, so mußte es auch Wahrheit unter dem letzten sein. War es aber von vorn herein eine Lüge — und Mazzini verwirft es mit Recht unbedingt —, so wirft sich die Frage auf: wie konnte die Mission des Vertreters dieser Lüge früher eine große und heilige sein? Und wie konnte die Einheit des geistigen Lebens, welche von diesem Vertreter ausging, etwas Andres sein, als die allgemeine Herrschaft der Lüge?

Wollte Mazzini radikal zu Werk gehen, so mußte er die Natur des Pabstthums aus seinem Ursprung, der Stiftung der christlichen Religion, erklären, die Religion aber auf den Gottglauben zurückführen und den Gottglauben auf den Mangel an Naturkenntniß. Dann kam er nicht zu der Täuschung und dem Widerspruch, daß eine Macht, die direkt wie indirekt aus der Unwahrheit und Unwissenheit entsprang, eine heilige Mission haben und trotz dieser Mission allgemeines Verderben herbeiführen könne. Er kam dann höchstens zu der Auffassung des Pabstthums wie andrer Erscheinungen der Geschichte als einer Stufe der Entwicklung, die der Fortschritt zu überwinden hatte. Aber da er kein Radikaler ist, blieb er vor der Hauptfrage stehen und so will er jetzt das Pabstthum im Namen derselben Phantasie gestürzt wissen, der es seine Entstehung und seine „Mission“ verdankt: im Namen „Gottes“. Wann hat dieser Gott Mazzini zu seinem Sachwalter und Dolmetsch gemacht? Was berechtigt ihn, sich an die Stelle

des Pabstes zum bevorzugten Vertrauten „Gottes“ zu machen? Wodurch beweis't er uns, daß er von diesem „Gotte“ bessere Kenntniß besitzt, als der Pabst? Und wenn wir gar die Erfolge zum Maßstab nehmen wollen, hat nicht der Pabst bisher bewiesen, daß er den ganzen Beistand „Gottes“ auf seiner Seite hat, während Mazzini gottverlassen sein ganzes Leben der Verwirklichung seiner „Religion“ geopfert, um schließlich einzugestehen, er habe nichts erreicht und er werde längst im Grabe ruhen, ehe seine Ideen in's Leben übergehen?

Es ist kläglich, anzusehen, wie ein so talentvoller Kopf sich abmüht, die Lüge durch die „Wahrheit“ zu bekämpfen, und dabei die Hauptlüge, die Mutter der bekämpften, zur Quelle seiner Wahrheit macht. Dabei können aber selbst seine Verdienste und edlen Absichten nicht den Vorwurf der Anmaßung von ihm abwenden, wenn er, der als „oberflächlicher Geist“ die Haupt- und Grundfragen der Wahrheit vollständig umgeht, in absprechendster und geringschätzigster Weise Andre schulmeistern will, welche diesen Grundwahrheiten auf den Grund gegangen sind und welche er mit keinem Wort widerlegt hat. Ehe Mazzini ein Recht hat, die Atheisten und Materialisten anzugreifen, liefere er uns zuvor einen haltbaren Beweis für die Existenz seines „Gottes“ und stoße er die Folgerungen um, welche die Naturforscher nicht auf Phantasien, sondern auf die thatsächlich und handgreiflich existirenden Dinge gegründet haben.

Mazzini zeigt sich von vorn herein als total unfähig, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, weil er — und den Materialisten wirft er vor, daß ihr leitender Gesichtspunkt das „Interesse“ sei! — zum Kriterium der Wahrheit das Interesse, gradezu die R e ch n u n g macht, welche seine aner-

zogenen Anschauungen bei ihr finden. Der Materialismus ist ihm deshalb verwerflich, weil er angeblich das Streben nach dem Ideal, den freien Willen, die Sittlichkeit u. s. w. aufhebe und zerstöre. Gesetzt, dieß wäre der Fall, so ist damit noch immer nicht der geringste Beweis gegen den Materialismus geliefert. Die erste und entscheidende Frage, um die es sich bei ihm wie bei allen andren Doktrinen handelt, ist die, ob er auf W a h r h e i t begründet sei. Ist dieß der Fall, so folgt unabwendbar, daß das Streben nach dem Ideal, die Sittlichkeit u. s. w., die sich nicht mit ihm vertragen, auf L ü g e begründet sind und verworfen werden müssen. Und sollte dadurch die ganze jetzige Welt zu Grunde gerichtet werden, es kann ihr kein „Gott" und kein Mazzini helfen, wenn sie ihr Ziel auf falschem Wege gesucht hat. Sie m u ß dann einen andren einschlagen und sie wird es thun.

Mit seinen sittlichen Nützlichkeits-Erwägungen stellt sich Mazzini ganz auf den Standpunkt des beschränktesten Pfaffengeistes, der jede fremde Wahrheit beseitigt und seine eigene gerettet zu haben meint, wenn er über die Gefährlichkeit des Unglaubens für die Moralität der Gläubigen lamentirt.

Untersuchen wir nun aber die Frage, ob der Materialismus wirklich die Wirkungen habe, die Mazzini ihm zuschreibt, so ergibt sich, daß sie bloß in der Einbildung Derer beruhen, welche sich nun einmal nichts Geistiges und demnach nichts Sittliches denken können ohne einen phantastischen Ursprung über den Wolken und einen eingebildeten Zusammenhang mit einer gespenstischen Regierung der Welt. Es ist ihnen unmöglich, anzunehmen, daß Dasjenige, was sie aus einer außermenschlichen Quelle herzuleiten gewöhnt sind, von Hause aus im Menschen selbst stecke und sich entwickle.

Wer den Geist in den Wolken sucht und nicht im Gehirn, der schließt in seiner „Oberflächlichkeit“ kurzweg, daß Derjenige nicht an den Geist glaube, der an das Gehirn glaubt. Einem Manne, der sein ganzes Leben lang „Gott“ und „Religion“ im Munde geführt, ohne sich und Andren jemals klare Rechenschaft über deren Natur gegeben zu haben, ist es unmöglich beizubringen, daß der Mensch durch die einfache Thatsache seiner Gehirnkonstruktion eben so wohl g e z w u n g e n ist, zu denken, nach dem Ideal zu streben, nach sittlichen Regeln zu handeln u. s. w., wie die ganze Menschheit g e z w u n g e n ist, „fortzuschreiten“ über die Stufen hinaus, welche sie in der Vergangenheit erreicht hat. Natürlich wird einem Gläubigen auch nicht klar zu machen sein, daß die Menschen, wenn sie k e i n Gehirn hätten, eben so wenig denken und sittlich handeln würden wie die Bäume und die Steine, sollten auch tausend „Götter“ sich abmühen, sie zu inspiriren.

Der „freie Wille“ leidet allerdings darunter, daß der Mensch, selbst wenn er will, nicht Stein oder Baum sein kann. Die Materialisten können den Gottgläubigen die Satisfaktion lassen, daß auf ihrer Seite der „freie Wille“, Unmensch zu sein, sich auf das Glänzendste bewährt hat.

Wann werden doch die Spiritualisten (worunter wir alle Bekenner des Glaubens an immateriellen Geist verstehen) endlich auf den Verdacht kommen, daß grade sie, welche die Würde des Menschen zu vertreten behaupten, ihn herabwürdigen indem sie Alles, was sich Edles und Gutes in ihm kund gibt, erst von Außen her aus unerforschter Quelle verschreiben, daß dagegen die Materialisten, welche Alles in ihm selbst vorräthig finden, die wahren Retter seiner Würde sind?

Doch nun zum Schluß noch ein Paar Worte über die muthmaßliche geistige Entwicklung des

„religiösen Italiens“, wovon wir ursprünglich ausgegangen sind.

Daß der „Materialismus“ in Italien Fortschritte macht, konnte nicht überraschen. Ich habe schon öfter darauf aufmerksam gemacht, daß vom Extrem des Katholizismus eher Uebergänge zum entgegengesetzten Extrem zu erwarten seien, als von dem süffisanten und impotenten Protestantismus. Ueberdieß hat das italienische Volk die beste Gelegenheit gehabt, den Katholizismus an der Quelle zu studiren und im Pabstthum seine ächtesten Früchte handgreiflich kennen zu lernen. Grade in seinem Stammlande mußte sich der Katholizismus zuerst vollständig todtleben. Da aber in diesem Lande auch Wissenschaft und Kunst eine alte Grundlage haben und das Volk von Natur mit den besten Anlagen ausgestattet ist, so fügt es sich von selbst, daß der gebildete Theil, nachdem ihm das Joch des verbündeten geistlichen und weltlichen Despotismus abgenommen ist, mit Energie sich der wahren Erkenntniß zuwendet und sich nicht erst mit Halbheiten aufhält, die dort noch keinen thatsächlichen Anhalt, anderwärts aber sich längst als unzulänglich erwiesen haben. Seinen gebildeten Landsleuten mit Parolen wie „Gott“, „Religion“, kurz mit inhaltlosen oder unbestimmten Schlagwörtern, hinter denen kein wissenschaftlich oder philosophisch begründetes Anschauungssystem steht, auf dem befreiten Wege zur Erkenntniß Halt gebieten, oder diese Erkenntniß ersetzen zu wollen, wird für Mazzini ein vergebliches Unternehmen sein. Grade in Italien wird der Materialismus die besten Aussichten haben, nicht blos weil sich dort der Spiritualismus im Katholizismus am Verständigsten erschöpft hat, sondern auch weil die Natur des schönen Landes in Verbindung mit dem Kunstleben, das dort zu Hause ist, ihm alle Mittel bietet, in der sinnlichen Welt allen Wünschen

Verwirklichung und allen Idealen Verkörperung zu sichern, für welche in einer ungenügenden Wirklichkeit die Religion einen Ableiter in eine „andre Welt“ zu bilden pflegt. Wenn Italien erst in der Republik die Rechte Aller gesichert und durch allgemeinen freien Unterricht die Reste des Aberglaubens und die Verdummung beseitigt hat, die dort seit Jahrhunderten systematisch gepflegt worden, wird sich mit der staatlichen Freiheit und der wissenschaftlichen Wahrheit die Schönheit in Natur und Kunst verbinden, um den jenseitigen „Himmel“, in welchen erst der Pabst und dann Mazzini seine Landsleute verwiesen, diesseits auf der materiellen Erde zu gründen. Ich wüßte kein Land, das mehr Aussicht hätte, dieß „materialistische“ Strebeziel zu erreichen, als grade Italien.

* * *

In New-York haben teutsche Arbeiter eine Massenversammlung gehalten, um eine „wahrhaft soziale Partei“ zu gründen. Gegen die von derselben aufgestellte Platform an sich läßt sich wenig einwenden, außer daß sie nicht radikal und umfassend genug ist; aber wozu soll sie nützen? Sie wird keinen andren Erfolg haben, als daß sie die Zahl der unnützen Platformen um eine vermehrt. Sie beklagt sich über die Vertretung von „Klassen“-Interessen und beginnt damit, allgemeine Reformen im Namen einer Klasse zu fodern. Es sind schon tausend Versuche gemacht worden, im Namen der „Arbeiter“ neue Parteien zu gründen und sie sind alle ohne Resultat geblieben. Namentlich in New-York hat es Platformen geregnet und haben Jahraus Jahrein Reformer und Sozialisten und Kommunisten agitirt, um die Gesellschaft auf neuer Basis zu rekonstruiren, aber Diejenigen, die das Heft in der Hand hatten, haben niemals Notiz davon genommen. Jeder Verein, jede Stadt, jeder

Agitator hat eine besondre Platform und will eine neue Partei gründen, als hätten sie sich alle das Wort gegeben, nicht Das zu wollen, was allein zum Erfolg führen kann, nämlich Vereinigung auf einer umfassenden „Platform“. Der Eine will die politischen, der Andre die sozialen Fragen ausschließlich behandeln; der Eine will diese, der Andre jene Organisation zur Operationsbasis nehmen. Die Turner haben ihre Platform und wollen die Gesellschaft als Turner organisiren; die Arbeiter wollen es als Arbeiter; die Nichtarbeiter als „Republikaner“; die Freigemeindler als Antichristen. Wenn alle diese Organisationen und Vereine sich als freie Menschen und Bürger zu einer Gesammt-Organisation vereinigten, so würden sie finden, daß sie in allen wesentlichen Fragen, von denen die Verbesserung der Gesellschaft abhängt, übereinstimmen und würfen sie dann ihr Gesammtgewicht in eine und dieselbe Waagschaale, so würden sie finden, daß sie eine Macht bildeten, welche der Erreichung ihrer Hauptzwecke auf die Dauer gewiß wäre. Aber sie mühen sich lieber in ihrer Absonderung ein Jahrhundert vergebens ab, als daß sie nur den Gedanken einer Vereinigung, wie ihn die so lang erstrebte teutsche Organisation verwirklichen würde, ein einziges Mal in Erwägung zögen. Sie beweisen damit alle miteinander, daß Dasjenige, was man Radikalismus nennt, ihnen total fremd ist. Der Radikalismus faßt alle berechtigte Reformzwecke zusammen, kennt keinen Klassen- und keinen Korporations-Geist, faßt alle Menschen als Menschen auf, sieht im Staat den einzigen Verein, in welchem alle Menschen ihre Interessen geltend machen können und sollen, und dringt darauf, daß sich alle Diejenigen, welchen es um Reformen zu thun ist, vereinigt als demokratische Majorität sich des Staats bemächtigen, oder, wenn

sie das nicht können, als balance of power den übrigen Parteien im Staat Konzessionen in ihrem Sinne abnöthigen. Das ist der einzig rationelle Weg und das einzige Mittel zum Erfolg. Wer von solcher Auffassung ausgeht, der sorgt für alle Interessen, ohne durch Bornirung auf ein einzelnes einseitig und eben dadurch ohnmächtig zu werden. Ich habe bei hundert Gelegenheiten den Arbeitern klar zu machen gesucht, daß die Beschäftigung mit der Politik ihre erste „soziale" Frage sein müsse. Nur ein einziges Mal habe ich die Erfahrung gemacht, daß dieß verstanden wurde. Ein Arbeiter, der gegen die völlige Gleichstellung der Neger mit den übrigen Bürgern stimmte, oder gegen Beschränkung der Preßfreiheit gleichgültig wäre, kurz sich gegen irgend ein radikales Grundprinzip des freien Staats verblendete, würde dadurch beweisen, und nähme er den Mund noch so voll von „sozialen" Phrasen, daß er der Feind seiner eigenen Interessen wäre. Daß die Präsidentschaft und das Zweikammersystem abgeschafft, daß der Kongreß durch das Zurückberufungsrecht der Wähler von diesen stets und direkt abhängig gemacht werde und dergleichen politische Fragen berühren Niemanden näher, als grade „das Volk", die Arbeiter, welche durch die bestehenden Einrichtungen von der Einwirkung auf die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen sind. Welcher „Arbeiter" aber nimmt Notiz davon? Auch die oben erwähnte „Platform" kümmert sich nicht darum. Ich mögte aber wissen, wie sich deren Autoren die Möglichkeit denken, ihre Zwecke zu erreichen ohne radikale politische Reformen und ohne die Vereinigung aller Derer, welche dieselben befürworten und sie durchfechten könnten.

* * *

Als der Krieg gegen Oestreich zu Ende war und es galt, die verstümmelten Soldaten zu versorgen, oder die Familien der Gefallenen zu unterstützen, fiel es in Preußen keinem Menschen ein, auf die Millionen erpreßter Kriegsentschädigungen, die in den Berliner Gewölben verschwanden, oder auf die raubgefüllte Kasse der Hohenzollern hinzuweisen, für welche die Unterthanen geblutet hatten; nein, es wurde nur an die überlebenden Unterthanen appellirt und sogar von oben herab hieß es: „sammelt für eure Brüder", während Herr Bismarck und die Obergeneräle mit Hunderttausenden belohnt wurden. Jetzt lamentirt und deklamirt das Land über die Hungersnoth in Ostpreußen. Es fällt aber wieder keinem Menschen ein, die Volkseigenthümer in Anspruch zu nehmen, welche ein halbes Staats-Vermögen verschleudern um Tyrannen zu trösten, die ihnen Platz gemacht haben, sondern die Unterthanen schreien sich wieder unter einander an und betteln für ihre Brüder, als wollten sie gradezu erklären, ihre Regierung sei nur da, um ihr Geld im eigenen Interesse zu verschleudern, nicht aber, um es im Interesse des Volks zu verwenden. Nun, es wird kein Mensch verlangen, daß man die Ostpreußen lieber verhungern lasse, als ihnen deshalb Hülfe versage, weil sie eine schuftige „Regierung" haben; aber das Mitleid für sie wird beeinträchtigt durch die Indignation über die Niedertracht ihrer „Brüder", die Hülfe für sie verlangen, ohne auch nur den Gedanken einer Anklage gegen Diejenigen aufkommen zu lassen, die in erster Instanz die Verantwortlichkeit für ihr Elend zu tragen haben. Wenn ganz Preußen am Verhungern wäre unter dem Schall der Musik, die an der Tafel fürstlicher Schwelger seine Klagen übertönt, die Unterthanen würden eher die ganze Welt anbetteln, als Rechenschaft fodern von den Galgenkandidaten,

die ihnen wider ihren Willen den Ruhm der Pulverarbeit bei Königsgrätz verschafft haben. Wäre es inhuman, solches Knechts-Gesindel mit der Antwort zu trösten: „beneidenswerthe Patrioten, wohl euch, ihr habt das Glück, verhungern zu dürfen für Bismarck, Wilhelm und Königsgrätz!“?

Wie bei allen Gelegenheiten, wo es gilt, fürstliche Unthaten zu verherrlichen, oder die Folgen fürstlicher Unterlassungssünden durch sentimentale Appellationen an „das Herz des Volks“ vor ein verkehrtes Tribunal zu bringen, so sind auch jetzt wieder die knechtischen Reimschmiede geschäftig, einen patriotischen Bettel-Alarm zu erregen, wo ein allgemeiner Ruf zur Empörung erschallen sollte. Sie deklamiren sogar über das Meer herüber nach Amerika, dessen teutsche Bewohner nur dann ihre Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie Geld brauchen. Einer dieser servilen Versschmiede, Rud. Gottschall, veröffentlicht ein Gedicht, das also schließt:

„Es mag der Heimath auch die Ferne spenden,
Wo tief im Urwald deutsches Wort ertönt.
O, führt sie rettend auf den sichern Pfad,
Die Brüder dort am baltischen Gestad'!“

Man könnte den versifizirenden Bettlern antworten:

„Den sich'ren Pfad? Das ist der Freiheit Pfad,
Es ist die revolutionaire That!
Das „deutsche Wort im Urwald“ ist der Ruf:
Zerbrecht das Joch, das euer Knechtssinn schuf!
Sein Leben sichert sich der freie Mann,
Doch Hunger straft den feigen Unterthan
Und Sklaven betteln, wo ihr Meister praßt;
Statt, wie man bettelt, lernet, wie man haßt,
Und schmettert in den Staub die ekle Brut,
Die euren Schweiß verzehrt und euer Blut!
Konnt's euch der Stock nicht lehren und der Tod,
So lehr' es euch der Hunger und die Noth!

* * *

Am 18. August v. J. hat das „Freie deutsche Hochstift“ in Frankfurt a. M. den 118. Jahrestag der Geburt Göthe's auf eine seltsame Weise gefeiert, indem man die Rache einer Frau gegen den großen Dichter zu einer Rache der „freien Stadt“ Frankfurt gegen den hohenzollernschen Oberherrn benutzte. Um Göthe zu feiern, beschloß man nämlich die bisher noch nicht publizirte Tragödie „Dido“ herauszugeben, worin seine ehemalige Geliebte, die bekannte Frau von Stein, sich an ihm dafür zu rächen suchte, daß er ihr die von Herzen gutmüthige und von Körper üppige Christiane Vulpius vorzog. Zur Motivirung dieser eigenthümlichen Art von Feier wurde Göthe in einer Festrede als ein Opfer des „Hochlebens“ dargestellt. Der Hof trug die Schuld, daß er sich von der gefeierten „Elissa“ zurückzog und der bescheidenen Christiane zuwandte. Wäre er in Frankfurt geblieben, so würde er so schlecht nicht geworden sein. Und nun ist auch dieses Frankfurt einem Hofe unterthan — was wird aus ihm werden! Das scheint der Gedankengang zu sein, auf welchem das Hochstift zu dem Ziel zu gelangen suchte, den Berliner Hof dadurch zu ärgern, daß es den gefeierten Göthe durch eine — Hofdame herabsetzen ließ, die er, wäre er in Frankfurt geblieben, gar nicht würde kennen gelernt haben. Ich vermuthe, daß der Berliner Hof durch die Rache des unschuldigen Hochstifts eben so wenig wird erschüttert worden sein, wie die Stellung Göthe's durch die Rache der eifersüchtigen Frau von Stein, welche ihn augenscheinlich zu vernichten glaubt, indem sie ihm z. B. folgendes Selbstzeugniß in den Mund legt:

„Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte und wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht: ich wurde so mager

dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will Dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren: erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen. Also, was ich Dir vorhin sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unter's Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr." Und als Elissa (Frau v. Stein) dem Dgon (Göthe) vorwirft, daß seine Moral von seiner Küche abhange (die Vulpius soll eine vorzügliche Köchin gewesen sein), erwidert ihr der Treulose: „Du weißt, daß ich dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen, aber ächte menschliche Natur ist schlangenartig; eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen: diese wäre nun bei mir herunter."

Die Frau von Stein hat nicht bedacht, welche Blöße sie sich dadurch gibt, daß sie die Entdeckung, ihr Geliebter gehöre unter das „Gewürm", erst dann macht, nachdem er aufgehört hat, ihr, der Vielgefeierten, seine Neigung ausschließlich zuzuwenden. Sie hatte also, das ist der nothwendige Schluß, entweder bis dahin sich mit einem Gewürm eingelassen, oder sie suchte den ehemaligen Gott nach der Trennung aus bloßer Rache als Gewürm darzustellen.

Man weiß, wie die Liebe, namentlich die eines Dichters, es versteht, die Vorzüge der geliebten Person durch das Vergrößerungsglas der Leidenschaft und Phantasie zu erhöhen. Dennoch muß man annehmen, daß eine Frau, welche den scharfblickenden und nicht eben zur Beständigkeit geschaffenen Göthe so lang fesseln und begeistern konnte, einen mehr als gewöhnlichen Schatz liebenswürdiger Eigenschaften muß besessen haben. Nach Göthe's Briefen an sie (ihre eigenen hat sie sich zurückgeben lassen und verbrannt) konnte man

unter jenen Eigenschaften am Wenigsten diejenigen vermuthen, welche sie später als „Elissa“ entwickelt hat. Daß aber sogar eine so „zarte“ und „edle“ Natur so widerwärtig in ihr Gegentheil umschlagen konnte, ist eine lehrreiche Illustration zu jener vernunftwidrigen Schwäche, welche bei Weibern wie bei Männern Liebe in Haß zu verwandeln pflegt, wenn sie nicht mehr die gewünschte Erwiederung findet. Solche Schwäche geht nothwendig von der Voraussetzung aus, daß die Liebe eine Sache des Willens und der Pflicht sei, während sie nur eine Sache des Geschmacks und des Herzensbedürfnisses sein kann. Wäre sie jenes, so müßte jeder Mann jede Frau lieben können und umgekehrt. Das Lieben ist eine Sache des Müssens, das Nicht-Lieben eine Sache des Nicht-Könnens. Wer lieben kann, der thut es auch, weil er eben muß. Hätte die Frau von Stein auf Göthe immer den nämlichen Eindruck gemacht, so hätte er ihr auch immer die nämliche Liebe zugewandt. Ließ diese Liebe nach und wandte sie sich sogar einer andren Person zu, so mogte dieß allerdings für die Frau von Stein schmerzlich sein, namentlich wenn ihre eigene Neigung sich bis dahin nicht geändert hatte, aber sie konnte daraus Göthe eben so wenig ein Verbrechen machen, wie sie ihm das Recht dazu absprechen konnte. Die Neigung einer Person ist frei wie die Person selbst und diese Freiheit muß vor allen Dingen festgestellt und anerkannt werden. Ist mit dieser Anerkennung auch ein richtiger Begriff von der Natur der Liebe verbunden, die sich so wenig vorschreiben läßt, wenn sie nicht vorhanden ist, wie sie sich versagt, wenn sie existirt, so kann die Auflösung eines Verhältnisses nicht Liebe in Haß und Vergötterung in Verlästerung verwandeln, wie dieß gewöhnlich der Fall ist. Am Wenigsten wird sich solcher Schwäche Derjenige hingeben, der Selbstachtung genug besitzt,

um in der Aufnöthigung seiner Liebe eine Wegwerfung zu erblicken und jede unfreie Erwiederung derselben zu verschmähen. Aber die Erfahrung, auch unter ungewöhnlichen Menschen, zeigt eben, wie selten Selbstachtung wie Selbstverleugnung in Sachen des Gefühls und wie schwer jener sittliche Standpunkt zu erreichen ist, auf welchem das egoistische Interesse und die Leidenschaft zum Schweigen kommt vor dem fremden Recht und der Entscheidung der Vernunft.

Wir lesen in hiesigen Blättern alle Paar Wochen von rohen und gewaltthätigen Menschen, die eine Geliebte ermorden, weil sie ihre Neigung nicht erwiederte. Sie sehen den Gegenstand ihrer Neigung sofort als leibeigen an, erkennen ihm kein Recht und keine Freiheit zu und daß sich derselbe nicht ihrem Egoismus opfert, ist eine Beleidigung und ein Verbrechen, denen als Rache und Strafe der Tod folgen muß. Frau von Stein hat Göthe nicht zu ermorden gesucht, aber der Grimm dieser feinfühlenden und gebildeten Frau kommt im Grunde auf denselben rohen Egoismus hinaus wie die Rachsucht jener ordinairen Mörder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An einem andren Ort habe ich der Gesellschaft die Aufgabe gestellt, es dahin zu bringen, daß Alles, was Prostitution heißt, und mit ihr jede sinnliche Rohheit aufgehoben werde in der Liebe und durch die Liebe, so daß der geschlechtliche Verkehr nur noch in wirklichen Liebes-Verhältnissen d. h. Ehen gesucht wird und möglich ist. Mag dieß ein idealer Zustand sein, der erst in einer fernen Zukunft annähernd erreicht wird, es muß ihm zugestrebt werden, jedoch nicht auf dem Wege naturwidriger Moral, welche die Liebe verpönt statt sie zu kultiviren. Die Bedingungen zu seiner Erreichung sind außer rechtlicher Gleichstellung und ökonomischer Unabhängigkeit beider Geschlechter

eine Veredlung der Ansichten über ihr Verhältniß zu einander und eine Freiheit der Vereinigung wie der Trennung, welche jeden äußern Zwang als einen Eingriff in persönliche Rechte zu betrachten und zurückzuweisen hat.

* * *

Auf der Bamberger Konferenz beschlossen die Mitglieder der „Volkspartei", als ihr Organ eine „demokratische Korrespondenz" herauszugeben. Es liegen mir mehrere Nummern derselben vor. Sie erscheint in Stuttgart. Ich finde weder am Inhalt, noch an der Form etwas zu loben. Der Styl ist unbeholfen, schwerfällig, altmodisch und die Tendenz — antipreußisch. Das ist Alles. Mit einer Kühnheit, die in Anbetracht der vorhandenen Kräfte und der dargethanen Beschränktheit lächerlich erscheinen muß, stellt sich die „demokr. Korrespondenz" folgende Aufgabe:

„Mit der Mainlinie hat Großpreußen uns die Möglichkeit eines Reiches der Freiheit geschaffen. Wir haben die Möglichkeit zur Wirklichkeit zu erheben — das ist unsre Pflicht, und damit Großpreußen zersetzen und zerstören, Norddeutschland befreien und retten — das soll unsre Rache sein."

Dieselben Leute, welche sich des Vorhabens rühmen, Preußen zersetzen und befreien zu wollen, erheben zugleich den Allarmruf darüber, daß Preußen schon in Würtemberg am Werk ist, die Preßfreiheit und die Gerichtsgarantien zu untergraben. Sie klagen darüber, daß Schwaben schon voll preußischer Agenten und Handlanger ist. Danach sollte man also annehmen, die Männer der Volkspartei hätten zunächst an die eigene Befreiung auf der südlichen Seite der „Mainlinie" zu denken. Es zeugt von wenig politischem Verstand und Nachdenken, wenn die Volksmänner

nicht einsehen, daß, wenn sie wirklich „Großpreußen“ d. i. den Hohenzollern gefährlich werden könnten, sie gleichzeitig auch ihren eigenen Zaunkönigen gefährlich sein müßten und daß diese dann nicht säumen würden, ihnen um jeden Preis den Knebel anzulegen. So lang sie selbst in der Gewalt ihrer Fürsten sind, ist es kindisches Geschwätz, das Regiment fremder Fürsten, die mit jenen gemeinsame Sache gegen die „Demokraten“ machen und zehn Mal mehr Macht haben, „zerstören“ zu wollen. Wollen sie hinter der „Mainlinie“ „Großpreußen“ gefährlich werden, so müssen sie erst hinter der Mainlinie Herrn im Hause sein. Wenn Herr Meyer, wegen Beleidigung der preußischen Majestät verurtheilt, durch das Gitterfenster eines würtembergischen Prisons herausruft, er werde von Würtemberg aus „Großpreußen“ befreien, so ist das eine Situation, die sich in einem Lustspiel besser ausnimmt, als in einem „demokratischen“ Manifest. Denkt man sich die Möglichkeit, daß das ganze Südteutschland, mit der Schweiz im Bunde, die Fahne der Revolution erhöbe, die Republik proklamirte und einen Propagandakrieg nach Norden zu begänne, so kann man zugeben, daß dann auch die Möglichkeit einer Befreiung „Nord-Deutschlands“ vorhanden wäre. Aber erstens ist Südteutschland nicht unter einen Hut zu bringen, zweitens wird es nicht revolutioniren und drittens wird die Schweiz nicht mit ihm gemeinsame Sache machen. Also ist jene Möglichkeit gar nicht in Betracht zu ziehen. Es bleibt daher nur die andre übrig, daß nämlich die „Mainlinie“ fallen gelassen, daß der Süden mit dem Norden vereinigt und dann eine einzige, allgemein-teutsche „demokratische“ oder „Volkspartei“ gegen das hohenzollernsche Regiment organisirt werde. Dann ist die Möglichkeit da, nicht bloß „Großpreußen“, sondern auch Klein-

preußen zu „zersetzen“ und mit dem Norden zugleich den Süden zu befreien. Ohne Befreiung des Nordens, der die Geschicke Teutschlands im Guten wie im Schlimmen entscheidet, an eine Befreiung irgend eines Theiles von Teutschland nur zu denken, zeugt von Mangel an Einsicht und Ueberfluß an partikularistischer Selbstüberschätzung.

* * *

Die kürzlich erschienene Schrift von A. Ruge sucht historisch nachzuweisen, wie der religiöse Aberglauben aus einer kindlichen Auffassung der Natur-Erscheinungen hervorgegangen und sich dann durch poetische Behandlung und priesterliche Benutzung weiter entwickelt hat. Auf die verkehrte Naturauffassung wird jede Religion, auch die christliche, zurückgeführt: „Die Theologie ist Meteorologie.“

Das Verdienstliche der Schrift (die übrigens trotz ihrer Gedrängtheit eine ermüdende Lektüre ist) liegt in der Zusammenstellung der Belege für den Hauptsatz. Es ist dadurch den theologischen Gelehrten ein Handschuh hingeworfen, der, wenn sie ihn aufnehmen, zu einem für Nichtradikale interessanten gelehrten Kampfe führen kann. Denen, welche sich von der Religion frei gemacht haben, bringt die Schrift weder neue Aufschlüsse von Bedeutung, noch liefert sie Material für den Ausbau des neuen Tempels der Wahrheit, aus welchem der theologische Spuk verbannt ist. Wie der theologische Glaube aus der Unkenntniß der Natur hervorgegangen, ist heutzutage jedem Unbefangenen auch ohne langes Studium klar, und wie er sich durch Zuthaten und Aenderungen weiter entwickelt und hier oder dort verschieden gestaltet und modifizirt, das hat mehr ein gelehrtes, als ein prinzipielles Interesse. Für den Radikalen handelt es sich um das Problem, nach Zerstörung

der theologischen Phantasie-Welt die wirkliche herzustellen und auf deren Boden nicht bloß eine neue Weltanschauung, sondern auch eine neue sittliche Ordnung für das befreite Menschenthum aufzubauen. Was thut Ruge zur Lösung dieses Problems? Zwar richtet er seine acht Reden an die „Verehrer der Religion“ und nicht an ihre Gegner; aber nachdem er jenen gezeigt hat, wie sich „die Meteore der Vorwelt“ (d. i. die Phantasien der Religion) „in ihre Elemente auflösen“, kommt er von selbst auf die Frage, „welche Gegenstände der Begeisterung und Verehrung ihnen noch übrig bleiben?“ Und was antwortet er darauf? „Wie wir an die Stelle der Märchen die Wahrheit, an die Stelle des Aberglaubens die Wissenschaft setzen, so setzen wir an die Stelle des Cultus die Cultur“. Sehr gut. Aber worin besteht die Wahrheit u. s. w.? Er fährt unmittelbar fort: „Wer aber die Religion in die Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne setzt, der verliert sicherlich ihren Inhalt nicht, wenn er die Gestalten des Aberglaubens, die alten Götter, endlich durchschaut und darum ihren Cultus bei Seite setzt. Es ist richtig: Nur die Wahrheit macht uns frei; sie kommt aber nicht aus Palästina, sondern aus den Köpfen der Europäer, aus Wissenschaft und Philosophie.“

Erst besteht die Wahrheit darin, daß man die Religion zerstört; dann besteht die Religion darin, daß man sie in die Wahrheit setzt. Erst wird von der „Religion“ gesagt, daß „sie die Wirklichkeit umgeht und einen Wahn erzeugt, der die ganze Weltansicht der Menschheit verfälscht und gradezu verkehrt“, und dann soll sich Derjenige, der an der Wirklichkeit festhält und die richtige „Weltansicht“ gewinnt, also der Wahrheitsfreund, in die Religion verlieben. Erst besteht der „Inhalt“ der

Religion in Aberglauben, Fabeln, Lügen u. s. w., dann aber verliert man diesen Inhalt „nicht", wenn man statt des Verlornen das Gegentheil desselben zum Inhalt macht. Würde jemals in der ganzen Welt von Religion die Rede gewesen sein, wenn von Anfang ab die Wahrheit geherrscht hätte? Besteht nicht die ganze Schrift Ruge's aus fortlaufenden thatsächlichen Beweisen, daß die Religion der theologische Aberglaube ist, entstanden aus der erkenntnißlosen Auffassung der Naturerscheinungen durch die erregte Phantasie? Muß also nicht mit der Zerstörung dieses Aberglaubens auch die Religion abgethan sein? Es giebt keine logisch unabweisbarere Foderung, als diese, und wenn das Wort Wahrheit einen Sinn hat, so ist es eine Lüge, daß die Religion, der Inbegriff alles blinden Aberglaubens, alles blutigen Fanatismus, aller barbarischen Verirrungen, in der „Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne" bestehen könne. Dennoch hält Ruge, wie andre ehemalige Theologen, an dieser, schon früher von ihm aufgestellten Lüge fest, sei es, weil er es nicht über sich gewinnen kann, frühere Irrthümer offen und männlich abzulegen, sei es, um den „alten Schlauch, mit neuem Wein gefüllt", als Mittel der Proselytenmacherei zu benutzen. Wenn Religion jetzt das Gegentheil von Dem bedeuten soll, was sie seit ein Paar tausend Jahren bedeutet hat, so sehe ich nicht ein, warum wir nicht auch den „Gott", die „Heiligkeit", kurz den ganzen theologischen Sprach- und Lügen-Apparat beibehalten mit Praktizirung des Kunststücks, einen entgegengesetzten Inhalt hineinzulügen. Vielleicht gelingt es uns dann, sämmtliche Methodisten, Katholiken u. s. w. auf unsere Seite zu bringen und ihnen einzureden, sie begeisterten sich, indem sie Gott Vater und Komp. nebst der unbefleckten Mutter und Großmutter anbeten, für „alles Wahre, Gute und Schöne".

Wer die Wahrheit will, der soll sie ganz wollen im schärfsten Gegensatz gegen die Lüge, aber nicht durch diplomatische Kunststücke Brücken zwischen beiden bauen wollen. Es wird dadurch nicht bloß nichts gewonnen, sondern es wird dadurch nur neue Verwirrung erzeugt und der Halbheit Vorschub geleistet. Fort mit dem Wort Religion wie mit dem „Inhalt" der Religion!

Nachdem Ruge den „Verehrern der Religion" das Objekt der Verehrung genommen, können sich dieselben, wie wir gesehen haben, nicht bei dem Taschenspielerkunststück beruhigen, das ihnen ein andres Objekt mit derselben Aufschrift unterschiebt. Eben so wenig werden sie sich mit den allgemeinen Redensarten vom „Wahren, Guten und Schönen" zufrieden geben und da ihr Irrthum mit der falschen „Weltansicht", mit einer irrigen Auffassung der Natur und ihres Verhältnisses zu derselben begonnen, werden sie vor allen Dingen wenigstens die Andeutung einer richtigen verlangen. Ruge verweis't sie an die „Wissenschaft und Philosophie". Aber auch die Theologen treiben „Wissenschaft und Philosophie" seit Jahrhunderten. Die „Philosophie" hat theologische Professoren, die „Theologie" philosophische Professoren, und Theologie und Philosophie haben sich stets so schwesterlich mit einander vertragen, daß man sie als ein Zwillingspaar ansehen könnte. Diejenigen Philosophen, die nicht Theologen waren (dem Standpunkt, wenn auch nicht der Profession nach), muß man mit der Laterne suchen. Wenn sie aber auch den religiösen Gott abschafften, so führten sie an seiner Stelle einen noch weniger begreifbarern ein, den sie „Idee" nannten. Und dieser Hegelsche Gott ist der Ruge'sche. Wenigstens deutet seine Schrift mit keinem Wort an, daß er über ihn hinausgekommen sei. Die Materialisten haben diesen lustigen Gott, der sich so vornehm von der pöbelhaften Materie

fern hielt, eben so gründlich abgethan, wie den von ihm abstammenden unabhängigen „Geist“, diese „losgelöst'te Thätigkeit“, und Ruge ist, wie die frühere Kontroverse im „Pionier“ beweist't, nicht im Stande gewesen, ihn zu retten. Wenn er aber jetzt neuerdings an die „Wissenschaft und Philosophie“ verweist't, so kann er der Foderung nicht ausweichen, die „Wahrheit“, welche sie enthüllt, und die „Weltansicht“, welche sie eröffnet, den von der „Religion“ Befreiten nicht vorzuenthalten. Wenn die „Theologie Meteorologie ist“, so ist die (Hegelsche) Philosophie Theologie. Zwischen der materialistischen Weltanschauung und der theologischen gibt es gar keine dritte Wahl. War es der Mühe werth, der philosophischen Theologie zu lieb im Jahr 1868 die religiöse zu bekämpfen? Wer die „Wahrheit“ geltend machen will, kann heut' zu Tage nicht mehr die Frage umgehen, ob er „Materialist“ sei oder nicht. Nicht bloß „Schleierlüfter“, sondern auch Schleierzerreißer wollen wir sein.

* * *

Das atlantische Telegraphentau meldete vor ein Paar Wochen den Tod des jungen Königs von Baiern. Daß es später nichts über die Nachfolge meldete, mußte die Nachricht schon verdächtig machen. Unterdessen wurden hier Nekrologe geschrieben und Biographien des Nachfolgers veröffentlicht, auch fehlte es nicht an Vermuthungen, daß dem jungen Protektor der Zukunftsmusik von den Pfaffen ein Schlaftrunk eingegeben worden sei. Jetzt bringt die dem genialen Telegraphen nachhinkende Post die Nachricht, daß nicht der junge Ludwig II. in München, sondern der 82-jährige Ludwig I. in Nizza gestorben ist. Es ist schwer zu sagen, an welchem von beiden die Welt am Meisten zu verlieren hatte. Wenn der Eine

sich verdient macht um die Oper und die Musik, so hat dagegen der Andre Großes gethan für die Sprache und die Poesie:

Er folgte neuen Sprach-Prinzipien
Und war ein Mann von Partizipien.

Was er überdieß für Lola gethan, weiß alle Welt. Schon um der Wiedervereinigung dieses Paares willen sollte man an die Unsterblichkeit der Seelen glauben. Welcher Stoff für ein Gedicht mit Partizipial-Konstruktion:

Der Alte Charon ihn übersetzend
Und sie ihm vom andren Ufer winkend
Und er dann schmachtend die Lippen wetzend
Und beide sich in die Gesichter sinkend!

Wie tief auch von Andren der Verlust dieses seltnen Mannes beklagt werden mag, ich meinerseits habe dazu noch einen ganz speziellen Grund. Ich verliere in Ludwig I. eine persönliche Stütze und Autorität, an die ich mich gegen böswillige Anfechtungen halten konnte, und dieser Stütze beraubt, habe ich mich jetzt ganz allein zu behaupten gegen die ganze Welt, welche den Namen unseres Vaterlandes mit einem unrichtigen Anfangsbuchstaben schreibt. Ludwig und ich waren die einzigen wahren teutschen Schriftsteller Teutschlands. Jetzt stehe ich allein, allein mit meinem T und Weh. Möge dem dahingeschiedenen Mitglied der zweiköpfigen T-Gesellschaft wenigstens die Anerkennung seines Verdienstes um die Rettung des gefährdeten Namens seines Vaterlandes durch folgende Grabschrift gesichert bleiben:

Wenn er nicht Teutschland rettete,
Er rettete das teutsche T.

* * *

In den „Mississippi-Blättern" (Sonntagsblatt der „Westl. Post") vom 17. Mai fügt A. Ruge, sich

als „Dr.“ A. Ruge unterzeichnend, seinen „Acht Reden über die Religion“ noch eine neunte hinzu, die er an mich, den Redakteur des „Pionier“, richtet. Ich lerne daraus wenigstens etwas Neues, nämlich, daß ich es zu einer proteusartigen Vielseitigkeit gebracht habe, die mich selbst in Erstaunen setzt. Ich bin bald ein „Faselhans“, bald ein „Holz“, bald ein „Pferd“, bald ein „tugendhafter Mann“, bald ein „edler“, bald ein „idealer“, bald ein „Fanatiker“, bald „der Vortreffliche“, bald der „Donnerer“, bald der Inbegriff von Allem, nämlich ein „Zeus“, und wundere mich nur, daß diejenige Qualität fehlt, die letztgenannter Gentleman einst einnahm, als er sich zwei Beine mehr anschaffte, um den mächtigen Rücken zu tragen, auf welchem er eine hübsche Jungfrau entführte. Von allen Ehrennamen, die der „Dr.“ in seinem Zorn uns beilegt, geben wir ihm den besten zurück, indem wir ihn in den Olymp versetzen mit dem Zuruf: „Zeus, Du hast Unrecht, denn Du zürnst“.

Trotz allen den vielverheißenden Eigenschaften aber, die der Verfasser „der acht Reden“ an mir entdeckt und die ich dem Eindruck meiner kurzen Bemerkungen über seine Schrift im „Pionier“ vom 25. März zu verdanken habe, bin ich leider eben so wenig fähig gewesen, den Philosophen Ruge zu verstehen, wie mich ihm verständlich zu machen.

Er belehrt mich in seiner Brochüre ausdrücklich, „Theologie sei Meteorologie“, was mit andren Worten heißt: die Wettererscheinungen, namentlich Donner und Blitz in den drohenden Wolken, wurden von unseren kindlichen Vorfahren, welche keine nähere Kenntniß der Natur besaßen, lebenden Wesen zugeschrieben, aus denen sie ihre Götter machten. Und er schreibt das halbe Buch voll, um zu zeigen, daß dieß der Ursprung a l l e r Religionen, auch der christlichen sei, (wobei dem gesunden Menschenverstande sehr wenig darauf

ankommt, ob die Mächte, die hinter den Wolken spukten, dieß vom Beginn ab als Götter thaten, oder ob sie erst einen Uebungskursus als Bestien, Menschenungeheuer u. s. w. durchzumachen hatten). Er erzählt im Einzelnen, wie das Donnergetöse bald als Hammerwerfen, bald als Stiergebrüll, bald als Wagengerassel, bald als Kegelschieben u. s. w. gedeutet wurde, wie sich diese rohen Vorstellungen mit Hülfe von Poeten und Priestern in mythologische Gestaltungen und Götterlehren ausbildeten u. s. w. Er hat also, wie ich in meiner kurzen Kritik bemerkte, „jede Religion auf eine verkehrte Naturauffassung zurückgeführt". Dagegen nun protestirt er jetzt entschieden. Verkehrt? Im Gegentheil: grade die märchenhafte Naturauffassung war „dem Naturereigniß entsprechend". Der Philosoph behauptet also mir und seinem eignen Buch zum Trotz, daß die Naturauffassung der Urmenschen nicht eine verkehrte, also eine richtige war, daß mithin in den Wolken wirklich die Stiere brüllten, wirklich Hämmer geworfen wurden u. s. w., und wer diese Naturauffassung „verkehrt" nennt, ist kein Philosoph, sondern ein „Holz". Um sich aber als Philosophen vollends zu legitimiren, fügt er die Frage hinzu: „wäre diese Dichtung nicht so sinnreich und der poetische Ausdruck dem Naturereigniß nicht so entsprechend, wie hätt' er wohl Jahrtausende die Gemüther der Menschen beherrschen können?" Die lange Herrschaft eines Glaubens, einer Phantasie, ist also unserm Philosophen der entscheidende Beweis für die Richtigkeit derselben. Wenn die Sonne sich nicht um die Erde drehte, wie hätte man es denn Jahrtausende lang glauben können? Wenn es keinen Teufel gäbe, wie könnte er denn noch immer „die Gemüther der Menschen beherrschen"? Endlich aber, wenn es keinen Gott gäbe, wie wären die Menschen dazu gekommen, ihn seit

Noah's Zeiten bis auf den heutigen Tag zu verehren? Und doch will der Philosoph Ruge den Gott und den Teufel bekämpfen? Warum nicht, da er, wie wir sehen, sogar sich selbst bekämpft.

Wenn ein Logiker dieser Art mir meinen Platz durch die schlagende und erschöpfende Versicherung anweis't, „man müsse ein großer Faselhans sein, um im 19. Jahrhundert noch Materialist zu sein", so wird man die Zumuthung, er möge den Materialismus *widerlegen*, wenn er ihn nicht anerkennen will, als eine halbe Grausamkeit ansehen müssen. Aber die Wahrheit darf kein Mitleid kennen. Ich habe ihm jene Aufgabe in einer früheren Kontroverse im „Pionier" zugeschoben und er hat davor Reißaus genommen. Jetzt läßt sich seine geistige Tapferkeit kurzweg durch einen „Faselhans" heraushauen. Ist das nicht genug für Einen, der „Lateinisch und Philosophie versteht"? „Die Wahrheit ist darum so schwer zur Herrschaft bringen, weil man das Pferd Heinzen wohl an's Wasser führen, aber nicht zum Saufen zwingen kann". Es scheint, der „idealistische" Wallach Ruge ist nicht einmal an's Wasser zu bringen. Er rettet sich vor der Zumuthung, die Wahrheit auf dem Boden der Wirklichkeit zu suchen, nach wie vor in das Luftreich der Hegelschen „Idee", welcher der freche Materialismus so unmanierlich den Garaus gemacht hat. Was hilft es, ihm die Wahrheit zu wiederholen, daß die Welt eben so wenig von einer Idee geschaffen ist und regiert wird wie von einem Herrgott, daß die „idealistische" Philosophie eben sowohl Phantasie oder Schwindel ist wie die Religion? Er weiß das so gut wie Andre, sonst würde er die Kontroverse nicht mit einem bloßen „Faselhans" abthun, aber er ist einmal als Hegelianer Veteran geworden, als Hegelianer hat er sich einen Namen gemacht und er ist eben nicht

männlich und offen genug, mit seiner Vergangenheit ehrlich zu brechen und einer Wahrheit die Ehre zu geben, zu deren Begründung er nichts beigetragen und das mühsam erworbene Hegelsche Rüstzeug nicht tauglich ist. Das ist das ganze Geheimniß seiner Widerspänstigkeit, wenn wir hinter derselben nicht eine Unfähigkeit zum Begreifen suchen sollen, die mehr als hölzern wäre.

* * *

Auf eine von dem „demokratischen Verein" zu Hamburg ausgegangene Anfrage hat der Dr. Jacoby in Berlin seine Ansichten über „Organisation der demokratischen Partei in Deutschland" in einem Schreiben ausgesprochen, worin er vor Allem die Aufstellung eines bestimmten Programms für nöthig erklärt und die Hauptpunkte eines solchen Programms hervorhebt.

In diesem Programm hat man mit Recht einen Hauptpunkt vermißt, nämlich die „religiöse Freiheit" oder die Freiheit von der Religion, garantirt durch allgemeine Volksbildung. Es ist nicht nöthig, darin ein bestimmtes, z. B. atheistisches oder materialistisches, „Glaubensbekenntniß" aufzustellen oder vorzuschreiben, aber es muß jeden Falls ein Grundsatz angenommen werden, der eine freie Richtung und die Unababhängigkeit von den Mächten der Verdummung und des Glaubenszwanges sichert. Ich würde einen solchen Grundsatz also formuliren:

„Politische Freiheit ist nicht haltbar und eine freie humane Entwicklung ist nicht möglich ohne freies Denken und Forschen. Verallgemeinerung der Bildung und wissenschaftlichen Erkenntniß ohne Rücksicht auf religiöse Parteiung ist die erste Aufgabe, Bedingung und Garantie eines wirklichen Volksstaats. Glaube und Ueberzeugung jedes Einzelnen mögen sich bilden und begründen unter

dem freien Austausch der Meinungen und dürfen durch keine andre Macht weder aufgedrungen noch an ihrem Ausdruck gehindert werden. In religiösen Dingen hat der Staat nur in so fern Partei zu nehmen, als er keine hierarchische Organisation duldet, die sich als besondre Macht ihm gegenüberstellen und seiner Kontrole entziehen kann."

Ein solcher Paragraph würde Niemanden zurückschrecken, der nicht aus der Religion ein Geschäft macht oder sie zu schlechten Zwecken mißbraucht, zugleich aber die freie Tendenz deutlich genug aussprechen und ihre Verfolgung hinlänglich sichern. Ohne durchgängige Volksbildung und ohne die Sicherung freier Denkentwicklung würde der Jacobysche Volksstaat weder die rechte Sympathie finden, noch Bestand haben, wenn er in die Existenz träte. Weshalb also diesen wichtigen Punkt ignoriren und zwar in einem Programm, das ausdrücklich die Aufstellnng der Hauptgrundsätze zum Zweck hat? Der Grund könnte nur gesucht werden entweder in einer Unterschätzung der Frage — und das wäre Mangel an Einsicht —, oder in unwürdigen Rücksichten auf die Feinde der Geistesfreiheit — und das wäre Mangel an Muth.

Was den politischen Theil des Programms betrifft, so leidet derselbe an dem nämlichen Fehler, den der Dr. Jacoby an Andren tadelt. Es soll die demokratischen Grundsätze „klar und unzweideutig" aussprechen, es soll nicht durch unbestimmte Ausdrücke wie „radikal", „rein", „entschieden" u. s. w., „den Zutritt unsicherer, schwankender Elemente" befördern und doch ist das Ganze auf Umgehung des rechten Namens berechnet, der ihm erst den wahren, unzweideutigen Stempel aufdrücken und die verwerflichen Elemente am Sichersten fern halten würde. Herr Jacoby wagt nicht, das Wort Republik auszusprechen.

Er will die „Gleichheit alles Dessen, was Menschengesicht trägt“, aber er rührt nicht diejenige Ungleichheit an, die von Gottes Gnaden eingesetzt ist. Die Annahme, daß die Entfernung dieser Ungleichheit eine Konsequenz der Realisirung jener Gleichheit sein würde, genügt nicht. Bei der Bildung einer Partei, namentlich einer Partei, welche das Bestehende vollständig umgestalten will, kommt es auf den rechten Namen, auf direkte Bezeichnung des Ziels an. Es ist nicht bloß unwürdig, es ist auch schädlich, ja selbstverrätherisch, wenn sie sich die Wahl ihres Namens von der Furcht vor der Gegenpartei diktiren läßt. Eine Partei, die nicht zu sagen wagt, was sie will, ist keine Partei und kann keine Aussicht haben. Das Omnibus-Wort „Demokratisch“ ist trotz allen Definitionen ein vieldeutiges und unschuldiges, es fodert die bestehenden Gewalten nirgendwo zum Kampf heraus. Selbst in Rußland gibt es, und zwar unter der Aegide des absoluten Herrschers, eine „demokratische“ Partei und zur Noth ließe sich sogar das Jacobynsche Programm unter einem demokratisch gewählten Imperator ausführen. Das Wort „republikanisch“ aber schneidet sowohl jeden Gedanken an diese Möglichkeit wie den Zutritt aller „unsicheren und schwankenden Elemente“ ab, die nicht den Muth haben zu erklären, daß das erste Wort der Demokratie Abschaffung des Königthums sein muß.

Der Einwurf, daß solche Unumwundenheit sofort die Polizei auf die Beine bringen und die Leiter der „demokratischen“ Bewegung unschädlich machen würde, hat kein entscheidendes Gewicht. Entweder müssen die Leiter, namentlich wenn sie sich der „Unterordnung aller persönlichen Interessen“ rühmen, den Muth haben, die Folgen einer offenen Erklärung ihrer Grundsätze auf sich zu nehmen und auf die Wirkung ihrer Aufopferung zu rechnen,

oder sie mögen sich persönlich (im Auslande) in Sicherheit bringen, um eine freie, offene, vollständige,. unabgeschwächte Deklarirung ihrer Zwecke und eine entschiedene Propaganda für dieselben möglich zu machen. Es gäbe für den Dr. Jacoby, der sich eines so ausgebreiteten Ansehens und Vertrauens zu erfreuen hat, auch noch einen dritten Weg: den des Wirkens durch das blos persönliche Beispiel. Wenn er, mit Lossagung von aller s. g. praktischen politischen Thätigkeit (z. B. als Abgeordneter, der, obgleich Republikaner, einem Mann von Gottes Gnaden den Eid der Treue schwört), sich offen als Republikaner bekennte und vom Standpunkt des Republikaners aus die bestehenden Zustände und die agirenden Personen (namentlich die Herren „Volksvertreter") kritisirte, was er ganz gut thun könnte, ohne sich persönlich in Gefahr zu bringen, so würde er mehr wirken, als durch alle versteckte Hindeutungen und alle Organisations-Versuche unter falschem Namen. Trotz aller Achtung, die der Dr. Jacoby neben den knechtischen Schwätzern und hochschreienden Hofschranzen verdient, die sich in Berlin als „Volksvertreter", „Fortschrittler" u. s. w. breit machen, hat er keinen Anspruch auf die volle Sympathie wahrer Republikaner, so lang er nicht wagt, sich selbst bei seinem wahren Namen zu nennen. Selbst in Frankreich scheut sich kein Republikaner zu sagen, wie er heißt. Dort gibt es keine „demokratische", wohl aber eine republikanische Partei. In Teutschland jedoch scheint Alles eine wahre Höllenangst vor diesem antiken Namen zu haben. Im Norden wie im Süden rühmen die Herrn sich mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung des Namens „Demokrat"; vor dem „Republikaner" aber bekreuzen sie sich wie vor dem vielverleumdeten Urheber alles Bösen. Sie ersinnen alle möglichen Umschreibungen, um zu verstehen zu geben, worauf sie hinaus

wollen; das eine Wort aber, wodurch sie es auf die kürzeste Weise aller Welt klar machen könnten, kommt nicht über ihre Lippen. Ich behaupte gradezu: wer sich nicht Republikaner nennt, ist keiner, und wer auf den Namen nicht stolz ist, verdient ihn nicht. Daß es auf die Sache ankomme und nicht auf den Namen, ist leere Ausrede. Es gibt Kämpfe, in denen der Name mehr wirkt, als die Sache, weil er die leitende Fahne ist. Es handelt sich zunächst um den Kampf gegen die Wurzel aller Uebel, das Königthum, und auf der Fahne in diesem Kampf steht das Wort „Republik“ und nicht „Demokratie“. Die Demokratie führt nicht nothwendig zur Republik, aber die Republik führt unfehlbar zur Demokratie. Eine Parteisache, die ihren Namen verhüllt, kann kein Vertrauen und keinen Enthusiasmus erregen und Parteiführer, die sich selbst nicht den rechten Namen beizulegen wagen, machen den von ihnen Geführten die Zumuthung, für eine Sache einzustehen, die sie selbst nicht den Muth haben zu vertreten. In Teutschland, wo die Monarchisten so vortrefflich vorgearbeitet haben, werden sich Tausende von Republikanern finden, wenn erst Diejenigen, die auf deren Vertrauen Anspruch machen, ehrlich genug sind, sich selbst als Republikaner zu bekennen und zu benehmen. Ich sage nicht auch: muthig genug, denn die geringe Dosis Offenheit, welche erfoderlich ist, den Vorwurf der äußersten Feigheit abzuwenden, verdient noch nicht den Namen Muth.

* * *

Wenn sich der Republikanismus in der Monarchie verleugnet, so gibt es dafür einige Entschuldigung; was soll man aber dazu sagen, wenn er auch in der Republik nicht offen hervorzutreten wagt?

Man erinnert sich der Aufregung und der

Besorgnisse, welche der in Genf abgehaltene „Friedenskongreß“ erregte. Die Regierungen wie die Völker erwarteten, daß daraus eine freiheitliche Progaganda und Organisation hervorgehen werde mit dem Zweck, Europa zu revolutioniren und zu republikanisiren.

Jetzt spricht von dem Friedenskongreß und der von ihm gestifteten „Friedensliga“ Niemand mehr außer deren Organ, das in Bern unter dem Titel „Die Vereinigten Staaten von Europa“ und unter der Redaktion des Prof. G. Vogt erscheint. Dieß Organ wird eben so wenig von namhaften Revolutionairen unterstützt wie von irgend einer Regierung gefürchtet. In Teutschland nehmen, wie es selbst anzeigt, sämmtliche Postämter Bestellungen auf „die Vereinigten Staaten von Europa“ an. Man denke sich ein Blatt der Umsturzpartei, das von den Dienern der Mächte, die es soll stürzen helfen, verbreitet wird! Dieß Faktum allein könnte als Kritik genügen; es genügt aber nicht, die „Liga“ auf einen andren Weg zu bringen.

Wie der Dr. Jacoby unter dem Deckmantel der „Demokratie“, so will die in Genf gestiftete „Liga“ unter dem Deckmantel des „Friedens“ für die Republik wirken. Der Friede an sich ist ein sehr unschuldiger Zweck, für den man sich sogar in Rußland begeistern darf, wenn man sich auf sentimentale Phrasen und loyale Berechnungen beschränkt. Aber wer einen Zweck will, muß die Mittel wollen und wer diese Mittel nicht zu nennen oder zu empfehlen wagt, sollte sich sagen, daß seine Bemühungen vergebliche Arbeit sind. Das Raisonnement der Liga lautet so: „Der Frieden ist das Ziel und das Glück aller Völker; der Frieden wird erlangt durch Abschaffung des Kriegs; der Krieg aber wird abgeschafft durch Abschaffung der stehenden Heere.“ Und nun geht man an's Werk,

aller Welt die Schrecken und Folgen des Kriegs und die Verderblichkeit und Kostspieligkeit der stehenden Heere zu demonstriren. Alle Welt, die Regierungen wie die Völker, hört ruhig an, was sie längst gewußt und gehört hat, läßt sich aber eben so wenig in den Vorbereitungen zum Kriege stören wie in der Liebhaberei für die stehenden Heere. Und Diejenigen, die die stehenden Heere bilden, bleiben von deren Nothwendigkeit eben so wohl überzeugt wie Diejenigen, denen sie dienen.*

Es scheint, als ob, von ein paar Menschen abgesehen, sich in Europa die ganze Opposition verschworen hätte, die bestehenden Uebel dadurch zu erhalten, daß sie dieselben nicht am rechten Ende anfaßt, und die erstrebten Ziele dadurch in die Ferne zu rücken, daß sie dieselben nicht beim rechten Namen nennt.

Wer den Krieg abschaffen will, muß nach der einfachsten Regel der Logik den Feind bekämpfen, der ihn herbeiführt, und wer den Frieden will, muß Zustände erstreben, die ihn möglich machen. Jener Feind ist das Königthum und diese Zustände schafft die Republik. Warum proklamirt also die Friedensliga nicht gradezu als ihren Zweck Abschaffung der Fürsten und Republikanisirung Europa's? Das ist ein Zweck, für den sich ehrliche Männer interessiren können. Das indirekte Antasten und Hintenherumdeuten lähmt von vorn herein jede Theilnahme.

Die aufrichtige Antwort auf die gestellte Frage würde eine Hinweisung auf die Gefährlichkeit des Unternehmens sein. Aber der richtige Schluß aus dieser Antwort lautet: ohne Gefährlichkeit keine

---

* So eben lese ich in der neuesten No. der „Vereinigten Staaten", daß sogar in Paris unter den Auspizien des Banditen eine neue „Friedens-Liga" gestiftet werden soll. Wollen mit der die Republikaner konkurriren?

Wirksamkeit. Je weniger ihr euch den Anstiftern des Kriegs gefährlich macht, desto weniger werdet ihr dem Frieden nützen, und je weniger ihr selbst riskirt, desto weniger werdet ihr gefährlich.

Die ganze Taktik und Thätigkeit der Friedens-Liga besteht darin, daß sie auf den Sack schlägt, während sie den Esel meint. Aber darüber wird sogar der Esel lachen, namentlich wenn er weiß, daß er gemeint ist.

Würde das Organ der Liga in entschieden republikanischem und damit auch in revolutionairem Sinne geschrieben, so könnten daraus für die Redaktion und die Schweizer Regierungen möglicher Weise Verlegenheiten erwachsen. Das ist richtig. Aber wer diesen Preis nicht zahlen will, darf auch nicht auf Erfolg rechnen. Uebrigens sichert die Schweiz, namentlich ihren eigenen Bürgern, noch immer Freiheit genug, revolutionair zu wirken ohne die Gefahr eines Konflikts mit dem Auslande. Das Königthum, mit Allem was daran hängt, liefert der revolutionairen Kritik so viel Stoff, daß sie denselben auf die wirksamste Weise ausbeuten kann, ohne sich durch direkte Aufforderung zur Revolution in ernstliche Gefahr zu bringen. Noch wirksamer aber kann sie arbeiten, wenn sie das Soldatenthum selbst über dessen Natur und Stellung aufklärt und es mit Abscheu davor erfüllt — ein Thema, das bisher auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt worden ist. Man sollte es dahin bringen, daß jeder Mensch, der nicht zum royalistischen Hetzhund und Mordknecht geboren ist, sich der entsittlichenden, entmenschenden, entwürdigenden Stellung, die er als Soldat einnimmt, schon bewußt ist, ehe er die Uniform anzieht und die Empörung gegen das royalistische Mordhandwerk den Soldaten selbst eingeimpft wird. Das wäre ein praktisches Mittel der „Friedens-Liga“. So lang ihr nicht an

die Quelle des Uebels zurückgeht und den Völkern klar macht, daß nur die Fürsten die stehenden Heere erhalten, weil sie derselben zu ihrer eigenen Erhaltung wie zur Unterdrückung und Ausbeutung der Völker bedürfen, daß nur die Fürsten die Urheber der Schlächtereien und des Elends sind, über die ihr lamentirt, und so lang ihr nicht dafür sorgt, daß die Werkzeuge der Fürsten, die Soldaten, sich empören gegen die Rolle, die sie spielen und die ihnen jetzt noch im Nimbus der Pflicht und des Ruhmes erscheint, so lang ist eure Friedenspropaganda eitles Geschwätz nnd die bedeutenden Mittel, deren ihr dazu bedürft, sind wieder, wie so oft, vollständig weggeworfen.

Der Friede der Völker wohnt auf dem Kirchhof der Fürsten, und ihnen dahin den Weg zu zeigen, sind keine Anweisungen geeignet, die mit fürstlicher Genehmigung verbreitet werden.

* * *

Ich bezeichnete neulich, bei einer ganz andren Gelegenheit, die „Nothwendigkeit" als die stets zuverlässige Mutter des Fortschritts. Hinge derselbe bloß von der Einsicht und vom freien Willen der Menschen ab, man hätte oft genug Ursache, an ihm zu verzweifeln; aber die Logik der Dinge mit ihren unabwendbaren Wirkungen gegebener Ursachen kommt dem zögernden Menschen zu Hülfe und zwingt ihn schon durch die Folgen seiner Fehler zur Abschaffung des Schlechten, zur Einführung des Bessern. Alle Dummheit und alle Schlechtigkeit der Welt, vereinigt und verschworen, die menschliche Entwicklung aufzuhalten, wäre nicht im Stande, dem Fortschritt auf die Dauer einen Hemmschuh anzulegen, weil sie, selbst ohne Gegenkampf der reformirenden Vernunft, an den bloßen Folgen ihrer eigenen Thätigkeit zu Grunde gehen müßte.

Es gibt in dieser Beziehung kein lehrreicheres Beispiel in der Geschichte, als die Herrschaft und der Untergang der Sklaverei in den Ver. Staaten. Die ganze Nation, eine Handvoll Abolitionisten ausgenommen, war förmlich verschworen, die Herrschaft der Sklaverei aufrecht zu erhalten für immer. Im Kongreß wie auf Konventionen hatte man sogar feierliche Beschlüsse gefaßt und Versprechen gegeben, sie als eine unantastbare Macht zu behandeln und aus allen Kämpfen auszuschließen. Aber die Nothwendigkeit lachte diese blinde Nation aus, die mit dem Gewissen auch ihre Sicherheit aufgegeben, und zwang sie, das Ungeheuer in Blut zu ersticken, das sie als Götzen auf den Altar gestellt und dem sie so lange Jahre geopfert hatte.

Der Götze, der jetzt an die Reihe kommen muß, ist die Präsidentschaft. Die Vernunft hat dieß Ungeheuer bei einer passenden Gelegenheit mit ihrem Licht beleuchtet. Man betrachtete es einen Augenblick mit Ueberraschung, ja mit Schrecken; aber bald machte die alte Gewohnheit ihr Recht wieder geltend und die alte Liebhaberei verdrängte von Neuem die flüchtige bessere Erkenntniß. Doch die Nothwendigkeit hat ihre Hand schon hinter dem Altar des Götzen gezeigt und daran zu rütteln begonnen. Man hat die Hand gesehen und einstweilen das Gesicht abgewandt. Aber die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo dieselben Hände, welche die Opfer gebracht, sich an dem Rütteln betheiligen werden, um gezwungen zu zerstören, was sie für die Ewigkeit gebaut zu haben glaubten.

* * *

Der „religiöse“ A. Ruge kann es noch immer nicht verschmerzen, daß der „Pionier“ seine neuen Entdeckungen im Gebiete der Meteorologie, Theogonie und Stierologie nicht anerkennen will.

Er besteht darauf, meine Behauptung sei falsch, daß „verkehrte Naturauffassung“ und „Unkenntniß der Natur“ die Mutter des religiösen Gespensterglaubens gewesen. Er behauptet nach wie vor, Diejenigen, welche das Donnern für ein Stiergebrüll u. s. w. gehalten, hätten die Natur gekannt; es handle sich bei ihnen nicht um Unkenntniß der Natur, sondern um „phantastische Auffassung“ derselben statt der „wissenschaftlichen“ Erklärung.

Neueste philosophische Entdeckung: Phantastische Auffassung ist gleich Kenntniß. Ich kenne etwas, wenn ich es vermöge meiner Phantasie für etwas Andres halte, als es ist. Ich sehe in der Dunkelheit einen weißen Pfahl für ein Gespenst an und nun kenne ich den Pfahl! Haben die Gläubigen der Märchenwelt die physikalische Natur des Gewitters, ja haben sie es auch nur überhaupt als eine Naturerscheinung, als Gewitter gekannt? Antwort: nein. Haben sie sich hinter demselben ein Hammerwerfen, ein Wagengepolter, ein Stiergebrüll, das Toben eines Donnergottes u. s. w. vorgestellt? Antwort: ja. Sind im Gewitter Stiere und Donnergötter thätig, oder elementare Kräfte? Antwort: elementare Kräfte. Welche von beiden ist nun die richtige und welche die „verkehrte Auffassung“ des Gewitters; welche beruht auf „Kenntniß“ und welche auf „Unkenntniß“? Antwort des Philosophen Ruge: diejenige, welche sich für Stiere entscheidet, beruht so gut auf Kenntniß wie die andre.

Was ist darauf weiter zu sagen? Man könnte sich damit begnügen, den religiösen Philosophen bei den Stieren zu lassen, für die er eine so unzerstörbare Sympathie an den Tag legt.

Ich habe ihm früher vorgeworfen, daß er deshalb bei der Bekämpfung des Materialismus, oder bei der Diskussion der entscheidenden Fragen

nicht Stand gehalten habe, weil er (natürlich in der Voraussicht, daß dabei sein „idealistischer" Standpunkt unhaltbar werden müßte) nicht ehrlich genug gewesen sei, durch Anerkennung des Materialismus mit seiner Hegelschen Vergangenheit offen zu brechen. Nach der Probe, die er jetzt bei der Vertretung des Stier-Standpunktes abgelegt, wären wir geneigt, ihn milder zu beurtheilen, wenn er nicht auch dabei sich wieder auf meine Kosten durch allerlei sophistische Wendungen zu helfen suchte, die durch keine stierische Eigenschaften zu entschuldigen sind.

Auf meine Bemerkung, die Theologie sei aus Unkenntniß hervorgegangen, entgegnete er früher: „wahrlich nicht aus Unkenntniß, sondern aus lebhafter und eindringlicher Kenntnißnahme vom Gewitter" u. s. w. gingen die religiösen Kulte hervor. Diesen falschen Gegensatz charakterisirte ich darauf („Pionier" No. 22) durch folgende Bemerkung: „Dem Wort Unkenntniß darf er das Wort Kenntniß nicht entgegenstellen — denn dadurch würde er mit seiner Argumentation in die Klemme gerathen —, deshalb ersetzt er es („es ist bloße Geschwindigkeit") durch das Wort „Kenntnißnahme" (d. h. sie sahen und hörten, was in der Natur vorging) und glaubt durch dieses Taschenspielerkunststückchen die Heinzensche „Unklarheit" bewiesen zu haben."

Wie zieht er sich nun aus der Klemme? Jetzt muß Kenntniß und Kenntnißnahme gleichbedeutend gemacht werden. Man höre:

„Sodann soll es von mir Sophisterei sein, wenn ich sage: „nicht aus Unkenntniß, sondern aus lebhafter Kenntnißnahme z. B. vom Gewitter seien die Hauptgötter, Indra, Zeus und Zebora entstanden." Er meint: „Kenntniß hätt' ich nicht sagen können." („Dürfen".

Red. d. P.) Er irrt ſich: Kenntnißnahme giebt Kenntniß. Freilich iſt nicht jede Kenntniß eine Erkenntniß der Sache.

So geht es Heinzen mit ſeiner Kenntnißnahme und Kenntniß von meiner Brochüre. Auch der Märchendichter, der keine wiſſenſchaftliche Kenntniß von der Naturerſcheinung hat, hat ſicherlich eine Kenntniß derſelben, ſonſt konnte er ſeine Dichtung dem Volke nicht einleuchtend machen. Wie ſollte das Volk wohl finden, daß ſein Märchen paßte, wenn weder er noch das Volk Kenntniß von dem Naturereigniß hätte?

Heinzen alſo verhaut ſich koloſſal, wenn er den Glauben an die Märchen und die angeblichen Urheber der Naturerſcheinung aus Unkenntniß der Natur hervorgehen läßt; im Gegentheil, der Glaube geht daraus hervor, daß dem Gläubigen das Bild des Dichters nur zu ſehr als ein treffendes einleuchtet und ſich ihm immer wieder aufdrängt, wenn er den Namen von neuem hört.

Nicht einfach auf Kenntniß oder Unkenntniß, ſondern auf den Unterſchied der phantaſtiſchen und der wiſſenſchaftlichen Welterklärung kommt es hier an. Wer, wie Heinzen, auf dieſen Unterſchied nicht eingeht, kommt der Sache nicht bei, ſondern verhaut ſich nothwendig, ſo wie er den Mund aufthut."

So beweiſ't ein Philoſoph, daß Kenntnißnahme gleich Kenntniß, wie Kenntniß gleich phantaſtiſcher Erklärung iſt. Derjenige aber „ſich verhaut", der dieſen Ausdrücken eine verſchiedene Bedeutung beilegt. Ja, er imputirt mir indirekt die unſinnige Behauptung, die Gläubigen hätten von der Exiſtenz des Gewitters gar nichts gewußt, indem er dem Wort Kenntniß bloß die Bedeutung eines Bekanntſeins mit der Exiſtenz eines Dinges beilegt.

„Kenntnißnahme gibt Kenntniß", folglich iſt

sie Kenntniß. Die Mutter gibt das Kind, folglich ist sie das Kind. Die bloße Kenntnißnahme vom Gewitter ist, wie ich schon früher bemerkt habe, „das Sehen und Hören des Gewitters“, es ist die sinnliche Wahrnehmung desselben, das „Notiznehmen“ von seiner Existenz; die Kenntniß vom Gewitter ist nicht die sinnliche Wahrnehmung der Erscheinung, sondern sie ist das Kennen ihrer Natur, wodurch ich bei der sinnlichen Wahrnehmung vor falscher Auffassung gesichert bin. Was ich kenne, kann ich nicht für etwas Andres halten, als es ist. Freilich kann ich nichts kennen, von dessen Existenz ich noch nichts weiß, wovon ich noch nicht „Kenntniß genommen“, und so konnten die Dichter der alten Zeit — wie unser Philosoph sehr richtig herausbringt — im Gewitter keine Stiere brüllen hören, wenn sie das Gewitter überhaupt nicht hörten, auch konnte das Volk ihnen nicht glauben, wenn seine Ohren nicht mit den ihrigen darin übereinstimmten, daß das Donnergebrüll einige Aehnlichkeit mit dem Stiergebrüll habe. Aber es gehört wirklich eine stierische Philosophie dazu, einem Menschen mit gesundem Verstande im Jahr 1868 vorzubrüllen, daß solche „phantastische“ „Kenntnißnahme“ eine Kenntniß und Derjenige „unzurechnungsfähig“ sei, der solchen Unsinn nicht einem grau gewordenen Hegelschen Dünkel zu lieb als Weisheit will gelten lassen. Die „wissenschaftliche Welterklärung“ wird dabei bloß zu Hülfe gerufen, um die „Kenntniß“ aus dem Spiel zu bringen; aber diese Kenntniß läßt sich nicht von ihrem Platz verdrängen. Sie besteht darauf, daß sie nicht bedeute, ein Ding für etwas Andres zu halten, als es ist. Wir haben Kenntniß von tausend Erscheinungen der Natur, die wir nicht wissenschaftlich erklären können, aber darum doch nicht „phantastisch auffassen“, eben weil wir sie als Naturerscheinungen kennen. Das

ganze Weltall hängt voll Sterne, denen die Wissenschaft nicht beikommen kann; wir kennen sie aber als Sterne und deshalb halten wir sie nicht etwa für Götter oder für Vögel. Ihre Entstehung und Bewegung hat noch keine Wissenschaft hinlänglich erklärt, dennoch haben wir genug Kenntniß von ihnen, um sie nicht etwa aus einem Backofen hervorgehen, oder an Fäden umherschwingen zu lassen. Hätten in gleicher Weise die Urvölker das Gewitter als Gewitter, als bloß physikalischen Vorgang erkannt, so würden sie ihm, auch ohne zu einer wissenschaftlichen Erklärung fähig zu sein (wozu ja auch heute nicht der Hundertste im Stand ist), weder eine Thierstimme, noch einen göttlichen Ursprung zugeschrieben haben.

Die Kenntnisse sind es, welche erst die „Erkenntniß“ und die „wissenschaftliche Erklärung“ möglich machen; der Philosoph A. Ruge aber (und die Philosophie nennt er „die größte aller Wissenschaften“) macht die Kenntnisse zu Bedingungen des Glaubens und der „phantastischen“ Erklärung. Und das Resultat dieser neuen Entdeckung ist: der „Heinzen ist schief gewickelt“ und er „verdreht mir die Worte im Munde“. Und gegen diesen Heinzen „hätte er sich noch weit schärfer erklärt“, wenn er ihn „in dieser Sache für zurechnungsfähig hielt“. Deshalb Gnade mit dem „Pferd“, das nicht zurechnungsfähig ist in Sachen der Stiere. Armes Pferd!

Nachdem er dieß bewiesen, thut der Philosoph plötzlich einen Sprung über einige Jahrtausende hinweg, um die Geister der Neuzeit mit ihren Kenntnissen der „Kenntniß“ ihrer Urahnen beispringen zu lassen. Diese „Kenntniß“ hatte, wie wir gesehen, die „phantastische Weltanschauung“ d. h. die Stierkonzerte u. s. w. erzeugt. Herrscht nicht, fragt unser Philosoph, solche phantastische Weltanschauung auch noch jetzt trotz allen Kennt-

nissen? Spricht nicht Schiller, der doch Arzt war, von dem „Meister“, der die Welt „baute“, war nicht Newton abergläubig, schrieb nicht Leibnitz die Theodicee, predigt nicht Buckle „den phantastischen Glauben an die himmlische Person“?

Hier stellt er also die Natur-Kenntniß eines Schiller, Newton, Leibnitz, Buckle und aller Derjenigen, „die in Naturwissenschaften und in allen möglichen exakten Wissenschaften höchst respektable Kenntnisse besitzen“, auf eine Linie mit der „Kenntnißnahme“ und „Kenntniß“ jener Gelehrten, welche in den Wolken die Stiere brüllen hörten. Und doch hatte er früher gesagt, „Kenntniß“ sei nicht „wissenschaftliche Kenntniß“. Was wäre nun die logische Konsequenz dieser dennoch vollzogenen Gleichstellung der alten phantastischen „Kenntniß“ mit der neuen wissenschaftlichen? Daß auch Schiller, Newton u. s. w. im Gewitter die Stiere müßten brüllen hören. Sie thun das aber aus dem Grunde nicht, weil sie eben wirkliche Kenntniß vom Gewitter haben und es nicht bei der bloßen „Kenntnißnahme“ bewenden lassen. Dagegen glauben sie noch an die „himmlische Person“ in andren Regionen, weil dorthin ihre Kenntniß nicht eben so wohl reicht wie in die Gewitterwolken. Unter den Sternen sehen und hören sie nichts als Natur, physikalische Thätigkeit, deshalb suchen sie dort auch weder „Meister“, noch Stiere; aber über den Sternen, „droben über'm Sternenzelt“ hört ihre „Kenntniß“ auf, es beginnt ihre „phantastische Anschauung“ und sie glauben dort eben so an den „gütigen Vater“ wie die Alten etwas tiefer unten an Stiere und Konsorten.

Also nicht die Kenntniß, sondern der Mangel an Kenntniß bringt die Neuen wie die Alten zum „Glauben“ und zur „phantastischen Weltanschauung“.

Doch, meint der Philoſoph Ruge, Kenntniß hin Kenntniß her, ſie würden vor ihrer Verirrung ſicher geweſen ſein, wenn ſie Philoſophie ſtudirt hätten. „Nur die Philoſophie befreit den Menſchen aus der Knechtſchaft“ u. ſ. w.

Aber hat nicht Schiller ſehr eifrig Philoſophie ſtudirt? War nicht Leibnitz ein hervorragender Philoſoph, der auch, worauf Ruge ſo großen Werth legt, ein eigenes „Syſtem“ geſchaffen? Hat nicht auch Buckle ſich mit Philoſophie abgegeben? Doch weshalb ſollen wir uns auf die Genannten beſchränken? Unſre Hauptphiloſophen, Kant, Fichte, Schelling und Hegel, haben Theologie ſtudirt und ſind ſie nicht ihr Leben lang Theologen, wenn auch ohne Robe, geblieben? Sind nicht grade die berühmteſten Philoſophen, von Plato bis Ariſtoteles, von Carteſius bis Spinoza, von Leibnitz bis Berkeley, ſind nicht außer den Genannten ſämmtliche teutſche Philoſophen, die ein „Syſtem“ aufgeſtellt oder aufzuſtellen verſucht haben, Wolff, Jacobi und Herbart, als Gottgläubige in der „phantaſtiſchen Weltanſchauung“ befangen geweſen? Sind ſie nicht ſämmtlich trotz aller Philoſophie in der alten „Knechtſchaft“ ſtecken geblieben? Hat nicht der von Ruge an die Spitze geſtellte, der Befreier aller Befreier, hat nicht der große Hegel den „Gottmenſchen Chriſtus“ und den „dreieinigen Gott“ gepredigt, hat er nicht „das Chriſtenthum“ durch die „ſpekulative Philoſophie“ zu retten und dieſe durch jenes zu legitimiren geſucht, indem er beiden den gleichen geiſtigen Gehalt vindizirte? Und hat dieſer philoſophiſche Theologe und Fürſtenknecht neben der geiſtigen „Knechtſchaft“ nicht auch noch die politiſche zu begründen geſucht, indem er die erbliche Monarchie vertrat und den preußiſchen Abſolutismus mit ſeiner ſtändiſchen Komödie als Ideal hinſtellte?

Wahrlich, es ſtände ſehr übel um die Befreiung

des Menschengeschlechts, wenn es bloß auf die Philosophen verwiesen bliebe (versteht sich, die „idealistischen“ d. i. spiritualistischen d. i. nihilistischen), die fast durchgängig mit den Pfaffen wie mit den Fürsten, mit den Despoten des Himmels wie mit den Despoten der Erde auf dem besten Fuße lebten. Mit den Philosophen aber bin ich weit entfernt auch die Philosophie zu verwerfen. Doch unter Philosophie verstehe ich, was das Wort ursprünglich bedeutet, nämlich Liebe zur Weisheit, oder, da Weisheit nicht ohne Wahrheit bestehen kann, Liebe zur Wahrheit. Und die Wahrheit, die ganze Wahrheit, die weder für „himmlische Personen“ oder „absolute Ideen“ über den Wolken, noch für „majestätische“ Personen und „absolute Ideen“ unter den Wolken Platz läßt, ist vertreten durch den Materialismus. Nur ein Materialist kann ein wahrer Philosoph sein und das begreift man erst recht, wenn man die „Geschichte der Philosophie“ gelesen hat, deren Studium mir Ruge so selbstzufrieden und hochmüthig empfiehlt. Dann erkennt man, daß, wie Hegel die Natur als einen „Abfall von der Idee“ beschimpfte, die („idealistische“) Philosophie ein Abfall der Idee von der Natur gewesen — ein Abfall in den bodenlosen Abgrund der „Phantasie“, der Lüge und des Nichts. Was nicht von der Natur ausgeht und nicht zur Natur zurückkehrt, geht eben vom Nichts aus und kommt auf ein Nichts zurück.

Wie Ruge behauptet, handelt es sich bei Dem, wofür er in die Schranken tritt, „um den noch lange, lange nicht ausgefochtenen Kampf der phantastischen und der wissenschaftlichen Welterklärung“. Welcher Philosoph aber hat schon eine „wissenschaftliche Welterklärung“ gegeben? Nur die materialistischen Philosophen haben sie wirklich versucht,

weil sie eben von der Welt selbst ausgingen und sich nur an die Welt hielten, während die „idealistischen" zum Ausgangspunkt eine luftige „Idee" und einen phantastischen Weltschöpfer nahmen, oder auf ihn hinauskamen*. Die „idealistischen" Philosophen haben durch das „Denken" eine „phantastische" Weltanschauung geschaffen wie die Poeten und Religionsstifter durch den Glauben. Sie sind Denkphantasten wie die Andren Glaubensphantasten sind. Die „wissenschaftliche Welterklärung" geht von Denen aus, welche von der Weltwissenschaft, genannt Naturwissenschaft, ausgehen. Die „Phantasien", d. i. die Gespenster des Glaubens und der „Idee" werden aus der Welt vertrieben von Denen, welche zeigen, woraus diese Welt besteht, welche auf den Grund von Thatsachen und Erfahrungen, von Forschungen und Schlüssen jedem gesunden Menschenverstande klar machen, daß Alles, was die Welt umfaßt, Materie ist und aus Materie hervorgeht, daß diese materielle Welt weder Anfang noch Ende haben kann, daß sie sich erhält und entwickelt durch die eigene Kraft und nach den ihr inwohnenden Gesetzen, daß sie weder einem Willen unterthan, noch für einen Zweck gemacht sein, daß kein Dualismus von Geist und Materie in ihr existiren kann, daß es in ihr keinen anderen Geist gibt, als den in einem materiellen Organismus erzeugten, daß dieser Geist sich aufbaut mittelst der durch die Sinne gemachten Wahrnehmungen und daß es mit allem Geist zu Ende ist, wenn der Organismus zerfällt, aus dem er hervorging.

---

* Einzelne Arbeiten wie die Kantsche „Naturgeschichte und Theorie des Himmels" rechne ich nicht hierher, da sie die Grundfrage eines Systems, welches den Glauben an Gott zu einem „Postulat der reinen Vernunft macht", nicht berührt. Die Materialisten zeigen, daß der Glaube an Gott ein Postulat der reinen Unvernunft ist.

Nur wer alles Dieß darthut, reinigt die Welt wirklich von „Phantasien“, er reinigt sie gründlich und läßt keinen Rückfall in den „metaphysischen“ Gespensterglauben zu, vor dem kein „idealistischer“ Philosoph gesichert ist. Es sind also die Materialisten allein, welche den besagten „Kampf“ wirklich und siegreich zu Ende führen können. Wer sich zum Atheismus bekennt ohne zuzugeben, daß derselbe auf den Materialismus hinleitet und seine wahre Begründung nur im Materialismus findet, beweis't trotz aller „Philosophie“, daß er hinter der Zeit zurückgeblieben ist.

A. Ruge beweis't dieß am Besten durch seine plumpen und rohen Ansichten über die Ausbreitung des Materialismus in unserer Zeit. Er findet dafür keine andre Erklärung, als daß die Unterdrückung der Freiheit nach 1848 „die Menschen auf die Natur und die Oekonomie, auf das Materielle und die materiellen Interessen geworfen“ habe. Es fehlt bloß, daß er die Entdeckung macht, sämmtliche Materialisten hätten einen kolossalen Magen und ungewöhnlichen Appetit. Freilich haben sie diesen, aber den Appetit nach Wahrheit, den ihnen die Philosophen nicht stillen konnten. Ruge würde eine bessere Erklärung gegeben haben, wenn er das unwillkürliche Verdienst, den Materialismus zu begünstigen, seiner eigenen Zunft zugeschrieben hätte, welche durch ihr lustiges Gebäude von Spekulation und Metaphysik, in welchem der gesunde Menschenverstand kein Unterkommen finden konnte, das Bedürfniß eines soliden Baues auf dem Boden der Wirklichkeit d. i. der Natur hervorriefen. Was haben die Männer, welche sich am Meisten um die materialistische Lehre verdient gemacht, von Demokrit und Epikur bis Moleschott und Büchner, mit „Oekonomie“ und „materiellen Interessen“ zu thun? Und wann haben sie Das, was Ruge ausschließlich

dem „Idealismus“ oder der idealistischen Philosophie vindizirt, Denken und Schaffen, Wissenschaft und Kunst, Staat und Sitte, auszuschließen gesucht oder verachtet? Sie sind ebenfalls Philosophen, aber realistische, und gehen mit dem Vater der realistischen Philosophie, Bacon, von dem richtigen Gesichtspunkt aus, daß die Naturwissenschaft die Mutter jeder andren sei. Wenn Ruge einen Mangel darin findet, daß sie es noch nicht zu einem vollständigen System gebracht, so beweis't er nur, daß er nichts von Dem versteht, worüber er abspricht. Das Systemfabriziren ist eben Sache jener Denkphantasten, welche, der Natur den Rücken wendend und sich an ihren Einspruch nicht kehrend, eine lustige „Idee“ zum Fundament nehmen und darauf mit logischen Künsten ihre Konsequenzen bauen, um dann ihr „System“ nach kurzer Zeit wieder durch ein andres verdrängen zu sehen. Wer aber von der Natur ausgeht, die sich keiner willkürlichen Behandlung fügt und der Forschung immer neue Aufschlüsse gibt, kann sich nicht anmaßen, sie sofort in ein vollständiges, erschöpfendes System zu bannen und er hat für unsre Zeit schon genug gethan, wenn er die Hauptgrundlage sichern und die Hauptwahrheit feststellen hilft inmitten einer feindlichen Welt, in welcher Pfaffen und Philosophen alle Begriffe auf den Kopf gestellt haben.

Es ist reine Bornirtheit oder Gedankenlosigkeit, welche aus Ruge spricht, wenn er den Materialismus zu einem bloßen Ableiter für das unbefriedigte Bedürfniß politischer Freiheit macht. Waren die Hauptvorkämpfer der Materialisten etwa Politiker? Ist in Amerika, wo der Materialismus sich täglich mehr einbürgert, die politische Freiheit unterdrückt? Wenn Ruge aber gar der Meinung ist, der Materialismus sei der Freiheit ungünstig, so braucht er sich bloß an den Minister Eichhorn

zu erinnern, der die Naturwissenschaften für gefährlich hielt, und nach Frankreich zu blicken, wo die Pfaffen keine gefährlichere Gegner kennen, als die Materialisten.

Wenn Ruge solche bornirte Auffassung an den Tag legt, wundere ich mich nicht mehr über seine Naivetät, nicht zu begreifen, warum ich ihn seit 14 Jahren, wo er zuerst im „Pionier“ gegen den Materialismus auftrat, mit seiner Religion und Philosophie als Reaktionair bezeichnet habe, und daß er sich einbildet, ich verträte ihm gegenüber reaktionaire Tendenzen, weil ich den einseitigen, von der Natur losgelöst'ten „Idealismus“ verwerfe. Ich habe schon vor 22 Jahren in einer Schrift den Satz aufgestellt, „der wahre Materialismus sei der wahre Idealismus“ und ich wüßte diesem noch heute nicht besser zu dienen, als indem ich jenen vertrete. Ruge's Art, den Idealismus zu vertreten, ist noch immer die althegelsche, wenn er auch über Hegel hinausgeht, und — horribile dictu — er läßt den Hegel sogar in der Sprache wieder aufleben. Hier eine Probe:

„Das Wort ist nicht blos hörbarer Schall, sondern articulirter Ton, der als *Begriff* vernommen und verstanden wird; es ist *der geäußerte Gedanke*; als Aeußerung ist er nur Zeichen: Die Schrift thut es daher so gut als die Rede.

Jedes Wort ist also *allgemein*; es kann kein hier Existirendes ausdrücken; das Natürliche, das Aeußerliche läßt sich nicht sagen. Wenn ich „Pferd“ sage, so bedeutet das immer *alle* Pferde, selbst das Wort „dies“ gilt für Alles und ohne den hindeutenden Zeigefinger, oder womit ich sonst zeige, kann ich „dies“ nicht bestimmen. Das Wort bedeutet die *Gattung* oder die *Art*; wenn man aber das sinnlich existirende Individuum sagen wollte, würde man das Unmögliche ver-

ſuchen — wie dies ſchon die griechiſchen Sophiſten entdeckt haben —: denn in der Sprache iſt das Einzelne, jedes Wort, ſchon allgemein, weil es Gedanke iſt. Nun exiſtirt das Allgemeine in der Natur: Raum, Zeit, Bewegung, Materie, Licht, Leben. Dies ſind alles äußerlich exiſtirende Kategorien oder Gedanken.

Aber ſie ſind nicht denkende Gedanken, nichts Geiſtiges. Das Wort drückt nun auch dieſes Allgemeine, die Thätigkeit des Denkens, aus; der Bewegung des Denkens kann es aber nur als verſchwindendes nachkommen. Das Wort iſt unfähig, dem Gedanken anders nachzukommen, als dadurch, daß es ſich fortdauernd aufhebt, ſich verneint, und ſo Mittel einer Entwicklung wird, zu der es in ſeiner Vereinzelung nur der Keim iſt. Die Entwicklung der Gedanken macht die Worte zu ihren Stufen. So wird die Sprache dialektiſch.

Dieſe Entwicklung iſt Metaphyſik. Erſt die Metaphyſik alſo lehrt den Menſchen denken und menſchlich reden. Dieſe Metaphyſik iſt allgemein menſchliches Eigenthum. Denn des Redens überhaupt, des Gebrauchs und der Flüſſigmachung der Begriffe, kann ſich kein Menſch enthalten. Selbſt der Materialiſt muß alſo reden, Ideen entwickeln, d. h. Idealiſt ſein.“ U. ſ. w.

Ich muthe den Leſern des „Pionier“, die an eine verſtändliche Sprache gewöhnt ſind, nicht zu, dieſe „philoſophiſche“ zu verſtehen. Ruge aber muß man zumuthen, daß er, wenn er „Zeitungsartikel“ ſchreibt, namentlich in amerikaniſche Blätter, ſich einer gemeinverſtändlichen Ausdrucksweiſe befleißige, vor Allem in der Kontroverſe mit Materialiſten, die ſich bekanntlich Jedem klar zu machen wiſſen, weil ſie ſich ſelbſt klar ſind. Der Miniſter Guizot fragte einſt H. Heine, was der A. Ruge, der ſich damals in Paris aufhielt,

für ein Mann sei. „Er ist ein teutscher Philosoph, antwortete Heine, der nach Paris gekommen ist, um Teutsch schreiben zu lernen". Ehe Ruge wieder gegen die Materialisten zu Felde zieht, rathe ich ihm, wieder nach Paris zu gehen. Das Klima von Brighton scheint seiner teutschen Schreibart nicht günstig zu sein. Wenn er den Ehrgeiz hat, wie er andeutet, sich das Verdienst eines Lessing und Voltaire zu erwerben, so bedenke er vor Allem, daß diese Schriftsteller sich durch eine klare, verständliche Sprache auszeichneten und kein Hegelsches Kauderwälsch schrieben. Aber sie waren auch keine „Philosophen". Es ist das Privilegium der Philosophen, nicht verstanden zu werden, weil sie sich selbst nicht verstehen. Wenn übrigens Lessing und Voltaire heute lebten, so würden sie wahrscheinlich ausgezeichnete Materialisten sein, pour „écraser l'infame" im Gebiet der Philosophie wie des Glaubens.

Wir haben früher gesehen, wie Ruge die „Kenntniß" der Stierologen salvirt und die Philosophen als Welterklärer blamirt; es bleibt noch zu sehen, wie er den Materialismus ruinirt und den „Idealismus" konstruirt.

In Bezug auf jenes Ruiniren verweis't er uns auf „Prutz' Museum (das Jahr vor der Schillerfeier)" und den „4. Band „aus früherer Zeit" (1867) § 51, 52 u. 156". Leider hat sich weder jenes „Museum" aus dem Jahr nach der Schillerfeier, noch dieser 4. Band mit seinen §§ nach Roxbury verirrt, so daß ich nicht beurtheilen kann, welches Unheil er darin angerichtet hat. Zum Ersatz aber habe ich die früheren Jahrgänge des „Pionier" aufbewahrt, worin nicht bloß die ersten Angriffe des Philosophen Ruge gegen den Materialismus, sondern auch die Entgegnungen enthalten sind, auf die er nichts zu antworten wußte und trotz allen Auf-

foderungen nicht geantwortet hat. Und da Das, was er jetzt in der „Westlichen Post“ auftischt, so ziemlich mit Dem übereinstimmt, was er früher im „Pionier“ vorgebracht, so habe ich ein Recht, zu vermuthen, daß Dasjenige, was in der Zwischenzeit das Prutzsche Museum und der § 51, 52 und 156 bescheert, ebenfalls nichts Neues, sondern nur eine Wiederholung oder Umschreibung der alten Weisheit ist. Somit hätte ich denn auch ein begründetes Recht, Dasjenige als „nicht existirend“ zu betrachten, „was nicht im „Pionier“ steht“. Und im „Pionier“ (von 1856) steht sogar der Hauptsache nach beinah wörtlich, was jetzt, 1868, in der „Westl. Post“ steht.

Es ist lästig, es ist langweilig, es ist zum Verzweifeln widerwärtig, aber- und abermals einen Gegner bekämpfen zu müssen, der dafür, daß er auf entscheidende Gegengründe hartnäckig die Antwort schuldig geblieben, sich zu entschädigen sucht dadurch, daß er seine wiederholt zunichtegemachte Weisheit stets unbeirrt und unverändert von Neuem zu Markte bringt. Nur eine barbarische Grausamkeit, oder ein ächt hegelscher Dünkel ist im Stande, durch solche Unverbesserlichkeit und Anmaßung die Geduld von Menschen auf die Probe zu stellen, die nicht als Sträflinge für ein außerordentliches Verbrechen zu büßen haben. Alles, was dieser Ruge in der letzten Zeit über „Religion“, über Materialismus, über „Idee“, über „Denken“, über Philosophie, über Metaphysik u. s. w. ausgekramt, hat er früher schon im „Pionier“ zum Besten gegeben und Alles ist ihm Punkt für Punkt als unhaltbar nachgewiesen worden. Es ließe sich mit Dem, was er und ich über diese Themata geschrieben, ein halbes Buch füllen. Und nun soll ich nach 12—14 Jahren den alten Kohl, den er in etwas veränderter Zubereitung von Neuem auftischt, wieder als ein

frisches Gericht behandeln, um zum zehnten Mal zu zeigen, daß es alter Kohl und daß sein Autor noch immer der alte Koch ist! Das ist keine Aufgabe, es ist ein Märtyrium. Doch muß ich es auf mich nehmen in der Voraussicht, daß mir eine Geduldübung für noch härtere Proben nöthig sein kann.

Wer die „geistige Welt" von der materiellen trennt, ist zu der Konsequenz verurtheilt, sie auch von ihr getrennt *entstehen* und *bestehen* zu lassen. Den Gläubigen, welche „Gott", den Ur- und Universalgeist, von Ewigkeit her existiren, die von ihm geschaffene materielle Welt als Direktor beherrschen und auch einzelnen seiner Geschöpfe, die sich Menschen nennen, aus besondrer Liebhaberei etwas von seinem aparten Geist einblasen lassen, hat man wenigstens keine Inkonsequenz vorzuwerfen. Sie haben auf ihrem Standpunkt ein Recht, Alles, was „Geist" genannt wird, von der materiellen Welt getrennt und verschieden zu denken und zu behandeln. „Philosophen" aber, welche den „Gott" leugnen und dabei auch keinen Versuch machen, die Möglichkeit einer Entstehung der „geistigen Welt" außerhalb der Materie und ohne dieselbe nachzuweisen, nehmen gradezu das Privilegium in Anspruch, die Logik, deren Dozenten sie zu sein behaupten, mit Füßen zu treten, wenn sie den aus der Materie entwickelten Geist als eine selbstständige, von der Materie unabhängige Kraft und die von dieser Kraft aufgebaute „Welt" als eine der materiellen entgegengesetzte behandeln. Und es gibt keinen „Philosophen", der dieses Privilegium einer rücksichtlosen Mißhandlung der Logik mit einer verstockteren Anmaßung in Anspruch nähme, als der unverbesserliche Hegelianer A. Ruge. Weis't ihm neun und neunzig Mal nach, daß es, wie er selbst als Atheist stillschweigend zugesteht, in der ganzen

außermenschlichen Natur keinen Geist geben kann, durch den oder aus dem sich sein „Idealismus“ konstruiren ließe; daß für uns kein andrer Geist existirt, als unser eigner; daß dieser Geist, das Erzeugniß materieller Nerventhätigkeit, seinen Sitz in dem materiellen Gehirn hat; daß er trotz dem Gehirn nur eine latente oder unwirksame Anlage sein würde, wenn der Organismus, in welchem er arbeiten soll, nicht mit fünf Sinnen begabt wäre; daß alles Material für seine Thätigkeit ihm durch jene materiellen fünf Sinne aus der materiellen Welt zugeführt worden; daß er aus diesem Material nach und nach Das entwickelt und konstruirt hat und immer weiter entwickelt und konstruirt, was man die „geistige Welt“ nennt; daß folglich diese geistige Welt ihrer Entstehung wie ihrem Inhalt nach nichts Andres ist und sein kann, als eine intellektuelle Verarbeitung und ein Abbild der materiellen, von der sie stets abhangen, mit der sie stets zusammenhangen und der sie stets analog bleiben muß, daß sie aber, wenn sie diesen Wurzelboden verläßt, nothwendig auf Irrwege, Widersprüche, Phantasien und Nichtigkeiten hinaus kommt, die man mit dem passenden Namen „Hirngespinnste“ bezeichnet — weiß't dieß Alles dem Philosophen Ruge neun und neunzig Mal nach und er wird euch zum hundertsten Mal, als hättet ihr nicht ein Wort gesagt, oder als hätte er kein Wort gehört, jeden Falls ohne eure Prämissen mit einem Wort zu widerlegen, in der ungenirtesten Weise mit der Miene einer unfehlbaren Superiorität versichern, der Geist habe mit der gemeinen Materie nichts zu schaffen, seine Welt existire unabhängig von der materiellen, sie sei „übernatürlich“, und er regiere sich nicht bloß nach eigenen Gesetzen, sondern er zehre auch von eigenen Mitteln. Und wenn ihr ihm Das Alles nicht glaubt, obschon er es in einer möglichst unver-

ständlichen Sprache vorträgt, so habt ihr Ignoranten die Geschichte Derer nicht gelesen, von denen er diesen Unsinn gelernt, oder ihr seid unzurechnungsfähig, oder ihr seid „Faselhänse", oder ihr werdet als Pferde in die Kavallerie versetzt.

Wer sein Examen als Hegelscher Philosoph bestehen will, hat zunächst darzuthun, daß ihm der gesunde Menschenverstand abhanden gekommen.

Der Produzent ist natürlich, das Material ist natürlich, das Produktionsmittel ist natürlich, aber das Produkt ist — „übernatürlich", es lös't sich von der Natur los und reicht über die Natur hinaus, durch die und in der Alles und Jedes enthalten ist, vorgeht und sich entwickelt. Das begreift kein Wesen mit Menschenverstand begabt: wer es aber nicht zugibt und nicht an die übernatürliche Welt innerhalb der natürlichen glaubt, ist ein Esel. Das ist Rugesche Logik und „Metaphysik". Es gibt für ihn trotz seinem Atheismus innerhalb der einen und untheilbaren Welt dennoch zwei verschiedene, unabhängige Welten: die natürliche und die übernatürliche, mit andren Worten die weltliche und die außerweltliche oder überweltliche. Zur natürlichen Welt gehört, was sich mit Händen greifen läßt, zur übernatürlichen, was sich nicht greifen läßt. Kürzer gesprochen: es gibt eine greifbare und eine ungreifbare Welt. Und die ungreifbare ist die idealistische, die greifbare die materielle. Ruge hat gefühlt, daß diese Greifphilosophie sehr bald in's Unbegreifliche führt, und deshalb hat er, der Verehrer der „Kategorien", zur Ueberbrückung des Spalts, den er durch die Natur zieht, indem er ein Greifbar-Ungreifbares, nämlich das „Unsinnlich-Sinnliche", das „Immateriell-Materielle" erfindet. Und dieses Doppelsein läßt er repräsentiren durch den „Raum", die „Zeit" und das „Licht". Früher („Pionier" vom

13. April 1856) sprach er von „allgemeinen Agentien“ und nannte außer dem Licht den Magnetismus und die Elektrizität, die jetzt durch Raum und Zeit ersetzt werden. Er sagte: „Nur durch die Prozesse der allgemeinen Agentien, die, wie das Licht, ein Bild des Denkens sind, die sich im Rhythmus des Denkens bewegen, die, wie Elektrizität und Magnetismus, die reine Bewegung, das Anziehen, das Abstoßen und die Verbindung der entgegengesetzten Richtungen natürlich darstellen — nur dadurch hält das Universum zusammen“. Licht, Elektrizität, Magnetismus und andre „Agentien“ waren schon eine Ewigkeit lang vorhanden und in Thätigkeit, ehe vom „Denken“ und von Philosophen die Rede war. Dennoch sind sie schon im Voraus „Bilder“ dieses philosophischen „Denkens“ und nur deshalb haben sie die Kraft, das Universum zusammenzuhalten. Statt das spätere Denken aus dem Prozeß der allgemeinen Agentien hervorgehen und sich in deren „natürlichem“ „Rhythmus bewegen“ zu lassen, also in der Natur den Rhythmus und die Gesetze des aus ihr entwickelten Denkens vorgebildet zu sehen, wie der Materialist thun würde, läßt unser „Idealist“ umgekehrt das spätere Denken durch den Reflex, den es schon vor seinem Entstehen in die Ewigkeit zurückwirft, die Agentien zu ihrer welterhaltenden Wirksamkeit in Stand setzen. Nur dieser Sinn, d. h. Unsinn, läßt sich in die Phrase hinein legen und er zeigt, wie durchgängig unser Musterdenker die Welt auf den Kopf stellt, die Wirkung zur Ursache, die Ursache zur Wirkung macht und wie er, nachdem er den göttlichen „Geist“ abgeschafft, in der trotz alledem beibehaltenen theologisch-dualistischen Richtung verharrend, ihn durch ein immateriell-materielles Mittelding wenigstens für die Zeit zu ersetzen sucht, wo die Welt noch nicht

durch die Hegelsche Philosophie, die Nachfolgerin und Erbin der Vorsehung, zusammengehalten wurde. Ich bemerkte ihm damals über seine neue Entdeckung, wodurch er zugleich in die verachtete Naturwissenschaft hineinpfuschte, u. A. Folgendes: „Ruge braucht diese Andeutungen über Licht, Elektrizität, Magnetismus und „andre Agentien“ (welche?) mit ihrem „Rhythmus des Denkens“ nur bestimmter auszusprechen, um von jedem „naturwüchsigen Apotheker“ (so nannte er die Naturforscher) eine Lehre in der Physik zu erhalten, um die ihn kein Sekundaner beneiden und die ihm seine souveraine Verachtung der Naturforscher gründlich verleiden wird“. Er war zu unwissend, diese Mahnung zu beobachten, deshalb tischt er seine Entdeckung auch jetzt wieder auf. Er ist der Meinung, der Idealist Buckle habe „sicherlich etwas mehr von den Naturwissenschaften verstanden“, als der Materialist Heinzen. Ich gedächtnisloser Mensch gebe Das nicht bloß unbedingt zu, sondern behaupte sogar, Buckle müsse sehr wenig von den Naturwissenschaften verstanden haben, wenn seine bloße Ueberlegenheit über mich den Maßstab zur Beurtheilung seiner Kenntnisse abgeben soll. Aber diese Ueberlegenheit möglichst groß veranschlagend, trage ich kein Bedenken, zu sagen, daß ich meine naturwissenschaftlichen Kenntnisse so hoch über die Rugeschen stelle, wie die Buckleschen über den meinigen stehen mögen. Denn dieser Philosoph Ruge ist in diesen Dingen ein vollständiger Ignorant und doch untersteht er sich, alle Naturforscher wie dumme Jungen zu schulmeistern. Keinem Sextaner wird es einfallen, dem Licht, einem Produkt von Aetherschwingungen, dem Raum, dem Aneinander oder der Ausdehnung der Materie (nicht, wie der Naturforscher Ruge aufstellt, der umfassenden Umgebung der Materie), und der Zeit, nur bestehend in dem Auseinander-

folgen oder der Veränderung der materiellen Erscheinungen, eine immaterielle Natur beizulegen oder für sie eine immateriell-materielle Zwitterkategorie aufzustellen und dann noch von „Wissenschaft“ zu „faseln“. Alles ist materiell, sogar das Rugesche Denken, und er wird es vielleicht noch erleben, daß ihm Das mit dem Mikroskop nachgewiesen wird. Wenn er sich um etwas Andres gekümmert hätte, als um seine Hegelschen Hirngespinnste, würde ihm schon längst ein „Licht“ über seine immateriell-materiellen Agentien durch die Untersuchungen der Naturforscher aufgegangen sein, welche es wahrscheinlich machen, daß die verschiedenen Zustände und Erscheinungen, wie Licht, Wärme, Schatten, Elektrizität, Magnetismus, Kohäsion, Gravitation u. s. w., früher auf verschiedene Kräfte zurückgeführt, nur verschiedenen Bewegungen der Materie zuzuschreiben und sämmtlich nur Wirkungen einer allgemeinen Urkraft sind. Und diese materielle (oder immateriell-materielle?) Urkraft ist es dann, was „das Universum zusammenhält“ und nebenbei sogar die Rugesche Metaphysik auf dem Gewissen hat.

Die Fähigkeit oder das Privilegium des Denkens haben nach der Rugeschen Prätension nur Diejenigen, welche von der Natur abstrahiren oder, wie man sagen könnte, emanzipirt sind. Nur Diejenigen sind denkfähig, welche die Natur aus dem Denken, nicht Diejenigen, welche das Denken aus der Natur ableiten. Zu lehren, daß der Geist sich aus der Natur entwickelt, um dann wieder in sie einzudringen und mit ihren Gesetzen zugleich seine eigenen zu finden und mit dem Studium der Welt zugleich sein eigenes zu betreiben, heißt sich roher Empirie ergeben und sich von „der Wissenschaft wegwenden, welche die Gedanken ordnet“ u. s. w. Diese „Wissenschaft“ aber d. i. die abstrakte Philosophie oder meta-

physische Hirnspinnerei ordnet die Gedanken so musterhaft, daß sie das Entwickelte zum Entwickelnden, das Produkt zum Produzenten, ja den Inhalt zum Gefäß macht. Ruge hat die Gnade, zuzugestehen: „Freilich sind wir nicht ohne die Erde und nicht ohne das Sonnensystem, nicht ohne die Pflanzen, nicht ohne die Thiere, nicht ohne den Körper und nicht ohne den Kopf", also nicht ohne die materielle Welt, was wunderbar genug ist; aber welchen Schluß zieht er aus diesem „nicht ohne"? „Daß die materielle Welt in der immateriellen (die sich aus ihr entwickelt hat) ruht, sich bewegt und durch sie sich belebt" u. s. w. „Ich denke und so bin ich", sagt der Unsterbliche. Ich bin sterblich und denke, daß solches unsterbliche Denken Unsinn sei. In dem nämlichen Satz aber heißt es weiter: „daß Seele und Begriff in der Natur verkörpert sind" — nun kommt auf ein Mal die Natur zu einer Ehre, die selbst die Materialisten ihr nicht erweisen, daß aber trotz dieser Verkörperung, die eigentlich alle weitern Bemühungen überflüssig machen sollte, „Logik, Begriff, Geist und Wissenschaft sich aus der Natur befreien — abstrahirt werden und als immaterielle Macht ihr eigenes Reich, das Reich des Geistes in Staat, Wissenschaft und Kunst errichten". Also sogar der Geist, der abstrahirende, wird aus der Natur abstrahirt (von wem?) und errichtet dann in Kompagnie mit Logik, Begriff und Wissenschaft, die ebenfalls mit ihm abstrahirt wurden, das Reich des Geistes. Und „dieß ist der Idealismus und die ewige Wahrheit". Den „Idealismus" wollen wir zugestehen, aber die ewige Wahrheit verlangt etwas weniger Konfusion und Unsinn und etwas mehr „Logik und Begriff".

Ich hatte die Aufgabe gestellt, „die Wahrheit in der Wirklichkeit" (d. h. in der Natur, statt im

abstrakten Gebiet der Phantasie, oder „idealistischen Philosophie", oder „Metaphysik") zu suchen. Daran knüpft Ruge die Folgerung, wer die Wahrheit in der Wirklichkeit suche, müsse voraussetzen, „daß diese Wirklichkeit ein vernünftiges System sei", und hierdurch werde er „Idealist" und da der Materialismus nicht merke, daß er durch jenes Suchen selbst „Idealismus treibe, denke, systematisire d. h. die Natur zu einem Vernunftsystem erhebe", so sei er „sehr übersichtig" d. h. ein „Faseler".

Also wo ich Wahrheit suche, muß ich Vernunft voraussetzen. Neue Logik. Wenn ich als Arzt einen Wahnsinnigen untersuche, um seinen „w a h r e n" Zustand kennen zu lernen, muß ich voraussetzen, daß er vernünftig sei. Wenn ich in der Natur die Wahrheit suche, kann ich sogar ihre Unvernünftigkeit als die zu entdeckende Wahrheit voraussetzen; auch kann ich, wie Ruge's Lehrer Hegel zeigt, zu dem Resultat gelangen, daß die Natur ein „A b f a l l" von der Wahrheit („von der Idee") sei.

Doch indem ich die Ruge'sche Logik zurückweise, welche uns verpflichten will, überall als Objekt des Wahrheitssuchens die Vernünftigkeit vorauszusetzen — suche ich doch sogar die Wahrheit durch Zergliederung seiner Artikel, in denen ich wenig Vernünftigkeit finde —, will ich damit nicht gleichzeitig die Natur für durchaus unvernünftig erklären. Aber ihre Vernunft besteht nur in der Logik von Ursache und Wirkung, deren Gesetz bewußtlos walten und sich als unabänderliche Nothwendigkeit vollzieht. Die im Menschen mit Bewußtsein thätige Vernunft kann und soll dieß Gesetz erkennen und an seiner Hand die Natur „beherrschen", — „nur indem man ihr gehorcht, beherrscht man sie"—, aber ändern kann sie nicht ein Jota an ihm. Folglich kann von

ihrer gerühmten „Freiheit“ von der Natur im Sinne der „Idealisten“ nicht die Rede sein. Erkennt die Vernunft aber diese ihre Gebundenheit an die Natur trotz der sogenannten „Herrschaft“, diese Einheit mit ihr trotz der scheinbaren Trennung, d. h. erkennt sie diese entscheidende Wahrheit in der Wirklichkeit, so macht unser Philosoph sie zur Faselerin, weil sie sich nicht den Namen der „philosophischen“ Unvernunft beilegt, die „Idealismus“ heißt. Soll einmal das Wort Idealismus das Suchen oder Erkennen der Wahrheit bedeuten, so kann es allerdings einen Materialisten wenig kümmern, als Idealist bezeichnet zu werden. (Auch wird sich jeder Materialist gegen die plumpe Beschuldigung verwahren, ihm sei der Sinn für das Ideale abhanden gekommen, weil er das Ideal nicht im Reich der Unnatur, des „Idealismus“, oder der „Metaphysik“ sucht.) Aber das Wort Idealismus dient nun einmal in dieser Kontroverse als Bezeichnung des Gegensatzes gegen die Realphilosophie, es gilt als Bezeichnung des abstrakten Philosophirens, das den Boden der „Wirklichkeit“ verläßt, und deshalb ist es eine Art geistiger Nothzucht, diese Bezeichnung dem Materialismus da aufzwingen zu wollen, wo man die Gnade hat ihm zuzugestehen, daß er auch mitunter denke. Entweder ihr seid Materialisten und dann könnt ihr nicht denken, oder ihr denkt und dann seid ihr Idealisten — das ist die Ruge'sche Alternative. Also Denken ist gleich Idealismus. Wieder die alte Leier einer wahnsinnigen Arroganz und Dünkelhaftigkeit, die statuirt, daß nur Derjenige denke, der so denkt wie der Hegelianer und „Idealist“ Ruge, oder daß Denken und Ruge'scher Nachbeter sein identisch sei.

Er geht aber noch weiter. Das Denken ist nichts ohne seinen Ausdruck, die Sprache. Und wie „jeder Gedanke metaphysisch ist“ — was ich

dem Ruge'schen gern zugestehe —, so „ist auch jedes Wort metaphysisch oder übernatürlich". „So wie also der Materialist den Mund aufthut und spricht, verläßt er den Boden der Natur und tritt in das Reich des Unsichtbaren und des Geistes ein". „Selbst der Materialist muß also reden, Ideen entwickeln, d. h. Idealist sein". „Der Materialist ist unbewußter Idealist" u. s. w.

Hat es schon einen Materialisten gegeben, der nicht sprach oder schrieb, der sich also nicht des „Wortes", des „geäußerten Gedankens" bediente? Ich wüßte keinen, der sich einen Maulkorb angelegt hätte, um ein Recht auf seinen Namen zu behaupten. Folglich — denn wer denkt und spricht, ist Idealist — hat es noch gar keine Materialisten gegeben. Weshalb hat denn der Philosoph Ruge sie bekämpft? Es genügt ja, sie beim Sprechen zu ertappen und ihnen einfach zu zeigen, daß sie dadurch „Idealisten" sind. Damit sind sie aus der Natur verschwunden, „übernatürlich" und „metaphysisch" geworden wie der Hexenmeister in Brighton.

Doch wie diese, so hat unser Metaphysiker auch eine andre, noch verfänglichere Konsequenz seiner idealistischen Entdeckung nicht bedacht. Zu hoch über der verachteten Natur und ihrer „Geschichte" erhaben, hat er zwar gewußt, daß „wir nicht ohne die Thiere sind", aber wahrscheinlich nicht gehört, daß auch diese Thiere nicht ohne Sprache sind. Sie sprechen nicht hegelisch und nicht „kritisch", aber sie haben ihre Töne und Zeichen, wodurch sie ihre „Gedanken" auf das Bestimmteste ausdrücken und sich unter einander weit sicherer verständlich machen, als Hegel unter seinen Schülern. Wenn eine Ameise einen Zuckervorrath entdeckt, hat sie in kurzer Zeit ihre ganze Kameradschaft herangerufen, um ihn mit ihr zu theilen. Der Wache stehende Gemsbock benachrichtigt seine

grasende Gesellschaft im gedrängtesten Musterstyl, daß er einen heranschleichenden Jäger gesehen, und im Nu ist die ganze Heerde verschwunden. In gleicher Weise dirigirt die Schildwache der Prairiewölfe Hunderte dieser, nicht übernatürlichen, sondern unternatürlichen Naturforscher mit Blitzesschnelle unter die Erde. Tann aber, um Beispiele zu wählen, die sich mehr „idealistisch" ausnehmen, wer kennt nicht das „Pfalzen" und Girren und Klagen und Blöken und Brüllen, wodurch Auerhähne, Tauben, Nachtigallen, Hirsche, und sogar Stiere das Verlangen ihres gequälten Herzens der fernen Geliebten zu erkennen geben?

Kein Mensch wird bestreiten, daß alle diese Thiere eine Sprache reden, wodurch sie Gedanken ausdrücken und mittheilen und zwar eben so gut wie die Menschen vor so und so viel tausend Jahren thaten, wo es noch keine Syntax und kein A B C gab. Durch den Philosophen Ruge erfahren wir nun, daß die Ameisen, die Gemsen, die Prairiewölfe, die Auerhähne, die Hirsche, ja sogar die Stiere, „sobald sie den Mund aufthun, den Boden der Natur verlassen, in das Reich des Unsichtbaren und des Geistes eintreten", „übernatürlich" werden, „Metaphysik" treiben und „Idealisten" sind. So geräth denn Ruge mit seiner Philosophie zuletzt in dieselbe Gesellschaft, in die er früher mit seiner „Religion" gerieth. So bringt die Nemesis die Repräsentanten der verachteten Natur in die Gesellschaft ihrer philosophischen Verächter, um sie ihr philosophisches Examen ablegen zu lassen. Ich mögte den Philosophen sehen, der uns nachwiese, daß die Verständigung der Thiere unter einander weniger „immateriell" und „übernatürlich" sei, als die der Menschen. Wer kann die Thierstimmen mit ihrer Bedeutung und ihrer Wirkung auf das Begriffs- und Entschließungs-Vermögen eines

andren Thieres mit Händen greifen, wer kann sie sehen, wer kann sie in die Tasche stecken, wer kann sie in Spiritus aufbewahren wie das leibliche und greifbare Thier selbst? Es handelt sich also hier um eine wirkliche und sehr werthvolle Erweiterung und Bereicherung des „immateriellen", „übernatürlichen", „metaphysischen" und „idealistischen" Gebiets, die wir dem Philosophen Ruge angelegentlich zur Ausbeutung empfehlen. Vielleicht bringt sie ihn zur Entdeckung einer neuen „Kategorie", z. B. des Natürlich-Uebernatürlichen oder Uebernatürlich-Natürlichen.

Daß die natürliche Maschine, welche wir leiblichen Organismus nennen (Mensch oder Thier), das Material, welches sie durch den Mund zu sich nimmt, zu unkennbar verschiedenen Produkten und Wirkungen verarbeitet (z. B. Brod, Kartoffeln, Pfannkuchen, Fleisch indirekt zu Blut, Thränen, Haaren, Körperkraft u. s. w.), ohne daß darum diese Produkte und Wirkungen in eine besondre, „übernatürliche" Sphäre der „Welt" zu verweisen wären, lassen sich die „Metaphysiker", „Idealisten", Spiritualisten und wie sie sonst heißen mögen, noch gefallen, weil es sich bei jenem natürlichen Vorgang, obschon derselbe eben so wenig erklärt werden kann wie die geistige Thätigkeit, immerhin um etwas — *Greifbares* handelt. Sobald aber die Wirkung der Thätigkeit des leiblichen, des materiellen Organismus sich als s. g. geistig, äußert, was ein eben so natürlicher Vorgang ist, — hört alle Natur auf, es ist sogleich der „idealistische" oder „übernatürliche" Teufel los und es beginnt der Spuk der metaphysischen Gespenster, weil nichts mehr — *gegriffen* werden kann. Das Greifen, ja das Greifen und Nichtgreifenkönnen, das ist es, was diesen tiefen Denkern die Köpfe verrückt. Und in der Welt des Ungreifbaren fallen dann sehr bald die übrigen Unterschiede, welche die

Uebernatürlichen noch trennen mögen, zu Boden und sie umarmen sich in brüderlicher Vereinigung, um gegen die verfluchten Materialisten zu Felde zu ziehen, welche das Verbrechen begehen, nicht aus der Natur hinaus zu wollen. Nachdem A. Ruge durch die Rettung der „Religion" eine Brücke der Verständigung mit Pio Nono gebaut, reicht ihm, dem Gottes- und Unsterblichkeitsleugner, jetzt in der „Westlichen Post" als Mitkämpfer gegen Dr. Büchner* ein geistesschwacher ehemaliger Reverend die Hand, der seinen Gott noch verehrt und in der „übernatürlichen" Wohnung der „himmlischen Person" dereinst seinen verehrten Freund von Brighton wiederzusehen hofft. Die gemeinsame Antipathie gegen die Materialisten ist das Band, das sogar Gottgläubige und Atheisten zusammenkoppelt.

Lassen wir unsern Philosophen einstweilen in solcher gläubigen Gesellschaft. Ich habe vorläufig Geduldproben genug abgelegt und um mich nicht

---

* Dr. Büchner nämlich, dem Ruge in einem gegen mich gerichteten Artikel etwas anzuhängen gesucht, hat ihm in einer Entgegnung ebenfalls auf die Finger geklopft und seine Unwissenheit nachgewiesen. Uebrigens scheint Büchner zu glauben, daß die materialistische Kontroverse diesseit des Ozeans noch etwas Neues sei. Man weiß also da drüben nicht, daß hier seit 16 Jahren der Materialismus nach allen Richtungen und mit allen Konsequenzen verfochten und unter den radikalen Teutschen eingebürgert worden ist. Wenn ein teutscher Aemterjäger eine Rede hält, oder teutsche „Demokraten" ein Schützenfest feiern, so wird das drüben in den Zeitungen als eine teutsche Großthat und als eine Eroberung des „teutschen Geistes" ausposaunt; daß aber die radikalste Weltanschauung und Ideenpropaganda, welche diesem teutschen Geist entsprungen, in der neuen Welt durch ausdauernden Kampf unter den schwierigsten Verhältnissen begründet und durchgesetzt worden ist, von dieser wichtigen Thatsache nimmt die Nation der Denker keine Notiz. Daran erkennt man den Werth des Puffs, der Claqueurs und der Kameraderie, die der unpraktische Radikalismus verschmäht hat, weil er nicht zu den „Spekulativen" gehört.

bei weiterer Beleuchtung der übernatürlichen Welt wiederholen zu müssen, lasse ich einige Stellen aus einer früheren Entgegnung abdrucken, welche einen Theil der jetzt wieder erhobenen Kontroverse schon im Voraus abgethan hat und zugleich zeigt, wie unverdrossen mein Gegner seine längst abgethane Weisheit wiederholt:

(Aus dem „Pionier" vom 13. April 1856.)

Will Ruge nicht zugeben, daß die Gedankenwelt nichts Andres ist, als die im Gehirn nach sinnlichen Wahrnehmungen verarbeitete materielle Welt, so muß er angeborene Ideen voraussetzen und die Möglichkeit derselben nachweisen. Thut er Das? Nein, dazu ist er doch zu materialistisch. Er weiß, daß er, wenn er sich auf diesen Punkt einläßt, sich entweder als Materialisten bekennen, oder als Phantasten bloßstellen muß. Es gibt keine andre Alternative für ihn, deshalb umgeht er die Gefahr, er verfällt ihr aber doch wieder, indem er uns allerlei Dinge enthüllt, die sich noch wunderbarer ausnehmen als der Vogtsche Gedankenurin oder Uringedanke. Er sagt nämlich, das Denken sei losgelöst'te Thätigkeit, das Wort, der Begriff sei übernatürlich, der denkende Mensch erhebe sich in die Metaphysik u. s. w. Dadurch glaubt er den Geist von der Materie emanzipirt zu haben.

Wenn ich mit der Hand Jemanden einen Stein an den Kopf werfe, ist dann die Wirkung des Wurfs nicht losgelöst'te Thätigkeit? Ist sie aber darum übernatürlich? Ich sehe gar nicht ein, welches Privilegium in dieser Hinsicht die Wirkung meiner Gehirnthätigkeit vor der Wirkung meiner Handthätigkeit voraus hat. Daß ich die Gedanken nicht greifen kann, wie den Stein, macht keinen Unterschied; ich kann sonst statt des Steines auch einen elektrischen Schlag appliziren. Die Gedanken-

thätigkeit setzt sich so wenig ohne das sinnliche Material und das materielle Gehirn selbstständig fort wie der Steinwurf sich wiederholt ohne den Stein und die Handthätigkeit. Daß sie also „losgelöst" und „übernatürlich" sei, ist eine willkürliche These, die nur Der kann gelten lassen, der eine Phantasie für Philosophie ausgibt. Will Ruge mit seiner losgelöst'ten Gedankenwelt konsequent verfahren, so muß er statuiren, daß sie für sich existiren und thätig sein könne. Er muß dann die ganze Natur, die ganze materielle Welt für überflüssig erklären und uns mit gutem Beispiel vorangehen, sich als losgelöst'ter Gedanke im Himmel der Metaphysik zu etabliren. Daß er das Wort Methaphysik, welches aus der göttlichen, alten Zeit stammt, auf die bloß menschliche Sphäre anwendet, die er selbst hat erobern helfen, ist überdieß ein philosophischer Anachronismus, der nicht zur Verdeutlichung seiner Stellung beiträgt.

Daß Dasjenige, was das menschliche Gehirn aus der materiellen Welt produzirt und in Wort und Kunstwerk gleichsam ablagert und aufspeichert, eine von der ursprünglichen Natur verschiedene Welt darstellt, ist eben so wenig etwas Neues, als diese Welt etwas für sich Besonderes, Selbstständiges ausmacht. Die geistige Welt, die aus der Natur ausgesonderte und aufgespeicherte, hat *in dieser Beziehung* nichts voraus vor den Vorräthen der Guano-Inseln. *Das ganze Geheimniß ihrer Entwicklung liegt einzig in der Ueberlieferung.* Was wir in Worten und Gebilden produziren, hinterlassen wir unsern Nachkommen, die daran anknüpfen, es benutzen und es weiter führen, während die Natur ihren Kreislauf immer von Neuem beginnen muß und einzig aus sich selbst schöpfen kann. Man denke sich heute die Menschheit mit ihrem Gehirn begraben, so ist ihre ganze „los-

gelöſ'te Thätigkeit", ihre „Methaphyſik" u. ſ. w. mit begraben; man laſſe morgen eine andre erſtehen, ſo muß ſie trotz aller losgelöſ'ten Thätigkeit und Metaphyſik der früheren wieder von vorn anfangen und ſie wird es, vorausgeſetzt, daß ſie Gehirn hat.

In wie fern die aus der materiellen Welt herausgebildete Gedanken- und Kunſtwelt gegen den Materialismus zeugen ſoll, iſt mir ein Räthſel. Das einzige Räthſel, das übrig bleibt, iſt der eigentliche Prozeß des Denkens, namentlich das Gedächtniß, wodurch die einzelnen Gedanken zur Weiterbildung feſtgehalten werden. Wenn es gelingt, dieß Räthſel noch zu löſen, woran ich nicht zweifle, ſo kann das ebenfalls nur auf materialiſtiſchem Wege erfolgen. Das Gedachte und im Lauf der Zeiten Aufgehäufte und Weitergebildete beweiſ't eben ſo wenig gegen ſeinen Urſprung und für ſeine „übernatürliche" Beſchaffenheit wie die Aepfel auf dem Speicher gegen den Apfelbaum beweiſen. Wenn ein Naturforſcher das von Andern Gedachte ignorirt, „aus der Fortbildung des Denkens herausfällt," ſo beweiſ't das nur, daß er ein einſeitiger und beſchränkter Menſch iſt; aber wenn die Fortbildung des Denkens einen Philoſophen zu der Einbildung bringt, daß er aus der Fortbildung der Naturwiſſenſchaft in eine aparte Welt der Metaphyſik entſchlüpft ſei, ſo muß es ihm ergehen, wie es den Philoſophen meiſtens ergangen iſt: ſie wurden bloße Phantaſten des Denkens.

Iſt es nicht eine Phantaſie, wenn Plato ſagt, „Gott habe die Welt nach dem in ihm befindlichen Muſter geſchaffen;" wenn Thales ſagt, „Gott ſei die Seele der Welt;" wenn Pythagoras ſagt, die Einheit ſei das denkende Weſen und die Zweiheit der Dämon; wenn Ariſtoteles ſagt, Gott ſtehe oben auf der Sphäre des Univerſums, dem fünften

Körper, der ätherisch sei; wenn die Stoiker sagen, Gott sei ein kunstreiches Feuer oder ein Hauch?

Sind alle diese spiritualistischen, „metaphysischen", „losgelöst'ten" „Gedanken," die keine Naturwissenschaft hatten, nicht Phantasie?

Und wie steht es mit den neueren Philosophen? Ist es nicht eine Phantasie, wenn Spinoza eine Natura naturans und eine Natura naturata entdeckt? Ist es nicht eine Phantasie, wenn Leibnitz „angeborene Vorstellungen" kennt oder die Unvollkommenheiten der Welt mit den Berechnungen eines allweisen und allgütigen Schöpfers in Verbindung bringt? Ist es nicht eine Phantasie, wenn Kant ein Erkennen der „reinen Vernunft" ohne Erfahrung aufstellt und einen Gott auf moralischem Wege zu Stande bringt, den wir verehren sollen, „das Sittengesetz in uns und den gestirnten Himmel über uns?" Ist es nicht eine Phantasie, wenn Fichte auf dem Wege des Ich und Nicht-Ich die Welt als eine Aeußerung des höchsten Ich darstellt? Und nun Ruge's Lehrer Hegel, der größte Phantast, während gleichzeitig der trockenste Denkkünstler von Allen, hat dieser Mann mit seinem „absoluten Idealismus," mit seinem „Gott, der in Christus zuerst Ich zu sich sagte," mit seinem „absoluten Prozeß, dem Prozeß der Idee, dem an und für sich seienden Prozeß, durch welchen die Erde geschaffen und erhalten ist," mit der „perennirenden Thätigkeit der unendlichen Schöpferkraft der Idee" u. s. w. — hat dieser Hegel nicht ein bloßes System von Denkphantasien zu einem System der Weisheit gemacht?

Allen diesen Denkphantasten aber hilft der Materialismus trotz allen Ruge'schen Protestationen mit dem einfachen Satz „aus dem Traume": daß es keine „Idee" und kein „Ich" und keinen „Gott" außerhalb des menschlichen Gehirns gibt und daß

alle Ideen unmöglich sind ohne sinnliche Auffassungen der materiellen Welt, welche Auffassungen das materielle Gehirn verarbeitet. Vor diesem einfachen Satz stürzen alle Systeme der idealistischen Philosophie in Staub zusammen. Ruge scheint nicht übel Lust zu haben, die durch die Materialisten vollständig vernichtete außermenschliche Idee durch die physikalischen „allgemeinen Agentien" zu ersetzen, die er ächt philosophisch aber wenig wissenschaftlich zu einem „Bilde des Denkens" macht. Er sagt: „Und nur durch die Prozesse der allgemeinen Agentien, die, wie das Licht, ein Bild des Denkens sind, die sich im Rythmus des Denkens bewegen, die, wie Elektrizität und Magnetismus, die reine Bewegung, das Anziehen, das Abstoßen und die Verbindung der entgegengesetzten Richtungen natürlich darstellen — nur dadurch hält das Universum zusammen." Ruge braucht diese Andeutungen über Licht, Elektrizität, Magnetismus und andre „Agentien" (welche?) mit ihrem „Rythmus des Denkens" nur bestimmter auszusprechen, um von jedem „naturwüchsigen Apotheker" eine Lehre in der Physik zu erhalten, um die ihn kein Sekundaner beneiden und die ihm seine souveraine Verachtung der Naturforscher gründlich verleiden wird.

Daß das Gehirn des Materialisten seine Arbeit und deren Produkte in Wort und Schrift, in Literatur und Kunst deshalb vernichte oder herabwürdige, weil er ihren Ursprung erkennt und erklärt und mit der Arbeit *auch die Werkstatt im Auge behält* — das ist ein eben so willkürlicher wie unsinniger Vorwurf, der eben nur von einem Hegel'schen Philosophen ausgehen kann. Denn Hegel war der Phantast, der, weil er in die Natur nicht überall die Vernunft der schaffenden „Idee" hineinbringen konnte, oder, weil die Natur seine Philosophie nicht studiren

wollte, sie als einen „Abfall“ von der Idee in Verruf erklärte. Und nun glauben seine Schüler der Naturforschung überhoben zu sein, wenn sie recht tapfer über die Natur und ihre Erforscher, über die Materie und ihre Erklärer losziehen. Auf diesem Wege kommen sie sogar zu der wunderbaren Entdeckung, daß „die Natur in das Reich des Allgemeinen nicht hineinreicht,“ während die Natur allein das Reich des Allgemeinen ist. Nach dieser Entdeckung werden wir uns nicht wundern, wenn uns Ruge nächstens bekannt macht, daß der Wald nicht in das Holz hineinreiche. Ruge beschuldigt die Materialisten, daß sie „die Naturwissenschaft als Empirie absolut machen“ und dabei das Denken ausschließen. Selbst wenn sie diesen, mit souverainster Leichtfertigkeit hingeworfenen Vorwurf verdienten, würden sie dennoch gescheidter verfahren als die Philosophen, die irgend ein Hirngespinst von einer „Idee“ absolut machen und dabei von der Natur absehen. Und wenn es „Rohheit“ ist, wie Ruge glauben machen mögte, von der Natur auszugehen und auf sie das Reich der Idee zu gründen, so ist es Wahnsinn, die Natur zu verwerfen, weil sie sich nicht nach den „Ideen“ in der Luft schwebender Philosophen gestalten will. Und doch geben diese Philosophen zu, daß die Natur „eine logische Nothwendigkeit in sich hat“. Ist es demnach nicht gescheidter, daß die Philosophen bei der Natur Logik studiren, als daß sie ihr darin Unterricht geben wollen?

Ein wahrer Philosoph muß Naturforscher wie ein wahrer Naturforscher Philosoph sein. Wenn bisher beide Qualitäten selten vereinigt waren in Köpfen, die das Gebiet des idealen Denkens und des realen Naturlebens gleichzeitig zu umfassen und als Einheit zu verarbeiten suchten, so folgt daraus nicht, daß eine Kritik derselben platterdings

von der Voraussetzung einer beschränkten Einseitigkeit ausgehen muß. Die Wahrheiten der Philosophen wird kein wirklicher Naturforscher verwerfen und kein wahrer Philosoph die Entdeckungen der Naturforscher. Ob man die Zusammenfassung beider als Philosophie oder als Naturkunde bezeichnet, kommt auf Eins heraus. Das aber leuchtet jedem gesunden Menschenverstande ein, daß, wie die Natur Anfang und Quelle von Allem ist, so auch die Forschung von der Natur ausgehen muß. Wer diesen Weg nur gehen kann, o h n e z u „d e n k e n", der mag sich über sein eigenes Denkvermögen, nicht aber über den eingeschlagenen Weg beklagen.

Wer beim Bau eines Hauses mit dem Dache anfängt, der wird, wie wunderbar seine Kunst auch sein mag, zugestehen müssen, daß er in der Luft baut. Die Philosophen treiben die Kunst noch weiter. Sie bauen nicht bloß in der Luft, sondern setzen sich dann mit der hochmüthigsten Superiorität auf das Dach, spucken allen soliden Baumeistern auf die Köpfe, die das Haus am Fundament beginnen, und schreien ihnen zu, sie wollten ein Haus ohne Dach bauen.

Ruge ruft, man mag ihm sagen, was man wolle, von seinem Hegel'schen Dach den Materialisten unaufhörlich zu, sie wollten im Keller wohnen. Sie mögen ihm tausend Mal versichern, daß sie so gut wie er „das Parthenon und die Propyläen" bauen wollen, er bleibt dabei, daß sie Kellerbewohner sind, weil sie nicht mit ihm in der Luft den Dachdecker spielen wollen, und stellt ihnen höchstens das mitleidige Zeugniß aus, sie machten unbewußt durch ihre niedrige Bauart die „Sehnsucht" nach den Dächern rege. Alle die schönen Räume, die ihm der materielle Idealismus auf seinem Bauplan zeigt, würdigt er keines Blickes, denn man kann nur Idealist sein, wenn man

Hegelianer ist und zwar, ohne es noch zu sein. Die absolute Idee, den philosophischen Gott, welcher die Welt geschaffen, läßt Ruge so gut fahren wie der Materialist; daß alle Idee nur vom menschlichen Gehirn und der materiellen Welt ausgeht, muß er zugeben so gut wie der Materialist; dennoch hat er einen aparten Idealismus, der von der Materie abstrahirt und eine gesonderte Existenz führt. Und das soll die wahre Freiheit sein. Die wahre Freiheit kann nicht weiter reichen als die Wahrheit reicht; mit andren Worten: der Idealismus, das ganze geistige Leben und Streben, muß die Grenzen und die Richtschnur der Wahrheit anerkennen, sonst wird aus der Freiheit Willkür, die sich nicht aufrecht erhalten läßt. Die Grenzen und die Richtschnur der Wahrheit aber findet der Geist immer nur in der Natur. Die verirrte Philosophie so gut wie die verirrte Kunst korrigirt sich immer wieder an der Natur, deren „logische Nothwendigkeit“ sich nicht ändert. Was natürlich ist, das allein „ist vernünftig“, auch wenn es nicht im Hegel steht. Die in der Naturwelt unbewußt wirkenden Gesetze erkennen und auch in der bewußten Welt des Geistes befolgen, das ist eine Nothwendigkeit, der sich auch der größte Philosoph nur auf Kosten der Vernunft und Wahrheit entziehen kann. Es ist daher vorbei mit jener hochmüthigen Philosophie, welche sich einbildete, von dem Thron ihrer Gedankenwelt die Natur durch dialektische Ukase beherrschen zu können, oder ihr einen Fußtritt gab, wenn sie nicht pariren wollte. Diese Philosophie ist zum Spott geworden wie ihre Mutter, die Theologie, und wer Lust hat, ihre Märtyrer zu werden, verbinde damit wenigstens nicht die Prätension, als der Scharfrichter ihrer Todtengräber zu figuriren.

* * *

Nun, was ist die Moral von all dieser Moral? Daß die wahre Moral in der Immoralität bestehe? Oder daß die größte Immoralität den größten Anspruch habe, als moralische Autorität zu gelten? Oder daß das Menschengeschlecht, welches diesen ganzen furchtbaren Hohn auf die Moral duldet, sich stillschweigend an ihn gewöhnt, ja ihn respektirt, statt ihn mit dem Fuß der Empörung bergtief in die von Blut und Laster stinkende Erde zu stampfen, zum Verbrecherthum und Viehthum geboren sei?

Ich ziehe einen erfreulicheren Schluß daraus, nämlich den, daß die Menschheit zur Moralität und Humanität geboren sei. Wäre sie das nicht, so könnte es unter der allmächtigen und allseitigen Einwirkung der Lehren und der Beispiele, der Verbrechen und der Bestialitäten, durch welche seit Jahrhunderten, namentlich aber seit der wahren Entwicklung des Christenthums, ihre geistlichen wie weltlichen Autoritäten und Herrscher mit der Verschlechterungs- und Bestialisirungsfähigkeit der menschlichen Natur experimentirt haben, kein zweibeiniges Wesen mehr geben, das auf den Namen Mensch noch Anspruch machen dürfte. Es gibt noch Weiber, die nicht Metzen sind, es gibt noch Männer, denen man begegnen und mit denen man verkehren kann, ohne betrogen, verrathen, beraubt, erwürgt, hinterrücks erdolcht zu werden, obschon ein Pio Nono und seine gekrönten Freunde mit ihren Millionen Henker und Agenten die heiligen und gesegneten Hüter und Beispiele der Moral sind! Ist das nicht ein bestaunenswerthes Resultat? Beweis't es nicht die Unmöglichkeit, das Menschliche in der Menschheit ganz auszutilgen? Und ist es nicht eine sichere Bürgschaft für die Erfüllung der Hoffnung, daß die Menschheit wahrhaft menschlich werden, daß sie das bis jetzt nur erträumte Reich der Humani-

tät wirklich begründen werde, wenn sie erst alle die Machthaber und Autoritäten, die bis jetzt ihre Gesetzgeber und Vorbilder waren, abgeschüttelt hat, um ihren eigenen Grundsätzen und Interessen gemäß zu leben und zu streben?

Wenn die Gerippe aller Opfer, welche der Religion der Liebe durch ihre geistlichen und weltlichen Vertreter und Beschützer gebracht worden sind, sich zu einem Berg zusammenhäufen ließen, sie würden einen Chimborasso von Gebeinen bilden; wenn all ihr Blut auf ein Mal in das Weltmeer flösse, es würde geröthet sein vom Nordpol bis zum Südpol; wenn alle ihre Wehklagen und Verwünschungen in einem einzigen Ton zusammenklängen, sie würden als wüthender Orkan über die Erde brausen. Das Christenthum hat viel Wunder aufzuweisen, sein größtes aber besteht darin, daß es nicht mit Hülfe seiner Hauptvertreter die ganze Menschheit moralisch wie physisch vollständig zu Grunde gerichtet hat. Und diese Menschheit hat viel „Sünden" begangen, aber sie werden ihr alle vergeben sein, sobald sie einfach zu sich selbst zurückkehrt. Der Todestag des Christenthums wird der „Auferstehungs"-Tag des Menschenthums sein.

* * *

Das in Bern unter dem Titel „die Vereinigten Staaten von Europa" erscheinende Quäker-Organ oder vielmehr dessen Redakteur, der Professor G. Vogt, entnimmt eine Notiz über einen in Boston gegründeten Damenklub „dem Pionier" Heinzens, (der im Uebrigen im gewohnten Geschäft fortfährt, aus transatlantischer Ferne allwöchentlich einmal die sämmtlichen Tyrannen, Banditen u. s. w. auf den Thronen Europa's mit dem

fürchterlichen Mordinstrument seiner Feder umzubringen).*

Der „Pionier" kann dieß Kompliment leider nicht erwiedern, denn die Feder des Prof. Vogt wird nie in Gefahr kommen, einen Tyrannen umzubringen, und wenn er von Butterteig gemacht wäre.

Weiß übrigens der schweizerische Professor nicht, weshalb der Redakteur des „Pionier" sich begnügen muß, aus „transatlantischer Ferne" den rechten Ton für Diejenigen anzustimmen, die zu feige sind, in europäischer Nähe das rechte Wort am rechten Ort auszusprechen? Die „transatlantische Ferne" habe ich jenen Musterrepublikanern á la Vogt zu verdanken, deren höchste Kühnheit und „gewohntes Geschäft" darin besteht, die „stehenden Heere" abzuschaffen mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, für die „Ver. Staaten von Europa", d. i. für die europ. Republik, zu wirken mit Erlaubniß der Fürsten und die Revolution vorzubereiten mit Hülfe königlicher Subskribentensammler. Der republikanische Professor muß es wissen, daß einst, wo es mehr zu riskiren gab, als jetzt, der Redakteur des „Pionier", der nicht Schweizer Bürger war, mittelst der erwähnten Feder, von der Gegend aus, wo jetzt die „Ver. Staaten von Europa" von einem unfähigen Professor in schweizerischem Teutsch geschrieben werden, nicht bloß in greifbarer Nähe Jahre lang die „sämmtlichen Tyrannen, Banditen u. s. w." durch die nämliche Sprache, die er jetzt führt, in Unruhe versetzte, sondern auch ihre Gegner, die heldenmüthigen Republikaner, mit solcher Todesverachtung erfüllte, daß sie, 2½ Millionen stark, ihn zwei

---

* Etwas Andres, als dieß „allwöchentliche" Abschlachten von Tyrannen, hat das akademische Genie im „Pionier" nicht entdecken können.

Mal in die „transatlantische Ferne“ sandten. Und nachdem sie diese Heldenthat vollbracht, nachdem sie solche Bütteldienste im Interesse der „Tyrannen, Banditen u. s. w.“ verrichtet, glaubt einer der Ihrigen, der noch dazu von teutscher Abstammung ist, den Gebüttelten deshalb herabsetzen zu dürfen, weil er 22 Jahre später seine Stimme noch über den atlantischen Ozean muß erschallen lassen, um ein Wort der Beschämung in die Ohren von Eunuchen zu rufen, welche die geknechteten Völker durch Kastratentöne auf die Beine bringen wollen! Beschämung! Man sieht, wie es mit der Schamfähigkeit von Freiheitshelden steht, die sich, nachdem man ihnen eine wohlwollende Mahnung hat zukommen lassen, bei den Despoten dadurch zu akkreditiren suchen, daß sie deren erprobten Feinde im Ton der teutschen Knechts- und Polizei-Presse verhöhnen. Das Wort Revolution und Republik wagt solch ein zensirter Bürger der Republik nicht in den Mund zu nehmen, aber gegen Diejenigen, die unter einem wahren Sturm von Verfolgungen ohne Rücksicht auf ihr persönliches Schicksal schon für Revolution und Republik thätig waren, als die zweibeinige Olive zu Bern noch kaum die erste Schaale um ihr zartes Herz ansetzte, wirft er sich in die Heldenbrust, als hätte er schon die schreckliche Gefahr erlebt, daß ein preußischer Polizist ein Exemplar seines Quäkerblattes konfiszirte.

Herr Professor, wenn Sie sich nicht als Republikaner schämen, so schämen Sie sich als Sohn ehrenwerther Eltern, die nie ein Blatt vor den Mund nahmen, wo sie ihre Sympathie für die Revolution, oder ihren Haß gegen die „Tyrannen“ aussprechen konnten, und in deren gastfreiem Hause einst so Mancher von Denen freundliche Aufnahme fand, welche von Leuten Ihres Schlages in die „transatlantische Ferne“ gejagt wurden. Haben Sie noch einen Rest von Männlichkeit im

Leibe, so lassen Sie Ihre Leser den wahren Grund wissen, der Sie zu jenem polizeimäßigen Ausfall gegen mich bewogen hat; haben Sie wenigstens den Muth der Ehrlichkeit, die Artikel aus dem „Pionier“ vom 24. Juni und 8. Juli abzudrucken, worin ich, und zwar in der schonendsten Weise und ohne alle Persönlichkeiten, die Haltung Ihres Blattes und die Thätigkeit der „Friedensliga“ im Interesse der Sache besprochen, welche Sie zu vertreten vorgeben. Möglicher Weise wird dann auch der Genfer Kongreß dafür sorgen, daß eine andre Redaktion an die Spitze eines Blattes kommt, welches die jetzige schon nicht mehr zu füllen weiß und welches kein Revolutionair von Selbstachtung und Namen eines Beitrags würdigt. Wird die Haltung desselben nicht geändert, so empfehle ich, dasselbe der Sprache wegen in Teutschland erscheinen zu lassen, wo schon jetzt alle Postämter Bestellungen darauf annehmen.

* * *

Wo die Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit nebst dem allgemeinen Wahlrecht als unveräußerliche Bedingungen des staatlichen Lebens anerkannt und in Thätigkeit sind, liegt der Gedanke an gewaltsame Auflehnung gegen ein bestehendes oder auftauchendes Unrecht jedem rechtlich gesinnten Bürger eben so fern, wie er unsinnig wäre. Es ist dort die gesetzliche Reform das natürliche und friedliche Mittel des Fortschritts. Wo aber jene Bedingungen fehlen, wo sie mit Gewalt beseitigt oder ferngehalten werden im Interesse der herrschenden Partei oder Macht, da bleibt dem unterdrückten Theil kein andres Mittel der Abhülfe und Rechtserlangung als Vernichtung der herrschenden Gewalt durch die Gewalt der Revolution. Demokratie und Reform in Amerika, Monarchie und Revolution in Europa!

Trotz dieser Verschiedenheit bieten in einer Beziehung beide Kampfplätze die gleiche Erscheinung dar, nämlich die Theilung der auf eine Aenderung der bestehenden Zustände verwiesenen Elemente, herbeigeführt namentlich durch eine Absonderung derjenigen Mitglieder der Staatsgesellschaft, welche sich vorzugsweise als „Arbeiter" ansehen und benennen. In Amerika wie in Europa betrachten sich die „Arbeiter" nicht bloß als einen Gegensatz gegen die übrige Bevölkerung, sondern sie haben auch ihre besondren Organisationen und wollen eine besondre Partei bilden. Wie diese Absonderung vor sich gegangen und wodurch sie hauptsächlich gefördert worden, habe ich an andren Orten weitläufig nachgewiesen. Eben so habe ich gezeigt, wie unberechtigt die Sonderung nach einer Benennung („Arbeiter") ist, die in Wirklichkeit auf die ganze Gesellschaft anwendbar wäre, da es, die absolut Unfähigen ausgenommen, keinen Menschen auf der ganzen Erde gibt, der nicht mehr oder weniger „arbeitet". Eben so habe ich dargethan, daß, wenn das Wort „Arbeiter" ein Ehrentitel sein soll, er am Wenigsten Denen zukommt, die ihn am Meisten in Anspruch nahmen, nämlich den Verrichtern der niedrigsten, der bloßen Faustarbeit. Eben so habe ich den „Arbeitern" oft genug vorgehalten, daß sie nicht bloß alle dahin streben, ihren Ehrentitel los zu werden, sondern daß auch viele von ihnen, die als mittellose „Arbeiter" das große Wort führten, sofort in ächte „Bourgeois" umschlagen, wenn sie es zu etwas gebracht haben. Eben so habe ich ihnen begreiflich zu machen gesucht, daß die Arbeit nichts ist als ein bloßes, in den meisten Fällen widerwärtiges und nach Möglichkeit durch todte Maschinen zu ersetzendes Mittel zu Zwecken, zu menschlichen Zwecken, eine Partei aber, namentlich eine Reformpartei, sich nach ihrem prinzipiellen Zwecke zu

richten und zu benennen hat, nicht nach einem bloßen Nothmittel der Existenz, zumal wenn sie dasselbe zum Henker wünscht. Eben so habe ich nachzuweisen gesucht, daß die „Arbeiter“ durch ihre Absonderung von den übrigen Reformbedürftigen und Reformbeflissenen niemals zum Ziel ihrer Wünsche gelangen können und werden.

Alle diese und noch andre Einwände, die auch anderwärts gemacht worden und sich überall von selbst erheben sollten, haben die „Arbeiter“ nicht abgehalten, Denen zu folgen, welche aus ihrem Unglücksnamen einen Ehrennamen gemacht, um ihnen zu schmeicheln, und ihnen zum angeblichen Zweck der Klassenabschaffung ein „Klassenbewußtsein“ eingeprägt haben, um sie beisammenzuhalten. Und so ist es denn dahin gekommen, daß die „Arbeiter“ überall gesondert auftreten, sich gesondert vereinigen, sich gesondert berathen, sich gesondert organisiren und gesondert eine Partei, sogar eine Alles beherrschende Partei bilden wollen.

In Amerika nun, wo für alle solche Experimente freier Spielraum ist, führen dieselben zu keiner andren Gefahr, als zur Gefahr des jedesmaligen Mißlingens, des Mühe- und Zeitverlustes, welchen dann als belehrende Erfahrung zu benutzen wieder die Freiheit und Gelegenheit geboten ist. Hier mögen diejenigen Politiker, welche die „Arbeiter“ zu Parteizwecken benutzt haben oder von deren Absonderung einen Verlust ihrer Parteistärke fürchten, dieselben bekämpfen in Rede und Schrift, sie sind aber nicht im Stande, ihnen ihre Rechte zu nehmen und sie politisch, oder wohl gar physisch unschädlich zu machen. Und für Diejenigen, welche in Verbindung mit der Masse der Arbeiter als Staatsbürger zur Durchsetzung jeder Reform bereit wären, aber nicht einer einseitigen und beschränkten Arbeiter-Partei sich anschließen können, entsteht kein andrer Nachtheil,

als daß sie die Belehrung der Abgesonderten durch die praktische Erfahrung abzuwarten, nicht aber daß sie deren Unschädlichmachung und damit ihre eigne zu erleben, oder wohl gar gegen ihre natürlichen Bundesgenossen mit Front zu machen haben. Ganz anders dagegen gestaltet sich das Verhältniß in Europa. Dort ist nicht bloß die Vereinigung aller wirklichen Oppositionselemente um die gemeinschaftlichen Hauptzwecke, nämlich Sturz der Gewaltherrschaft und Errichtung eines demokratischen Gemeinwesens, die unerläßliche Vorbedingung für jede gewünschte Reform, sondern die Theilung jener Elemente dient auch gradezu zur Befestigung der bestehenden Zustände und gelegentlich zur Vernichtung Derer, welche bei dem Sturz der herrschenden Gewalten am Meisten interessirt sind. Es ist nicht eine bloße Laune, welche dem Herrn Bismarck und seinen Agenten eingibt, den „Arbeiter“ als gesonderter „Klasse“ zu schmeicheln. Sie theilen dadurch nicht bloß das Heer der Opposition, sondern sie treiben auch durch die Angst die „Bourgeois“ auf die Seite der Reaktion, indem sie den „Arbeitern“ Gelegenheit geben, ihre drohenden „Klassen“-Interessen vorzukehren und ihre kommunistischen Tendenzen kundzugeben. Geschieht dieß aber bis zu einem Grade, wo die Agitation bedenklich wird und gar ein gewaltthätiger Konflikt eintritt, so haben sie sofort die ganze Bevölkerung in zwei Lager getheilt: dort die gesonderten „Arbeiter“, mit ihren kommunistischen Demagogen, und hier die rettende Reaktion, unter deren Schutz sich alle Eigenthümer flüchten, um mit ihr gemeinsame Sache zu machen. Diejenigen aber, welche die eigentliche revolutionaire Gesinnung und Intelligenz vertreten, womit sie den Kommunisten eben so fern stehen wie den Royalisten, müssen ohnmächtig zuschauen, wie ihre natürlichen, aber eigensinnig bornirten

und verirrten Bundesgenossen unschädlich gemacht werden, um alsdann deren Loos zu theilen, oder sich auch aus dem Bereich der reaktionairen Gewalt zu retten.

Es wird noch Jedem, der das Jahr 1848 erlebt hat, erinnerlich sein, wie verderblich damals der Revolution das kommunistische Demagogenthum war, das sich noch überall als Gehülfen der Despoten bewährt hat. Es scheint aber, dasselbe ist eben so inkurabel wie die Beschränktheit der Arbeiter, die ihm folgen. Die Kommunisten kultiviren jetzt das „Klassenbewußtsein" so eifrig und mit so großem Erfolge wie je und der „Klassenkampf" wird die natürliche Folge sein. Wenn es wieder zu Junischlachten kommt, so wird man wahrlich nicht die Schlächter allein verantwortlich machen können. Wer sie in Stand setzt oder ihnen Vorwand und Gelegenheit gibt, als Retter der Kultur Vernichter der Freiheit zu werden, ist ihr Hauptmitschuldiger. Und wo die Alternative gestellt ist: entweder ausschließliche Herrschaft des Handwerks und zwar errungen durch den blutigen Kampf der Revolution, der jede Beschränktheit, Einseitigkeit, Rohheit und Brutalität mit dem Schwert des Fanatismus gegen Alles bewaffnet, was nicht blindlings auf ihre Seite trat, oder Sicherung gegen einen solchen barbarischen Ausgang um jeden Preis, da ist Isolirung und Passivität das einzige, traurige Loos solcher Revolutionaire, welche die Revolution staatsmännisch auffassen und sich nicht zu Klassen-Demagogen erniedrigen.

Zwei Punkte genügen zur Bildung eines Programms, dessen Ausführung die Zwecke aller ehrlichen Revolutionaire sicherstellen und zur Erreichung alles Dessen führen muß, was die Unterdrückten aller „Klassen" und Stände im Staat erstreben und vom Staat erwarten können. Diese beiden Punkte sind:

1, Demokratische Republik (natürlich nicht mit einem Zweikammersystem und einer gesonderten Exekutivgewalt);

2, Konfiskation des Vermögens der gestürzten Gewaltherrscher und ihrer mitschuldigen Sippschaft.

Die Hauptänderungen, welche die Revolution herbeizuführen hat, betreffen die Herrschaftsverhältnisse und die Besitzverhältnisse. Für beide genügt das vorstehende Programm.

Die wirkliche Demokratie gibt jedem einzelnen Mitglied, um so mehr jedem Stande der Staatsgesellschaft die Gelegenheit, seine berechtigten Interessen geltend zu machen und vor Schädigung durch unberechtigte zu schützen. Ueber die Demokratie hinaus gibt es so wenig ein Mittel dazu wie ohne sie. Jeder also, der nicht auf Kosten Anderer existiren will, muß die demokratische Republik als erstes Erforderniß alles menschlichen Gesellschaftslebens so wie als das sicherste Mittel zur Ausgleichung aller Interessen und zur möglichsten Verallgemeinerung einer menschenwürdigen Existenz anerkennen und erstreben.

Die Monarchie ist nicht bloß eine Anstalt der Gewaltherrschaft und Unterdrückung, sondern auch des Raubes und der Ausbeutung. Ihre herrschenden Repräsentanten benutzen ihre Stellung nicht bloß zur Durchführung ihres Eigenwillens, sondern auch zu ihrer Bereicherung durch Mittel, welche sie den Beherrschten nicht gestatten, aber auf deren Kosten anwenden. Das, was die Gewaltherrscher ihr Eigenthum nennen, ist direkt oder indirekt den Beherrschten geraubt, oder abgepreßt. Es gibt kein andres rechtliches Eigenthum, als das durch Arbeit oder Schenkung mit freier Zustimmung der Staatsgesellschaft erworbene. Die Gewaltherrscher mit ihren Hauptgehülfen und Mitschuldigen, zu denen vor Allem der hohe Adel

gehört, erwerben eben so wenig durch ihre Arbeit wie sie sich auf die Zustimmung der Staatsbürger berufen können. Was sie besitzen, hätten sie niemals erlangt ohne Gewalt und die mittelst derselben geschaffene und aufrecht erhaltene privilegirte Stellung. Es gehört rechtmäßig dem Volk, das sie mit Hülfe dieser fortgesetzten Gewaltanwendung beherrschen und direkt oder indirekt berauben. Die ungeheuren Besitzthümer der Feudalen, deren Erwerbung wie Erhaltung und Vermehrung keinen andren Rechtstitel aufzuweisen hat, als Anwendung von Gewalt und Anmaßung von Privilegien, reichen hin, alle Völker zur Abschaffung des Proletariats wie zur Sicherung aller Einrichtungen in Stand zu setzen, welche die Wiederkehr desselben unmöglich machen. Man mache bloß einen Ueberschlag über den zusammengehäuften Raub der teutschen Fürsten, von Mecklenburg bis nach Baiern, von Preußen bis nach Oestreich, und des hohen Adels, der die Fortsetzung, den Schwanz des Fürstenthums bildet, so hat man einen Ueberfluß von Mitteln vor Augen, der nicht bloß hinreicht, jedem ländlichen Proletarier eine Heimstätte zu sichern, Kreditbanken für Arbeiterassoziationen einzuführen, Versorgungsanstalten für alle Arbeitsunfähigen zu gründen und freie Schulen jeder Art für Jeden zu errichten, sondern auch ein Staatsvermögen zu reserviren, das für alle unvorhergesehene Bedürfnisse die Mittel bietet und die Staatskosten auf ein Minimum zu reduziren erlaubt.

Nach dem Sieg der Revolution darf es in ihrem Bereich keinen Hungernden mehr geben. Das wird aber nur erreicht, wenn es kein Vermögen von Räubern und Privilegirten und ihrer Gehülfen mehr gibt, den Lieferanten Rothschild und seine Kollegen natürlich nicht ausgeschlossen. Es ist zum Lachen, wenn man in Teutschland die

„Arbeiter“ und ihre Selbsthülfe- wie ihre Staatshülfe-Lehrer sich abarbeiten sieht, um Möglichkeiten zur Erlangung der Mittel für ein Assoziationsgeschäftchen, eine Kreditbank u. s. w. zu ersinnen, während von allen Seiten der Reichthum von gekrönten und ungekrönten Räubern und Blutsaugern bergehoch ihnen zuwinkt und ihnen sagt: dieß ist euer, es ist das Eigenthum des Volkes; verjagt die Räuber und macht eurem Elend ein Ende!

Wenn aber die Revolutionspartei, die Arbeiter eingeschlossen, diese rechtliche Unterscheidung zwischen den gewaltübenden Besitzern und den zu ihnen gehörenden Privilegirten und ihren Hauptgehülfen einerseits und allen übrigen Besitzern andrerseits macht, wenn sie der ganzen Geschäfts- und Industriewelt, die nicht an der Gewaltherrschaft betheiligt war, das Eigenthumsrecht auf das im Handels- und Industrie-Verkehr Erworbene nicht bestreitet, wenn sie dieselbe nicht mit roher Klassenjustiz bedroht und durch kommunistische Barbareien ängstigt, so wird sie nicht bloß eine Politik der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit befolgen und nicht wieder der Reaktion, der Gewalt- und Raubpartei, einen mächtigen und einflußreichen Theil der Bevölkerung in die Arme treiben, der, nachdem der Sturm der Revolution vorüber ist, in einem demokratischen Gemeinwesen sich der Mehrzahl nach wohler fühlen wird, als unter einer einengenden und blutsaugenden Despotenherrschaft.

Was ist also das Ergebniß unserer Erörterung? Ein Revolutionsprogramm, das aus folgenden einfachen Punkten besteht:

1, Fort mit aller Klassentheilung innerhalb der Revolutionspartei, fort mit der gesonderten Arbeiterpartei, fort mit dem barbarischen und unsinnigen Kommunismus!

2, Vereinigung aller Revolutionselemente zur Vernichtung aller Fürstenherrschaft, zur Eroberung aller durch die Fürsten und ihre Hauptgehülfen so wie durch die Adelsaristokratie den Völkern geraubten Besitzthümer und zur Errichtung der mit diesem zurückeroberten Volksvermögen ausgerüsteten demokratischen Republik.

3, Respektirung alles sonstigen, nicht in jene Kategorie fallenden Eigenthums, ausgenommen dasjenige Kirchenvermögen, über welches die Hierarchie und nicht ausschließlich die beisteuernde und gesetzlich inkorporirte Kirchengemeinde zu verfügen hat.

Wem ein solches Programm nicht genügt, der erscheint mir entweder als ein Urtheilsunfähiger, oder als ein Verräther.

Ich erinnere mich der Zeit, wo unsre Hauptkommunisten (in Köln) die Republik mit Verachtung würden zurückgewiesen haben, wenn man sie ihnen angeboten hätte. Sie glaubten — und das war im Jahr 1844 — steif und fest in kürzester Zeit das kommunistische Himmelreich auf Erden fix und fertig zu haben. Jetzt zählen wir 1868 und sie haben es trotz allen revolutionairen Gelegenheiten noch nicht einmal zu einer „konstitutionellen Monarchie“ gebracht, streiten sich mit Herrn Bismarck noch um das Recht herum, wegen eines „parlamentarischen“ Kompliments nicht eingesperrt zu werden, und ihre „Arbeiter“ sind noch um keinen Schritt weiter gekommen. Haben sie und ihre „Klassenkämpfer“ in diesen 24 Jahren nichts, gar nichts gelernt? Wollen sie die gemachten Erfahrungen nochmals wiederholt sehen? Genügen ihnen die gebrachten Opfer noch nicht? Dann wird es schwer sein, selbst die Irregeführten zu bedauern; die Irreführer aber wissen dafür zu sorgen, daß sie das Loos ihrer Opfer nicht theilen.

1869.

Räthsel für R. S.

Schütze dich durch strenge Prüfung deiner Gedanken und Wünsche gegen die Gefahr, in feindlichem Gegensatz gegen die bestehende Welt das Bild einer künftigen festzuhalten, deren Verwirklichung nach inneren wie äußeren Gründen problematisch oder gar unmöglich ist. Du würdest nothwendig zu einem Punkt gelangen, wo eine Enttäuschung dich überraschte, in welcher du mit dir selbst wie mit der Menschheit zerfallen müßtest. Hast du aber einmal eine Gedanken- und Idealwelt in dir aufgebaut, die du nach Gründen der Vernunft und der Erfahrung für so haltbar hältst, daß du überzeugt bist, die wirkliche werde und müsse sich einst nach ihrem Plan korrigiren und konstruiren, so hüte dich vor der Schwäche, an ihr irre zu werden dadurch, daß die herrschenden Thorheiten, Beschränktheiten, Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten beständig mit ihr in Konflikt gerathen und, statt eine Annäherung an dieselbe hoffen zu lassen, vielleicht gar den Abstand von ihr noch erweitern. Es handelt sich dabei nur um eine Frage der Zeit und der Geduld. Lerne die bestehenden Mängel und Uebel als nothwendiges Ergebniß der bisherigen Entwicklung betrachten, die eben so noth-

wendig über sie hinwegschreiten wird, und je mehr jene Mängel und Uebel sich auf die Spitze treiben, desto sicherer gehst du bei der Voraussicht ihrer Abschaffung. Lerne aber auch in dieser Abschaffung und der Verwirklichung deiner Gedanken nicht dein letztes Ziel und höchstes Glück erkennen. Mit ihrer Verwirklichung werden sie ihr Hauptinteresse um so mehr für dich verlieren, je mehr sie dann von schmutzigen Händen verunreinigt werden, und du wirst dich grade nach der Erringung Dessen, was dich befriedigen sollte, unbefriedigt fühlen, wenn du nicht durch einen Vorrath neuer Zukunftsgedanken wieder auf die Bahn zu neuen Zielen geleitet wirst. Müßtest du alle deine Ideale unverwirklicht mit in's Grab nehmen, so würdest du reicher sterben, als wenn du keinem mehr zuzustreben hättest. Laß die Andren sich ansiedeln; du bist Geometer, nicht Kolonist. Das Besitzen befriedigt den konservativen, nur das Streben den radikalen Geist, und das Element des Strebens ist die Welt der Ideale. In dieser, die dein unantastbares Eigenthum ist, nicht in der wirklichen, die dir jeder Unwürdige verleiden kann, wirst du ein dauerndes Glück finden, wie unbegreiflich Das auch jenen rohen und eben so anmaßenden wie genügsamen Geistern erscheint, welche die höchste Weisheit in der Errungenschaft des Augenblicks erschöpft finden und für das darüber Hinausliegende weder Bedürfniß, noch Erkenntniß haben. Laß sie heute ihre Triumphe feiern über die Erringung Dessen, was sie gestern noch angefeindet, und erheitere dich schon im Voraus an den Triumphen, womit sie morgen begrüßen werden, was sie heute noch für Wahnwitz erklären. Sie sind wie die elementare Natur und schreiten bloß vorwärts, weil sie müssen, ohne Voraussicht und Zukunftsberechnung. Gönne ihnen ihr Glück, sollten sie dich auch anfeinden weil du es nicht theilst,

und züchtige bloß die Heuchler, welche wissen, was du denkst, aber absichtlich die Augen schließen, weil sie unter den Blinden Geschäfte machen.

Sei „praktisch“! Du weißt, was die Andren darunter verstehen: möglichste Erreichung des Nächsten, wonach sie sich sehnen. Du bist praktisch, indem du sie zwingst zu erreichen, was sie nicht sahen und nicht wollten. Werde nicht populair, sonst bist du verloren. Bleibe Aristokrat, Mitglied der höchsten und einzig berechtigten Aristokratie: der Aristokratie des Radikalismus. Alles, was nicht zu ihr gehört, ist plebejisch, trüge es auch einen Stern auf der Brust. Die hohen wie die niedrigen Plebejer werden auf dich herabsehen wollen, aber sie müssen dabei den Kopf in die Höhe richten.

Jetzt denke darüber nach und entschließe dich: Plebejer oder Aristokrat!

* * *

Wie viel, wie Großes hätten die Teutschen in diesem Lande wirken können, wenn nicht Diejenigen, auf deren Thätigkeit es dabei hauptsächlich ankam, durch den elenden, gemeinen Geldmangel zur Ohnmacht wären verurtheilt worden, während Denen, welche nur für ihre Person thätig waren, die Mittel überall reichlich zuflossen! Es gibt so trostlos wenig Menschen, die es als höchstes Ziel und schönste Lebensaufgabe betrachten, Vorkämpfer der Wahrheit und Freiheit zu sein, und diesen Wenigen wird so selten das Glück zu Theil, durch die unentbehrlichen äußern Mittel zur Erfüllung ihrer Aufgabe in Stand gesetzt zu werden. Die Hauptwirksamkeit, welche der teutsche Radikalismus in diesem Lande hätte entfalten können, nämlich diejenige unter den Amerikanern, ist trotz allgemeiner Anerkennung ihrer Nothwendigkeit und Wichtigkeit bis jetzt ein vergeblicher Wunsch

geblieben, weil sich kein allgemeines, wirklich opferfreudiges und generöses Interesse dafür hinreichend bethätigt hat und Diejenigen, von welchen sie ausgehen sollte, von sich aus solche Bethätigung nicht möglich machen konnten. Was ist dagegen zu thun? Immer wieder mahnen, immer wieder betteln? Alles hat ein Ende auf dieser Welt. Ich bin schon oft in Versuchung gewesen, allen propagandistischen Bemühungen zu entsagen, nicht weil es mir an Ausdauer fehlte oder vergebliche Anstrengungen mich abschreckten, sondern weil mir die Schmach unerträglich wurde, ferner als Vertreter von Bestrebungen und Unternehmungen zu figuriren, um welche lähmend und höhnend fortwährend die finanzielle Misere schwebte, ohne irgend eine Aussicht auf Aenderung und Besserung. „Aber", fragte dann der Selbstbetrachter, der mir immer lächelnd im Nacken sitzt und mich jedes Mal durch einen Zuruf überrascht, wenn ich mich selbst vergesse, „wie lang wirst du noch leben, wenn du dir selbst den Mund schließest? Halte das Ventil hübsch offen und schließe den gefährlichen Dampf nicht deshalb ein, weil du ihn nicht bei Allem verwenden kannst, was du dadurch in Bewegung setzen mögtest. Auf dem Ventil pfeifen erinnert wenigstens an das Fahren."

Also fortgepfiffen.

* * *

Wie der Dualismus von Geist und Materie, so ist auch der Dualismus von organischer und anorganischer Natur wankend geworden. In welcher Weise der Uebergang aus der anorganischen in die organische vermittelt wird, ist zwar noch nicht erwiesen, aber der materialistischen Naturanschauung ist es nicht zweifelhaft, daß die eine aus der andren hervorgegangen. Zugleich aber zeigt die Geschichte der Weltkörper, speziell

unſerer Erde, auf welcher allein eine organiſche Entwicklung der menſchlichen Beobachtung zugänglich war, daß mit den Veränderungen in der organiſchen Natur diejenigen der anorganiſchen Schritt gehalten haben, oder vielmehr, daß jene durch dieſe bedingt oder ermöglicht wurden. Beide Abtheilungen der Natur, wenn man ſie ſo nennen ſoll, haben ſtets im engſten Zuſammenhang geſtanden, ſie können keinen divergirenden Geſetzen gehorchen und müſſen in ihrem Entwicklungsgang überall Uebereinſtimmungen oder Analogien aufweiſen.

Nach der Darwinſchen Theorie iſt das Hauptagens der Entwicklung in der organiſchen Welt, ſpeziell im Thierreich, der „Kampf um das Daſein“ geweſen. *Wäre es nicht zuläßig, dieſe Theorie auch auf die anorganiſche Welt anzuwenden?*

Ehe die Welt zu beſtimmten Geſtaltungen kam, wüthete ein chaotiſcher Kampf der Elemente oder Naturkräfte. Es war ein Kampf um Zerſtörung und Erhaltung ſo gut wie zwiſchen den Rieſenthieren der Urwelt oder der Wildniß. Die geſtaltenden Elemente gewannen allmälig die Oberhand über die zerſtörenden ſo weit, daß ſich beſtimmte Formen, die Weltkörper, bilden konnten. In dieſen ſelbſt aber ſetzte ſich der Kampf um das Daſein fort und die zerſtörenden Elemente unterlagen endlich ſo weit, daß aus der Form des Anorganiſchen eine organiſche Welt entſtehen konnte. Und nachdem dieſe erſtanden war, übertrug ſich auf ſie der nämliche Kampf, der ſich als Entwicklung zum Höheren, Vollkommeneren darſtellt.

Kampf, ſich ſchlichtend durch Ausſcheidungen und Kombinationen, war das Mittel, die anorganiſche Welt zu geſtalten, zu verändern, zu entwickeln und produktiv zu machen; das nämliche

Mittel treibt die Entwicklung in der organischen Materie vorwärts. Der Hauptunterschied besteht nur darin, daß jene im Ganzen nichts einbüßt, sondern nur ihre Bestandtheile und Kräfte in veränderte Lagen und Verbindungen bringt, diese aber in jene immer wieder zurückkehrt.

Der Kampf um das Dasein wird aber nicht bloß unter den Bestandtheilen der Weltkörper und ihren organischen Produkten, sondern auch unter den Weltkörpern selbst gekämpft. Wir lesen von verschwundenen und neu erschienenen Sternen. Wo sind die verschwundenen geblieben? Wie sind die neuen entstanden, wenn nicht durch das Zusammentreffen mit den kleineren, die von ihnen angezogen wurden und durch die Gewalt des Zusammentreffens eine glühende Erhitzung erzeugten? Lassen uns aber nicht auch schon im Kleinen die Millionen von Meteoren, welche in die Atmosphäre der Erde gezogen werden, einen Schluß auf die Weltkörperverschlingungen machen, die im Großen in den Regionen der Riesensterne vor sich gehen? Es gibt Astronomen, die sogar eine förmliche Verschlingungstheorie aufgestellt haben, wonach z. B. die Sonne sich gleichsam nährt von kleineren Körpern, welche sie in ihre Sphäre zieht und durch welche sie ihr durch Ausstrahlung sich minderndes Feuer unterhält. Ist das nicht eben so gut Kampf um das Dasein wie derjenige, in welchem die schwächeren und unvollkommneren Thiere erliegen, um ihre Art durch stärkere und vollkommnere festgesetzt zu sehen? Und wird die Zusammenfügung verschiedener Weltkörper, die früher getrennt waren, nicht eben so wohl Sterne von neuer und, so zu sagen, edlerer Beschaffenheit erzeugen, wie die „Zuchtwahl“ und Kreuzung der Thiere andre Arten erzeugt?

* * *

„Die Zukunft“, das Organ des Dr. Jacoby in Berlin, ist wahrscheinlich mit Neujahr eingegangen, da sein kürzlich erlassener Nothruf um besondre Unterstützung schwerlich hinreichenden Erfolg gehabt hat. Ich halte das Verschwinden eines solchen Organs „des freien Reiches deutscher Nation“ eher für einen Gewinn, als für einen Verlust. Sein Eingehen beweis't, daß eine Zwitterstellung, welche weder Republik noch Monarchie bedeutet und einem radikalen politischen Programm durch national-„demokratische“ Phrasen ausweicht, nicht Anhänger genug findet, um in der Presse behauptet werden zu können. Ich will daraus zwar nicht den Schluß ziehen, daß „die Zukunft“, wenn sie entschieden republikanisch aufgetreten wäre, sich hätte halten können, denn der republikanische Geist muß in Teutschland, namentlich im „norddeutschen Bunde“, erst geweckt werden; aber sie würde dann wenigstens den Grund zu einer Partei haben legen können, die auf einem prinzipiellen, haltbaren Boden stand und bei günstiger Gelegenheit mit einem klaren Bewußtsein hervortreten konnte, während sie durch ihr bisheriges Wirken auf dem Boden der Gegner nichts Andres zuweggebracht hat, als eine ohnmächtige Opposition ohne bestimmtes Ziel. Alle Halbheit ist verderblich und verächtlich. Ich wünsche ihr überall den Untergang, namentlich wo sie sich hinter diesen leeren und ungreifbaren Namen versteckt wie „Nation“, „Demokratie“ und „Volkspartei“? Ist nicht Herr Bismarck auch für die „Nation“? Ist er nicht ein Mann der „Demokratie“? Und hat er nicht eine ganz andre „Volkspartei“ hinter sich, als der Dr. Jacoby und seine südteutschen „Genossen“? Aber — ist Herr Bismarck Republikaner? Da erst kommt die entscheidende Differenz und vor dieser Differenz nehmen die „Zukunfts“-Männer Reißaus und retten sich unter

das allgemeine Dach, auf welchem der königliche Adler sitzt.

* * *

Ich bin in der letzten Zeit wiederholt der Behauptung begegnet, daß „die Teutschen in Amerika nur den Dünger auf dem Acker fremder Kultur abgeben". Da dieser Ausdruck von mir herrührt, habe ich auch ein Recht darauf zu bestehen, daß er in der richtigen Verbindung gebraucht werde. Ich habe ihn bloß hypothetisch angewandt, indem ich ungefähr sagte, die Teutschen würden nur Dünger u. s. w. sein, w e n n sie nicht durch Geltendmachung der radikalen teutschen Ideen als selbstständiges Element der hiesigen Entwicklung ihren Stempel aufdrückten. Alles, was sie sonst hierher bringen, wird vom Amerikanerthum benutzt; der Radikalismus allein läßt sich nicht benutzen, sondern schafft und herrscht geistig. Mit einem Wort: Alles, was nicht radikal, ist Dünger oder Mist. Der Radikalismus aber ist ein Säemann.

* * *

Die Zukunft Teutschlands wird immer zweifelhafter, je genauer man die einzelnen Elemente und Kräfte mustert, welche jene Zukunft aufbauen sollen. Diese Kraftlosigkeit mit dieser Zersplitterung vereinigt, was soll und kann sie schaffen? Und doch muß aus dieser Masse von Material, aus dem so viel geistiges Leben hervorgewachsen, etwas Großes zu machen sein, aber nur durch Eine Hand, die es mit Kraft zusammenfaßt und emporrafft. Kann Teutschland seine Wiedergeburt nicht bald unter einer revolutionairen Diktatur beginnen, so ist zu wünschen, daß ihm eine r e a k t i o n a i r e Diktatur den Weg zeige. Nur Gewalt kann diese tausendköpfige Ohnmacht, Krähwinkelei und Aberweisheit unschädlich und

einig machen. So lang sie Herrn haben, bilden sie ein Chaos; hätten sie keine mehr, würden sie vielleicht ein noch größeres bilden.

* * *

Der „große" Lamartine, der „Dichter und Staatsmann", ist endlich gestorben. Er ist 79 Jahre alt geworden. Die Qualität des „Staatsmanns" sollte man durch die des Bettlers ersetzen. Hätte Lamartine als Staatsmann die Virtuosität und Universalität besessen, die er als Bettler entwickelt, so würde die Welt jetzt eine andere Gestalt haben, als sie wirklich hat. Es würde kein Bandit in den Tuillerien thronen und Teutschland würde, wie Frankreich, eine Republik sein. Man mag über die Abhängigkeit der Staatengestaltung von der Reife und Gesinnung der Bevölkerung sagen, was man wolle: ich bleibe dabei, daß es in Revolutionszeiten, wo der entfesselte Volksgeist zu kühnem Vorwärtsgehen disponirt ist, hauptsächlich auf die Führer ankommt, die alten Zustände umzugestalten weit über die Erwartungen hinaus, welche sich im ersten Augenblick an den Zusammensturz derselben geknüpft hatten, und der Zukunft in einer Weise vorzuarbeiten, daß ein Rückfall in die alten Miseren unmöglich wird. Es sind fast immer die Führer, welche die Revolution verderben, weil sie ihr selten gewachsen sind und dabei eben so selten Einsicht und Selbstverleugnung genug haben, ihre Inkompetenz zu erkennen und ihren Posten Andren abzutreten. Daß sie aber der Revolution selten gewachsen sind, ist eben so natürlich wie einfach zu erklären. In der Krisis, welche der Revolution vorhergeht, stehen der Reaktion unmittelbar nur solche Opponenten (als Kammerredner u. s. w.) gegenüber, welchen ein öffentliches Wirken durch ihre Halbheit und „Mäßigung" möglich war. Sie gelten als die „Staatsmänner" der Freiheit. Die

eigentlich revolutionairen Geister, die sich keine prominente Wirksamkeit durch Verleugnung ihrer Grundsätze erkaufen konnten, stehen im Hintergrund, da sie keine Mittel hatten, laut zu werden, oder sie sind durch Einkerkerung und Exilirung schon unschädlich gemacht, oder aber sie werden von der Revolutionspartei selbst im ersten Augenblick gefürchtet. So ist es denn natürlich, daß das Volk, nachdem es die alte Gewalt gestürzt hat, sich zunächst um Diejenigen schaart, welche dieser Gewalt zuletzt und zunächst als „populaire" Vertreter der „Volkssache" gegenübergestanden hatten. Eben so natürlich ist es, daß diese Vertreter, welche bis dahin nur an „loyale" Opposition, aber niemals an Revolution gedacht hatten, selbst bei wirklich guten Absichten diese nur im Sinne jener handhaben, und die Folge ist, daß die gestürzten Reaktionaire sich dieses Interregnum der Halbheit und Schlaffheit zu Nutze machen, um sich wieder zu sammeln und allmälig die alte Herrschaft wiederzugewinnen.

* * *

Jüngst publizirte Briefe des Herrn Bismarck thun es dokumentarisch dar, daß derselbe nicht bloß stets eine ächte Junkerseele, sondern auch ein ächter Kreuzzeitungsmann war. Vor 1848 stellte er den Satz auf: „die Realisirung der christlichen Lehre ist der Zweck des Staats". In einem Briefe vom Jahre 1851 kommt folgende Stelle vor:

„Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben, wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekann-

ten so und leben. Wenn ich auch bei dem Einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann, weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguiren und zu spioniren, ich weiß es wahrlich nicht."

Nur ein im Grunde inhaltloser Mensch kann zu dem eben so trostlosen wie unsinnigen Schluß kommen, er habe für sich selbst weder Zweck noch Interesse zu leben und er müsse sich verachten, wenn ihm die Selbstachtung nicht durch den Glauben an — einen andren, höheren Geist eingegeben werde. Diese fromme, durch den Gottglauben erlangte Selbstachtung fühlt sich aber nicht im Mindesten erschüttert durch das göttliche Geschäft des „Spionirens" und „Intriguirens". Dieß Geschäft an sich widersteht dem edlen Grafen keineswegs, aber er begreift nicht, wie man es betreiben kann ohne „Gott". Er stimmt darin mit allen historischen Schuften und Barbaren überein, welche sich mit den scheußlichsten Geschäften befreundeten, aber stets in der selbstachtungseinflößenden Gegenwart und mit der wirksamen Hülfe „Gottes". Das Naivste bei der Herausgabe besagter Briefe ist übrigens, daß dieselben publizirt werden, um den edlen „Grafen" in ein günstiges Licht zu stellen.

Wer glaubt, daß dieser Komödiant ein Gegner der Mühler und Eulenburg sei, muß stockblind sein, „bei Gott"!

* * *

Es ist das Loos so mancher Menschen von Verdienst gewesen, daß man sie während ihres Lebens vernachlässigt oder verfolgt, aber nach ihrem Tode anerkannt und gefeiert hat. Humboldt stellt das Beispiel eines entgegengesetzten Schicksals auf. So lang er lebte, war er der Gegenstand allgemeiner Theilnahme und Bewunderung; seitdem er begraben ist, sucht man ihn, den berühmtesten Gelehrten der Neuzeit, zu ignoriren und

gleichsam aus der Existenz hinauszuschweigen. In Amerika nimmt die Dummheit und Heuchelei, in Deutschland die Reaktion und die Servilität die Miene an, als habe sie ihn nie gekannt, drüben wegen seines politischen, hüben wegen seines religiösen Standpunktes, über den man erst nach seinem Tode in's Reine gekommen. Danach hat man ein Recht zu fragen: was wäre aus Humboldt geworden, wenn er sich von Hause aus zu Dem bekannt hätte, was erst durch den Varnhagenschen Nachlaß an's Licht gekommen? Wahrscheinlich ein Mensch, der trotz allen Kenntnissen und aller Begabung sich fortwährend mit Noth und Verfolgung kämpfend durch das Leben hätte durchschlagen müssen, um vielleicht 50 Jahre nach seinem Tode eine gewisse Anerkennung zu finden. Durch diese Beantwortung der Frage wird man zu dem Resultat kommen, daß sogar ein Radikaler ein „großer Mann" werden kann, wenn er seinen Radikalismus hübsch zu verkleiden weiß, so lang er lebt. Man nehme sich Das zu Herzen. Weg mit dem Radikalismus! Es lebe die Diplomatie!

„Gott, Gott!" wie dumm doch die Menschen sind! Sie loben den Verstand und wenn man ihn zeigt, verwünschen sie ihn; sie preisen die Ehrlichkeit und wenn man sie übt, wird sie zum Verbrechen. Sie spotten über die Dummheit; doch nur wer ihr huldigt, kommt „durch die Welt"; sie verfluchen die Unehrlichkeit, doch nur wer sie praktizirt, macht es ihnen recht.

Wie man jetzt in Berlin den ehemals so gefeierten Humboldt behandelt, zeigt folgende Mittheilung im „Frankfurter Journal":

„Ueber die Humboldt-Feier, die am 15. September d. J. stattfindet, herrscht bisher ein völliges Schweigen. Seit den Veröffentlichungen der politischen Ansichten Humboldts in den Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten ist der große Naturforscher

in gewissen Kreisen sehr mißliebig geworden. Sein Nachlaß fand keinen Liebhaber, der Sorge trug, ihn der heimathlichen Stätte zu erhalten. Seine Wohnung ist nicht wie die anderer Heroen der Literatur und der Wissenschaft zu einem geweihten Raume umgestaltet worden. Seine Colossalbüste wurde von Speculanten nach Nordamerika verschleppt. Ein Theil seiner Papiere wurde von geschäftiger Hand nach Paris expedirt. Die Humboldt-Stiftung zu wissenschaftlichen Zwecken hat bis jetzt noch kein Zeugniß abgelegt, daß sie fördernd eintrete für Ziele, welchen das reiche Leben des großen Mannes gewidmet war. In der Akademie der Wissenschaften verlautet noch nichts von einer Begehung des nahen Gedächtnißtages des Mannes, der durch ganze Reihen der Jahre die Zierde der gelehrten Körperschaft gewesen."

* * *

Dem Herrn Fr. Kapp zu New-York, der im künftigen Jahr seinen „innigsten Lebenswunsch" zu erfüllen, d. i. gleich „Freund" Löwe von Kalb nach dem Bismarck'schen „Vaterlande" zurückzukehren gedenkt, hat sein Freund L. Bamberger in der borussificirten „Gartenlaube" den Weg durch einen Panegyricus zu bahnen gesucht, worin er im Voraus die teutschen Behörden oder Unterthanen einladet, dem Zurückkehrenden „Verwendung eifrig anzubieten". Der Artikel ist überschrieben: „Ein Bürger zweier Welten". Welcher Welten? Einer alten und einer neuen, einer monarchischen und einer republikanischen. Also Monarchist und Republikaner zugleich oder politisches Amphibium. Da aber in der Politik die Amphibiennatur auf die Dauer nicht aushält, gewinnt zuletzt die mächtigste Anlage die Oberhand und die alte „Welt" siegt über die neue, der Monarchist über den Republikaner. Herr Bamberger hat seinem Freund

durch die Bezeichnung, wodurch er ihn zu ehren gedenkt, einen schlechten Dienst erwiesen. Er hat ihn bei Monarchisten wie Republikanern gleichzeitig als einen zweideutigen Politiker verdächtigt. Aber er that es, weil er das Verdächtige nicht erkannte, weil er selbst ein Amphibium ist, natürlich ebenfalls mit überwiegender Hinneigung zur Monarchie. Menschen dieser Art lassen sich die Republik gefallen, wenn sie müssen und so lang sie etwas einbringt. Aber wenn sie in der Republik Geld gemacht, erfüllen sie ihren „Herzenswunsch" und kehren in die Monarchie zu Bismarck zurück. In der Berliner „Kammer" und in den ministeriellen Regionen der Spreestadt weht eine mildere Luft, als in der pöbelhaften Republik, wo man mitunter so unsanft behandelt wird und die Aufrechterhaltung der Würde so viel Anstrengung kostet.

Schade übrigens, daß Herr Bamberger nicht die Verhandlungen der berühmten Clevelander Konvention mittheilen konnte, auf welcher sich sein Freund so glänzende Lorbeeren durch den Protest gegen die revolutionären Tendenzen der Majorität errang. Kundige Beurtheiler erkannten schon damals den „innigsten Lebenswunsch". Möge dieß Zeugniß die Empfehlung des Herrn Bamberger unterstützen. Herr Kapp ist nie ein Republikaner gewesen, er war bloß ein suspendirter Unterthan und wird nach seiner Rückkehr zu Bismarck wieder in integrum restituirt.

* * *

Kürzlich ließ ich im „Pionier" einen „kritischen" teutschen Hofrath für den „Realismus der modernen Staatsanschauung" auftreten, der sie in dem „Zug der Zeit für die Idee des Constitutionalismus" zu erkennen geben soll.

Dieser hofräthliche „Realismus" ist eine andre Version für die „Real-Politik", welche die modernen

Gothaer oder „National-Liberalen", Zukreuzkriecher und Servilitätshelden treiben und wodurch sie ihre Superiorität über die unrealen Schwärmer an den Tag legen.

Real ist der Gegensatz zu ideal. Früher rühmten sich die Teutschen ihres idealen Strebens. Mit diesem idealen Streben hatte man allerdings eine Menge Tollheiten in den Kauf zu nehmen, die man mit der Zeit zu beseitigen suchen mußte. Hätte man sich nun auf die andre Seite, die reale, geworfen, bloß um die Tollheiten los zu werden, aber das haltbare Ideale, was zuletzt auch immer das Reale werden muß, weil es das Wahre ist, festgehalten, so würde dagegen Niemand etwas einwenden können. Aber die Partei der Halbmenschen, welche in Teutschland das große Wort führt, ging weiter. Während früher die Tollheiten mit den Idealen zählten, zählten die Gothaer die Ideale zu den Tollheiten, weil sie nämlich Ziele bezeichneten, die den bornirten Philistermenschen nicht in der Nähe erkennbar, oder den „praktischen" Spekulanten nicht augenblicklich erreichbar, oder den elenden Feiglingen zu bedenklich erschienen. Dagegen verstanden sie unter real das vorbehaltlose Anerkennen des Vorhandenen und fügsame Einlassen auf das Gegebene, wozu vor Allem die herrschende Gewalt zu zählen ist. Real-Politik ist also bloß ein gelehrt klingender Ausdruck für bornirte, spekulirende, feige und servile Politik. Man denke sich einen der Berliner Kammerhelden als geheimen Anhänger der Republik. Handelte er nun als Republikaner, so würde er für etwas wirken, das noch nicht existirt — etwas Ideales; als „praktischer" Mann aber besinnt er sich, daß er durch solches Wirken mit dem augenblicklich allein Realen, nämlich der Hohenzollernschen Gewaltherrschaft, in Konflikt kommen würde, oder daß er augenblicklich keine Rolle spielen könnte, deshalb

gibt er dem Ideal den Abschied, wirft sich als gehorsamer Diener des Hohenzollernthums auf das „Reale“ und wird ein großer Mann auf dem Gebiet des „Konstitutionalismus“. Die Freiheit ist ideal, der Despotismus ist real — treiben wir „Real-Politik“; das Recht ist ideal, nur Narren halten an ihm fest; dem realen Unrecht zu dienen ist reales Recht und nur das Reale ist praktisch Alles hinnehmen, mit Allem fürlieb nehmen, sich Allem fügen, mit Allen Gemeinschaft machen, vor Allem zu Kreuz kriechen, sich für Alles begeistern, wenn es nur herrscht, dagegen Allen den Rücken wenden, Alles verwerfen, Alles anfeinden, was dieser Herrschaft widerstrebt, ohne sofort an ihre Stelle treten zu können, mit einem Wort, dem Schlechtesten dienen und das Beste verrathen unter dem Schein eines „praktischen“ „Liberalismus“ — das ist Real-Politik. Herrschte in Preußen Sklaverei, so würde die Real Politik in der Pflege der Sklaverei bestehen. Jagte der Bandit den Hohenzoller aus Berlin, die Gothaer würden dem Banditen real die Füße küssen. Je niederträchtiger, desto realer. Deshalb werden diese Niederträchtlinge, so bald die Republik siegt, d. h. realisirt wird, sogar plötzlich „Republikaner“ werden und das „reale“ Volk wird dumm genug sein, sie auch als solche eine Rolle spielen zu lassen.

Es gibt auch für den Radikalen eine Real-Politik. Sie besteht darin, daß er das Gegebene, das Vorhandene in so fern anerkennt, als es die Basis des praktischen Wirkens ist; aber er richtet sein Wirken auf die Zerstörung und Umwandlung, nicht auf die Erhaltung und Unterstützung des Vorhandenen, wenn es seinen Grundsätzen nicht entspricht. Thorheit wäre es, in Deutschland zu verkennen, daß die Bismarck'sche Schöpfung ein erweitertes Wirken für die Republik möglich macht; Niedertracht wäre es, diese Schöpfung als

ein Strebensziel aufzufassen und ihrer wegen die Republik fahren zu lassen. Dieß ist eben die falsche Realpolitik. Der wahre Realpolitiker ist der Politiker der zu realisirenden Wahrheit, mag sie auch noch so lang auf ihre Realisirung warten lassen.

In Amerika haben wir ebenfalls unsre Real-Politiker. Es sind die „praktischen" Leute, welche um jeden Preis und durch Dick und Dünn der herrschenden Partei dienen. Ihnen stehen die Radikalen gegenüber. Aber was ist Radikalismus? Hat er Armeen zu kommandiren, hat er Aemter zu vergeben, hat er über die Landeskasse zu verfügen, kurzum, ist er „real"? Er schwebt mit seinen Wahrheiten und Grundsätzen in der Luft und sieht sich noch immer vergebens nach einem Platz um, wo er sich auf den realen Boden niederlassen kann. Nur Phantasten schweben ihm nach. Sollte er einmal „real" werden, so werden sich ihm auch die Real-Politiker anschließen, ohne wie mit Ueberzeugung, und sollten sie ihn früher auch noch so bitter bekämpft haben. Das Reale söhnt mit Allem aus, besonders mit Dem, was man nicht mehr ändern kann, selbst mit Freiheit und Wahrheit. Früher waren die Realpolitiker „keine Abolitionisten, nicht einmal im Stillen"; sobald aber der Abolitionismus trotz ihnen gesiegt hatte, „real" geworden war, wurden sie nicht bloß eifrige Abolitionisten, sondern sie waren auch die eigentlichen, ächten, ursprünglichen, sie waren die Erfinder des Abolitionismus. Und wie mit dem Abolitionismus, wird es mit allen andren, noch nicht gelöst'ten Fragen gehen.

Die Radikalen sind die realen Politiker, aber ihre Gegner sind die Real-Politiker, die Schlauköpfe, die immer von Dem zu ernten suchen, was sie als Samen zu zertreten gesucht.

* * *

Wenn ich Alles, was ich über die Themata „Arbeit", „Arbeiter", „Klassen" u. s. w. seit fünfundzwanzig Jahren in Broschüren und Journalartikeln geschrieben habe, zusammenstellte, würde ich damit ein Paar anständige Bände füllen können. Es würde jeden Falls den Werth haben, einen Ueberblick über die Behandlung der „sozialen Fragen", so weit sie von Teutschen ausgegangen, zu erleichtern. Ich habe mich an der Diskussion derselben betheiligt von der Zeit ab, wo sie zuerst auftauchten, und kenne die Hauptagitatoren alle persönlich. Sie waren und sind Kommunisten und als solche habe ich sie stets bekämpft,* während ich gleichzeitig darzuthun suchte, daß eine radikale Partei, welche, mit entschiedener Ausschließung des unmöglichen Kommunismus und der aus ihm hervorgehenden Einseitigkeiten und Ungeheuerlichkeiten, die sozialen mit den politischen Fragen staatsmännisch zusammenfaßte, allein geeignet sei, die Foderungen der Zeit zu erfüllen. Die Kommunisten aber haben stets jedes vernünftige Programm zurückgewiesen, da es ihnen um eine besondre „Partei zu thun war. Und wenn sie sich später genöthigt sahen, mit Theilen eines solchen Programms ihren utopistischen Projekten zu Hülfe zu kommen, so mußten dieselben doch stets ihren Stempel tragen, damit die besondere „Partei" aufrecht erhalten bleibe.

Die teutschen Kommunisten sind keine Originale, sondern haben ihre Anregungen und Ideen aus Frankreich erhalten. Sie tauchten zuerst in Köln auf, zur Zeit der „Rheinischen Zeitung". Ihre Haupt-Repräsentanten waren K. Marx, eine durch und durch sophistische und intriguante Natur ohne Gewissen, aber mit bedeutender kritischer Fähigkeit,

---

* Für die frühere Zeit verweise ich namentlich auf „Die Opposition" (1846), das 2. Heft des „Teutschen Tribuns"" (1847) und „Die Helden des teutschen Kommunismus" (1848)

sein Pylades F. Engels, ein lockerer, frivoler Dilettant, nicht ohne Talent, aber ohne allen Ernst, und M. Heß, ein abstrakter „Philosoph", der die besten Absichten hatte, aber nicht die Kraft und Fähigkeit, sich geltend zu machen.* (Er wurde später von Marx weggebissen.)

Die „Rheinische Zeitung", redigirt von Marx, trat noch nicht als eigentliches kommunistisches Organ auf, obschon einzelne ihrer Mitarbeiter schon enragirte Kommunisten waren. Ich erinnere mich noch der sanguinischen Erwartungen, womit sie damals dem baldigen Triumph ihrer Lehre entgegensahen. Wenn ich ihnen als nächstes Strebensziel die Republik bezeichnete, ohne welche an keinen „sozialen" Fortschritt zu denken sei, so lachten sie mich aus. Politische Bestrebungen waren in ihren Augen eben so überflüssig wie thöricht. „Die Aufhebung des Staats" war ihr Losungswort und der Staat wurde aufgehoben durch das kommunistische Evangelium. Herr Engels sprach in allem Ernst in Köln die Ueberzeugung aus, daß in ein Paar Jahren die kommunistische Gesellschaft werde hergestellt sein, wobei man sich um Königthum u. s. w. gar nicht zu kümmern habe. Jetzt, nach 25 Jahren, verlangen die Jünger jener weisen Staatsmänner auf dem „Eisenacher Kongreß" als erste Vorbedingung aller „sozialen" Verbesserungen die Republik, die sie den „Freistaat" nennen, und würden sich glücklich schätzen, Anhänger dafür zu finden. „Die erste soziale Frage ist die Republik", war mein Wahlspruch. „Der ꝛc. Heinzen ist ein

---

* Freiligrath ließ sich auch eine Zeit lang von den Kommunisten bethören, sagte sich aber bald wieder von ihnen los, als er ihre Doktrinen, namentlich als er ihr Haupt, den Herrn Marx, näher kennen gelernt hatte. Zu den Schülern und Agenten des Herrn Marx gehören Liebknecht, Schapper, Wolf u. s. w.

bornirter Politiker", war die kommunistische Antwort.

Herr Marx, das Haupt der neuen „Partei", wurde erst entschiedener Kommunist, nachdem er mit Ruge nach Paris gegangen war. Er begann nun, was er dort gelernt, für einen besondren Partei-Plan zu verarbeiten, den ihm der Ehrgeiz eingab, sich durch etwas ganz Apartes auszuzeichnen und „gefährlich" zu machen. Von Paris kam er nach Brüssel und von dort nach London. Als geborener Bücherwurm studirte er fleißig und imponirte durch das Gelernte seinen Jüngern; als geborener Intriguant arbeitete er eben so fleißig durch diese Jünger Jedem entgegen, der ihm durch Talent oder Einfluß im Wege stand. Als ich durch meine Schrift über die „preußische Bureaukratie" ein populairer Mann bei allen Freunden des Fortschritts geworden war, drohte K. Marx, mich zu „vernichten". Als ich in der Schweiz durch meine Propaganda für die Revolution und Republik agitirte und die dortigen Arbeitervereine sich dafür begeisterten, suchte Herr Marx von Brüssel aus durch eine von ihm geschriebene, aber unter dem Namen eines „Arbeiters" publizirte Brochüre die Arbeiter gegen mich aufzuhetzen. Wenn der Agitator Lassalle, der Herrn Marx den „Wind aus den Segeln nahm", länger gelebt hätte, würde der Dr. Grünspan sicher jede Intrigue gegen ihn in's Werk gesetzt haben, denn die „Arbeiter" gehören dem Herrn Marx.

In der „Opposition" (1846), worin ich zuerst den Kommunismus zergliederte, that ich seinen Vertretern auch dar, daß, die Möglichkeit seiner Verwirklichung vorausgesetzt, diese nothwendig eine Ausbreitung desselben über alle Länder bedinge. Der Zusammenhang der Interessen, das Ineinandergreifen der Verkehrsverhältnisse und die Wechselwirkung der Zustände der verschiedenen

Völker machen eine Entgegensetzung, wie die eines kommunistischen und eines nicht kommunistischen Staats, von vorn herein unhaltbar. Herr Marx scheint das auch erkannt zu haben und daher die „internationale Assoziation", die unter dem Aushängeschilde einer gegenseitigen Hülfeleistung der Arbeiter den Zweck einer allgemeinen Vorbereitung des Kommunismus verbirgt. In der erwähnten „Opposition" stellte ich ein Programm über die in der demokratischen Republik möglichen Reformen auf, dessen Hauptpunkte folgende waren:

Allmälige Umwandlung des Privat-Grundeigenthums in Staatseigenthum;

Feststellung eines Vermögens-Maximums, entweder direkt, oder erreichbar durch Progressivsteuern;

Abschaffung des Erbrechts, unter Sicherung eines Minimums für die Hinterlassenen;

Garantie des Staats für die Existenz jedes thätigen Bürgers und Versorgung Derer, die nicht für sich selbst sorgen können;

Unentgeltlicher Unterricht für jeden Unerwachsenen.

Waren diese Foderungen für das Jahr 1846 nicht radikal genug? Den Kommunisten genügten sie nicht, weil sie das Privateigenthum bestehen ließen, im „Staat" verwirklicht werden sollten, nicht bloß im Namen der „Arbeiter" gestellt waren und nicht von Herrn K. Marx ausgingen. Als aber zwei Jahre später die Revolution ausgebrochen war, zu deren Förderung Herr Marx und seine Kompagnons nicht das Mindeste gethan, ja deren Förderung durch Andre ihm früher so ärgerlich gewesen, traten er und seine Kompagnons von London aus mit den „Foderungen der kommunistischen Partei" auf, deren Hauptpunkte in meinem Programm schon enthalten waren. Auch hatte er bis dahin gelernt, daß durch die „Aufhebung des

Staats" doch zu viel leerer Raum selbst für eine kommunistische Partei würde geschaffen werden, und er bequemte sich, die Republik mit in das Programm aufzunehmen. Da dasselbe aber nur für die „kommunistische Partei" geschaffen war und allerlei bedrohliche Unmöglichkeiten enthielt, hatte es nur den Erfolg, alle Nichtkommunisten abzustoßen und alle Besitzenden mit Angst zu erfüllen, ja auf die Seite der Reaktion zu treiben. Es ist bekannt, welchen Dienst damals die Kommunisten der Reaktion geleistet haben, und sie verzichten, wie es scheint, nicht auf die Hoffnung, ihn bei der ersten Gelegenheit nochmals zu leisten.

Im Jahr 1850, nachdem die Revolution, namentlich durch die Schuld ihrer s. g. Führer, einstweilen zu Grunde gerichtet war, galt es, die entmuthigten Hoffnungen wieder aufzurichten und die zerstreuten revolutionairen Elemente zu neuen Anstrengungen zu vereinigen. Eine solche Vereinigung konnte aber nur Werth und Bestand haben, wenn sie auf dem Grund eines prinzipiellen, allgemein anzunehmenden Programms und nicht, wie bis dahin, bloß um Namen und Personen erfolgte. Ich machte daher in London den Versuch, zuerst die hervorragenden Flüchtlinge zu einem Einverständniß zu bringen, welchem dann eine Vereinigung der von ihnen beeinflußten Massen folgen sollte, und ließ den folgenden Programmentwurf drucken:

Programm der teutschen Revolutionspartei.

Als Entwurf und Vorschlag der Diskussion preisgegeben.

Die Klagen über die verderbliche Uneinigkeit der teutschen Demokratie sind so bekannt, wie begründet. — Die Uneinigkeit erstreckt sich auf zweierlei, auf das Ziel des Strebens und die Organisation der Partei.

Der folgende Programmentwurf hat den

Zweck, eine Einigung zunächst über das Ziel des Strebens anzuregen. Ihr würde eine Einigung bei der Organisation der Partei leichter folgen. Eine Einigung ohne ein positives Programm stände gleich der Assoziation zu einem Geschäfte, das man nicht kennte. Es handelt sich hierbei vorläufig nur um die teutsche Emigration, da geeignete Verhandlungen mit den Demokraten im Innern Teutschlands uns einstweilen unmöglich sind.

Bei Würdigung des Programmentwurfs behalte man folgende Gesichtspunkte im Auge:

1) Derselbe ist aus dem Grunde ausführlich und in's Einzelne gehend, damit sämmtliche Revolutionaire sich ein möglichst klares und vielseitiges Bild von Dem entwerfen, wonach sie ringen, und damit das revolutionaire Bewußtsein des Volkes möglichst viel bestimmte Anhaltspunkte gewinne.
2) Es kam darauf an, die Prinzipien möglichst radikal und richtig festzustellen, aber die Veranschaulichung einer Möglichkeit der praktischen Durchführung damit zu verbinden.

Es würde daher dem Zweck, um den es sich handelt, nicht entsprechen, wenn man:

1) ein untergeordnetes, formelles Bedürfniß der Kürze etwa höher stellte, als die Sicherung einer Einigung über die wesentlichsten Punkte;
2) eine bloß theoretische Kritik ausübte, ohne praktische Verbesserungsvorschläge daraus hervorgehen zu lassen.

Brächten wir ein Programm zu Stande, wozu sich die ganze Emigration oder der größte Theil derselben unverbrüchlich bekennte, so hätten wir einen großen Fortschritt in unsern Bestrebungen gethan.

Ich überlasse meinen Strebens- und Schicksals-Genossen, welchen Erfolg sie meinem Versuche zuerkennen wollen und können.

London, 7 Hereford Road, Westbourne Grove, im Febr. 1850.

K. Heinzen.

1. Politischer Theil.

1) Teutschland, mit Ausschluß derjenigen Gebiete, deren Bevölkerung andern Nationen einverleibt sein will, wird eine demokratische Einheitsrepublik.*
2) Die Regierung wird durch das Volk selbst ausgeübt mittelst einer einzigen Kammer von Beauftragten oder Deputirten, welche ihre Beschlüsse durch ein aus ihrer Mitte zu wählendes und von ihrer Majorität abhängiges Ministerium ausführen lassen.
3) Das Wahlrecht ist allgemein und direkt für den Staat wie für die Gemeinde. Dasselbe können nur verurtheilte Kriminalverbrecher während ihrer Haftzeit und Geisteskranke während ihrer Krankheit verlieren. — Die Wähler können ihre Wahl zu jeder Zeit durch Majoritätsbeschluß wieder umstoßen und eine neue vornehmen.
4) Die Preßfreiheit ist, wie die Sprach- und Lehrfreiheit, als natürliches Recht unantastbar und unbeschränkbar. Eben so unterliegt das natür-

---

* Als früherer Anhänger der Föderativrepublik werde ich meine geänderte Ansicht anderwärts motiviren. Die Abschaffung der Gewaltentheilung und Vereinigung der exekutiven mit der legislativen Gewalt in der Volkskammer macht die Garantie, welche die Föderativform gegen Uebergriffe des Zentralwillens darbieten sollte, überflüssig. Bei Abschaffung der Gewaltentheilung ist also kein Grund vorhanden, auf die Vortheile einer Zentralisation des Volkswillens zu verzichten.

liche Recht der Bürger, sich zu versammeln, keiner andern Beschränkung, als etwa dem sicherheitspolizeilichen Verbote des Waffentragens bei Volksversammlungen.

5) Die Volksbewaffnung ist allgemein wie die Wehrpflicht. Das stehende Heer wird so bald als möglich abgeschafft.
6) In Zivil- wie in Kriminalprozessen entscheiden Geschworene.
7) Die Ernennung wie die Entfernung der Staatsdiener, welche durch das Ministerium geschieht, bedarf der Bestätigung der Kammer.
8) In auswärtigen Dingen wird Teutschlands Politik mit den freien Grundsätzen der innern korrespondiren. Es wird namentlich:
   a) alle freien Völker als natürliche Bundesgenossen und alle nicht demokratischen Regierungen Europa's gradezu als Feinde behandeln;
   b) seinen ganzen Einfluß und seine ganze Macht aufbieten zur Republikanisirung des ganzen Kontinents;
   c) alle Fragen der Nationalität als demokratische Fragen betrachten, so daß nur der Wille der Völker zu entscheiden hat, welcher politischen Gemeinschaft sie beitreten;
   d) die Schranken der Absonderung und Entgegensetzung, welche in Politik und Verkehr unter den verschiedenen Völkern bestehen, möglichst wegzuräumen suchen;
   e) dahin wirken, daß zur Schlichtung der allgemeinen Angelegenheiten der Völker an die Stelle der Diplomatie ein Völkerkongreß und ein europäisches Bundesgericht gesetzt werde;
   f) zur Förderung der großen Fragen der Zivilisation und Humanität eine enge Verbindung besonders mit dem französischen Volke einzugehen suchen.

2. Oekonomischer und sozialer Theil.

1) Durch den bloßen Sieg der Revolution sind sämmtliche Feudallasten, Frohnden, Zehnten, Gülten u. s. w. ohne Entschädigung abgeschafft.
2) So lang nicht durch das Staatsvermögen (s. 8) die Abschaffung sämmtlicher Steuern möglich wird, ist die Haupt- und wo möglich einzige Steuer die progressive Einkommensteuer. Sie wird nur von demjenigen Einkommen erhoben, welches das zum Lebensunterhalte unentbehrliche, nach der Zahl der Familienglieder zu bestimmende Minimum übersteigt.
3) Durch die Besteuerung, namentlich aber durch das Staats- und Gemeindeeigenthum, muß Staat und Gemeinde in den Stand gesetzt werden:
   a) jeden Arbeitsunfähigen, der nicht hinlängliche Existenzmittel besitzt, anständig zu unterhalten;
   b) jedem Arbeitsfähigen, der im allgemeinen Verkehr kein Unterkommen findet, Gelegenheit zu lohnender Arbeit zu geben;
   c) Arbeiter-Assoziationen durch unentgeltliches Darlehn aus der Staatsbank zu fördern und zu unterstützen (s. 8);
   d) jedem Staatsbürger ohne Unterschied des Berufs und des Geschlechts durch Schulanstalten aller Art unentgeltlich Gelegenheit zur Erlernung des gewählten Berufsfachs darzubieten, auch die Erziehung der Kinder der Unbemittelten zu übernehmen, als Einleitung zu einer allgemeinen Staatserziehung;
   e) die Justiz kostenfrei zu handhaben;
   f) die Kommunikationsmittel (jedenfalls zunächst für den geistigen Verkehr: Posten

für Zeitungen und Briefe) den Staatsbürgern unentgeltlich zur Verfügung zu stellen;

g) nach dem großartigsten Plane allgemeine Einrichtungen und Anlagen zu schaffen, welche dem Volke unentgeltlich Erholung und Veredlung bieten, also namentlich: Kunsthallen, Museen, Theater, öffentliche Spielplätze, Kampfplätze und Gärten. (Für diese, keiner andern an Wichtigkeit nachstehende Branche des Staatshaushaltes ist ein besonderes Ministerium einzusetzen.)

4) Das weibliche Geschlecht muß in ökonomischer Beziehung zu möglichster Selbstständigkeit gebracht und dadurch aus dem Zustande der Sklaverei und Prostitution herausgerissen, auch in politischer Beziehung, etwa durch eine besondere Vertretung oder Kommission, zur Wahrung seiner Rechte und Interessen in Stand gesetzt werden.

5) Die Vorrechte des männlichen Geschlechts, namentlich in der Ehe, werden abgeschafft. Die Schließung wie die Trennung der Ehe wird vom Staat auf die bloße Erklärung der Betheiligten anerkannt.

6) Die kirchliche Frage wird vollständig Privatsache. Der Staat erkennt keine Priester an, noch besoldet er sie. Das Kirchenvermögen wird Gemeindeeigenthum.

7) Das Strafsystem wird vollständig abgeschafft. Die Staatsgesellschaft verurtheilt ihre Mitglieder durch die Gerichte nur zu dem Zweck entweder der Entschädigung, oder der Besserung, oder der Unschädlichmachung. Die gesetzliche Tödtung (Todesstrafe) wird abgeschafft.

8) Die Eigenthumsfrage lös't sich nach folgenden

Grundsätzen. Das Eigenthum zerfällt in drei Klassen: Staatseigenthum, Gemeindeeigenthum und Privateigenthum.

Die Bestimmung des Staatseigenthums ist, eine Ressource für die allgemeinen, nur von der Spitze des Ganzen zu überblickenden und zu befriedigenden Bedürfnisse zu sein.

Das Gemeindeeigenthum ist die Ressource für die besonderen Bedürfnisse jeder Gemeinde.

In wie fern das Gemeindeeigenthum mit dem Staatseigenthum in ein Verhältniß der Ausgleichung, der Aushülfe oder der gemeinschaftlichen Verwendung tritt, hängt zwar meistens von lokalen Umständen ab, kann aber durch allgemeine Grundsätze normirt werden.

Das Vermögen der Reaktionspartei, welches die Revolutionspartei in Beschlag nimmt, wird zur Hälfte Staats-, zur Hälfte Gemeindeeigenthum.

Alle Stiftungen mit ihrem Vermögen übernimmt der Staat. Er hebt sie auf, wenn sie seinen Zwecken entgegen sind.

Das Privateigenthum ist das Produkt der Thätigkeit, der Arbeit des Einzelnen. Der Erwerb von Privateigenthum ist das Recht jedes Staatsbürgers. Der Staat schützt dieses Recht durch den Schutz der Arbeit. Es ist die Aufgabe des Staats, eben so wohl dafür zu sorgen, daß Keiner die Noth Anderer für seinen Erwerb widerrechtlich ausbeuten könne, wie er darüber zu wachen hat, daß der Stärkere den Schwächeren nicht unterdrücke. Der Staat muß daher den unbemittelten Arbeiter entweder so weit unabhängig von den Privatarbeitgebern machen, daß er nur unter gerechten Bedingungen seine Arbeit hingibt (s. 3. b, c, d), oder er hat diese Bedingungen gradezu vorzuschreiben (wie es jetzt

schon z. B. hinsichtlich der Fabrikstunden geschieht).*

Da das Privateigenthum rechtlich nur als Produkt der Arbeit angesehen werden kann, muß der Erwerb desselben durch bloße Vererbung zum Besten des Staats eingeschränkt werden.

3. Revolutionaire Uebergangszeit.

Der demokratischen Gestaltung der Republik durch eine konstituirende Versammlung geht eine Diktatur voraus, welche nach dem Ausbruch der Revolution sofort einzusetzen ist.

Zur Diktatur kann kein Soldat berufen werden.

Der Diktatur zur Seite steht ein von ihr zusammenzusetzender Staats- und Kriegsrath.

Die Aufgabe der Diktatur ist die gewaltsame Anbahnung der Republik, die Sicherung ihrer Grundlagen durch Beseitigung der feindlichen Elemente und die Vororganisation des Volkes.

Bei der Lösung dieser Aufgabe geht sie von dem Grundsatz aus, daß die Reaktionspartei für den Zustand, den sie geschaffen, und für dessen Folgen dem Volk mit Gut und Blut verantwortlich ist. Die Gerechtigkeit und das Volkswohl fordern, daß die Reaktionspartei einerseits für die Gesellschaft unschädlich gemacht werde und daß sie andererseits die Gesellschaft möglichst entschädige.

---

* Die unbedingte Verwerfung des Lohnsystems halte ich für irrig.. Jeder Ertrag der Thätigkeit ist ihr Lohn, und es bleibt sich gleich, ob ich vom Fabrikherrn den Lohn für meine Arbeit, oder vom Käufer für das Produkt derselben, oder vom Staat für meine Amtsführung erhalte. Es kann nur darauf ankommen, daß erstens der Lohn *angemessen* sei und zweitens der *Lohnempfänger nicht zum Sklaven des Lohngebers werde*. Führen die Maßregeln, welche dieß verhüten, dahin, daß die Kapitalisten entweder ihre Anstalten dem Staate überlassen oder die Arbeiter zu Associe's machen, so werden die letztern mit diesem Resultat zufrieden sein.

Die Revolutionspartei richtet die Häupter und Diener der Reaktion je nach dem Grade ihrer Schuld und ihrer Gefährlichkeit; sie verfügt über sie nach dem Interesse der Republik."

Mag an Einzelnheiten dieses Programms auszusetzen sein, was da wolle — und es war ja nur ein Entwurf —, jeden Falls war es umfassend genug und geeignet, den einseitigen Politikern wie den einseitigen Sozial-Reformern die Nothwendigkeit und die Vortheile eines Uebereinkommens darzuthun. Auch blieb es nicht ohne Wirkung und sogar Herr Lothar Bucher schrieb mir einen langen Brief, worin er sein Einverständniß erklärte. Durch einen Struveschen „Trick" aber kam das Programm, ehe es an die geeigneten Adressen (in England, in der Schweiz u. s. w.) gelangen konnte, in einem Londoner Arbeiterverein zur Diskussion, wodurch der Plan von vorn herein vereitelt wurde. Die am Meisten dagegen wüthe-ten, waren wieder Marxsche Kommunisten. Sie mußten eben eine besondre „Arbeiter"-Partei haben und zwar eine Marxsche. Bald nachher trieb mich die Noth nach Amerika, so daß ich meine revolutionaire Thätigkeit abbrechen, und den Intriguanten das Feld allein überlassen mußte.

Wie durch das mitgetheilte Programm, so war ich auch bemüht durch andre Schriften, z. B. durch eine in London herausgegebene Brochüre „Lehren der Revolution" und durch einen vorher mit G. Struve publizirten „Plan zur Revolutionirung und Republikanisirung Teutschlands" eine Vereinigung der revolutionairen Elemente zur gleichzeitigen Erstrebung sozialer wie politischer Verbesserungen herbeizuführen. Kann irgend ein einsichtiger und unparteiischer Beurtheiler bezweifeln, daß man jetzt in Teutschland weiter wäre, als man ist, wenn eine solche Vereinigung zu Stande gekommen wäre und von vorn herein die

Geister, namentlich der Arbeiter-Massen, an Zusammenfassung der unzertrennlichen politischen und sozialen Zwecke gewöhnt hätte? Aber die Kommunisten arbeiteten stets systematisch darauf hin, die Massen der Politik abwendig zu machen, sie politisch zu verdummen, sie als Handwerker-„Klasse" abzusondern, sie mit einem bornirten Sekten-Fanatismus zu erfüllen, um den Einfluß auf dieselben durch einseitige und ausschließliche Hervorhebung ihrer nächsten materiellen Interessen monopolisiren zu können. Nichts ist leichter, als, die ungebildeten Massen auf diese Weise zu haranguiren, kein Demagogenthum ist wohlfeiler als das auf den bloßen Magen spekulirende; aber die auf solche Weise in Bewegung gesetzten Massen zur Erreichung eines bestimmten würdigen Ziels hinzuleiten und zur Gründung neuer, haltbarer, menschlicher Zustände in Stand zu setzen, ist eine ganz andre Aufgabe. Diese Aufgabe ist nur auf politischem Wege und mit politisch denkenden Menschen zu lösen. Das erkannte der verstorbene Lassalle, der kein Kommunist war, und er handelte (mag er sich auch sonst bedenkliche Blößen gegeben haben) wenigstens in so fern richtig, als er die Erreichung und Benutzung des allgemeinen Stimmrechts, also die Lösung der politischen Frage, als erste Vorbedingung aufstellte. Unterdessen sind die Kommunisten, nachdem sie zwanzig Jahre lang die Massen hingehalten und genarrt haben, nothgedrungen ebenfalls politisch geworden. Aber die Folgen ihrer Erziehung der Massen zeigen sich überall. Wäre es z. B. denkbar, daß diese Massen das allgemeine Wahlrecht im „norddeutschen Bunde" so wenig und so ungeschickt benutzt hätten, wenn sie politisch wären erzogen und nicht bloß mit dem ewigen Lied von „Lohn" und „Kapital", „Arbeiter" und „Bourgeois" wären unterhalten worden? Und

würde nicht unter andrer Leitung die Republik in Teutschland längst populaïr geworden sein? In dem Programm des Eisenacher Kongresses ist endlich auf sie hingedeutet worden und was bietet dasselbe sonst? Sind nicht die Foderungen desselben in meinem Programm von 1850 enthalten? Aber die Kommunisten haben unterdessen die Satisfaktion gehabt, eine besondre „Partei", eine „Arbeiter-Partei" auf die Beine zu bringen, die zwanzig Jahr brauchte, um die Anfangsgründe von Dem zu lernen, was die „bornirten Politiker" vor zwei Dezennien ihnen vergebens einzuprägen suchten.

Das sind die Erfolge des „Klassen"-, des einseitigen „Arbeiter"-Demagogenthums da drüben gewesen und sie haben sich auch hierher fortgepflanzt. Als ich zuerst am Ende des Jahres 1847 in dieses Land kam, stand hier unter den Teutschen der Kommunismus in voller Blüthe. Die Herrn Weitling, Kriege und Dowiat waren seine Hauptapostel. „Ich pfeife auf die Republik". Das war die politische Weisheit des Herrn Weitling. Die Agitation der „sozialen Frage" und der Arbeiter-Interessen war Alles, was man brauchte und brauchen konnte. Ich trat schon damals diesem verderblichen Treiben in der „Schnellpost" entschieden entgegen und habe dieß seither in allen meinen Blättern bei jeder Gelegenheit gethan, den „Arbeitern" die Nothwendigkeit der Betheiligung an der Politik, die Geltendmachung ihrer Rechte auf demokratischem Wege vorstellend, wobei aber niemals an eine besondre „Arbeiter"-Partei sondern nur an eine aus allen radikalen Elementen gebildete Partei gedacht wurde, zu welcher die Arbeiter das bedeutendste Kontingent zu liefern hatten. Bei der versuchten Bildung einer teutschen Organisation wurde dieser Gesichtspunkt gleichfalls festgehalten und eben so bei der Gründung des

aus jener Organisation hervorgegangenen „Vereins zur Verbreitung radikaler Prinzipien", dessen Statuten die Radikalisirung der politischen, sozialen und religiösen Ideen ausdrücklich vorsehen. Bei allen diesen Bestrebungen galt es, alle vernünftig berechtigten Interessen, alle radikalen Zwecke zusammenzufassen und den ganzen Menschen zur Geltung zu bringen, nicht bloß den rohen, arbeitenden Zweifüßler mit seiner Faust und seinem Magen. Aber grade weil die teutschen Radikalen den ganzen Menschen im Auge hatten, wandten sie sich vergebens an Diejenigen, die nur zur Berücksichtigung der Magenfrage erzogen und dadurch unfähig gemacht waren, die Zusammengehörigkeit und das Ineinandergreifen aller menschlichen Fragen in der Gesellschaft zu begreifen.

Was mich zur Bekämpfung der „Arbeiter"-Demagogen stets noch mehr gereizt hat, als die durch ihre egoistischen Spekulationen verschuldete Uneinigkeit und Hemmung des Fortschritts, das war die rohe Gemeinheit, von welcher sie bei Beurtheilung der Menschen ausgingen und welche sie den Massen als leitenden Geist einzupflanzen suchten. Man könnte sagen: sie haben bloß auf das Thier im Menschen spekulirt. Niemand hat das so systematisch gethan wie der „National-Oekonom" und „Klassen"-Künstler Marx und grade diese Seite ist es, die sein würdiger New-Yorker Schüler an ihm als höchste Leistung hervorhebt. Hören wir diesen selbst:

„Die ökonomische Nothwendigkeit* ist es,

---

* Diese ökonomische Nothwendigkeit erinnert mich an den Dr. Periculosus Kellner, welcher früher durch die „ökonomische Nothwendigkeit" die Sklaverei zu rechtfertigen suchte. Da bei dieser Nothwendigkeit keine sittliche Frage zu entscheiden hat — denn sie allein hat ja das geschichtliche Regiment —, so konnte die Sklaverei kein Unrecht sein und eben so wenig wäre es danach die Ausbeutung der Arbeiter durch das „Kapital". Das Kapital hat ja auch seine „Nothwendigkeit".

welche alle neuen Parteien und politischen Bewegungen zustandebringt, nicht das schönste radicale Programm. Wir haben das früher selbst nicht glauben wollen, die Erfahrung der letzten zehn Jahre hat uns bekehrt. Dieses große wissenschaftliche Verdienst, den Ursprung aller politischen Umwälzungen auf ökonomische Gesetze oder Zustände zurückgeführt zu haben, läßt sich Karl Marx und Ferd. Lassalle nicht absprechen. Mit andern Worten: die Völker geben sich andere Verfassungen blos dann, wenn ihr Magen, ihr Geldbeutel sie dazu zwingt oder die inzwischen errungene ökonomische Macht sich politisch geltend machen will. Noch nie in der Geschichte haben gebildete, wohlmeinende Männer eine neue Staatsform durch Agitation eingeführt, ihr Programm durch Propaganda zum Gemeingut im ganzen Volke gemacht; wohl aber hat immer eine unterdrückte Klasse, die entweder durch ihre Bildung oder durch ihren Reichthum oder ihre große Anzahl gerade zum Machtantritt vorbereitet war, das Ruder an sich gerissen und den Gesetzen ihren Stempel aufgedrückt, d. h. sie zur Beförderung ihrer Interessen umgestaltet."

(„Arb.-Union" vom 4. Sept.)

Ich will von der Konfusion ganz absehen, die in dieser weisen Belehrung mit sich selbst kämpft und erst als alleinige Triebkraft der Geschichte die „ökonomische Nothwendigkeit", den „Magen", den „Geldbeutel" bezeichnet, dann aber ihrem Gegentheil, nämlich dem „Reichthum", und nebenbei auch noch der „Bildung" und der „großen Anzahl" die treibende Rolle zutheilt; auch will ich nicht von der noch weiseren Entdeckung reden, daß eine das „Ruder ergreifende", d. i. siegreiche Partei, ihre „Interessen" zu fördern sucht und nicht die der besiegten Gegenpartei (obschon die teutsche Weisheit auch dieses Kunststück im Jahr 1848 mit

Hülfe der Kommuniſten fertig gebracht hat); aber ich will die Unwahrheit der Doktrin hervorheben, durch welche Herr Marx ſich ein ſo großes „Verdienſt“ ſoll erworben haben (Herr Laſalle iſt dabei unſchuldig), die unſkrupulöſe Dreiſtigkeit, welche dieſe Unwahrheit weiterpredigt, den gemeinen Geiſt, der ſich in ihr ausſpricht, die niedrige Auffaſſung der Menſchheitsaufgabe, welche ſie ſtellt, und die verderblichen Folgen, welche ſie haben müßte, wenn ſie allgemein angenommen würde.

„Die ökonomiſche Nothwendigkeit!“ „Der Magen!“ „Der Geldbeutel!“ Das ſind alſo die entſcheidenden Motoren der Weltgeſchichte, die einzigen Triebkräfte der Entwicklung, die alleinigen Leiter auf dem Wege des Fortſchritts, der Reform, der Revolution. Bis jetzt hatte Das Niemand gewußt. Alle Geſchichtſchreiber, Denker und Politiker waren zu blind, dieſe wichtige Entdeckung zu machen. K. Marx und „unſer Redakteur“ ſind die Genies, welche endlich der Welt die Augen geöffnet haben. Ideale Intereſſen gibt es nicht, es gibt nur ökonomiſche, der Kopf hat mit der Geſchichte nichts zu thun, bloß der Magen; ſittliche Ziele zu verfolgen iſt Dummheit, der Geldbeutel ſteht über allen.

Jeder Schulbube wird den Arbeiter-Profeſſoren aus der Geſchichte nachweiſen, daß die idealen Intereſſen ſtets eine größere Macht geweſen ſind und mehr Bewegung in die Menſchheit gebracht haben, als die ökonomiſchen, und daß noch niemals die Magenfrage allein eine Umwälzung hervorgebracht, ja auch nur einen einzigen Sieg von Bedeutung aufzuweiſen hat. Der Ehrgeiz, der Nationalismus, die Religion, die Freiheitsliebe u. ſ. w. haben ganze Völker wie einzelne leitende Individuen auf die Beine gebracht und zur Opferung des Lebens wie aller „ökonomiſchen“ Vor-

theile inſpirirt; aber der Geldbeutel iſt zu ſpekulativ und kaltblütig, um mehr zu opfern als höchſtens einen Einſatz aus ſeinem Vorrath. Zwar hat die materielle Noth mitunter Empörungen hervorgerufen, aber ſie hat nirgendwo auch nur ihren nächſten Zweck erreicht, wo ſie allein ſtand, weil ihr naturgemäß die nöthige Intelligenz fehlte. Auch haben hier und da materielle Rückſichten den Anſtoß zum erſten Ausbruch einer Empörung gegeben, z. B. in der nordamerikaniſchen und der holländiſchen Revolution; aber dieſe Empörungen waren ſchon durch den ſittlichen Groll über Unterdrückungen, Gewaltthaten und Schlechtigkeiten aller Art vollſtändig vorbereitet und nachdem ſie ausgebrochen waren, ſtand auf ihrer Fahne nicht Theetaxe oder Zehntpfennig, ſondern Freiheit und Unabhängigkeit wird auch auf der Fahne des Kampfes ſtehen, welche die „Arbeiter“ und „Proletarier“ aus Erniedrigung und Elend herausreißen muß.

Was hat den trojaniſchen Krieg, das babyloniſche Reich, den perſiſch-griechiſchen Krieg, den peloponneſiſchen Krieg, das römiſche Reich, den puniſchen Krieg, die römiſchen Bürgerkriege, den galliſchen Krieg, die Ermordung Cäſars, die chriſtliche Religion, den Mohamedanismus, das fränkiſche Reich, das Papſtthum, die Kreuzzüge, die Befreiung der Schweiz, die Buchdruckerkunſt, die Entdeckung Amerika's, die Reformation, den dreißigjährigen Krieg, den nordamerikaniſchen Krieg, die große franzöſiſche Revolution, die napoleoniſchen Kriege, die teutſchen „Befreiungskriege“, das Jahr 1830 und 1848, kurz alle die zahlloſen Kriege, Empörungen, Eroberungen, Entdeckungen und Bewegungen hervorgebracht, welche das Leben und die Entwicklung der Geſchichte darbieten? Nichts Andres als — „die ökonomiſche Nothwendigkeit, der Magen und der Geldbeutel“!

Was ist größer, die Dummheit, die solchen barbarischen Unsinn ausspricht, oder die Frechheit, welche sich damit sogar zu brüsten wagt?

Worauf kommt dieser Unsinn hinaus? Geradezu auf Abdekretirung des Geistes und Erniedrigung des Menschen auf den Standpunkt des Thiers. Die Geschichte wird zur Naturgeschichte, in welcher die zweibeinigen Bestien sich um den Fraß streiten wie die vierbeinigen. Was bei diesen Beute und Knochen sind, das sind bei jenen „Geldbeutel“ und „ökonomische Interessen“. Politische und Kulturgeschichte gibt es nicht, es gibt nur Magen- und Geldgeschichte. Sich für Freiheit begeistern, die Tyrannei hassen ist lächerliche Schwäche und Bornirtheit; sittliche Ideale und ästhetische Bestrebungen sind eitle Phantastereien; der überlegene Kommunist hat nur Interesse für die Frage von Kapital und Lohn.

Diese Darstellung der kommunistischen Rohheit und Gemeinheit ist keine Uebertreibung. Ich habe sie zur Zeit dem Herrn Marx und Konsorten wiederholt in den stärksten Ausdrücken vorgehalten, weil diese Menschen Alles aufboten, die natürlichen Regungen der „Arbeiter“ gegen die Tyrannen, die ihr Blut foderten wie ihre Kraft, unter „ökonomischen“ Schwindeleien zu ersticken, den Haß gegen den Despotismus durch den Haß gegen die „Bourgeois“ zu ersetzen und „durch Hetzereien gegen diese den Fürsten eine revolutionäre Fontanelle zu sichern“.

Aber dieser Gemeinheit lag eine nichtswürdige Berechnung zum Grunde. Es handelte sich dabei nicht um eine tiefe Sympathie für das Elend und um die Ueberzeugung, ihm auf solchem Wege abhelfen zu können. Nein. Indem man in den Massen alle sittlichen Motive zu zerstören suchte, ihren ganzen Sinn und ihre ganze Energie bloß auf die ökonomische Frage richtete und konzen-

trirte, machte man sie geeignet, sich von den allgemeinen Bestrebungen abzuscheiden, sich als besondre Armee organisiren zu lassen und sich unter das Kommando ehrgeiziger Demagogen zu stellen, welche sie bei ihren nächsten Interessen faßten und deren Befriedigung in Aussicht stellten. Dieß war zugleich die leichteste Art, sich eine „Partei" zu schaffen. Wer bloß der sinnlichen Natur schmeichelt und Aussichten eröffnet, kann immer auf mehr Anhänger rechnen, als wer auch den geistigen und sittlichen Menschen in Anspruch nimmt, und ein „Arbeiter"-Prophet, der den Magen zu füllen verspricht und nebenbei durch gelehrten Schein imponirt, wird nicht weniger Zulauf finden als ein Mormonen-Prophet, der eine beliebige Zahl Beischläferinnen in Aussicht stellt und diese Haremswirthschaft mit dem Mantel einer Religion behängt.

Wenn es einmal feststeht, daß nur die ökonomischen Interessen, „Magen und Geldbeutel", die Welt regieren und regieren sollen, führt eine einfache Logik zur Eintheilung und Scheidung der Menschen nach dem Maße, in welchem Geldbeutel und Magen gefüllt sind: Bourgeois, Kleinbürger, Proletarier und sogar „Lumpenproletarier". Und eine fernere Logik vollendet die Eintheilung nach den äußern Mitteln, welche zur Füllung des Geldbeutels und Magens dienen: Kapitalisten und Arbeiter. So sind denn die „Klassen" fertig und der „Klassenkampf" kann beginnen.

Ich habe absichtlich etwas weit ausgeholt, um die Geschichte dieser verderblichen Umtriebe nachzuweisen und den „Arbeitern" zum Bewußtsein zu bringen, von wem, auf welchem Wege und zu welchem Zweck sie in die einseitige, exklusive Stellung gebracht worden sind, in welcher sie sich zu ihrem eigenen Schaden durch ihr New-Yorker Organ noch ferner wollen befestigen lassen. Im Folgenden werde ich die weiteren Schwindeleien

beleuchten, wodurch dieses Organ sie von der Erkenntniß ihrer wahren Stellung und Aufgabe abzuhalten sucht.

Wahrlich, es war noch nöthig, in diesem Lande, das den Dollar zum Gott erhoben und in welchem beinah den Teutschen allein die Aufgabe zugetheilt ist, den edleren Menschen, die ideale Seite der menschlichen Natur zu vertreten und zu retten, die teutschen Arbeiter mit der von einer gemeinen Seele ausgeheckten Lehre zu korrumpiren, daß der Magen und der Geldbeutel allein Motiv und Ziel des menschlichen Strebens abzugeben haben.

Wo es sich um den Versuch handelt, auf ganze Massen aufklärend zu wirken, darf man sich auch lästige Wiederholungen nicht verdrießen lassen. Ich habe das Thema „Arbeit und Arbeiter" so oft behandelt, daß es mir schwer wird, bei neuen Anlässen auch immer neue Formen für die Diskussion zu finden. Dennoch will ich versuchen, meine Ansichten in einer gedrängten Uebersicht zu rekapituliren. Zwar haben mir dieselben von Seiten der durch Kommunisten und Kliquendemagogen bearbeiteten Handwerker schon manche Insolenz und Gemeinheit eingetragen; aber dafür ist nicht die Masse verantwortlich und selbst wenn sie es wäre, würde dadurch an den Rechten, die sie geltend zu machen hat, nichts geändert und eben so wenig an meiner Anerkennung derselben und meinem Wirken für dieselben. Ueberdieß aber gibt es auch intelligente und gerecht urtheilende Arbeiter genug, die meinen Ansichten beipflichten, also nicht bloß das ewige Pochen auf das specifische Arbeiterthum und die bornirte Klassenreiterei verdammen sondern auch auf andre Parolen achten als die aus dem kommunistischen Lager erschallenden. Dieß hat sich nicht bloß bei Einzelnen sondern auch schon bei ganzen Organisationen

ergeben und in offiziellen Dokumenten ausgesprochen. Ich erinnere namentlich an die „Verfassung der deutsch-amerikanischen Central-Arbeiter-Union von Philadelphia und Umgegend", welche die Bildung einer neuen Partei verlangt mit dem Motto: „Alles durch das Volk und Alles für das Volk", zur Verwirklichung dieses Mottos aber die Präsidentschaft, das Zweikammersystem, die „Souverainetäts-Rechte" der einzelnen Staaten und das Repräsentativ-Unwesen abgeschafft, dagegen das Rückberufungsrecht der Wähler so wie das Bestätigungs-Recht des Volks eingeführt wissen will. Sie will also mit andren Worten eine wahre Demokratie, in welcher die Majorität des wirklichen Volks, die nicht bloß aus s. g. „Arbeitern" im gewöhnlichen Sinne besteht, die Gesetze gibt. Einer V o l k s - Partei dieser Art würde sich Alles anschließen, was die allgemeinen Menschenrechte ohne Klassen-Zuschnitt zu verwirklichen sucht, und Diejenigen, welche sich jetzt als „Arbeiter" absondern", würden darin eben so wohl Rechnung finden wie Diejenigen, welche die Grenzen der Betheiligung weiter ziehen und a l l e auf haltbaren Prinzipien beruhenden Interessen und Bestrebungen zusammenfassen wollen.

Doch davon später mehr. Es handelt sich hier um das angegebene Thema.

Die Kommunisten haben die „Arbeit" — unter der zunächst natürlich die Handarbeit zu verstehen — zum Gegenstand eines wahren Kultus zu machen gesucht, der in eine Art „Klassen"-Religion oder Sektenfanatismus ausgeartet ist. Dieser Kultus muß vernichtet werden, wenn aus Denjenigen, welche vorzugsweise als „Arbeiter" figuriren, wirklich freie Menschen werden sollen, die im Stande sind, mit unbefangenem Blick sich an der menschlichen Entwicklung zu betheiligen und auch andren Zielen zuzustreben als dem materiellen Erfolg einer einseitigen Thätigkeit.

Arbeit im Allgemeinen läßt sich bezeichnen als: jede bewußte Thätigkeit zu einem bestimmten Zweck. Welcher Zweck dieß auch sein mag, die Arbeit ist immer nur das Mittel dazu. Niemals ist sie selbst Zweck. Kein Mensch, auch der gedankenloseste nicht, arbeitet um zu arbeiten. Selbst wo Einer bloß thätig ist, um „sich zu beschäftigen", um „die Langeweile zu vertreiben", um „sich Bewegung zu machen", um dem öden Gefühl des Nichtsthuns zu entgehen, um einen abwechselnden Gegensatz zu einem sich erschöpfenden „Genußleben" zu schaffen, ist seine Thätigkeit, seine „Arbeit" bloßes Mittel zum Zweck.

Ist sie nun aber bloßes Mittel, so hat sie, wie jedes bloße Mittel, an sich keinen Sinn, keinen Werth und keine Bedeutung. Diese kann sie nur erhalten durch den Zweck, dem sie dient. Sich nach einem bloßen Mittel benennen und taxiren, das an sich keinen Sinn und keinen Zweck hat, ist sinnlos, namentlich wenn dieses Mittel in einer so unbestimmten Allgemeinheit aufzufassen ist wie der Begriff der Arbeit. Ein denkendes Wesen kann sich bloß benennen und schätzen lassen wollen nach dem Zweck, den es verfolgt und nach den Leistungen, die es vollbringt. Alle Zwecke, welche durch das Mittel der Arbeit erreicht werden, von dem der Füllung des Magens mit Speise bis zu dem der Füllung des Kopfes mit Wissen, laufen zusammen in dem Zweck, *Mensch, freier, civilisirter, humaner Mensch zu sein.* Je mehr *dieser* Zweck erstrebt und erreicht wird, desto werthvoller ist auch das dazu angewandte Arbeits-Mittel.

Hiernach ergiebt es sich von selbst, daß der sittliche Werth der Arbeit sich richten muß nach der Höhe und der Natur des menschlichen Zwecks, dem sie dient, und daß es die roheste Verirrung ist, sich auf diejenige Arbeit am Meisten einzubilden,

die bloß zur unumgänglichen Befriedigung des einfachen, dem Thier so gut wie dem Menschen eigenthümlichen Bedürfnisses des Essens und Trinkens dient. Diese Arbeit ist ein Muß, das die Natur jedem organischen Wesen auflegt, und von einem Verdienst kann dabei keine Rede sein. Es heißt vom Menschen wie vom „Vogel“: „friß oder stirb“! Und willst du „fressen“, so arbeite! Wie viele von Denen, welche die Arbeit preisen und auf das Arbeiten allein ihre Ansprüche gründen, haben dabei einen höheren Zweck im Auge als den unumgänglichen der Erhaltung der leiblichen Existenz? Der Ruhm der gewöhnlichen Arbeit, wovon so viel Wesens gemacht wird, besteht am Ende darin, daß der Mensch so wenig wie das Vieh, ein Vergnügen daran finden kann, zu verhungern. Soll die Arbeit eine Ehre und ein Verdienst sein, so kann es sich nur um eine freiwillige, also nicht um die zur Erhaltung des Lebens absolut nöthige handeln, die auch jedes Thier verrichtet.

Ich habe an einem andern Ort nachgewiesen, daß, wenn wir das Wort Arbeit auch auf die unbewußte Thätigkeit anwenden und den berechneten Zweck durch ein nothwendiges Resultat ersetzen, die ganze Natur in fortwährender Arbeit begriffen ist. Nicht arbeiten, also still stehen, würde Tod bedeuten. Es fällt aber Niemandem ein, dieß nothwendige Mittel der Existenz der Welt als einen Zweck ihrer Existenz aufzufassen und dem bloßen Prozeß der Naturarbeit höhere Bedeutung beizulegen, als Dem, was daraus erzeugt wird.

Ich habe ferner nachgewiesen, daß das Thier arbeitet wie der Mensch und daß es mitunter Arbeiten verrichtet, die ihm kein Mensch nachmachen kann. Diejenigen Menschen aber, welche ihren Stolz auf das Bewußtsein gründen, Handarbeiter zu sein, habe ich an Thiere erinnert,

welche die künstlichsten Arbeiten mit dem Munde, ja, wie die Spinne, mit dem — Hintern verrichten. Ist die Arbeit *an sich* ein Vorzug, ein Verdienst, ein Mittel der Wertherhöhung Dessen, der sie verrichtet, so sehe ich nicht ein, welchen Vorzug der arbeitende Mensch vor dem arbeitenden Thier voraus hat, namentlich derjenige Mensch, der, wie das Thier, keinen andren Zweck verfolgt, als mit Hülfe der Arbeit seinen „Magen" zu füllen. Die Arbeit der Thiere zu studiren, hat Jeder täglich Gelegenheit, auch wenn er dieselben nicht in seinem eignen Dienst benutzt. Ich habe sie sogar an den Moskiten studirt. Wahrlich, ein Moskito, der die ganze Nacht vergeblich unser Schutznetz umfliegt und tausend Versuche macht, das zu seinem Lebensunterhalt nöthige Tröpfchen Blut zu erlangen, arbeitet härter als irgend ein Steinklopfer oder ein Kohlengräber.

Die Arbeit an sich kann also nichts entscheiden; auch kann sie kein Bewußtsein eines Werthes verleihen so lang sie nichts Andres ist als das unumgängliche Mittel der bloßen Existenzerhaltung. Als solches kommt sie in dem Verhältniß der Menschen unter einander nur dann in vergleichende Betrachtung, wenn der Eine sich auf Kosten des Andren der jedem Einzelnen von der Natur gebotenen Arbeit entzieht, deshalb der Eine für den Andren zu arbeiten, der Thätige den Unthätigen zu erhalten gezwungen wird. Selbst dann aber ist nicht die *Arbeit* das entscheidende Moment, sondern die Abhängigkeit, die Unterordnung, die Ausnutzung, die Sklaverei.

Wenn die Arbeit an sich ein Zweck, ein Verdienst, eine Auszeichnung, also etwas Erstrebenswerthes wäre, wie kämen dann Diejenigen, welche die meiste Arbeit zu verrichten haben, dazu, sich über ihr Loos zu beklagen? Warum beschweren sie sich über Diejenigen, die wenig arbeiten, statt

dieſelben zu bedauern, daß ſie einen ſo hohen „Genuß“ entbehren? Warum wollen ſie nicht 10 und 12, ſondern nur 8 Stunden arbeiten?

Die richtige und aufrichtige Antwort auf dieſe Fragen lautet: die Arbeit im Allgemeinen iſt weder eine Auszeichnung noch ein Vergnügen, ſondern eine Laſt, eine nothwendige Laſt. Wenn die Bibel die ſ. g. erſten Menſchen aus dem Paradieſe, worin ſie ohne Arbeit Alles im Ueberfluß fanden, mit dem Urtheilsſpruch vertreiben läßt: „im Schweiße eures Angeſichts ſollt ihr euer Brod eſſen!“, ſo hat ſie wenigſtens in dieſem Punkt ein Zeugniß für die Wahrheit abgelegt. Dieſe Wahrheit beſteht darin, daß die Arbeit ein Erzeugniß der Nothwendigkeit iſt. Es würde niemals einen Fortſchritt und eine Geſchichte, am Wenigſten eine Kulturgeſchichte gegeben haben, wenn der Menſch ſeine Bedürfniſſe ohne Arbeit hätte befriedigen können. Er wäre nicht weiter gekommen, als zum Eſſen der Frucht, die ihm in den Schooß fiel, und der „Tauben, die ihm gebraten in's Maul flogen“. Je ſchwieriger nach und nach die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe wurde, um ſo mehr mußte er ſeine Intelligenz wie ſeine Hände anſtrengen, und je größer und mannigfaltiger dieſe Anſtrengung war, deſto mehr führte ſie zu neuen Bedürfniſſen und damit wieder zu neuen Anſtrengungen, bis mit der wachſenden Kultur zu den materiellen Bedürfniſſen die idealen traten und mit ihnen die Hülfsmittel des Geiſtes ſich mehrten wie die des Körpers. Ohne Arbeit kein Fortſchritt, keine Entwicklung, keine Ziviliſation, keine Humaniſirung, aber — ohne Nothwendigkeit keine Arbeit.

Auf dem menſchlichen Standpunkt handelt es ſich nicht darum, die Arbeit, dieß nothwendige und im Allgemeinen läſtige Mittel zu Zwecken, zu verherrlichen, ſondern ſie zu erleichtern und

zu vermenschlichen, ihr das Widerwärtige möglichst zu nehmen und sie so zu reduziren, daß das Mittel nicht über den Zweck hinausragt. Es soll mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel erreicht und die Arbeit soll so eingerichtet werden, daß sie nicht durch ihre Widerwärtigkeit die Genugthuung über die Erreichung des Zwecks wieder aufhebt. Daher auch das Streben der Menschheit, die Naturkräfte in ihren Dienst zu nehmen und die Menschenarbeit durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Wer wird heut zu Tage noch eine Arbeit mit seinen Händen verrichten, wenn er im Stande ist, sie durch eine Maschine und zwar in kürzerer Zeit und mit größerem Erfolg verrichten zu lassen?

Die Demagogen, welche den „Arbeitern" dadurch zu dienen vorgeben, daß sie einen Kultus der Arbeit einführen, verschlechtern deren Stellung nicht bloß durch die verwirrende Sinnlosigkeit, etwas zu verherrlichen, was sie abgeschafft wissen wollen, sondern auch dadurch, daß sie dieselben sittlich degradiren, indem sie ihre Bestimmung nach dem Mittel statt nach dem Zwecke ihrer Existenz bezeichnen. Statt aus jedem Arbeiter einen Menschen zu machen, wollen sie aus jedem Menschen einen Arbeiter machen. „Mehr und mehr, schreit der Humbugger in New-York, wird unter den Arbeitern beider Welttheile die Anschauung der Arbeit zur Religion und Moral. Sie ahnen, ja sie lernen einsehen, daß die Rettung der Gesellschaft von ihnen zu erwarten ist, anstatt von Jenen, die als Menschen mehr denn Arbeiter zu sein glauben" u. s. w. Wer, wahnsinniger Barbar, steht höher, ein Mensch, der kein „Arbeiter" sein will, oder ein „Arbeiter", der kein Mensch sein will? Wenn die „Arbeiter" die „Gesellschaft retten", thun sie es dann als Arbeiter? Thun sie es als Zweifüßler, die mit ihren Händen dieses und jenes Handwerk treiben, den Hammer schwingen, den Pechdraht

ziehen, den Schiebkarren schieben, den Spaten handhaben, oder thun sie es als denkende Wesen, die sich für Recht und Freiheit begeistern und als intelligente Menschen, welche die Bedingungen einer humanen Gesellschaftseinrichtung erkennen? Thun sie es als diese, was hat dann bei ihrem Thun der „Arbeiter" zu bedeuten? Und wozu dann das wahnsinnige Peroriren gegen Diejenigen, die von vorn herein diesen „Arbeiter" bei Seite lassen bei einer Aufgabe, die nur der Mensch, der denkende, intelligente, humane Mensch lösen kann?

„Die Anschauung der Arbeit Religion und Moral." Eine beneidenswerthe Stellung, den Ochsen im Joch und den Gaul am Mistkarren zum Religionsgenossen zu haben! Nur die gemeinste Lebensauffassung mit der größten Konfusion der Begriffe ist im Stande, eine so barbarische „Religion und Moral" zu predigen. Aber die Erklärung, wie man dazu gekommen, ist sehr einfach. Die Arbeit, namentlich die Handarbeit ist, wie gesagt, im Allgemeinen eine Last, kann sogar in tausend Fällen als ein nothwendiges Uebel angesehen werden. Weil sie dieß ist, schoben Diejenigen, welche durch Gunst der Umstände oder Intelligenz dazu im Stande waren, sie Andren zu, welche durch die Noth geeignet gemacht waren, sie zu übernehmen und keine Fähigkeit besaßen, eine andre zu verrichten. Diese wurden sogar unter Umständen durch Gewalt gezwungen, im Dienst der Begünstigten zu arbeiten. Da in solcher Weise die größte und drückendste Last der Arbeit in der Gesellschaft auf ihre Schultern fiel, wurde das Arbeiten ihre charakteristische Bestimmung. Zwar arbeiteten alle andren Menschen auch, diejenigen aber, welche die schwerste und unangenehmste Arbeit und zwar meistens für Andre zu verrichten hatten, erhielten davon vorzugsweise den Namen Arbeiter, ein schonender Ausdruck für Lastthier.

Nun kam für die humane Reform die Aufgabe, dieses Lastthier aus seiner Lage zu befreien. Das konnte natürlich nur mit seiner Hülfe geschehen. Aber wie es zur Aufraffung bringen? Es ist durch seine Erziehung und Beschäftigung roh und stumpf geworden. Trotz Dem ist ihm nur zu helfen, wenn es zu einem Bewußtsein seines Menschenrechts und seiner Menschenbestimmung gebracht wird. Es muß also sein Verstand möglichst aufgeklärt und sein Selbstgefühl möglichst gestärkt werden. Es muß ihm gezeigt werden, daß sein Lebens-Zweck ein höherer ist, als das bloße Arbeiten, daß bei der Gleichberechtigung aller Menschen keiner verpflichtet sein kann, seine Kraft und Fähigkeit Andren zu opfern, daß Jeder Anspruch auf den Ertrag seiner eignen Arbeit hat, daß dieser Ertrag im Verhältniß zu seiner Leistung stehen muß und daß er zur Verbesserung seiner Lage nur gelangen kann durch Miteingreifen in die gesellschaftliche Maschinerie, durch Theilnahme an den allgemeinen menschlichen Bestrebungen. Da plötzlich fährt der Kommunist, der Arbeiter-Demagog dazwischen. „Was? Ihr wollt diese Leute mit der Vernunft bearbeiten? „Damit läßt sich kein Hund vom Ofen locken“ („Arb.-Un.“). Sie müssen nicht an der Vernunft, sondern am Interesse gepackt werden, am Interesse, wie es augenblicklich sich kundgibt. Da sie sich einmal nur als Arbeiter fühlen, ist es zu mühsam, sie erst zu Menschen machen zu wollen. Ich gehe einen kürzern Weg. Ich mache ihren Arbeiter-Titel zum Ehren-Titel. Statt ihnen zu zeigen, daß sie Lastvieh sind, das Mensch werden muß, lasse ich den Menschen im Lastvieh aufgehen und nenne dasselbe „Arbeiter“. Und wer nicht ebenfalls „Arbeiter“ sein will, der ist unser Feind. Das verstehen die Leute auf der Stelle und ich habe sie alle hinter mir, während sie eure Weisheit verlachen.“

Das ist der Ideengang. Entspräche ihm auch der praktische Erfolg, so würde die faustbewußte Rohheit, die den „Arbeiter“ über den Menschen stellt, es würde der anmaßende Knotengeist, die philisterhafte Zunftbornirtheit, der freche Handwerksdünkel obenauf kommen und der Geist der Kultur und Humanität könnte über die Grenze gehen, bis die geistlose Masse sich ausgetobt und sich zerfleischt hätte, um endlich, anarchisch zerfahren, in verzweifelnder Ohnmacht sich nach einem ordnenden Geist oder Säbel als Retter umzusehen.

Ist Der nicht ein Verräther an der Kultur und am Meisten an den Arbeitern selbst, der ihnen einbildet, die Gesellschaft müsse über den rohen Handwerksleisten geschlagen statt nach den Erfodernissen des veredelten Menschenthums eingerichtet werden? Was würde aus dieser Republik werden, wenn sie sich ohne Hülfe Derer, die nicht „Arbeiter“ sind und sein wollen, aber sich als wohlmeinende, einsichtige und thätige Freunde der allgemeinen Gerechtigkeit betrachten, bloß nach dem Geist und Interesse Derer, die nach den Lehren gemeiner Demagogen als „Arbeiter“ die allein Berechtigten und Intelligenten sind, nämlich der 10—20 Millionen roher Irländer, Neger und Teutschen, umgestalten sollte? Ein wüstes Chaos von Dummheit, Rohheit und Leidenschaft, das grade die einsichtigsten Mitglieder zuerst ausstoßen müßte und aus welchem sogar Diejenigen sich würden zu retten suchen, die es jetzt herbeizuführen trachten.

Aber sind Diejenigen, welche von dem Chaos ausgeschlossen wären, nicht „geistige Arbeiter“? Durch ein Taschenspielerkunststück haben die „Arbeiter“-Demagogen, denen es mit der Zeit schwül werden mag in ihrer Isolirung, die Vertreter des Fortschrittsgeistes und der Bildung in ihre Reihen

gelinde zu pressen gesucht, indem sie ihnen die Ehre anthaten, sie geistige Arbeiter zu nennen. Wenn der Arbeiter-Orden eine so große Auszeichnung ist, wie kommt es denn, daß die „geistigen Arbeiter" niemals selbst sich diesen Titel beigelegt haben? Noch kein intelligenter und gerechter Mensch hat die Arbeit verachtet; aber auch noch kein Vertreter des geistigen Strebens, kein Philosoph, kein Dichter, kein Mann der Wissenschaft ist auf den rohen und abgeschmackten Einfall gekommen, seine Leistungen unter die nothwendigen Hülfsmittel zu stellen, deren er dazu bedurfte, und von diesen Hülfsmitteln seinen Charakter herzuleiten. Eben so wenig hat Einer den Werth seiner Leistungen nach dem Maße der Arbeit geschätzt, die er darauf verwandt. Der Tollhäusler von der „Arbeiter-Union" pries neulich Humboldt, weil er ein so großer — „Arbeiter" gewesen. Wie steht es mit dem Arbeiter Göthe, Schiller, Voltaire, Rousseau, Bacon, Sokrates, Aristoteles? Wir empfehlen dem Genius von der „Arb.-Union" eine Literaturgeschichte vom „Arbeiter"-Standpunkt aus geschrieben. Wahrscheinlich würden Humboldt's Schriften werthlos sein, wenn es ihm möglich gewesen wäre, das Material dazu in seinem Zimmer, statt auf mühsamen Reisen zu sammeln. Wenn dagegen ein Andrer doppelt so viel studirt, Reisen gemacht und Strapazen überstanden, aber statt des „Kosmos", der „Ansichten der Natur" u. s. w. ein Dutzend Bände voll Unsinn produzirt hätte, so müßte er nach der Logik des Tollhäuslers als „Arbeiter" doppelt so viel werth sein wie Humboldt.

Bewahre, ruft der Tollhäusler, er wäre kein „nützlich schaffender Arbeiter" gewesen.

Wie ich schon früher nachgewiesen, gibt es (außer Kranken und Blödsinnigen) keinen Menschen in der Welt, der nicht irgendwie „arbeitet".

Absoluten Müßiggang oder fortwährendes Vergnügungsleben hält keiner aus. Selbst die Könige und die Nabobs arbeiten. Aber auch in den gewöhnlichen Lebensstellungen ist die Zahl der nicht zu den „Arbeitern" par excellence gehörenden Arbeiter so groß, daß die Beschränkung des Arbeiter-Titels auf jene allein selbst dem verrammtesten Kommunisten mit der Zeit als unsinniges Wagniß erscheint. Um nun aber doch diesen Titel nicht fahren zu lassen und unter ihm eine Partei zusammenzunöthigen, ist man auf das Auskunftsmittel verfallen, alle „nützlich Schaffenden" als Arbeiter in Anspruch zu nehmen, wodurch natürlich die nicht nützlich oder gar schädlich Schaffenden ausgeschlossen sind.

Die Genies, von welchen diese Eintheilung ausgegangen, haben dabei zunächst nicht bedacht, daß sie vielleicht die Mehrzahl derjenigen Arbeiter par excellence, auf welche sie zuerst rechnen und die sie zu ihrem Elite-Korps zählen, gradezu aus ihrer Partei hinausweisen. Man kann sie täglich mit wüthender Emphase den Luxus verdammen hören. Wer aber schafft alle die tausend Luxusartikel, an welche die Reichen ihr Geld verschwenden? Millionen von Arbeitern! Sie donnern gegen den Krieg, der Blut und Arbeit verschlingt und nichts schafft als Unterdrückung und Elend. Wer aber produzirte die Mittel zum Krieg? Wer macht das Pulver, gräbt das Eisen und das Blei, gießt Kanonen und Kugeln, fabrizirt Flinten und Pistolen, um die Männer des Volks niederkartätschen und füsiliren zu lassen? Es sind die „Arbeiter"! Dem Kanonenfabrikanten Krupp allein helfen 12,000 „Arbeiter" Mordinstrumente machen, womit ihre Brüder in allen Städten der Welt zusammengeschossen werden, wenn sie ihre Rechte geltend machen und ihre Lage verbessern wollen. Wer baut die Gefängnisse und die Kasematten,

worin die Freiheitskämpfer schmachten? Die „Arbeiter“! Wer hilft die Galgen errichten? Die „Arbeiter“! Wer thürmt Festungen und Zwing-Uri's auf, um das Volk der großen Städte im Zaum zu halten? Die „Arbeiter“! Wer baut die Königspaläste? Die „Arbeiter“! Wer trägt die Steine für die Verdummungsanstalten zusammen, in welchen die Pfaffen den Verstand morden und das Unglück der Völker in himmlischen Assekuranzen versichern? Die „Arbeiter“!

Nun frage ich: sind dieß alles „nützlich Schaffende“? Dann mögte ich wissen, wo die Verderbenschaffenden existiren.

Die „Arbeiter“-Demagogen erinnern mich an einen irländischen Agitator, von dem sie etwas lernen könnten. Dieser Irländer war von den Lobhudeleien, womit gemeine Demagogen seine Landsleute fütterten, angewidert und beschloß, ihnen die Schmeichelkost durch eine gesunde Pille zu verleiden. Er hielt daher vor einer großen Versammlung im Styl jener Pöbelschmeichler eine Lobrede auf die Irländer dieses Landes, welche stets von dem wüthendsten Beifall begleitet wurde, bis sie mit folgenden Worten schloß: „Wer baut die Kirchen dieses freien Landes? Die Irländer! (Donnernder Beifall.) Wer baut die Gefängnisse der Republik? Die Irländer! (Donnernder Beifall.) Und wer füllt beide? Die Irländer!“ (Stumme Beschämung.)

Alles, wodurch die Menschheit geknechtet und ausgebeutet wird, muß durch die „Arbeiter“ zu Stande gebracht werden. Ohne sie gäbe es keine Könige, keine Aristokraten und nicht einmal „Bourgeois“, ohne sie keine Unterdrückung, keine Kriege, keine Ausbeutung. Und doch sollen sie vor Allen die „nützlich Schaffenden“ sein, bloß weil ein Theil von ihnen auch Denjenigen von Nutzen ist, die keine Unterdrückung, keinen Krieg und keine

Ausbeutung zu verantworten haben! Weil die Arbeiter Kleider und Schuhe machen, wird übersehen, daß sie auch Flinten und Kanonen machen; weil sie schaffen, vergißt man, daß sie auch zerstören; weil sie Wohnungen bauen, bedenkt man nicht, daß sie auch Kerker bauen.

Man wird nun entgegnen, sie seien durch die Noth gezwungen, Arbeiten gegen ihre eigenen Grundsätze und ihr eigenes Interesse zu verrichten. Aber selbst dieser Einwand ist nur theilweise stichhaltig. Millionen von „Arbeitern" geben sich ohne Selbstüberwindung, ohne Bedenken und Nachdenken, ja mit der größten Bereitwilligkeit zu den verderblichsten Diensten her, wozu die Feinde des Volks sie benutzen. Wäre es aber auch festgestellt, daß nur die Noth sie dazu bringe, so ändert das nichts an der Thatsache, daß sie es sind, ohne deren Hülfe die Volksfeinde ihre Zwecke nicht erreichen könnten, daß sie für Geld die Menschheit zu Grunde richten helfen und daß es eine nichtswürdige Lüge ist, sie sämmtlich „nützlich schaffende Arbeiter" zu nennen und als Muster für die übrige Menschheit aufzustellen. Sie haben also auch kein Recht, Andre als schädlich schaffende auszuschließen, die sich eben so gut, wie sie, auf den Zwang der Noth oder den Drang der Umstände berufen können.

Doch damit hört die Verlegenheit der Demagogen noch nicht auf. Angenommen, ihre Eintheilung brächte nicht die dargestellte Verwirrung in ihr eigenes Lager — wer bildet das Tribunal, welches über die nützlichen oder nicht nützlichen Arbeiten entscheiden soll, und was bildet das Kriterion, wonach beide zu beurtheilen sind? Die Demagogen würden natürlich das Richteramt „Arbeitern" par excellence, d. i. Handwerkern, übertragen, denen vielleicht ein nicht arbeitender kommunistischer Literat präsidiren würde. Wie

viele von Denen, die nicht Schuster, Schneider, Schreiner u. s. w. sind, würden vor dem Tribunal als nützlich Schaffende anerkannt werden? In sechs Wochen wäre die halbe Kultur als verderblich ausgestrichen. Es würde nichts zugelassen werden, was nicht dem Handwerkergeschmack entspräche, und Alles verbannt, was keinen kommunistischen Stempel trüge. Kurz, es würde eine Tyrannei entstehen, die nur durch die Ueberzeugung erträglich wäre, daß sie sich kein Jahr lang halten könnte.

Um aber einen Zustand, in welchem die Nützlichkeit von Staats wegen diktirt, statt dem freien Urtheil und Bedarf überlassen würde, noch etwas genauer zu illustriren, wollen wir dem supponirten Tribunal einige spezielle Fragen vorlegen.

Darf es noch Stiefelputzer geben? Ich meine nicht bloß leibliche. Sie verwöhnen offenbar den Herrendünkel, sind also schädlich. Sie sich selbst oder dem Zeitgeist zu überlassen, wäre bedenklich; das Sicherste ist, die Stiefelputzerei von Amts wegen zu verbieten, wenigstens so fern sie nicht den „Arbeitern" dient.

Plato wollte die Poeten aus dem Staat verbannen. Auch Andre halten sie für verderblich; wieder andere halten sie wenigstens für überflüssig, also jeden Falls nichts für nützlich Schaffende. Soll man ihnen nicht offiziell das Handwerk legen? Die Kritik vermag es nicht. Am Wenigsten wird die didaktische Poesie verurtheilt. Soll man nicht diese erlauben, dagegen die lyrische, dramatische u. s. w. verbieten?

Manche verwerfen die Medizin gänzlich. Andre wollen bloß die homöopathische gelten lassen. Soll man die ärztliche Praxis gänzlich untersagen? Oder soll bloß die homöopathische erlaubt werden?

Kartoffeln pflanzen ist jeden Falls nützlich.

Blumen pflanzen — wozu nützt es? Auf dem Kartoffeln-Standpunkt ist der Blumengärtner kein nützlich Schaffender. Man zwinge ihn, „Erdäpfel“ zu ziehen.

Wie steht es mit der Musik und andren Künsten? Was darf gemalt, was komponirt werden? Welche Instrumente sind zu dulden? Ist die Drehorgel nützlicher oder das Klavier? Wäre nicht überhaupt alle Kunst zu verbannen? Sie „produzirt“ nicht. Das Wort „Produziren“ paßt nur auf materielle und industrielle Erzeugnisse, die gefressen, oder am Leibe getragen werden können. Auch sind Kunstprodukte immer nur individuelle, sie eignen sich nicht für die „kommunistische“, sondern höchstens für die „kapitalistische Produktionsweise“. Ein Gedicht, ein Gemälde, eine Komposition, ein architektonischer Plan u. s. w. läßt sich nicht „gesellschaftlich“ schaffen, ist antigesellschaftlich, egoistisch, kapitalistisch, kapitalverbrecherisch.

U. s. w. U. s. w. U. s. w.

Genug der Beispiele. Sie reichen hin, eine Perspektive zu eröffnen in eine Gesellschaft nach dem Muster der Handwerker-Demagogen, welche nach „Arbeiter“-Begriffen eine Nützlichkeits-Zensur über die menschliche Thätigkeit einführen wollen, eine Zensur, die nur in einem kommunistischen Fabrik- und Kasernenleben möglich wäre und dann eine Tyrannei und Barbarei schaffen würde, wie sie noch niemals existirt hat. Das Alles sind aber die nothwendigen Konsequenzen jener Rohheit und Beschränktheit, welche die „Arbeit“ und zwar die roheste Arbeit zum Prinzip und Ausgangspunkt der gesellschaftlichen Entwicklung und Reform macht, welche vom „Arbeiter“ ausgeht, der den Menschen bei „Seite“ läßt statt vom Menschen auszugehen, der die Arbeit als bloßes Mittel benutzt, so weit sie seinen Zwecken dient, aber sich von ihr befreit, so weit sie diesen Zwecken hinderlich ist.

Daß es der Mensch ist, der den „Arbeiter“ erlös't, weil er in ihm nur den Menschen sieht, nicht aber der Arbeiter den Menschen macht; daß der beste „Arbeiter“ der größte Barbar, aber kein wahrer Mensch ein Feind des Arbeiters sein kann; daß wir arbeiten um zu leben, nicht aber leben um zu arbeiten; daß der Arbeiter als solcher abgeschafft, nicht aber zum Gegenstand der menschlichen Bestimmung gemacht werden soll — alles Das, wie klar es dem gesunden Menschenverstande sein sollte, wird von Denen wüthend bestritten, welche alle Begriffe auf den Kopf stellen, um durch Benutzung bestehender Beschränktheiten und Nährung herrschender Vorurtheile eine Rolle zu spielen und sich eine „Partei“ zu bilden.

Der Hauptinhalt unserer bisherigen Erörterungen über Arbeit und Arbeiter läßt sich in folgenden kurzen Sätzen zusammenfassen:

1, Die Arbeit ist niemals Zweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck.
2, Ihr sittlicher Werth richtet sich daher nothwendig nach der Natur des Zwecks, den sie erreichen will.
3, Sie ist eine Naturnothwendigkeit, zunächst zur Erhaltung des Lebens.
4, Es ist unsinnig, ein Mittel über den Zweck zu erheben, dem es dient.
5, Es ist eine Herabwürdigung des Menschen, seine Bestimmung und seinen Charakter nach dem bloßen äußern Mittel seiner Existenz-Erhaltung zu bestimmen.
6, Es ist roh und unsinnig, dieses unumgängliche Mittel zur Vermeidung des Hungertodes zu einem Gegenstand des Dünkels und des Kultus zu machen. Arbeiter-Hochmuth ist nicht viel besser als Sklaven-Hochmuth, und sollte nicht verwechselt werden mit Menschen-Stolz.
7, Ein Gegenstand des Kultus könnte höchstens

die freiwillige Arbeit sein, die das Maß der zur Existenz-Erhaltung nöthigen überschritte und das allgemeine Wohl zum Zweck hätte.

8, Es gibt keinen Menschen, der nicht irgendwie arbeitet. Sogar die Thiere arbeiten.

9, Die Unterscheidung zwischen nützlicher und nicht nützlicher Arbeit muß, wie die Arbeit selbst, dem freien Urtheil und Bedürfniß überlassen werden. Sie vorschreiben wollen wäre Tyrannei, abgesehen von ihrer zweifelhaften Richtigkeit.

10, Eine solche Unterscheidung zu Gunsten der gewöhnlichen „Arbeiter" geltend machen zu wollen, ist eine grobe Täuschung, da dieselben eben so viel schädliche wie nützliche Arbeit verrichten.

11, In dem Streit über die Arbeit besteht der entscheidende Punkt darin, daß jeder Mensch das Recht auf den Ertrag seiner Arbeit, keiner aber die Pflicht hat, die Arbeit eines Andren zu verrichten.

Wer diese Sätze erwägt, wird zugestehen müssen, daß die Bemühung, die gewöhnlichen Repräsentanten der Arbeit, und zwar um dieser bloßen Arbeit willen, als einen vorzugsweise berechtigten und respektablen Theil der Bevölkerung darzustellen und aus ihnen eine besondre „Klasse" zu bilden, entweder aus einer verkehrten Auffassung entspringt oder ein hohler Schwindel ist. Sie kommt entweder auf Konfusion, oder auf Lüge hinaus und beide sind ein gleich schlechter Grund für Fortschritt und Reform. Die Arbeit macht sich im Leben am Unmittelbarsten fühlbar als Last und Druck, deshalb tritt sie in den Vordergrund und sucht direkte Abhülfe; aber so lang sie in sich selbst ein Prinzip aufstellt, woraus sie ihre Erlösung herleiten will, wird sie sich

vergebens abmühen, weil sie eben kein Prinzip ist. Den einzigen wahren Grund für die Reform in den Arbeiter- wie in allen andren menschlichen Verhältnissen bildet das unerschütterliche, allgemeine Menschenrecht, garantirt durch den Staat. Auf dem Boden der bloßen Arbeit, wo nur gerechnet wird, kommen die Arbeiter zu kurz; auf dem Boden der Humanität, wo gerechtet wird, müssen sie siegen.

Man hat von einem menschlichen „Recht auf Arbeit" gesprochen. Ich habe dieß s. g. Recht ein unsinniges genannt und thue es noch. Arbeit findet Jeder überall im Ueberfluß, ohne ein Recht geltend zu machen, wenn es ihm bloß um die Arbeit zu thun ist. Aber das erste aller menschlichen Rechte ist das Recht auf die Existenz. Im Naturzustande macht jedes lebende Wesen dieses Recht geltend, so weit seine Kraft und Gelegenheit reicht, und erreicht es seinen Zweck nicht, so ist kein andres dafür verantwortlich. Im Kulturzustande aber, im Staat, in der organisirten Gesellschaft hat die Naturfreiheit ein Ende. Jedes Mitglied derselben ist an die Rücksicht auf Andre gebunden und von ihnen abhängig. Es verzichtet auf die unbeschränkte Selbsthülfe, aber nur in der stillschweigenden Voraussetzung, dafür Ersatz zu finden durch die Hülfe der Gesellschaft, sofern eigne Kraft und eigner Wille zur Erfüllung seiner Existenzbedingungen nicht ausreicht. Die Gesellschaft übernimmt eine Verantwortlichkeit indem sie Pflichten einführt und das Nächste, wofür sie verantwortlich sein muß, ist die Existenz derjenigen ihrer Mitglieder, welche die Mittel dazu durch Arbeit zu erwerben bereit aber nicht dazu im Stande sind. Der Staat muß also Denen, welchen die Möglichkeit fehlt, im freien Verkehr Arbeit zu finden, oder durch die Arbeit hinreichende Mittel zu erwerben, in letzter Instanz die nöthigen Existenzmittel ent-

weder durch direkte Arbeitlieferung oder durch Einrichtungen sichern, durch welche sie selbst eine Gelegenheit zu lohnender Thätigkeit schaffen können. Erkennt der Staat diese aus seiner Natur und Bestimmung hervorgehende Konsequenz nicht an, so tritt er mit sich selbst in Widerspruch, er übernimmt aus dem Naturzustande das Recht des Stärkern, das er abschaffen wollte, und schafft die freie Selbsthülfe ab um völlige Hülflosigkeit des Schwächeren an die Stelle zu geben. Kurzum, der Staat nimmt dann das Recht in Anspruch, seine Bürger, denen er die Hülfsquellen der Natur verschlossen, einfach verhungern zu lassen, woraus auf der andren Seite das Recht der Bürger folgen würde, auf den Naturzustand zurückzugreifen und gegen den Staat zu rebelliren.

Ohne die Anerkennung dieser Konsequenzen würde die berühmte Verkündigung der Menschenrechte in der Unabhängigkeitserklärung ein bloßer Spott sein.

Natürlich beschränkt sich die Pflicht und mit ihr das Interesse der organisirten Gesellschaft nicht darauf, in letzter Instanz ihren Mitgliedern die bloße leibliche Existenz zu sichern. Der Staat ist ihnen eben so diejenige Ausbildung ihrer Fähigkeiten schuldig, welche sie zur Selbsterhaltung durch eigene Thätigkeit in Stand setzt, um im weiteren Verlauf seiner Aufgabe jede Gelegenheit zur Veredlung, Lebenserleichterung und Lebensverschönerung, welche der Einzelne sich nicht selbst verschaffen kann.

Das Mittel nun, den Staat zur Erfüllung aller dieser Aufgaben in Stand zu setzen und zu vermögen, besteht in dem gleichen Recht aller Bürger, auf ihn einzuwirken d. i. im gleichen allgemeinen Stimmrecht oder in der wahren Demokratie.

Wo keine wahre Demokratie besteht, wo gewisse Theile der Bevölkerung von dem Rechte,

auf den Staat einzuwirken, ausgeschlossen sind, da und nur da existiren Abtheilungen, welche man „Klassen“ nennt. In der wahren Demokratie von Klassen zu reden, weil es auch in ihr verschiedene Stände und Berufsarten gibt, ist ein Sprach=mißbrauch. Und in ihr gar eine „Arbeiter=Klasse“ aufstellen zu wollen, ist gradezu ein Unsinn. Dieß gilt selbst von der nordamerikanischen Republik, obschon hier noch keine wirklich durchgeführte demokratische Einrichtung besteht. Es besteht wenigstens das gleiche allgemeine Stimmrecht, welches die Einführung solcher Einrichtung ermög=licht, und wer nicht davon Gebrauch macht, begibt sich des Rechts, den Staat anzuklagen. Der Demagog in New=York sucht den Arbeitern einzu=bilden, ihre „Klassen“=Stellung werde dadurch entschieden, daß sie für ihre Arbeit „Lohn“ empfangen. Ich habe diesen Lohn=Unsinn früher beleuchtet, ohne daß darauf ein Wort erwidert worden. Entscheidet der „Lohn“ über die Klassen=Stellung, so gehört der Präsident der Ver. Staaten, jeder Beamte, jede Prima Donna u. s. w. eben so gut in die „Klasse“ der „Arbeiter“ wie jeder Schuster und Schneider, der nicht ein eigenes Geschäft betreibt. Die Lohn=Klassifikation ist ächt kommunistisch. Es wird Lohn geben, so lang es Kapital gibt, und Kapital wird es geben, so lang es Eigenthum gibt. Der „Lohn“ wird nur durch den Kommunismus abgeschafft.

Früher hätte man von einer „Arbeiter=Klasse“ in so fern reden können, als sie sich, ihren Dema=gogen folgend, von der Politik abwandten und von ihrem Stimmrecht keinen Gebrauch machten. Heute sollen sie diesen Fehler durch einen andren gut machen, indem sie ihr Stimmrecht als „Klasse“ ausüben und eine besondre Partei bilden. Sich als Menschen und Bürger zu fühlen und zu geriren, die gewisse Interessen geltend zu machen

und gewisse Reformen durchzusetzen haben wie andre Gesellschaftsmitglieder auch, stellt man ihnen als verkehrt und fruchtlos dar. Sie sollen eine „Klasse“ bleiben, weil andre Bürger der Republik, vom Stimmrecht thätigeren Gebrauch machend als sie, Gesetze gemacht und Interessen gefördert haben, die ihnen nicht zusagen und schädlich sind. Wenn auf diese Weise Klassen entstehen sollen, so werden am Ende durch jeden Akt einer Legislatur, mit dem nicht sämmtliche Bürger einverstanden sind, neue Klassen geschaffen. Dann gibt es in Massachusetts eine Biertrinker-„Klasse“, weil die Temperenzler-„Klasse“ das Prohibitionsgesetz eingeführt hat; dann gibt es eine Freidenker-„Klasse“, weil der Atheismus „gesetzlich“ bestraft wird; dann gibt es eine „Klasse“ von Frei-Rauchern, weil in Salem verboten ist, mit einer brennenden Zigarre über die Straße zu gehen. Allen diesen „Klassen“ muthet man zu, daß sie ihr Stimmrecht gebrauchen und Propaganda zu machen suchen, um Gesetze abzuschaffen, die ihnen zuwider sind, und Einrichtungen einzuführen, die ihren Wünschen entsprechen. So lang ihnen aber das Stimmrecht und die freie Agitation bleibt, fällt es Keinem ein, sie als eine „Klasse“ zu betrachten. Und genau in dieselbe Kategorie gehören diejenigen Bürger, welche bei der jetzigen Gesellschaftseinrichtung durch Arbeit überbürdet sind, ohne dadurch ein menschenwürdiges Dasein erringen zu können; welche unter Gesetzen leiden, die sie hindern, eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen; welche Einrichtungen abschaffen wollen, die Andre bevorzugen, oder Einrichtungen einführen, wodurch sie selbst zu ihren Rechten gelangen. Auf diesem Boden stehend und von den allgemeinen Menschenrechten ausgehend, werden die „Arbeiter“ überall Diejenigen auf ihrer Seite finden, die überhaupt die Geltendmachung der Menschenrechte zu ihrer

Aufgabe machen. Und deren Zahl ist nicht gering. Als künstlich etablirte „Klasse“ aber, zumal als eine solche, die auf einen unhaltbaren Titel pocht und darauf ein Recht des Dominirens gründen will, wird sie Niemanden auf ihrer Seite finden, als die Demagogen, die von ihr leben.

Worum es diesen Demagogen zu thun ist, das verrathen sie am Deutlichsten durch den krassen Widerspruch, in welchen sie durch ihre Klassen-Theorie mit sich selbst gerathen. Sie behaupten, die Klassen abschaffen zu wollen, und gleichzeitig reden sie ihren Gläubigen beständig zu, ein recht tiefes „Klassenbewußtsein“ in sich auszubilden. Es ist, als wollte man die Nationalitäten abschaffen durch eifrige Ausbildung des „National-Gefühls“, oder die Sklaverei durch Pflegung der Sklaven-Gesinnung. Wer die Klassen abschaffen will, sollte vor allen Dingen mit sich selbst den Anfang machen und nicht vom Klassen-Boden ausgehen, sondern sich auf denjenigen stellen, der jede Klasse von vorn herein ausschließt, nämlich den des gleichen allgemeinen Menschenrechts. Aber die „Abschaffung der Klassen“, die mit der „Ausbildung des Klassen-Bewußtseins“ beginnt, heißt nichts weiter, als „Herrschaft der Arbeiterklasse“ mit den Kommunisten an der Spitze.

Wie wenig diejenige „Klasse“, die vom Arbeiter-Standpunkt statt vom gleichen allgemeinen Menschenrecht ausgeht, im Stande ist, die Klassen abzuschaffen und andren Menschen gerecht zu werden, beweis't z. B. die Feindseligkeit, welche die meisten „Arbeiter“ dieses Landes früher gegen die Negerbefreiung an den Tag gelegt haben. Und obschon auf dem Philadelphier Kongreß Neger zugelassen wurden, werden dieselben von Arbeiter-verbindungen in Washington und anderwärts noch immer als feindliche Elemente gehaßt und ausgeschlossen. Der „Arbeiter“ als solcher, mit

seinem „Klassen-Bewußtsein", kennt nur Konkurrenten und Kapitalisten; der Mensch ist ihm gleichgültig oder fremd. Und dabei verlangt er, der Mensch solle sich ihm unterordnen und von ihm sein Diplom als zurechnungsfähiger oder würdiger Parteigenosse empfangen!

Wenn es euch um Abschaffung der Klassen und zwar wirklicher Klassen zu thun ist, so habt ihr die schönste Gelegenheit dazu durch Theilnahme an dem Kampf, der jetzt auf Abschaffung der beiden großen Klassen ausgeht, in welche die ganze Menschheit abgetheilt ist. Die Männer bilden die bevorrechtete, die Weiber die entrechtete Klasse. Da habt ihr ächte, durch jedes Merkmal und jedes Erforderniß bezeichnete Klassen, Klassen durch politische, Klassen durch soziale Schranken scharf und durchgängig getrennt. Was würde aus euch „Arbeitern" werden, wenn ihr so vollständig entrechtet, so jeder Befugniß zu direkter Einwirkung auf den Staat und seine Gesetze beraubt, so von aller Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen, so der bloßen Gnade der herrschenden „Klasse" überliefert wärt wie dasjenige Geschlecht, zu welchem eure Mütter und Weiber gehören? Hier gibt es eine Gelegenheit für den wahren Klassen-Haß, der nur Sinn hat, wenn er Haß gegen Unrecht und Unterdrückung bedeutet, die durch Gewalt und s. g. Gesetze aufrecht erhalten werden. Wo aber haben die „Arbeiter" diesen Haß an den Tag gelegt, wenn es sich um die Rechte des weiblichen Geschlechts handelte? Das Höchste, wozu sie sich verstiegen, war ein Wort für die Rechte weiblicher „Arbeiter". Es war wieder nur das Interesse der „Arbeit", ihrem Egoismus das Nächste, nicht aber das Interesse des Menschen, was ihre Theilnahme in Anspruch nahm.

Wer für sich Rechte fodert, zeigt seine Würdig-

keit zu ihrer Erlangung nur dadurch, daß er die Rechte aller andren Menschen den seinigen gleichachtet. Und versteht er unter seinen Rechten nicht Vorrechte, so finden dieselben ihre Sicherung eben nur in der Ausdehnung auf alle andren Menschen. Bei der Gleichberechtigung der Weiber mit den Männern ist kein Zustand denkbar, in welchem die „Arbeiter" noch über ihre jetzige Lage zu klagen hätten. Das sollten sie bedenken.

Unter demjenigen Theil der Bevölkerung, den man vorzugsweise durch das Wort „Arbeiter" bezeichnet, findet sich, wie sich das von selbst versteht, nicht bloß viel gesunder Menschenverstand, sondern auch, was aber am Wenigsten vermuthet zu werden pflegt, viel brave Gesinnung, Redlichkeit und Aufopferungsfähigkeit. Es möge mir aber irgend Jemand nachweisen, daß, wo ein Arbeiter solche Eigenschaften besitzt, er sie seinem Arbeiten und seiner Arbeiter-Gesinnung zu verdanken habe. Er besitzt sie vermöge seiner Individualität, er besitzt sie als Mensch und hat sie bewahrt, weil er weniger mit den verderblichen und raffinirenden Einflüssen, unter denen andere Stände leiden, in Berührung gekommen ist. Wenn man durch Handhabung des Pfriems, der Nadel, des Hammers, des Spatens, der Pickaxt u. s. w. ein braver, ehrlicher, aufopferungsfähiger und edler Mensch werden könnte, so hätten wir ein leichtes Mittel gefunden, in wenig Jahren die ganze Gesellschaft in lauter Tugendmuster zu verwandeln, namentlich aber Diejenigen zu bessern, welche als das Gegentheil von Tugendmustern durch Gefängnißmauern von der Gesellschaft abgesperrt worden sind.

Grade diese sind es nun aber, an denen Diejenigen, welche immer das Arbeiterthum voranstellen, welche nur Arbeiter sein, nur als Arbeiter urtheilen und Alle in Arbeiter verwandeln wollen,

am Besten erproben können, welche Wirkung ihre Arbeiter-Stellung und -Gesinnung auf sie als Menschen ausübt. Was finden wir da? Ueberall Proteste der freien Arbeiter gegen die Arbeits-Konkurrenz der gefangenen Arbeiter.

Aus natürlichen Gründen stammen die meisten Gefängnißbewohner aus den Regionen der „Arbeiter-Klasse". Noth, Mangel an Erziehung und Verwahrlosung sind die gewöhnlichen Ursachen ihres Unglücks. Bei wem sollte man nun eher Sympathie für sie erwarten, als bei den „Arbeitern"? Wer sollte eher, als die „Arbeiter", begreifen, daß das Nichtsthun im Gefängniß eine größere Qual für sie sein muß, als eine regelmäßige, wenn auch drückende, Beschäftigung? Wer sollte eher, als die „Arbeiter", in solcher Beschäftigung eine Schule für die Zukunft erblicken, worin die Beschäftigten eine Anleitung zu einer andern Lebensart und ein Mittel der Existenzsicherung für die Zeit nach ihrer Befreiung finden können?

Alle diese Gesichtspunkte aber bleiben den gewöhnlichen Arbeitern fremd. Nur als Arbeiter urtheilend und handelnd, erblicken sie in ihren eingesperrten Standesgenossen nur Konkurrenten. Sie halten, sich so recht auf den Standpunkt herzloser Philister stellend, die Gefangenen nicht für würdig, mit ihnen die gleiche Arbeit zu verrichten, oder empören sich darüber, daß der Lohn der Gefangenen-Arbeit nicht in ihre eigene Tasche wandert. Wenn sie sich hier als Menschen und nicht als „Arbeiter" empören wollten, so würden sie darauf hinarbeiten, nicht, daß die Gefangenen unbeschäftigt blieben, oder daß die Erzeugnisse ihrer Beschäftigung auf den Markt kommen, sondern daß der Lohn für die Gefangenen-Arbeit demjenigen der freien Arbeiter gleichgestellt,

daß jedem Gefangenen Das, was er durch seine Arbeit verdient, gutgeschrieben und entweder seiner Familie, wenn er eine zu versorgen hat, ausgezahlt oder für ihn selbst angesammelt werde, damit er sich nach seiner Befreiung nicht nackt in die Welt gestoßen sehe, sondern einen selbstgeschaffenen Fond zur Verfügung habe, mit dessen Hülfe er sich als ehrlicher Mensch fortan eine Existenz gründen könne.

Das wäre die wahre Gesinnung für Menschen, die zugleich Arbeiter sind; Arbeiter aber, die nicht vor Allem zuerst Menschen sein wollen, blicken scheelsüchtig auf den Verdienst ihrer „Brüder" hinter den Gefängnißmauern und sehen in denselben bloß Konkurrenten, die ihnen möglicher Weise ein Paar Dollar entziehen könnten. Erwägt man die geringe Zahl der Gefängnißarbeiter neben den Millionen freier Arbeiter, so muß man darüber erstaunen, daß diese es für der Mühe werth halten, bei jeder Gelegenheit in „Platformen" und Beschlüssen ein Mittel zur Verbesserung ihrer Lage in der Verschlimmerung der Lage der armen Gefangenen erblicken.

Ich hoffe, daß, wenn einmal wieder auf irgend einer Konvention dieß Thema zur Sprache kommt, ein Arbeiter als Mensch auftreten und seinen Kollegen das Blut der menschlichen Scham in die arbeiterlichen Wangen treiben wird. In dem besprochenen Falle bedeutet „Arbeiter" so viel wie Unmensch.

Die „Arb.-Union" vom 26. Aug. enthält einen Artikel: „Der Arbeitercongreß sagt Peter Cooper Dank". Darin wird berichtet, wie ein Komite dieses Kongresses dem reichen Cooper in New-York, der sein Geld zu vielen Wohlthaten verwandt hat, dafür seinen Dank abstattet, ihn „den Repräsentativ-Arbeiter dieser großen Nation" nennt, „dessen Beispiel wir alle nachzuahmen suchen sollten",

„einen Arbeiter, der Erfolg errungen durch seinen ausdauernden Fleiß", dessen „würdiges Beispiel allen bemittelten Leuten des Landes zu „empfehlen", und ihm am Schluß versichert, daß „wir keinen Krieg gegen das Kapital führen".

Das nämliche Blatt also, das Tag vor Tag wie der rabiateste Kommunist „Krieg gegen das Kapital führt", acceptirt hier billigend die Erklärung seiner „Partei", daß sie keinen solchen Krieg führt. P. Cooper ist trotz seinem Geld ein „Repräsentativ-Arbeiter", weil er dieß Geld durch „ausdauernden Fleiß" erworben; Herr Stewart aber, der das Nämliche gethan, ist kein „Arbeiter". P. Cooper verdient den Dank der „Arbeiter-Partei", weil er Institute zum Besten der Unbemittelten errichtet hat; Herrn Stewart, der jetzt ein Paar Millionen zu dem nämlichen Zweck verwendet, wird sogar bestritten, daß er sich dadurch „nützlich" mache. Alles, was nicht zu den „Lohn-Arbeitern" gehört, wird sonst als „Klasse" von der „Partei" ausgeschlossen; hier aber sehen wir, wie ein reicher Mann als Muster in die Partei aufgenommen, zum nächsten Kongreß eingeladen und sein Beispiel nicht bloß allen Arbeitern, sondern auch allen bemittelten Leuten empfohlen wird, die sonst als „Bourgeois" und „Kapitalisten" in den Bann gethan werden.

Man sieht also, daß das Kapital Gnade findet, sobald es nur angemessen herausrückt, und daß auch der „Bourgeois" aufhört ein Unmensch zu sein, wenn er fleißig gearbeitet hat und nicht Alles für sich behält.

Im Uebrigen mag er ein Pfaffenknecht und wer weiß was sein: das Alles hat weder mit der „Arbeit" noch mit dem „Kapital" etwas zu schaffen und deshalb verstößt es nicht gegen die Platform."

Ich meinerseits gehe in diesem Punkt etwas weiter, als die „Arbeiter". Ich habe nichts da-

wider, daß ein reicher Mann durch sein Geld Andren zu helfen sucht, die keins haben, aber es haben sollten. Es ist sicher der beste Gebrauch, den er davon machen kann. Aber was ich an ihm zu loben finde, kann immer nur der Mensch sein und je höher und freier dessen Standpunkt ist, desto besser wird er seine Mittel verwenden, desto weniger aber wird er die Gunst der Umstände, die ihn zu Wohlthaten in Stand setzen, als besondres Verdienst ansehen und dafür Dank in Anspruch nehmen.

Was ich im Uebrigen von s. g. Wohlthätern halte, mögen sie „Arbeiter" gewesen sein oder nicht, habe ich vor nicht langer Zeit in einem Vortrag: „Was ist Humanität?" mit folgenden Worten ausgesprochen:

„Das allgemeine Menschenrecht umfaßt nicht bloß alle Menschen, es umfaßt auch den ganzen Menschen, mit allen seinen Fähigkeiten, Bedürfnissen, Zwecken und Idealen. Es kann daher der Humanität auch nicht genügen, dasselbe einseitig oder theilweise anzuerkennen und zu befriedigen. Der Wiener Kongreß schaffte die Sklaverei ab — wer wollte ihn human nennen? Der Banquier Peabody hat zehn Millionen zum Besten der Armen hergegeben. Der nämliche Peabody nahm als höchste Anerkennung das geschenkte Portrait einer Königin an, die nichts für die Armen thut. Der nämliche Wohlthäter würde keinen Cent hergeben für Befreiung der Völker von ihren Unterdrückern, oder für die Aufklärung verdummter Köpfe, oder zur Gründung einer Assoziation von Arbeitern, die für einen Hungerlohn einen Fabrikherrn zu einem zweiten Peabody machen. Sollen wir ihn human nennen? Wir wollen ihm den Titel eines Wohlthäters nicht versagen; aber die Humanität muß danach streben, die Wohlthäter möglichst abzuschaffen, sie muß es

dahin zu bringen ſuchen, daß es weder Peabody's mehr geben könne, noch Proletarier, die ihnen die Laſt ihres Ueberfluſſes abnehmen. Die Wohlthätigkeit iſt ein Palliativmittel gegen Elend und Verwahrloſung zum Beſten Einzelner und in beſchränktem Kreiſe. Doch würde ſie den Anforderungen der Humanität ſelbſt dann nicht entſprechen, wenn ſie ſich über die ganze Geſellſchaft mit allen ihren Bedürfniſſen erſtrecken könnte. Eine menſchliche Befriedigung kann nicht durch das Belieben und die Gunſt einzelner Bevorzugten geſchaffen werden, welche Andre mit ihrem Ueberfluß und ihrer Macht begnadigen, ſondern nur dadurch, daß jedes Mitglied der Geſellſchaft durch Ausübung der gleichen Rechte und Benutzung der allgemeinen Mittel die gleiche Möglichkeit erhält, ſeines eigenen Glückes Schmied zu ſein".

Dieſe Bemerkungen leiten von ſelbſt auf Betrachtungen über die Aufgabe des Staats hin. Die Wohlthätigkeit, von der ich geſprochen, würde gar nicht oder nur in geringem Maße exiſtiren, oder nöthig ſein, wenn der Staat ſeine Aufgabe vollſtändig erfüllte. Sie wird nur hervorgerufen durch die Nichterfüllung dieſer Aufgabe und in gewiſſem Betracht läßt ſich mit Recht ſagen: je mehr Wohlthätigkeit, deſto ſchlechter der Staat. Wohlthätigkeit zu üben wird zwar auch der beſte Staat noch immer Gelegenheit übrig laſſen und man wird ſie ſicher niemals einem Menſchen verwehren. Aber ihre *Nothwendigkeit* wird nur bedingt durch die Verſäumniſſe des Staats. Man denke ſich aus den Staaten der Gegenwart, Nordamerika und England eingeſchloſſen, alle Privat-Wohlthätigkeit verbannt, ſo wird man in der Vorſtellung Millionen Menſchen dem Hungertode preisgeben und ohne Erziehung und Unterricht als verkommene Bettler und Vagabunden auf die Straße geworfen, nebenbei aber Hunderttauſende

von Kranken und Hülflosen elend umkommen sehen. Und doch haben alle diese Millionen und diese Hunderttausende als Mitglieder einer organisirten Gesellschaft, welche ihnen die natürliche Selbsthülfe verbietet, ein Recht, von dieser Gesellschaft die Mittel zur Erhaltung, Erziehung und Verpflegung zu fodern.

Dieses Recht an den Staat habe ich stets als den Angelpunkt aller „sozialen" Fragen betrachtet. Und das Mittel, es geltend zu machen im weitesten Umfang, ist die politische Gleichberechtigung, die wahre Demokratie.

Die nordamerikanische Unabhängigkeitserklärung stellt die Gleichberechtigung Aller auf Leben, Freiheit und Glück auf. Die Verfassung der Union beginnt mit der Erklärung, daß das Volk dieser Republik sich vereinigt, um „die allgemeine Wohlfahrt" zu fördern. Die Zwecke des freien Staats werden also hiermit im weitesten Umfang anerkannt und proklamirt — Zwecke, welche ohne Das, was man unter „sozialen Fragen" versteht, gar nicht denkbar sind. Aber bei der Proklamirung der Zwecke hat man nur theilweise auch die Mittel zu ihrer Erreichung geschaffen, indem, abgesehen von der Beibehaltung der Sklaverei, die Verfassung ein Gemisch von Monarchie, Aristokratie und Demokratie geworden, welches die Geltung Aller nicht zur Wahrheit werden läßt. Außerdem hat sich, durch die Verfassung begünstigt, in dieser Republik ein Geist des rücksichtlosen Egoismus ausgebildet, welcher das Recht des Stärkern in allen Gebieten begünstigt und den Schwächeren mit der herzlosen Phrase abfertigt: help yourself. Es ist ganz richtig, daß die Selbsthülfe, das Fortkommen und Glücklichwerden durch eigene Anstrengung Regel sein muß; aber die Selbsthülfe bedeutet nichts weiter als Untergang, wenn die Mittel der Selbsthülfe fehlen.

Und dieſe zu garantiren, gehört eben zu den Aufgaben des Staats. Er iſt es, der in letzter Inſtanz Jedem die Selbſthülfe m ö g l i ch machen ſoll. Und unter dieſer Selbſthülfe verſtehe ich nicht bloß jenes kümmerliche Auskunftsmittel des Herrn Schulze-Delitzſch. Ich will demſelben nicht alles Verdienſt abſprechen. Es trägt allerdings dazu bei, die materielle Lage Derjenigen zu verbeſſern, die ſich zu ſeiner Anwendung bequemen können, und gewöhnt ſie an gemeinſamen Geſchäftsbetrieb. Aber es hält ſie zugleich von der Erkenntniß und Agitation der Staatsaufgabe ab, die es nicht erſetzen kann, ja es trägt dazu bei, das Fortbeſtehen einer ſchlechten Regierung zu erleichtern.

Laissez faire und Laissez aller — das drückt trotz Unabhängigkeitserklärung und Konſtitution den Sinn aus, in welchem man in dieſem Lande die Aufgabe des Staats aufzufaſſen pflegt. Daß es hier Staatseinrichtungen zum allgemeinen Beſten, z. B. öffentliche Freiſchulen gibt, iſt mehr einem inſtinktartigen Drange und der praktiſchen Nothwendigkeit zuzuſchreiben, als einer klaren und humanen Auffaſſung der Aufgabe der organiſirten Geſellſchaft, die man Staat nennt. Sind doch ſogar ſchon Stimmen laut geworden, welche die ſtaatliche Wirkſamkeit ſelbſt unter das bisherige Maß zu beſchränken ſuchen. So verlangt z. B. die „N. Y. Sun“, daß die Unterſtützung des Schulweſens auf das Allernothwendigſte reduzirt werde, ſo daß es nur der hülfloſeſten und verwahrloſeſten Bevölkerung mit dem nothdürftigſten Unterricht zu Hülfe komme, während die übrige Bevölkerung den Unterricht als ihre Privatſache betrachten ſoll. Es iſt auch höchſt ſelten, daß in dieſem Lande bei Betreibung von Reformen die Staats-Aufgabe oder ihre Begründung den Ausgangspunkt bildet, ja nur überhaupt in's Auge gefaßt wird. Am Wenigſten iſt dieß bei den „Arbeiter“-Beſtrebungen

der Fall. Das Höchste, wozu sie kommen, besteht darin, daß sie sich über den Fleck beklagen, wo sie momentan der Schuh am Meisten drückt, ohne als bewußte Staatsbürger allgemeine Maßregeln zu betreiben, die nur durch Geltendmachung der Staatsaufgabe hinreichend motivirt werden können. Sie geben dadurch den besten Boden auf, auf den sie sich stellen können, und verlieren den Zusammenhang mit der übrigen Bevölkerung.

Es wäre grade eine Aufgabe der deutschen Arbeiter, für die hier vertretene Auffassung unter den amerikanischen Propaganda zu machen. Dadurch würden sie dieselben auch von selbst auf die Verfassungsreformen hinleiten, die ich so oft zur Sprache gebracht habe und ohne welche eine allgemeine Durchführung sozialer Reformen nicht möglich ist.

Doch dieß Thema wird bei späteren Gelegenheiten ausführlicher behandelt werden.

Schlußwort.

In dem Vorhergehenden sind die Hauptpunkte kurz besprochen, über die ich mich für jetzt den Arbeitern gegenüber zu erklären hatte. Sie werden darin Ansichten entwickelt finden, die noch Niemand aufgestellt, und Wahrheiten, die sie noch von Keinem gehört haben. Grade deshalb aber sollten sie es der Mühe für werth halten, darüber nachzudenken. Den „Arbeitern“ pflegt es zu ergehen, wie dem Volk überhaupt: es begegnet ihnen nur entweder Geringschätzung oder Schmeichelei, Geringschätzung von Seiten der Aristokraten und Ausbeuter, Schmeichelei von Seiten der Demagogen und Spekulanten. Außerdem steht ihnen im Hintergrunde eine gewisse unbestimmte Furcht gegenüber, welche sie einflößen, wo sie als vereinigte Masse auftreten. Die Bauern, die zahlreichsten und Haupt-Arbeiter, fürchtet Niemand,

weil sie vereinzelt leben und auftreten. Die Fabrik- und städtischen Arbeiter flößen s. g. „Respekt" ein als kompakte Massen. Masse, Masse — das ist ja die Macht, die überall das entscheidende Gewicht in der Waagschaale bildet. Verbindet sich mit ihr auch das Recht und die Intelligenz, so ist sie auch die Herrscherin.

Nun, bei mir fallen alle jene Rücksichten weg. Ob ich Massen oder Individuen vor mir habe, ich sage ihnen allen ohne Unterschied, was ich denke. Auch habe ich eben so wenig Talent zum Spekulanten und Demagogen wie zum Humbugger und zum „großen Mann". Ich suche weder Geld noch Stellungen und es liegt mir eben so wenig an dem Beifall der Menge wie an einem „gefeierten" Namen. Ich finde meine größte Ehre darin, ein unabhängiger Charakter und freier Geist zu sein, der rückhaltlos seine Ueberzeugungen ausspricht, und strebe nach keinem höheren Lohn, als nach der Achtung und dem Vertrauen Derer, welche eine solche, leider zu seltne Stellung zu schätzen wissen. Ich sollte denken, daß grade eine solche, nach allen Seiten unabhängige Stellung ein Recht gebe, von den „Arbeitern" beachtet zu werden, die Tagaus Tagein, Jahraus Jahrein nur immer dasselbe Lied von ihren Leithämmeln und Demagogen hören, ohne dadurch in ihren Ansichten wie in ihren Bestrebungen gefördert zu werden.

Der ewige Refrain jenes Liedes besteht aus den Stich-Worten „Arbeit" und „Kapital". Wer die erste nicht verherrlicht und das letzte nicht verdammt, den pflegen die „Arbeiter", nach der Anweisung ihrer Demagogen, als Feind zu betrachten. Die Arbeit, wie sie sich für Millionen gestaltet hat, ist ein Fluch, und doch soll der Fluch dominiren, weil er das Loos jener Millionen ist; das Kapital, die Hauptsache, die jenen Millionen fehlt und wonach sie alle streben, muß deshalb

bekämpft werden, weil sie es noch nicht erlangen konnten! Läßt sich der Unsinn weiter treiben? Wenn die persönliche Erfahrung und Lebensstellung solche unsinnige Logik rechtfertigen soll, warum wird sie denn nicht von Denen adoptirt, die trotz persönlicher Erfahrung und Lebensstellung von dem Demagogengeschrei unbeirrt sich ein unbefangenes Denken bewahrt haben? Ich darf mich selbst als Beispiel anführen. Ich habe, seitdem ich die unnützen Studentenjahre überstanden, in den verschiedensten Stellungen und Lebenslagen redlich gearbeitet wie Einer; ich würde mich aber selbst zu degradiren glauben, wenn ich, statt mich als freien Menschen zu fühlen und zu geriren, meinen Charakter und meinen Titel durch die Mittel wollte bestimmen lassen, durch die ich mir den Magen gefüllt oder meinen geistigen Zwecken gedient habe. Und was das Kapital betrifft, so kann Niemand die Abhängigkeit von demselben und den Mangel desselben bitterer empfunden haben als ich, der sich durch diesen Mangel um eine halbe Lebensaufgabe betrogen und außerdem zum Ziel der gemeinsten Verleumdungen gemacht sieht. Glaubt man, ich würde mich in diesem Lande zwanzig Jahre mit Dummköpfen und Schuften herumgeschlagen haben, statt in Europa den Kampf gegen höhere Feinde fortzusetzen, wenn mich nicht der Mangel an „Kapital“ hierher verbannt hätte? Ich darf den „Arbeitern“ versichern, daß in solchen Dingen aus so elenden Gründen resigniren zu müssen, ein ganz anderer Stachel in der Herz- und Leber-Gegend ist, als dann und wann bloß auf schmale Kost gesetzt zu sein und mit häuslichen Sorgen zu kämpfen, die mit jener Resignation noch als Zugabe verbunden sind. Trotz Alledem ist mir nie eingefallen, das Kapital deshalb zu verdammen, weil ich es nicht hatte. Es wäre mir Das so unsinnig vorgekommen, als

wollte ein Kranker die Gesundheit verdammen, bloß weil sie ihm fehlt, oder ein Sklave die Freiheit verfluchen, weil sein Herr allein sie hat.

Ich finde am Kapital, diesem allseitig unentbehrlichen Mittel zu einem menschlichen Leben und Streben, nichts Andres auszusetzen, als daß noch nicht Alle es haben, die es brauchen, während Andre mehr haben, als sie brauchen.

Es handelt sich also nicht darum, das Kapital zu verdammen oder gar abzuschaffen, sondern es dahin zu bringen, daß Alle es erlangen. Und mit der A n schaffung des Kapitals wird der „Arbeiter" a b geschafft, der es jetzt den kommunistischen Tollhäuslern und demagogischen Hetzern zu lieb in die Hölle verwünscht. Wer aber das Kapital anschafft und den Arbeiter abschafft, das ist Niemand anders, als der freie und humane, seines Rechts wie seiner Würde sich bewußte M e n s ch.

Die meinen Ausführungen mit einiger Aufmerksamkeit und richtigem Verständniß gefolgt sind, werden erkennen, daß darin nicht bloß die Stellung und Bestimmung des „Arbeiters" höher würdiger aufgefaßt wird, als es auf dem gewöhnlichen Demagogen = Standpunkt geschieht, sondern daß auch diese menschliche und menschenrechtliche Behandlung der Frage eine weit revolutionairere ist, als die bloß arbeiterliche und ökonomische. Den ersten Paragraphen der National=Oekonomie, ohne welchen die gelehrtesten Untersuchtungen und die scharfsinnigsten Berechnungen auf nutzloses Geschwätz hinauskommen, bildet das gleiche allgemeine Menschenrecht, zu verwirklichen im freien Staat. Wer sich auf dieses Recht mit allen seinen Konsequenzen stützt, ist von vorn herein Sieger ; wer es bestreitet — und wie Viele wagen das ? —, verurtheilt von vorn herein sich selbst zu einer Stellung, deren Behauptung n i ch t m ö g l i ch i st. Eine Revolution muß auf

den Punkt zurückkommen, wovon sie ausgegangen ist. Eine bloße „Arbeiter"-Revolution, die eine Rohheit und Bornirtheit von Hause aus sein würde, müßte auch mit Rohheit und Bornirtheit endigen; eine Menschen-Revolution aber, aus dem Bewußtsein der Würde und des Rechts des Menschen, des ganzen Menschen hervorgegangen, muß auch alle menschlichen Zwecke und Interessen umfassen, in welchen natürlich die der s. g. Arbeiter und Proletarier in erster Reihe mit einbegriffen sind.

Zu welcher Bornirtheit und Verblendung der einseitige „Arbeiter"-Standpunkt führt, zeigt in grellster Weise die Adresse der Arbeiter von Lyon, mitgetheilt in der „Norddeutschen Korrespondenz" der heutigen No. des „Pionier". Dort wird der wahrhaft wahnsinnige Satz aufgestellt: „Die Arbeiter erwarten ihr Heil von keinem gesetzgebenden Körper mehr, wie derselbe auch zusammengesetzt sein möge". Die Gesetzgebung d. i. der Staat oder die Demokratie kann also den „Arbeitern" auch dann nicht helfen, wenn sie selbst sie bilden oder beherrschen. Mit andren Worten: sogar die Arbeiter selbst können sich nicht helfen, wenn sie Gesetze geben sollen (was allerdings in so fern richtig ist, als bloße „Arbeiter", die sich nicht als Menschen und Bürger auffassen, mit dem Staat und seinen Einrichtungen nichts anzufangen wissen). Nun frage ich: was bleibt außer der demokratischen Gesetzgebung noch übrig, wovon die Mitglieder einer menschlichen Gesellschaft eine Ordnung ihrer Angelegenheiten und eine Sicherung ihrer Interessen erwarten sollen? Rechnen die Lyoner „Arbeiter" etwa auf den Himmel? Auf die „Vorsehung"? Oder wollen sie Anarchie einführen? Oder haben sie eine permanente Diktatur, also einen kommunistischen Despotismus im Auge?

Zu solchen Verrücktheiten können nur verblendete Menschen kommen, deren ganzer Schädel mit nichts Andrem gefüllt ist, als mit den verkehrt aufgefaßten Begriffen „Arbeit“ und „Kapital“. In ihren Vorstellungen und Begriffen findet der Mensch und Bürger keine Stelle mehr, über Staat und Demokratie nachzudenken fällt ihnen nicht mehr ein, das bloße Handwerk und das Kapital, wovon es lebt, füllen ihre ganze geistige Sphäre aus und mit Vernichtung des Kapitals unter dem Fuß des siegreichen Handwerks glauben sie die Menschheit gerettet zu haben, ohne die geringste Idee von den Mitteln und Einrichtungen, wodurch der neue Zustand soll erhalten werden. Der Czar von Rußland ist ein großer Barbar, aber er ist ein unschuldiges Kind neben einem „Arbeiter“, der den Grundsatz aufstellt, daß ihm sogar durch seine eigenen Gesetze nicht könne geholfen werden. Sollten alle Arbeiter Frankreichs denken wie die Unterzeichner der Lyoner Adresse, so muß ich in ihrem eigenen Interesse dem Banditen ein längeres Leben wünschen, denn setzte sie die Revolution jetzt in Stand, jenem Grundsatz gemäß zu operiren, so würde kein andres Resultat vorauszusehen sein, als eine zweite, furchtbar vermehrte Auflage der Junischlacht, in welcher die ganze, sich nicht zu den Kommunisten rechnende Gesellschaft ihre ganze bisherige Zivilisation vor einer hereinbrechenden Barbarei zu retten hätte.

Ein mir aus Teutschland zugesandtes, in Wien erscheinendes Arbeiterblatt, die „Volksstimme“, die sich überdieß ein „Organ der sozial-demokratischen Partei“ nennt, enthält eine Korrespondenz aus London, welche, und zwar ohne ein Wort der Einsprache von Seiten der Redaktion, Folgendes meldet:

„Hätten wir weder König noch Königin, so würden wir jährlich 1,000,000 Pfund Sterling

ſparen, aber die ſozialen Verhältniſſe würden dieſelben ſein.“ (Sonſt wird immer darüber geklagt, daß die Laſt der Steuern hauptſächlich auf die „arbeitende Klaſſe“ falle; dennoch ſoll es für dieſe in England Daſſelbe ſein, ob ſie fünf Millionen Dollar mehr oder weniger zahlt.) Dann heißt es weiter: „Darum kümmern ſich auch die engliſchen Arbeiter wenig um die Republik. Sie haben längſt eingeſehen, daß die Staatsform ziemlich gleichgiltig iſt. Aber die ökonomiſche Grundlage der Geſellſchaft iſt ihnen nicht gleichgiltig.“ Eine andre Stelle der Korreſpondenz meldet: „Eine Anzahl Arbeiter-Vereine ſind zu der Konkluſion gekommen, daß das Privateigenthum an Grund und Boden die Urſache aller ſozialen Uebel iſt und vorigen Mittwoch fand eine Verſammlung Statt, eine Aſſoziation zu gründen, deren Zweck iſt, das Privatgrundeigenthum aufzuheben.“

Dieſe Arbeiter in London ſtimmen alſo überein mit denen in Lyon. Sie wollen die ſozialen Uebel beſeitigen, ſogar das Grundeigenthumsrecht aufheben, aber nicht durch die Mittel des Staats, nicht durch die Demokratie, nicht durch die Geſetzgebung, ſondern, ſondern — hier bleibt ihre Weisheit die weitere Auskunft ſchuldig, aber ihre Gedankenloſigkeit wird glauben, den Stein der Weiſen gefunden zu haben. Und dennoch ſind die Londoner Arbeiter, die noch kein Stimmrecht erlangt haben, weniger zu tadeln, als die Lyoner, welche die Erfahrung belehrt hat, daß das Stimmrecht nur dann nicht hilft, wenn man es gar nicht, oder nicht richtig benutzt.

Was ſoll man nun aber von jenen Arbeiter-„Führern“ ſagen, welche den „Arbeitern“ noch immer einreden, die Staatsform ſei gleichgiltig, das Stimmrecht ſei eine nutzloſe Waffe und die demokratiſche Geſetzgebung eine Phantaſie? Sind

solche „Führer“ nicht gradezu die schlimmsten Feinde der „Arbeiter“? Könnten sie anders handeln, wenn sie gekaufte Werkzeuge der Despoten und Aristokraten wären? Wenn alle diese irregeleiteten Arbeiter freies Spiel hätten, welche wüste Verwirrung würde unter ihnen herrschen und welch trauriges Ende würde ihre Herrschaft nehmen, da sie nach zwanzig- bis dreißigjährigem Besuch der kommunistischen Schule noch nicht einmal über die erste Bedingung aller Reformen, über die einfache Wahrheit im Reinen sind, daß nur die republikanische Demokratie, daß nur die frei gewählte Majorität der Gesetzgebung eine dauernde Aenderung der sozialen wie politischen Zustände herbeiführen und sichern kann! Und doch reden sie von einer „sozial-demokratischen Partei“! Unklarheit und Verwirrung auf allen Seiten!

In Nordamerika haben die Arbeiter das Stimmrecht und nach einer Bedenkzeit, die nach Jahrzehnten rechnet, haben sie endlich begonnen, es in ihrem Interesse auszuüben. Aber indem sie diesen Fortschritt machten, haben sie gleichzeitig alle übrigen, theils in ihrer Stellung begründeten, zum größten Theil aber von ihren Leithämmeln ihnen beigebrachten Vorurtheile und Beschränktheiten beibehalten. Statt sich auf geschäftliche Organisationen zu beschränken, in welchen sie gleich den Kaufleuten, den Ackerbau-Gesellschaften u. s. w. ihre unmittelbaren Interessen berathen und wahren, so weit es auf diesem Wege thunlich ist, und dann diese Organisationen bloß als Hülfsmittel und Handhaben bei Parteibildungen und bei der Durchführung von Reformen mittelst einer geeigneten Partei zu benutzen, gebrauchen sie ihre Vereine und Organisationen zu einer künstlichen Klassenbildung und Klassensonderung, diese Sonderung aber zur Gründung einer „Klassen-

Partei", mit der Foderung an alle, über Klassen- und Standes-Beschränktheiten erhabenen Reform-Elemente, sich ihnen anzuschließen, oder gar unterzuordnen.

Wohin dieß führen kann oder muß, darauf habe ich schon wiederholt hingewiesen. Es kann das Gute haben, daß hier und da einzelne Foderungen der „Arbeiter" mehr Beachtung finden als bisher; es kann auch das Gute haben, daß sie sich an die politische Aktion gewöhnen und die Theilnahme an der Politik weiter ausbreiten. Es kann aber auch die schlimme Folge haben, daß die Massen, durch die großen Verheißungen ihrer Leithämmel gehoben, nachdem das Experiment mißglückt ist, um so hoffnungsloser in die alte Apathie zurückfallen und sich zu der Thorheit der Lyoner und Londoner Arbeiter bekennen. Auf alle Fälle bringt es die „Arbeiter" in eine falsche Stellung zur Gesellschaft überhaupt und namentlich zu denjenigen Bildungs- und Reform-Elementen, ohne deren Hülfe sie nie und nimmer ihre Zwecke erreichen werden.

Für die t e u t s c h e n Arbeiter aber gibt es in diesem Lande noch andre Dinge zu berücksichtigen. Treten sie nicht selbstständig auf, so werden sie den amerikanischen „Arbeitern" gegenüber die nämliche traurige Rolle spielen, welche die Teutschen überhaupt spielen, sofern sie sich zu Bedienten, Nachläufern und Troßbuben der amerikanischen Parteien hergeben. Nicht bloß die amerikanischen, sondern auch die mit denselben verbundenen irischen Arbeiter werden sie als unebenbürtig betrachten, sie zu benutzen suchen, wo sie ihnen dienen können, und im Stich lassen, wo sie ohne dieselben ihre Rechnung finden. Es hat sich Das ja auch schon bei den New-Yorker Wahlen gezeigt. Ihr eignes Organ hat zugestanden, daß die Irländer lieber mit ihren Feinden gehen, wenn sie Landsleute

oder alte Parteigenossen sind, als mit ihren Freunden, wenn sie Teutsche sind. Mit ihren amerikanischen „Partei"-Blättern aber haben sie nicht weniger lehrreiche Erfahrungen gemacht, so daß sogar ihr Haupt-Parteiorgan der Verrätherei beschuldigt wird. Es wird wenig amerikanische Führer einer „Arbeiter-Partei" geben, die nicht eher geneigt sind, andren Parteien Gehör zu geben, als auf teutsche Bundesgenossen Rücksicht zu nehmen, die sich ihnen unterordnen. Wie untergeordnet aber die teutschen „Arbeiter" den amerikanischen gegenüberstehen, hat hinlänglich die Philadelphiaer Konvention bewiesen, die sie mit Gebet mußten eröffnen sehen und die ihnen nicht bloß die Wahrung der Religion zur Pflicht machen konnte, sondern ihnen auch die Aussicht eröffnet hat, einst für einen Präsidenten u. s. w. stimmen zu müssen.

Die einzig richtige und würdige Stellung, welche intelligente teutsche Arbeiter in diesem Lande einnehmen können, ist diejenige der teutschen Radikalen, denen bloß die Masse fehlt, um die hiesige Politik mit einem wahren revolutionairen Sauerteig zu durchdringen und auch die radikalen amerikanischen Elemente zur Bildung einer umfassenden Reformpartei zu ermuthigen. Was die teutschen Radikalen wollen, brauchen sie nicht erst noch zu offenbaren. Es genügt, bei dieser Gelegenheit wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß ohne die von ihnen erstrebte Ersetzung des monarchischen Repräsentativ-Systems durch eine wirklich demokratische Staatseinrichtung eben so wenig an eine Geltendmachung des eigentlichen Volkswillens und eine Vernichtung der herrschenden Korruption, wie an eine Durchführung gründlicher sozialer Reformen zu denken ist. Die Verwaltung der einzelnen Staaten und Gemeinden zu beeinflussen, werden die Arbeiter-Organisationen immerhin

einige Gelegenheit haben, wenn sie stark genug sind, eine balance of power zu bilden, und eine richtige Taktik befolgen; aber die Bundespolitik kann nur eine große, aus allen Reform-Elementen zusammengesetzte Partei umgestalten und nur von Washington aus können allgemeine und befriedigende Reformen in's Werk gesetzt werden. Man nehme z. B. die Staats-Kreditfrage. Gesetzt, z. B. in Massachusetts könnte eine Partei-Kombination es dahin bringen, Arbeiter-Assoziationen durch Staatskredit zur Etablirung eigener Geschäfte in Stand zu setzen. Was würde die Folge sein? Ein Zuströmen von Arbeiter-Massen aus andren Staaten, wo kein Kredit ihnen zu Hülfe käme, und demzufolge die Unmöglichkeit, die neue Einrichtung in Massachusetts fortbestehen zu lassen. Würde aber ein solches Kreditwesen durch die Bundes-Regierung eingeführt, so würde dasselbe an jedem Ort in's Leben treten und deshalb überall Bestand haben können.

Wo hat schon ein Demagog den „Arbeitern" klar gemacht, daß der Bundes-Staat ihr Feind ist? Eben so wenig, wie daß die Abschaffung der Präsidentschaft und des Zweikammersystems für sie wichtiger ist, als irgend eine ökonomische Frage, welche sie ohne eine politische Umgestaltung nicht lösen können.

1870.

Politik und soziale Fragen.

Ich beginne mit diesem Punkt auf Veranlassung Ihrer Bemerkung, daß ich den politischen Fragen mehr Aufmerksamkeit schenke als den s. g. sozialen.

Da ich stets den ganzen Menschen vor Augen habe, bin ich auch stets nach Kräften bestrebt gewesen, seine s ä m m t l i c h e n Interessen fördern zu helfen. Ich habe mich weder einseitig auf die religiösen, noch auf die politischen, noch auf die „sozialen" Fragen geworfen, sondern sie stets im Zusammenhang behandelt, weil eine einseitige Förderung weder den Begriff von einem wirklich humanen Streben ausfüllen, noch in der Praxis einen wirklichen, dauernden Fortschritt sichern kann. Ohne „religiöse" Befreiung gebe ich für alle politische und soziale keinen Deut; ohne „soziale" ist die politische auf die Daner nicht haltbar; aber ohne politische ist weder eine religiöse, noch eine soziale m ö g l i c h. Aller Widerstand gegen Fortschritt und Befreiung findet seinen Halt- und Mittelpunkt in der politischen G e w a l t. Mit ihr verbindet sich und in ihr gipfelt die religiöse wie die Geldherrschaft. Wer also die Zustände der Gesellschaft ändern will, muß zunächst auf eine

Aenderung ihrer politischen Einrichtungen bedacht sein. Da die Bewahrer der alten Zustände diese nur schützen können durch den Besitz der politischen Gewalt, von welcher die Schöpfer und Befürworter der neuen ausgeschlossen sind, so muß es sich immer zunächst darum handeln, das Verhältniß umzukehren, d. i. jene aus der Gewalt zu vertreiben und diese in dieselbe einzusetzen. Aber nicht bloß sie einzusetzen, sondern sie auch darin zu erhalten.

Seit dreißig Jahren gellen uns die Ohren von dem ewigen Refrain: „Kapital und Arbeit, Produktion und Konsumtion, Bourgeois und Lohnarbeiter“ u. s. w. Wie viel Kapitalisten sind dadurch gestürzt, wie viel Arbeitern ist dadurch geholfen worden? Wir stehen noch ungefähr auf demselben Fleck, auf dem wir vor 30 Jahren standen, weil die „sozialen Fragen“ betrieben wurden ohne Politik, auf Kosten der Politik, ja zum Theil im feindlichen Gegensatz zur Politik. Was zuerst errungen werden sollte, was die conditio sine qua non für alle Entwicklung, allen Fortschritt, alle Reform ist, nämlich die politische Befreiung und Erringung der politischen Macht, an das dachte man in unbegreiflicher Verblendung zuletzt und erst seit Kurzem ist Denen, welche die „soziale Frage“ gepachtet hatten, ein Licht darüber aufgegangen, daß unter einem Czar von Rußland, einem König von Preußen, einem L. Napoleon von einer „sozialen“ Verbesserung keine Rede sein kann; daß volle Freiheit des Gedankenaustausches, allgemeines Wahlrecht, Entfernung aller volkswidrigen Gewalt, kurz, daß eine wirkliche Demokratie errungen sein muß, ehe die gesellschaftlichen Zustände im Sinn und Interesse der unterdrückten leidenden Massen geändert werden können.

Wenn nun mir diese einfache Wahrheit von vorn herein klar gewesen, wenn ich stets darauf

bestanden habe, die erste soziale Frage sei die Republik, wenn ich wegen Verfechtung dieser einfachen Wahrheit von den einseitigen und verblendeten Vertretern der „sozialen Frage" angefeindet worden bin und wenn ich sie selbst hier in der Republik noch immer zu verfechten habe, weil man noch immer nicht erkennt, daß auch hier erst eine wahre Demokratie geschaffen werden muß, ehe das einzige Mittel zur Lösung der „sozialen Frage", die politische Gewalt, in die Hände der reformbedürftigen Masse übergehen kann — so folgt aus allem Dem nicht, daß ich die soziale Frage neben der politischen vernachlässigte, sondern daß ich über dem Zweck das unumgängliche Mittel nicht übersehe, während Andere neben der „sozialen" Frage die politische vernachlässigen. Der beste Zweck wird zur eitlen Nichtigkeit und dummen Phrase ohne die Sorge für das Mittel zu seiner Erreichung. Wäre so oft Monarchie und Republik, Stimmrecht und Demokratie gerufen worden, wie man Kapital und Arbeit, Produktion und Konsumtion geschrieen hat, so brauchte man jetzt weder über Monarchie noch über Kapitalherrschaft zu klagen und könnte produziren nach Herzenslust und konsumiren nach Bedürfniß. Das „soziale" Geschwätz Derer, die sich nicht um Politik bekümmern wollen, ekelt mich förmlich an, weil es — abgesehen von der unsittlichen und ehrlosen Gleichgültigkeit gegen das Empörende des Despotismus — eben so verstandlos wie anmaßend ist und nur auf ein wohlfeiles demagogisches Lärmmachen zur Haranguirung begriffloser Massen hinauskommt. Durch bloßes „soziales" Agitiren wird keine wirkliche Reform und Revolution bewirkt, noch weniger aber gesichert. Wir haben in Europa die siegreiche Revolution elend zu Grunde gehen sehen, weil keine politische Aufklärung in die Masse gedrungen war und ihre

Führer politische Dummköpfe erster Klasse waren. Nur die Reaktionaire waren Politiker und deshalb kamen sie auch so schnell wieder obenauf. Wer diese Erfahrung wiederholt zu sehen wünscht, der braucht bloß fortzufahren, den Massen mit „sozialen" Haranguen zu schmeicheln, statt sie über die Erfordernisse zur Erringung, Benutzung und Behauptung der politischen Gewalt aufzuklären. Er wird unter ihnen auf vier Wochen ein großer Mann werden, wie so viele schon geworden sind, und nachher wird sich herausstellen, daß er ihr Verräther war.

Erst freie Hand, freien Kopf und freien Mund, dann erst kommt auch der volle Magen. Wer mit dem letzten beginnen will, bringt es weder zum einen, noch zum andern.

Zu den großen Reformen, welche erst möglich sind, wenn die reformbedürftigen Massen die politische Macht erringen und benutzen, gehört auch die Begründung eines wahren Volksschulwesens, welches Sie gefördert wissen wollen durch

Schulzwang.

Sie stellen den Satz auf, daß die „Sittlichkeit eines Staatszwecks" zur Anwendung jedes Mittels berechtige, das seine Erreichung verspricht. Ich muß die Richtigkeit dieses Satzes da bestreiten, wo das angewandte Mittel selbst einem sittlichen Staatsbegriff widerspricht. Ihr Zweck ist Erziehung der Jugend, Ihr Mittel Zwang gegen die Eltern. Nach meinen Begriffen vom Staat ist derselbe nur berechtigt, den Zwang negativ auszuüben, wie er dieß täglich thut, durch Verhütung von Rechtskränkungen, Verbrechen u. s. w. Will der Staat positiven Zwang ausüben, also Rechtthun, Tugend, Mäßigkeit u. s. w. befehlen, so wird er zum Vormünder, zum Despoten, was mit andern Worten heißt: die freien Bürger heben ihre Frei-

heit selbst auf, indem sie sich nicht bloß befehlen, was sie lassen, sondern auch, was sie thun sollen.

Ein freier Staat besteht aus freien Individuen, die selbstbestimmend dastehen und nach eigenen Motiven handeln. Ohne die Voraussetzung, daß zu diesen Motiven die Sorge für die allgemeine Sittlichkeit, für die wahren Interessen der Allgemeinheit wie der Einzelnen gehöre, daß diese Sorge der Majorität inwohne und ihr Mangel nur als Ausnahme von der Regel vorzusehen sei, ist kein freier Staat denkbar. Wie verträgt sich aber mit dieser Voraussetzung das angenommene Bedürfniß, jene Motive der Gesammtheit von oben herab zu diktiren? Und wie lassen sich gar Vortheile und Wohlthaten diktiren? Wenn der Staat gute Freischulen schafft, so bietet er dadurch nicht bloß den Kindern, sondern auch den Eltern einen Vortheil und eine Hülfe. Ist es nicht widersinnig und zugleich unsittlich, den freien Bürger zur Benutzung dieser Hülfe, die seinem natürlichen Interesse wie seinem natürlichen Pflichtgefühl entspricht, zwingen zu wollen? Ist der Staat zu solchem Zwang berechtigt und genöthigt, so sehe ich nicht ein, weshalb er nicht auch berechtigt sein sollte, den Zwang auf das ganze Familienleben auszudehnen. Die Gesundheit der Kinder ist so wichtig für den Staat wie ihre Erziehung. Weshalb sollte er die Eltern nicht eben so wohl zwingen können, die Kinder in die frische Luft zu führen, ihnen keine schädlichen Näschereien zu geben u. s. w., wie sie in die Schule zu schicken? Ja, warum sollte er solche Eltern nicht selbst als Kinder behandeln und vollständig unter Vormundschaft stellen?

Wenn in einem so wesentlichen Punkt, wie die Erziehung ist, nicht auf die freiwillige Sorge der Eltern und die freiwillige Benutzung der dargebotenen Hülfe soll gerechnet werden können, so

muß man überhaupt an jedem freiwilligen sittlichen Handeln verzweifeln und dann ist es gerathen, von vorn herein den ganzen Staat zu einer Zwangsanstalt, etwa nach lykurgischem Muster, zu machen. Schulzwang kommt mir vor wie ein Schlag in's Gesicht jedes freien Bürgers. In einer Monarchie kann Schulzwang nicht befremden; in einem demokratischen Gemeinwesen ist er eine Anomalie und Monstrosität.

Wenn nun schon grundsätzlich dieser Zwang nicht zu rechtfertigen ist, so muß er vollends gehässig werden durch die Mittel und die Konsequenzen seiner Durchführung. Diese Durchführung ist nicht möglich ohne eine polizeiliche Kontrole über jede Familie. Auch die besten Eltern müssen sich polizeilich ausweisen, daß sie keine Unmenschen sind, denn nur Unmenschen kümmern sich nicht um die Erziehung ihrer Kinder, und die Kinder selbst werden angeleitet zu der Vermuthung, daß sie ihre Erziehung nicht ihren Eltern, sondern dem Polizeibüttel zu verdanken haben.

Alle diese und noch andere Gegengründe (die ich bei früheren Gelegenheiten weitläufig erörtert habe) gewinnen aber doppelte Kraft durch den Umstand, daß Schulzwang zur Erreichung des vorgegebenen Zweckes d u r c h a u s u n n ö t h i g ist, wenn der Staat seine Schuldigkeit thut. Thut er dieß nicht d. h. ist seine Schuleinrichtung nicht zweckentsprechend — und Sie verwerfen die jetzige vollständig —, wozu dann ein Zwang, sie zu benutzen? Ist sie aber zweckentsprechend, d. h. ist der freie Unterricht gut, umfassend und für jeden Lebensberuf dienlich, werden zu seiner Benutzung alle Erleichterungen geboten, z. B. arme Kinder nicht bloß mit den nöthigen Büchern u. s. w., sondern auch mit reinlicher Kleidung versehen, ja ihre Eltern entschädigt, wenn sie auf die Arbeit ihrer Kinder angewiesen sind, so werden wenig

Bürger eines äußern Antriebs bedürfen, um ihren Kindern die Wohlthat des öffentlichen Unterrichts zukommen zu lassen. Und wer wird denn um dieser Wenigen willen die ganze Gesellschaft für sittlich unzurechnungsfähig erklären und unter Vormundschaft stellen wollen? Auch diese Wenigen werden leicht durch Zureden und Vorstellungen, oder allmälig durch das Beispiel Anderer zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bringen sein.

Ich mögte den Satz aufstellen: wo Schulzwang nöthig ist, da taugt das Schulwesen nicht und derjenige Staat, der ihn einführt, umgeht dadurch seine Schuldigkeit, ein Schulwesen zu gründen, das keines Zwanges bedarf.

Vermögenssteuer.

Sie ziehen eine Vermögenssteuer der Einkommensteuer vor.

Worin besteht der Werth irgend eines Dings, eines Gegenstandes, eines Besitzthums, eines Vermögens? Doch sicher nur in seiner Brauchbarkeit, seinem Nutzen, seinem Ertrag und nicht z. B. in seiner bloßen Massenhaftigkeit. Den Eigenthümer einer Wüste, und mäße sie nach Hunderten von Quadratmeilen, wird Niemand einen reichen Mann nennen. Wenn nun aber der Ertrag oder die Ertragsfähigkeit den einzigen richtigen Maßstab für den Werth eines Besitzthums abgibt und zugleich allein die Mittel liefern kann für Leistungen, welche der Staat mit Rücksicht auf dasselbe in Anspruch nimmt, so sehe ich nicht ein, was diesem einen gerechteren Maßstab für die Leistungen an die Hand geben kann, als eben jener Ertrag d. i. das Einkommen. Soll durch eine Vermögenssteuer die ungebührliche Anhäufung von Vermögen in einer Hand verhütet werden, so wird dabei die Gerechtigkeit der Besteuerung fallen gelassen, und die Steuer aus einer Leistung

an den Staat in ein Zwangs- oder Präventivmittel für Zwecke verwandelt, die mit der Besteuerung nichts zu thun haben und auf andrem Wege erreicht werden können. Aber welcher Maßstab soll dabei angewandt werden? Wie soll das Vermögen geschätzt werden? Nach seinem Ertrag? Dann wird die Vermögenssteuer ja wieder zur Einkommensteuer. Oder nach seiner möglichen Ertragsfähigkeit? Die kann Niemand genau bestimmen. Gesetzt, ein Kapitalist besitzt irgendwo 10,000 Acker unkultivirtes Land, das er für ein Paar Fässer Whiskey von den Indianern gekauft hat. Dieß Land kann in zehn Jahren $100,000 werth sein. Soll er nun für den Preis des Whiskey oder für $100,000 besteuert werden? Der Unterschied wird für den Eigenthümer wenig ausmachen, wenn ihm unterdessen sein Geschäft ein Einkommen von $500,000 sichert, das steuerfrei bleibt.

Ich glaube nicht, daß eine Vermögenssteuer viel beitragen würde, die Anhäufung von Vermögen zu verhüten. Zur Verhütung der Anhäufung von Grundbesitz aber, auf den es vor Allem abgesehen sein muß, ist unter unserm Gesichtspunkt keine Steuer nöthig, da wir von der Voraussetzung ausgegangen, daß das Privatrecht auf Grundeigenthum aufgehoben ist und der Staat dasselbe nur bis zu einem gewissen Maximum dem Einzelnen zur Benutzung überläßt. Selbst unter den jetzigen Verhältnissen aber wäre es möglich, ein Gesetz durchzubringen, wonach Niemand mehr Land besitzen dürfte, als er kultiviren könnte.

Voraussichtlich würde auch der Staat mit der Vermögenssteuer bedeutend schlechtere Geschäfte machen, als mit der Einkommensteuer. Es gibt mehr Menschen, deren Einkommen nach Verhältniß ihr Vermögen, als es Menschen gibt, deren Vermögen nach Verhältniß ihr Einkommen über-

steigt. Herr Stewart in New-York hat ein Einkommen von vier Millionen aus einem Geschäft, das in verwerthbaren Gegenständen vielleicht nicht ein Vermögen von einer Million repräsentirt. Mancher Börsenspekulant hat ein Einkommen von Hunderttausenden (die er vielleicht eben so schnell durchbringt, wie er sie gewinnt), während er an Vermögen nichts besitzt, als seine Wohnung und sein Meublement. Den Primadonnen und Bühnenhelden fließt das Einkommen karrenweise zu, während ihr Vermögen eine unbekannte Größe ist. Es gibt Bundes- wie Staatsbeamten, deren Stellen bis zu $100,000 und mehr einbringen, ohne daß von ihrem Vermögen die Rede ist. Allen diesen Einkommengesegneten gegenüber stelle man sich nun aber einen Denker vor, der in seiner werthvollen Bibliothek, die sein ganzes Vermögen ausmacht, unbekümmert um sein Einkommen ein Problem der Wissenschaft löst, oder einen Erfinder, der sein Alles in Instrumente und Laboratorien gesteckt hat, um der Welt durch eine wichtige Erfindung zu nützen. Wäre es nicht wahre Barbarei, solche Menschen mit einer Vermögenssteuer heimzusuchen?

Die Gerechtigkeit verlangt, daß sich die Leistung nach der Fähigkeit richte, und die Fähigkeit zu zahlen liegt im Einkommen. Die Schwierigkeiten, die Einkommensteuer zu bestimmen und zu erheben, lassen sich eher beseitigen, als die mit der Vermögenssteuer verbundenen. Sie sind nur da ein wirkliches Hinderniß, wo die Geldleute die Gesetzgebung beherrschen. Wo dieß nicht der Fall ist, wird es nicht schwer sein, eine Bestimmung zu treffen und durchzuführen, wonach Derjenige, der sein Einkommen falsch angibt, den ganzen Betrag desselben zu zahlen hat.

Die Grundeigenthums-Frage.

Sie scheinen meine Ausführungen über diese

Frage zum Theil gänzlich mißverstanden zu haben. Sie reden von der „jeweiligen Kauffähigkeit", von einem „Monopol der Grundrente", von „Parzellirung" des Bodens und von „Anwachsen durch Einführung von Majoraten", von individuellem Eigenthum an Grund und Boden" u. s. w. Wie kann von allem Dem noch die Rede sein, wenn der Grundsatz, von dem ich ausgegangen, durchgeführt, wenn nämlich alles Privatrecht auf Grundeigenthum abgeschafft und „der Staat oder das Volk alleiniger Grundeigenthümer" geworden ist? Wer kann alsdann noch Land „kaufen" oder verkaufen? Wer kann Grundrente erheben, während er selbst sie an den Staat zu zahlen hat? Wer kann noch „parzelliren", wer noch das Land, das ihm der Staat verpachtet hat, über das ihm zugewiesene Quantum hinaus „anwachsen" lassen? Ich habe ja ausdrücklich angenommen, daß einem Einzelnen nicht mehr als ein gewisses Maximum verpachtet wird. Damit aber nicht der Landwirthschaftsbetrieb im Großen behindert werde, habe ich gleichzeitig ausdrücklich angenommen, daß bei der Bildung von Ackerbau- und Kolonisations-Gesellschaften das jedem Einzelnen zukommende Maximum nicht verringert werden dürfe, so daß, wenn z. B. ein Einzelner, bis zu 100 Acker pachten kann, eine Gesellschaft von zehn Anspruch auf 1000 Acker hat.

Sie befürworten solche Gesellschaften nachdrücklich, aber Sie scheinen denselben ausschließlich den Besitz oder die Benutzung des Landes zuerkennen zu wollen. Nach meiner Ansicht würde das auf eine kommunistische Staatswirthschaft hinausführen, die der individuellen Neigung keinen Raum mehr übrig ließe. Ich dagegen wünschte die individuelle Existenz, Freiheit, Bewegung und Bethätigung — ein unausrottbares Bedürfniß der menschlichen Natur und eine conditio

sine qua non des menschlichen Glückes — gesichert zu wissen durch Garantirung eines Stückes Land für jeden Einzelnen, auf dem er als alleiniger Herr schalten und walten könnte nach Belieben, so lang er die vom Staat gestellten Bedingungen erfüllte. Wäre er geneigt und fände er sein Interesse dabei, mit seinen Nachbarn gemeinschaftlich Landbau zu treiben, so würde ihm das eben so wenig verwehrt werden, wie die Liebhaberei, sein Land einzuzäunen, es zu einem Blumengarten zu machen und sich darin seine kleine individuelle Welt einzurichten. Kurzum, es müßte dieselbe Freiheit der Benutzung des Landes bestehen bleiben, welche unter den jetzigen Eigenthumsverhältnissen besteht, nur mit folgenden Haupt-Unterschieden:

1) der Staat disponirte vorab über alles Land, das er zu allgemeinen Zwecken brauchte;
2) es gäbe keinen Bürger ohne Land b e s i t z wie es keinen gäbe mit Land e i g e n t h u m;
3) es könnte kein Einzelner mehr besitzen als ein gewisses Maximum und keiner weniger, als ein gewisses Minimum.

Es ist Ihnen nun nicht klar, wie durch solche Einrichtung die Gesellschaftszustände wesentlich zu bessern und namentlich wie dadurch „Elend und Hungersnoth“ unmöglich zu machen wären. Wie mir scheint, ist dieß am Kürzesten einleuchtend zu machen durch Beantwortung der Frage, wodurch jetzt „Elend und Hungersnoth“ zu entstehen pflegen. Sie entstehen zunächst durch den Mangel einer Heimstätte und einer Quelle für die nächsten Lebensbedürfnisse. Es verhungert keine Bauernfamilie, die ein Grundstück zu freier Verfügung, gesunde Hände zum Arbeiten und keinen Blutsauger oder Junker zum Herrn hat. Auch werden sich keine Proletarier mehr in verpesteten „Tenementhäusern“ und Kellerlöchern zusammendrängen,

wenn jedem einzelnen ein Haus und ein Stück Land unentgeltlich dargeboten wird. Sollte aber durch unvorhergesehenes Unglück, durch Naturereignisse, durch Mißernten u. s. w. in einzelnen Gegenden Noth entstehen, so ist eben der Staat zur Hand, welcher, abgesehen von den ungeheuren Mitteln, die er als Eigenthümer alles „Immobiliarvermögens“ an Pacht bezieht, auf den reservirten Ländereien Alles produziren kann, was zur Aushülfe nöthig sein mag.

Ich kenne einen Arbeiter, der ohne andere Mittel als die für die erste Einrichtung (Errichtung einer Blockhütte, Anschaffung einer Kuh u. s. w.) nöthigen ein gekauftes Stück Land zu kultiviren begann. In den ersten sieben Monaten bekam er und seine Familie nicht einmal Brod zu sehen, sie lebten bloß von Milch und Kartoffeln. Dennoch wußten sie nicht, was wirkliche Noth heißt, sie blieben gesund und arbeiteten rüstig weiter. Nach sieben Monaten aßen sie mehr als Milch und Kartoffeln, und nach ein Paar Jahren hatten sie sich eine Heimstätte gegründet, die sie nicht mehr mit einer städtischen vertauschen mögten.

Das Beispiel dieses Arbeiters soll natürlich nicht als Maßstab oder Muster für eine Gesellschaftseinrichtung der Zukunft dienen, aber es dient als Maßstab für die Lage so vieler Millionen in der Gegenwart, welche sich glücklich schätzen würden, wenn ihnen das Loos jenes Arbeiters gesichert werden könnte. Und ihnen allen müßte ein zehnfach besseres Loos gesichert sein, wenn ihnen das Stück Land, das jener Arbeiter erst von seinen Ersparnissen zu kaufen hatte, nebst der ersten Einrichtung vom Staat gratis geliefert würde. Hätte man es nur erst so weit gebracht, so könnte man die Bahnung des Weges zu einem „sozialen P a r a d i e s e“ ruhig der Zukunft überlassen. Für unsere Generation würden wir genug gethan

haben, wenn uns die Zerstörung der sozialen Hölle gelänge.

Erbrecht.

Ueber diesen Punkt habe ich mich in früheren Artikeln weitläufiger ausgesprochen. Die Beibehaltung des Erbrechts in der Familie (Mann, Frau und Kinder) halte ich für eine absolute Nothwendigkeit und eine Beschränkung desselben nur in Bezug auf Immobiliarvermögen für dienlich. Die Aufhebung desselben in Bezug auf den vom Staat gepachteten Boden würde zunächst diesem selbst den größten Schaden bringen, indem sie die rücksichtsloseste Vernachlässigung oder Aussaugung des Landes zur Folge haben müßte. Wer wird sich eine Verbesserung des besessenen Bodens über die dringendste Nothwendigkeit hinaus angelegen sein lassen, wer wird das von ihm bewohnte Haus in Stand halten, wer an Verschönerungen u. s. w. denken, wenn er für sich und die Seinigen des Fortbesitzes nicht sicher ist? Ist er dieß aber, so kann es ihm durchaus gleichgültig sein, ob er sich Eigenthümer oder bloß Besitzer nennt. Er wird sich in der einen Qualität so heimisch fühlen wie in der andern und der bloße Umstand, daß er sein Land nicht verkaufen kann, wird ihn keinen Augenblick bedenklich machen, es nach Kräften zu kultiviren. Seine Familie aber bleibt als Erbin des Besitzes der ihr lieb gewordenen Heimath eben so sicher wie als Erbin des Eigenthums.

Die Sicherung des Erbrechts für die Familie ist überdieß eine Hauptbedingung bei Verwandlung des Privatgrundeigenthums im Staatseigenthum. Tausende von kleinen Grundeigenthümern werden willig ihr Stück Land zur Verfügung stellen, wenn dasselbe, durch eine Zugabe vergrößert, ihnen gegen einen billigen Pachtzins statt

aller Steuern belassen und der Fortbesitz ihrer Familie gesichert bleibt.

Zinsen.

Ich bin nicht gewiß, aber es scheint mir, daß Sie auch den Zins verwerfen. Jeden Falls thun es unsere rabiaten Kapitalfresser, die überall, von falschen Schlagworten statt von gesunden Prinzipien ausgehend, das Kind mit dem Bade ausschütten, und auf die Möglichkeit hin, daß Sie ihnen durch Ihre Andeutungen zu weit gehende Konzessionen machen, lasse ich ein Paar Bemerkungen darüber folgen:

Wer es zum Unrecht macht, von dargeliehenem Gelde Zinsen zu nehmen, sollte konsequenter Weise jede Vergütung verwerfen, die für einen geleisteten Dienst oder einen zur Benutzung übergebenen Werthgegenstand gefordert wird, ja, er könnte am Ende die Arbeit selbst gratis in Anspruch nehmen. Die kommunistisch-produktionswüthige Weisheit lehrt, daß jedes Kapital Raub an der Gesellschaft sei, welches nicht wieder zum Werthproduziren benutzt wird, und zu dem produktiven gehöre das zinstragende Kapital nicht. Abgesehen davon, daß jener Satz an sich ein Unsinn ist, da jeder Mensch das Recht hat, wenigstens sich selbst zu „berauben", also z. B. sein Kapital in's Wasser zu werfen, ist es auch Unsinn zu behaupten, daß ein auf Zinsen ausgeliehenes Kapital nichts produzire. Derjenige, der es leiht, muß erwarten, mehr damit zu produziren, als ihm das Leihen kostet, sonst würde er es lassen, wo es ist. Und sollte er es bloß leihen, um sich aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu reißen, um eine Schuld zu bezahlen u. s. w., so muß er den Nutzen, den es ihm bringt, immer höher anschlagen, als die zu zahlenden Zinsen. Worin also das Unrecht des Darleihers bestehen soll, das wird außer einem Kommunisten schwer-

lich andern Sterblichen klar sein. Es kann den Kapitalbesitzer höchstens dann ein moralischer Tadel treffen, wenn er die Verlegenheit eines Andern benutzt, zu hohe Zinsen zu erpressen. Dann ist er eben ein Wucherer.

Die kommunistischen Wütheriche, die ihren Krieg gegen die Zinsen im Interesse der „Arbeiter" zu führen vorgeben, bedenken bei dieser, wie bei so mancher andern Gelegenheit, wieder nicht, daß sie grade jenes Interesse am Empfindlichsten verletzen. Wovon soll ein Arbeiter, der sich lahm und steif gearbeitet hat, um ein kleines Kapital zusammenzubringen, im Alter leben, wenn nicht von den Zinsen des Ersparten? Soll er dann bloß des „Produzirens" wegen nochmals an die Arbeit gehen, bis er sich in's Grab produzirt? Auf einer Konvention von Arbeitern in Massachusetts wurde neulich durch einen vom Kommunismus angesteckten Wütherich ebenfalls ein Verdammungsurtheil gegen den Zins beantragt. Ein verständiger Arbeiter fragte ihn, wem die Dutzende von Millionen gehören, die allein in den Sparbanken von Massachusetts deponirt sind, und ob die Arbeiter, welche sie deponirt, etwa auf die Zinsen zu verzichten wünschen? Der Wütherich blieb natürlich die Antwort schuldig.

Die Zeit

scheinen auch Sie als Maßstab für den Werth der Arbeit annehmen zu wollen. So viel ich weiß, ist dieser Maßstab ebenfalls kommunistischen Ursprungs. Ich kann nicht einsehen, wie er aufrecht zu erhalten ist. Selbst wenn es sich um ganz gleichartige und gleich gute Arbeit handelt, ist seine Anwendung ein rein willkürliches Auskunftsmittel. Welches Vernunftgesetz oder Prinzip gebietet, für eine Stunde Arbeit so und so viel zu fordern oder zu zahlen? Der Zeitmaßstab bedeutet, daß die

Zeit und nicht die Arbeit bezahlt wird. Allerdings ist, wie sich von selbst versteht, eine zehnstündige Arbeit mehr werth, als eine fünfstündige derselben Art; aber wie die auf eine Arbeit verwendete Zeit ein Werthmesser sein kann, ist nicht einzusehen. Der Werth der Arbeit kann nur geschätzt werden nach dem Werth ihres Produkts und wenn ein Fabrikant seinen Arbeitern gerecht sein will, so zahlt er ihnen nicht einen nach der Arbeitszeit gewohnheitsmäßig angenommenen, oder willkürlich festgesetzten Lohn, sondern einen ratirlichen Antheil an dem Gewinn seines Geschäfts nach Abzug billiger Zinsen für das eingesetzte Kapital oder der Kosten der Einrichtung und des ihm selbst als Leiter und Hauptarbeit zukommenden Ertrags.

Ein berühmter Maler erhält Tausende für eine Skizze, die er in einigen Stunden hinwirft. Ein populairer Schriftsteller verdient in einem Tage mehr als der tüchtigste Handarbeiter in einem Monat. Der Redakteur einer verbreiteten Zeitung, der fünf Stunden täglich beschäftigt ist, erhält mehr „Lohn“ als der Setzer, der seine Artikel setzt, bei zwölfstündiger Arbeit. Wo bleibt da der Zeitmaßstab? Ist aber dieser Maßstab nicht auf alle Arbeit anwendbar, so paßt er auf keine.

Die „Kapitalprämie“.

Verstehen Sie darunter nicht den Ertrag jedes zur Produktion verwendeten oder zur Verwendung ausgeliehenen Kapitals überhaupt, also auch die gewöhnlichen Zinsen, so wird damit der Löwenantheil gemeint sein, den ein Kapitalist von dem Ertrag eines mit seinem Gelde errichteten Geschäfts außer den Kosten und einem seiner Thätigkeit entsprechenden Gewinn sich aneignet. Dabei wird natürlich vorausgesetzt, daß der Ertrag des Geschäfts gleichmäßig den dabei beschäftigten Arbeitern wie den Unternehmern zu verdanken ist, oder

daß sogar vorzugsweise die Arbeiter ihn produzirt haben. Ich habe früher den Werth des Produkts einer Arbeit als den einzig richtigen Maßstab für den Werth der Arbeit bezeichnet. Danach müßte sich der Antheil an dem Gewinn eines Geschäfts für jeden Arbeiter nach dem Theil bemessen, den er zu dem Gewinn beigetragen. Sind nun die zu verrichtenden Arbeiten ziemlich gleicher Art und weicht auch diejenige des Unternehmers von derjenigen der durch ihn beschäftigten Arbeiter weder der Geschicklichkeit, noch der Anstrengung nach sonderlich ab, so wird der Antheil aller Einzelnen nicht schwer zu berechnen sein. Welcher Maßstab soll aber angelegt werden, wenn die zur Führung eines Geschäfts nöthigen Arbeiten durchaus verschiedener Art sind und der Kapitalist nicht bloß der Unternehmer, sondern auch durch besondere Qualifikation der Schöpfer und Erhalter desselben ist? Ohne die Hülfe der Arbeiter kann allerdings das Geschäft so wenig bestehen wie ohne Kapital; soll aber der Kapitalist vor seinen Geschäftsgehülfen nichts voraus haben, sollen sie mit ihm gleichen Anspruch auf Gewinn geltend machen, soll der größere Antheil, den er sich aneignet, als verwerfliche „Kapitalprämie“ angesehen werden, wenn er die alleinige Seele des Geschäfts ist, wenn dasselbe bloß durch seine schöpferische Thätigkeit besteht, wenn die Natur desselben eine besondere Fähigkeit bedingt, die nur ihm eigen ist und vielleicht erst durch die größten Opfer zu erlangen war?

Selbst bei den alltäglichsten Geschäften werden wir durch die Frage der Antheilsberechtigung in Verlegenheit gesetzt. Nehmen wir ein Kaufmannsgeschäft. Zu seiner Führung sind außer dem unternehmenden Kapitalisten Buchführer, Handlungsdiener, Laufjungen, Kärrner, Hausknechte u. s. w. nöthig. Sollen alle diese Gehülfen gleichen Anspruch auf den Gewinn mit dem Kapitalisten

haben? Soll ihm der größere Antheil als „Kapitalprämie“ ſtreitig gemacht werden?

Nehmen wir ein anderes Beiſpiel. Ein Schriftſteller, der zugleich das nöthige Kapital beſitzt, gründet eine Zeitung. Zur Herausgabe derſelben iſt er trotz ſeinem geiſtigen wie pekuniairen Kapital nicht im Stande ohne die Hülfe eines Buchführers, eines Expedienten, eines Setzerperſonals, ſogar eines Druckerteufels. Die Zeitung proſperirt aber durch den Fleiß und das Talent ihres Gründers, durch dieſes Talent und dieſen Fleiß allein. Sein Kapital würde ohnmächtiger ſein ohne ſein Talent, als ſein Talent ohne ſein Kapital. Fodert nun die Gerechtigkeit, daß er den ganzen Gewinn des Unternehmens mit ſeinen Hülfsarbeitern bis zum Druckerteufel hinab theile? Thut er nicht genug, wenn er jedem den höchſten Satz für ſeine Arbeit zahlt, die mit der ſeinigen gar nicht in eine Kategorie gebracht werden kann? Iſt er ein verdammenswerther Kapitaliſt, wenn er das Produkt ſeiner, die ganze Exiſtenz, das ganze Gedeihen des Geſchäfts entſcheidenden Thätigkeit höher veranſchlagt, als dasjenige ſeiner Arbeiter?

Dieſe Beiſpiele werden genügen um zu zeigen, daß wir auch bei Beſprechung dieſes „kapitalen“ Themas leicht in Gefahr kommen, das Kind mit dem Bade auszuſchütten, wenn wir mit einem einzigen Schlagwort ein ganzes Gebiet von Fällen decken wollen, die bei einer ſcheinbar gleichen Natur weſentlich verſchieden ſind und daher auch eine verſchiedene Beurtheilung erfodern. Wie verſchieden iſt z. B. das zuletzt erwähnte Beiſpiel von dem, wo ein roher, nur auf Geldgewinn bedachter Menſch als Kapitaliſt bloß die zur Herausgabe einer Zeitung nöthigen Utenſilien beſitzt, dieſe Zeitung aber durch ein geldarmes Talent in Schwung bringen läßt, durch deſſen Thätigkeit reich wird und trotzdem den alleinigen Schöpfer

seines Reichthums mit einem Bettelgehalt abfindet! In diesem Fall handelt es sich allerdings um eine „Kapitalprämie“ und in gleichem Fall mögen sich Hunderte von Fabrikanten befinden, die ohne Talent wie ohne Fleiß an der Spitze eines maschinenmäßig fortgehenden Geschäfts stehen und Alles bloß ihrem Kapital und der Geschicklichkeit ihrer Arbeiter zu verdanken haben.

Darin bin ich natürlich mit Ihnen einverstanden, daß alle diese Differenzen und Schwierigkeiten umgangen werden können, wenn sich von vorn herein die zur Führung eines Geschäfts nöthigen Personen vereinigen um dasselbe gemeinschaftlich zu betreiben. Dann bleibt ihnen überlassen, die Bedingungen für jeden Einzelnen nach freiem Entschluß festzustellen. Da aber eine solche Kooperation nicht überall möglich ist, so bleibt nichts übrig, als jeden besondern Fall, der nicht unter diesen Gesichtspunkt kommt, nach Gerechtigkeit und Billigkeit besonders zu beurtheilen.

Der internationalen Arbeiter-Assoziation

kann ich nicht die von Ihnen hervorgehobene Bedeutung beilegen. Jede im Namen von zusammengedrängten oder organisirten Massen vertretene Angelegenheit erregt mehr Sensation als eine im Sinn einer gleichgroßen Zahl Einzelner betriebene, und geschieht die Leitung von einem gesicherten Punkte aus, so gewinnt dadurch die ganze s. g. Assoziation einen Anschein von Macht und Einheit, wenn auch ihre Hauptbestandtheile auf fremdem Boden vertheilt und für sich ohnmächig sind. Wenn alle die Tausende aufgezählt werden, welche in den verschiedenen Ländern zu der von London aus geleiteten Assoziation gehören sollen, so erscheint auf dem Papier eine formidable Armee. Die Stärke dieser Armee ist aber eine bloß

imaginaire, was sich sofort ergibt, wenn ihre Theile an Ort und Stelle auf die Probe gestellt werden. Ihre Macht beschränkt sich dann auf eine vage theoretische Uebereinstimmung oder Sympathie, und auch diese kann nur dann eine Bedeutung haben, wenn eben ihre Theorien richtig sind.

Internationale Vereinigungen sind in verschiedenem Sinne mehrere Male versucht worden. Ich erinnere zunächst an das in London auf den Antrieb Mazzini's gebildete europäische Zentral-Komite. Es war unwirksam, weil in den verschiedenen Ländern die Revolutionaire nicht mit derselben Freiheit und Leichtigkeit zu vereinigen waren, wie z. B. die „Arbeiter". Später kam die Friedens-Liga und neuerdings der Freidenker-Kongreß. Alle diese Vereinigungen konnten sich auf eine weit größere Zahl von Gleichgesinnten berufen als die Organisation der Arbeiter-Asso-ziation, aber sie konnten zu keiner durchgreifenden Wirksamkeit und größeren Bedeutung gelangen, weil sie ihres ausgesprochenen Zweckes wegen überall sofort mit den bestehenden Gewalten in Kollision kamen und sich auf keine von diesen Gewalten geduldete Vereine sondern nur auf zerstreute Einzelne stützen konnten. Ueberdieß scheiterte die letztgenannte, der Freidenker-Kongreß, an der unglücklichen Wahl des Versammlungsortes. Wäre er in der Schweiz zusammengetreten, so würde das Resultat voraussichtlich ein ganz anderes gewesen sein.

„Arbeiter"-Vereine sind in allen Ländern erlaubt, und „soziale Fragen" zu diskutiren gestattet sogar der Kaiser von Rußland. Ueberdieß ist ihre Agitation die wohlfeilste von allen, weil sie sich direkt an die physischen Bedürfnisse wendet und das kritiklosesste Publikum vor sich hat. So findet denn, was in der Hauptstadt des Haupt-„Ar-

beiter"-Landes mit vollkommener Freiheit vorbereitet wird, in den Arbeitervereinen des Kontinents überall einen empfänglichen Boden. Wären nun die Leiter bloß aufrichtige und zuverlässige Männer ohne Hintergedanken und die von ihnen in Gang gebrachten Ideen alle haltbar, so würde immerhin die Assoziation der Zukunft fördernd vorarbeiten können. Da sie aber als Kommunisten auf einem falschen Standpunkte stehen, bringen sie nicht bloß unausführbare Doktrinen in Umlauf, sondern sie theilen auch die Kräfte der Revolution und arbeiten dadurch deren Feinden in die Hände. Wenn der Geist, den diese Menschen, namentlich der Intriguant Marx, den „Arbeitern" einzuflößen gesucht, im entscheidenden Augenblick überall prävaliren könnte, so würden sich nach dem Ausbruch der Revolution in Europa als Feinde, als Todfeinde gegenüberstehen nicht die Republikaner (die „Sozialisten" eingeschlossen) und die Fürsten mit ihrem Anhang, sondern die (kommunistisch gesinnten) Handwerker und die übrige Menschheit. Und da jene in dieser Entgegensetzung nicht Sieger sein könnten, würde die nothwendige Folge des Kampfes eine europäische Junischlacht und eine neue, zehnfach verbesserte Auflage der europäischen Restauration sein.

Zum Glück aber ist durch die innere Logik der Verhältnisse dafür gesorgt, daß ein Rückfall in solchem Umfange nicht möglich ist — trotz der „internalen Assoziation". Diese Assoziation nämlich verliert ihren ganzen Halt und ihre ganze Bedeutung in dem Augenblick, wo die Revolution in Thätigkeit tritt. Dann weichen — bis auf spätere Uebereinkünfte der neu etablirten Regierungen unter einander — naturgemäß alle „internationalen" Beziehungen den nationalen und alle „sozialen" Gesichtspunkte den politischen. Ueberdieß haben die „internationalen" Leiter in ihren verschiedenen

Vaterländern keine Stellung und Bedeutung. Man hört die Arbeiter-Demagogen noch alle Tage mit der Weisheit prahlen, ihre Schüler würden sich an keiner politischen Revolution mehr betheiligen, sie wollen eine „soziale" machen. Das beste Mittel, diese nicht zu machen, besteht darin, jene nicht zu wollen. Aber auch dieses Wollen wird sich als bloße Redensart herausstellen. Wenn ein Rochefort, der von den Kommunisten angefeindet wird, oder ein anderer Republikaner an der Spitze seiner Anhänger den Kampf mit den Soldknechten des Banditen ernstlich begänne, würden sämmtliche Pariser Arbeiter, die kommunistischen eingeschlossen, ihren nationalen, wie internationalen „Klassen"-Geist vergessen, hinter ihm drein stürmen und ihn an die Stelle des Banditen bringen helfen. Der erste Kampf der Revolution kann sich nur gegen die Inhaber der politischen Gewalten richten und die Politiker allein, welche diesen Kampf geleitet, werden nach dem Sieg an der Spitze stehen. Dann aber kommt immer noch nicht die „soziale" Frage zur Entscheidung. Dann hat zunächst die neue politische Gewalt, hinter welcher außer dem unorganisirten Volk die organisirte Armee steht, die Trümmer der alten aus dem Wege zu räumen und diese Vorarbeit wird schon maßgebend für die weitere Entwicklung sein. Ist es also nicht von der höchsten Wichtigkeit für die „Arbeiter", daß sofort an der Spitze der provisorischen Regierung Männer stehen, welche Politiker und „Sozialisten" zugleich sind? Woher aber werden sie, die „Arbeiter", solche Männer nehmen, wenn sie von vorn herein von Politikern nichts wissen wollen und nur auf jene Weisen hören, die bloß eine „soziale" Revolution machen, bloß über „Arbeit und Kapital" deklamiren und die Politik verachten? Der weitere und wichtigste Akt der Revolution ist der dritte, nämlich die neue Konstituirung. Durch

sie wird entschieden, wer fortan herrschen soll, ob das ganze Volk, oder wieder bevorzugte Stände. Welchen Einfluß aber werden die „Arbeiter" auf die Konstituirung haben, wenn sie nichts von Politik verstehen und keine Politiker zu Vertretern haben? Wozu werden ihnen alle „soziale" Diskussionen, Organisationen und Kongreßverhandlungen, womit sie sich auf Antrieb ihrer Londoner Schulmeister abgemüht haben, nützen, wenn sie nicht im Stande sind, Verfassungsfragen zu beurtheilen, wenn es ihnen z. B. gleichgültig ist, ob die konstituirende Versammlung die Präsidentschaft, die gesonderte Exekutivgewalt, das Zweikammernsystem, das Repräsentativsystem, das Föderativsystem u. s. w. einführt, oder eine Verfassung schafft, welche eine wahre Demokratie, eine möglichst direkte, ungehinderte und unverfälschte Regierung des Volkes, des ganzen Volkes möglich macht?

Von allen diesen entscheidenden Fragen hat die „internationale" Weisheit noch nicht eine einzige zur Sprache gebracht und doch sollten sie vor allen andren als internationale und zugleich als — „soziale" gelten. Sie im Drang und Sturm einer revolutionairen Bewegung den Massen klar zu machen, die dreißig Jahre nach einer durch politische Dummheit ruinirten Revolution brauchten um t h e i l w e i s e einzusehen, daß unter Königen an keine „soziale" Reform zu denken ist, wird durchaus unmöglich sein. Was ist also zu erwarten? Daß sie abermals die Gelegenheit verpassen werden, die **Hauptsache,** nämlich die politische Umgestaltung in wahrhaft demokratischem Sinne zu betreiben. Und wem werden sie das zu verdanken haben? Den weisen „Klassen"-Kämpfern, die sie mit „sozialen" Schlagwörtern unterhalten haben um sie zu politischen Dummköpfen zu erziehen.

Bei einer wahrhaft demokratischen Staatseinrichtung können alle „soziale“ Reformen, für welche die Majorität des Volkes sich entscheidet, zu jeder Zeit eingeführt werden; ohne jene Einrichtung bleibt Alles bloße Phrase und sollte die „soziale“ Weisheit fußhoch die Straßen bedecken.

Wenn Sie nun sehr richtig bemerken, daß die „Fortschrittspartei“ sich vor der Gefahr, „durch Rathlosigkeit und Uneinigkeit sich abermals das Heft aus der Hand gewunden zu sehen“, durch vorher erlangte Klarheit über die Hauptpunkte zu schützen habe, so werden Sie zugeben, daß diese Klarheit sich zunächst über die politischen Erfordernisse zu verbreiten habe und daß es grade die „internationale“ Klassen-Weisheit ist, von welcher diese Klarheit so wenig ausgeht wie die Einigkeit.

* * *

Wenn man die Urtheile der teutsch-amerikanischen Zeitungen, deren „Editoren“ meistens ehemalige s. g. Revolutionaire sind, über H. Rochefort lies't, könnte man glauben, daß sie sämmtlich im Solde des Banditen ständen. Die „N. Y. Staatszeitung“ behandelt den begabten Agitator wie einen unfähigen Buben, die Mouchardseele in Chicago macht ihn zum gemeinen Skandalmacher, das Organ des teutschen Senators mögte sogar einen agent provocateur in ihm erblicken und so geht es fort fast durch alle Bedientenorgane. Es ist nicht bloß der feile Servilismus, der aus diesen Menschen spricht, es ist zugleich ihre totale moralische und geistige Nichtigkeit, der gänzliche Mangel aller der Eigenschaften, durch welche ein Rochefort trotz seinen Fehlern sich auszeichnet. Da sie keine Ahnung von diesen Eigenschaften in sich selbst spüren, namentlich von jener, alle äußeren Rücksichten verachtenden Hingebung an eine Idee und jener unbeugsamen Konsequenz bei Geltend-

machung des revolutionairen Rechts gegen eine rechtlose Gewalt, so wissen sie dieselben nur ihrer eigenen gemeinen Natur nach zu deuten. Man erlebt das auch bei andern Fällen und Anlässen alle Tage. Ich wundere mich nur, daß sie dem Todfeind des Banditen nicht auch Geldgier und Aemtersucht zugeschrieben haben. Es ist, als wollte ein würmersuchender Maulwurf den Charakter eines Löwen auslegen. Die einzige Stimme in der teutsch-amerikanischen Presse, die Rochefort Gerechtigkeit widerfahren läßt, kommt aus Europa. In einer Korrespondenz Ruge's in der „Neuen Welt" von St. Louis heißt es:

„Diese Lage der Dinge (nämlich die Lügenhaftigkeit des „liberalen" Cäsarismus) hebt nun Rochefort einschneidend hervor. Er war es, der das Eis brach und den Kaiser und „die Gewalt" und „den Betrug" schonungslos mit der Laterne beleuchtete; Er ist es, der dem Bonapartismus jetzt seinen gewaltthätigen, mörderischen, gesetzlosen Mechanismus in die Zähne wirft. Er hat vollkommen Recht, wenn er die Richter, die auf purer verbrecherischer Gewalt beruhen, nicht anerkennt, auch wenn er der Gewalt unterliegt. Unterlag nicht auch die Laterne und muß nicht alle Welt gestehen, daß ihre Beleuchtung durchgedrungen ist?

War einer dem Corsismus gegenüber nothwendig, so war es ein Charakter, wie Rochefort, und die über ihn die Nase rümpfen, sollen es sich nur erst klar machen, ob sie auch nur den zehnten Theil von dem hätten leisten und wagen können, was er geleistet.

Die Lösung des Räthsels ist nicht Einem Menschen sondern der weiter gehenden Revolution anheim gegeben."

„Ob sie auch nur den zehnten Theil" u. s. w. O, unsere „Editoren" hätten dem Banditen längst den Garaus gemacht, wenn nicht eine höhere

Aufgabe ihre Geisteskraft und ihren Muth in Anspruch nähme, nämlich: für Kost und Logis als treue Partei- und Brodherrn-Knechte jedem Schwindel das Wort zu reden, und zugleich jede Wahrheit und jede Idee zu beschimpfen, die ihnen kein Brod und kein Trinkgeld einbringt.

* * *

Vor ein Paar Wochen theilte eine Korrespondenz aus Norddeutschland den Hauptinhalt einer Rede über die Arbeiter-Frage mit, welche der Dr. Jacoby in Berlin gehalten hatte. Die Rede ist seitdem vielfach besprochen worden, obwohl sie nichts Neues enthält. Mehr als durch ihren Inhalt wirkte sie durch den Kontrast, welche sie gegen die Haltung der übrigen preußischen Abgeordneten bildete. Mit ihren Schlußfoderungen („Staatshülfe" 2c., und zwar, wie sich von selbst versteht, in einem freien Staatswesen), bin ich einverstanden und ich habe sie schon vor Jahrzehnten aufgestellt; zu tadeln aber finde ich die Konzessionen, die Herr Jacoby den Kommunisten macht, ohne selbst Kommunist zu sein, so daß er sich dadurch in eine ganz falsche Stellung und verdächtige Gesellschaft bringt. Es scheint, daß er, obschon sonst ein nüchterner Denker, sich, wie so mancher Andere, von Schlagworten hat imponiren lassen, die durch ihre ewige Wiederholung einen gewissen Kours erlangt haben. So entlehnt er den Kommunisten den Ausdruck „Kapitalistische Produktionsweise", welcher er als Gegensatz die Kooperativ-Produktion entgegenstellt. Bei den Kommunisten aber bildet den Gegensatz die k o m m u n i s t i s c h e „Produktionsweise". D i e ist es, worauf sie mit ihren „kapitalistischen" Kategorien und Redensarten hinaus wollen. Es ist übrigens leicht zu erkennen, daß b e i d e Entgegensetzungen falsch sind, denn der Kommunis-

mus und die Kooperation kann eben so wenig ohne Kapital produziren, wie der einzelne Unternehmer. Ein Kommunist kann so wenig mit Luft oder Wind eine Fabrik einrichten und betreiben wie ein „Bourgeois“. Es handelt sich also nicht um das Kapital, sondern um die Besitzer oder Benützer desselben. Die richtigen Gegensätze wären: individuelle und kommunistische, herrschaftliche und genossenschaftliche Produktion.

Eine weitere, nicht zu rechtfertigende Konzession macht Herr Jacoby durch Adoptirung der beliebten unbedingten Verwerfung des Lohnsystems. Der Nachweis, daß das Lohnsystem ein Fortschritt von der Sklaverei gewesen und nun die Abschaffung des Lohnverhältnisses der weitere Fortschritt sein müsse, nimmt sich ganz schlagend aus, ist aber im Grunde nur eine oberflächliche Redensart. Die Zusammenstellung von Lohnarbeit und Sklavenarbeit hat nur dann einen Sinn, wenn mit der ersten, wie es zur Zeit in England der Fall war, eben so wohl eine gesetzliche Entrechtung verbunden ist, wie mit der letzten. Die bloße zwingende Noth, welche den armen Arbeiter in eine Fabrik treibt, kann nur uneigentlich als Sklaverei bezeichnet werden. Den durch keine Gewalt seines menschlichen und staatlichen Rechts beraubten Arbeiter kann ein Zufall, eine Erfindung, ein Fund oder eine Erbschaft zum unabhängigen Herrn machen. Dem Sklaven aber ist jedes Mittel dazu abgeschnitten. Abhängigkeit durch das Bedürfniß, um jeden Preis die Mittel des Lebens zu beschaffen, ist noch keine Rechtlosigkeit. Ganz unabhängig ist Keiner, und in so fern ist Jeder, bildlich gesprochen, mehr oder weniger „Sklave“.

Wenn das Lohnverhältniß unbedingt verwerflich sein soll, muß nothwendig der L o h n an sich verwerflich sein. Wie ich schon früher gezeigt, ist Lohn nur ein anderer Name für Preis oder

Ertrag. Ob ich meine Arbeit verkaufe, oder meine Kartoffeln, Das, was ich dafür erhalte, ist ihr Preis. Es kann sich nur darum handeln, ob der Preis ein angemessener sei. Ist er dieß, so kann der Name Lohn ihn so wenig verwerflich machen, wie der Name Gehalt. Jeder Beamte erhält Lohn, jeder festbeschäftigte Arbeiter erhält Gehalt. Der Unterschied besteht nur in der größeren oder geringeren Macht des Gehaltzahlers, den Beschäftigten zu entlassen, oder sein Gehalt zu verringern. Dieser Unterschied ändert aber nichts an der Natur des Lohns, der nichts Andres ist als der Preis oder Tauschwerth für eine Leistung.

Daß das Lohnverhältniß so viel wie möglich durch ein Theilhaberverhältniß verdrängt werden muß, wird also nicht durch die Natur des Lohns, sondern durch die Erfahrung geboten, daß der Lohn der Arbeiter, namentlich der Fabrikarbeiter, zu gering zu sein und ihre Abhängigkeit durch die Geschäftsherrn übermäßig ausgebeutet zu werden pflegt. Könnte die Zahlung eines angemessenen Lohns, nebst der Beschränkung auf eine mäßige Arbeitszeit, überall erzwungen werden, so würde von einer Abschaffung des Lohnsystems nicht die Rede sein und die meisten Arbeiter würden lieber ihr bisheriges Verhältniß beibehalten, als die Sorge und Verantwortlichkeit einer Theilhaberschaft übernehmen.

Ich kenne einen Arbeiter, der gegen $200 Lohn pr. Woche erhält und dafür täglich 6 Stunden arbeitet. Er würde lieber auf ein Paartausend Dollar von seinem Lohn verzichten als die Stelle seines ruhelos beschäftigten „Prinzipals“ übernehmen. Und in einer ähnlichen Lage, wenn auch nicht so glänzend bedacht, sind Tausende von „Arbeitern“.

Aus diesem Grund und weil es eben so wenig möglich wie nöthig ist, das Lohnverhältniß aus

der Gesellschaft ganz zu verbannen, da dasselbe in tausend verschiedenen Formen und Geschäftsbeziehungen des staatlichen wie gewerblichen Verkehrs stets fortbestehen wird wie es von jeher bestanden hat — nur in einem kommunistischen Staat wäre seine Abschaffung möglich —, ist die summarische oder unbedingte Verwerfung desselben durchaus unsinnig und sie gehört in die Kategorie jener demagogischen, immer das Kind mit dem Bade ausschüttenden Schlagwörter-Beweisführungen, die in „sozialen" Fragen Mode geworden sind und schon so viel Begriffsverwirrung und falsche Auffassung verschuldet haben.

* * *

„Alles klagt über die schlechten Zeiten und nicht bloß der Farmer. Gehe Einer in die kleinern (von den großen gar nicht zu reden) Städte." So schreibt in einem Aufsatz, „die zwölf ersten Bauern-Artikel" überschrieben, Fr. Hecker, der berühmte (auch) zeichnete er sich in Baden als Heerführer aus und ist jetzt Farmer in Illinois, wo er bedeutenden Weinbau treibt) „Publizist".

Ferner schreibt er: „Die Farmer geben kein Geld mehr aus, wenn sie zur Stadt, sie eilen nur heimzukommen".

Die Schuld dieses Eilens trägt der niedrige Preis des Weizens. Deßhalb „will sich jetzt Alles auf das Korn werfen. Geschieht dieß, so wird der Kornpreis im nächsten Jahr in den Schuhen des Weizens laufen." Dann wird am Ende der Weizen barfuß gehen müssen.

Statt sich auf das „Korn" zu werfen, räth Hr. Hecker den Bauern, sich „in diesem fleischkonsumirendsten aller Länder" lieber auf Schweine von guter Race und gutes Schlachtvieh zu werfen. Vielleicht ist es vortheilhaft, dabei die kartoffelfressendsten Schweine und das grasfressendste Schlachtvieh auszusuchen.

Endlich aber dringt er auf Sparsamkeit im Staatshaushalt und empfiehlt den Bauern, „keine Kerle von sanftlebendem Fleisch zu wählen, welche den Bauer bloß als Mehl- und Futtersack ansehen", also ohne Zweifel den Inhalt aus ihnen herausnehmen und den leeren Sack übrig lassen. Wo nun aber Kerle von hart- oder unsanftlebendem Fleisch zu haben sind, hat Herr Hecker leider nicht gesagt.

Im Ganzen erkenne ich immer mehr, wie sehr er im Recht war, als er mir 1848 bei dem berühmten Rekontre in der Nähe der berühmten Schusterinsel das Urtheil verkündete: „Ich bin nicht bloß Jurist, sondern auch Publizist und du bist keins von beiden".

* * *

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist." Vielleicht hieße das Sprichwort besser: „Sage mir, mit dem du nicht umgehst" u. s. w. Das „Umgehen" ist nicht immer eine Sache der Wahl, es fügt sich in tausend Fällen durch Zufall oder Verhältnisse und ist dann ohne alle Bedeutung; das Nichtumgehen aber, das Meiden des Umgangs zeigt den wahren Geschmack und die wahre Gesinnung an.

So ist es auch mit dem Lieben und Hassen. Nicht was die Menschen lieben, sondern was sie hassen, liefert die sicherste Probe ihrer Sinnesart. Ich spreche hier nicht von dem persönlichen oder Privathaß — von welchem dieser Satz ebenfalls gilt —, sondern von dem sittlichen oder Tendenzhaß.

Es gibt freilich Menschen genug, die weder hassen noch lieben können, fischblütige und stumpfe Naturen, die keiner Aufregung und Leidenschaft fähig und doch nicht ohne Intelligenz und auch nicht ohne Gesinnung sind. Aber solche Menschen sind niemals unter Denen zu finden, welche sich um einer Idee willen exponiren, oder den Ideen

Bahn brechen. Sie lassen Alles kühl an sich herankommen und gehen nur mit, wo sie sicher gehen können.

Die Ideen verlangen Begeisterung und der Haß ist eine negative Begeisterung. Die negative Begeisterung ist immer stärker als die positive, in manchen Dingen ist sie sogar die einzige und trägt bloß nicht den rechten Namen. Ich rede von Freiheitsliebe. Wer aber wird sich der Freiheit, oder der Liebe zu ihr bewußt, wenn sie niemals beschränkt oder angegriffen wird? Nur die Unterdrückung und die Abweichung von ihr bringt uns ihren ganzen Werth zum Bewußtsein und dann offenbart sich dieß Bewußtsein durch den Haß gegen die Unterdrückung. Es gibt keinen Brutus ohne einen Cäsar, keinen Robespierre ohne Royalisten. Wer die Freiheit liebt, aber die Unterdrückung nicht haßt, mag ein „ganz guter Mensch" sein, aber ein „Mann der Freiheit" ist er nicht. Mit aller „Liebe" käme die Menschheit nicht einen Schritt weiter ohne den Haß. Nur wer wirklich hassen kann, kann auch wirklich lieben, kann jene intensive Hingebung und jenen energischen Willen entwickeln, wodurch allein die Erreichung großer Ziele möglich wird. Darunter ist aber weder urtheilloses Ungestüm noch blinde Wuth zu verstehen. Mit dem glühendsten, unversöhnlichsten Haß kann, ja muß der kälteste Verstand und die ruhigste Ueberlegung verbunden sein, wo es sich um sittliche Zwecke handelt. Da ist der Haß nur die Leidenschaft der Vernunft.

Wie wenig Menschen gibt es, die einen ächten und rechten Haß in sich zu nähren wissen! Und wie Wenige gibt es, die ihn immer nach dem rechten Ziel richten!

Gibt es etwas Hassenswertheres in der Welt als einen Despoten von Gottes Gnaden? Und doch thront noch eine ganze Bande dieser Unmen-

schen ungestört in zivilisirten Ländern und Tausende von „Freiheitsfreunden“ blicken zu ihnen hinauf höchstens mit reformatorischen Wünschen, aber ohne allen revolutionairen Haß. Die Republik müßte in vier Wochen durch ganz Europa gesichert sein, wenn mit der Einsicht, daß die Gewaltherrschaft übermenschlicher Popanze eben so entwürdigend wie verderblich für die Menschheit ist, nur der zehnte Theil des Hasses verbunden wäre, den jedem einzelnen der Millionen Unterdrückten der Verlust eines einzigen Dollars einzuflößen im Stande ist, welchen ein Konkurrent oder Privatfeind ihm entzogen. Wenn irgendwo der Haß am Platze ist, so ist er es gegenüber den mit Gewalt bewaffneten und durch Gewalt aufrecht erhaltenen Gegensatz von Allem, was Menschenrecht, Menschenwürde und Menschenwohl heißt. Deßhalb gibt es auch keinen verächtlicheren Menschen als Den, dem der Fürstenhaß fremd, oder der gar ein freiwilliger Diener von Fürsten ist.

„Jeder Fürst, jeder Herr von Gottes Gnaden, er sei von Person, wie er wolle, steht von vorn herein außerhalb des Gebiets der Humanität, wie er außerhalb der übrigen Menschen steht. Seine ganze Stellung, der ganze Charakter, den er sich anmaßt, schließt ihn aus als ein feindliches Wesen. Er muß inhuman sein durch Das, was er ist, wenn er es nicht sein sollte durch Das, was er thut. Mag er ein Marcus Aurelius, oder ein Nero sein, das Wort human bleibt nicht an ihm haften. Kein Verbrechen kann ihn inhumaner machen, als ihn von Hause aus schon sein Titel macht; keine Tugend kann gut machen, was er durch seine bloße Existenz verbricht. Das Grundverbrechen, welches ihn aus der humanen Gesellschaft ausschließt und ihn sittlich vogelfrei macht, ist die Anmaßung, ein spezifisch unterschiedenes, höheres Wesen über seinen Mitmenschen zu sein,

die er hierdurch sämmtlich auf eine Stufe der Rechtlosigkeit und Erniedrigung hinabstößt. Durch Schaffung des Unterthans tilgt er den sittlichen Menschen geradezu aus oder prostituirt ihn, den begabtesten wie den stumpfsten, zum halbthierischen Idioten, dessen höchste Fähigkeit und Ehre sein soll, sich ihm als dem angebeteten Götzen zu widmen und zu opfern. Verlangte er bloß Dienst, so wäre er bloß ein Gewaltmensch; aber er verlangt zugleich Götzendienst und das macht ihn zu einem außermenschlichen Monstrum, auf welches menschliche Begriffe und Rücksichten keine Anwendung mehr finden. Majestät ist das monströseste und empörendste Wort, das die Sprache kennt. Es stachelt allen Stolz des menschlichen Bewußtseins mit allem Haß wider die menschenwidrige Lüge gleichzeitig auf und kann keinen andren Gedanken erwecken, als: Vernichtung. Wer einen Fürsten nicht als Unmenschen haßt, kann sich selbst nicht als Menschen achten. Wer die Fürsten aus der Welt schafft, rächt dadurch nicht bloß die Unterdrückten, die von ihnen geknechtet werden, sondern die ganze menschliche Race, die von ihnen erniedrigt wird."

Wenn dem Haß, der den Fürsten als Räubern der politischen Freiheit zukommt, noch ein anderer entspricht, so ist es der, den die Pfaffen als Räuber der geistigen Freiheit verdienen. Wer Das, was die Pfaffen lehren, wirklich glaubt und weiter zu verbreiten sucht, ist im Grunde nicht zurechnungsfähig, er weiß nicht, was er thut; aber selbst ein Tyrann, der mit vollstem Bewußtsein das Menschenrecht in Blut ersäuft, kann kaum ein hassenswertheres Verbrechen begehen als der Pfaffe, der mit Berechnung das Licht der Vernunft auszulöschen, den Verstand zu morden, die geistige Finsterniß und Sklaverei zu erhalten sucht, um die bethörten Opfer seiner Verdummungskunst zu be-

herrschen und auszubeuten. Und doch sehen Tausende von „Freunden der Aufklärung“ dieses Verbrechen Tag vor Tag von Jesuiten aller Art als förmliches, legitimirtes Geschäft unter dem Schilde der „Religionsfreiheit“ betreiben, ohne sich im Mindesten empört zu fühlen, ja sie leisten ihm Vorschub und nennen das Toleranz, statt die Geschäftemacher dem Hasse eines Jeden, der einen Funken von Vernunft und Selbstgefühl bewahrt hat, als Verräther, Schänder und Verderber der Menschheit zu denunziren.

Dieser Mangel an Haß gegen die beiden Hauptfeinde der Menschheit ist um so auffallender, da jener treffende Spruch, daß die Menschheit nicht eher glücklich werde, als bis der letzte König am Darme des letzten Pfaffen hange, längst ein populaires Wort geworden ist. Freilich handelt es sich bei diesem Haß nicht um einen bloßen Gemüthsaffekt; er muß, wenn er nachhaltig und wirksam sein soll, begründet sein in einer prinzipiellen Auffassung und einer klaren Erkenntniß der Entwürdigung und des Verderbens, das von jenen feindlichen Mächten ausgeht. Deshalb wäre sein Nichtvorhandensein grade in der großen Masse erklärlich, welche am Meisten von denselben zu leiden hat. Dennoch reicht diese Erklärung nicht aus in einer Zeit, welche alle Fragen der Politik und Religion so oft und allseitig diskutirt hat. Den Hauptgrund finde ich vielmehr darin, daß die einseitigen Vertreter der „sozialen Frage“ die idealen Interessen der Massen durch die ausschließliche Ventilirung der materiellen verdrängt und ihrem Haß eine falsche Richtung gegeben haben. Nicht die Fürsten und die Pfaffen sind es, welche die Massen, „Arbeiter“ genannt, jetzt hassen, sondern es sind die Kapitalisten und die „Bourgeois“. Ich beschuldige jetzt, wie ich es schon vor zwanzig Jahren gethan, die „Arbeiter“-Demagogen,

namentlich die Kommuniſten, des Verbrechens, für Fürſten und Pfaffen ein Sicherheitsventil geſchaffen zu haben durch Ablenkung des Haſſes der Maſſen gegen Diejenigen, die ohne Fürſten und Pfaffen bald harmlos zu machen wären, nämlich gegen die wohlhabenden „Klaſſen“ der Geſellſchaft. Sie haben dieß gethan, weil ihr gemeiner Sinn keiner Begeiſterung für ideale Intereſſen fähig war und ihr Demagogenehrgeiz es am Bequemſten fand, die Ungebildeten bloß an der Seite des thieriſchen Bedürfniſſes zu faſſen. Niemand iſt weniger geneigt als ich, dem Geldprotzen Konzeſſionen zu machen, oder ihm den Mittelloſen als Recht- und Hülfloſen zu überliefern. Aber ich habe es ſtets nur als böswillige Verleugnung der Wahrheit anſehen können, wenn man den Kapitaliſten, der dem gewaltgerüſteten Königthum eben ſo gut unterthan und tributpflichtig iſt wie der Proletarier, als den erſten und zuerſt oder allein zu bekämpfenden Feind der gedrückten Maſſen darzuſtellen ſuchte. Und nur Ehrloſigkeit oder Verrath konnte ich Denen ſchuldgeben, welche lehrten, der Proletarier habe den Gewalthaber, welcher ihn als Unterthan unter die Füße tritt und nicht bloß ſeinen Schweiß, ſondern auch ſein Blut für die bloße Ehre fordert, als Götzendiener geopfert zu werden, weniger zu haſſen, als denjenigen ſeiner Mitunterthanen, der ihm ſeine Dienſte wenigſtens mit Brod bezahlt, ohne welches der Fürſt ihn würde verhungern laſſen.

Wenn in Berlin ein Herr von Schweitzer die „Arbeiter“ zu einer Leibgarde des Königthums gegen die „Bourgeois“ machen kann, wem hat man dieß zu verdanken? Den Kommuniſten, die jetzt jenen Verräther vergebens als Konkurrenten bekämpfen, nachdem ſie ſelbſt ihm die Waffen geliefert.

Der Haß, der aus dem Magen oder dem

leeren Geldbeutel kommt, wird die Menschheit so wenig befreien wie veredeln. Erst muß der ideale, der wahrhaft sittliche Haß wieder hergestellt werden, von Dem ausgehend, was den Menschen zum Menschen macht, vom Bewußtsein seiner Würde, von seinem Freiheitsstolz und von dem Recht seiner fesselosen Vernunft. Kommt diese Zeit, so werden sich auch die Sympathien und Antipathien umwandeln, die jetzt die Individuen wie die Parteien binden und trennen. Wer in dem Chaos der jetzigen Verwirrung sich über seine Stellung nicht orientiren kann, der sorge bloß dafür, daß er gehaßt werde, und frage sich, von wem und weshalb. Das ist auch überhaupt ein praktischer Rath für das ganze Leben. Von der Dummheit gehaßt zu werden, ist schmeichelhaft; von der Schlechtigkeit gehaßt zu werden, ist ehrenvoll; von der Gemeinheit gehaßt zu werden, ist beneidenswerth.

* * *

Die bekannte Schriftstellerin Fanny Lewald, die viel über die Interessen der Frauen geschrieben, empfiehlt in der „Westl. Post", wenn auch im Prinzip für das Stimmrecht, doch aus praktischen Gründen einen Aufschub bei Ertheilung desselben. Ihre Gründe kommen auf den alten Einwand hinaus, die meisten Frauen seien noch nicht „reif" zur Ausübung politischer Rechte. Zur Vorbereitung und Einleitung schlägt sie vor, einstweilen den Frauen die Wählbarkeit, aber noch nicht das Wählen zuzugestehen. Sie meint, dadurch würden zunächst die tüchtigsten Frauen hervorgezogen und, in die rechten Stellungen gebracht, die weiblichen Fähigkeiten faktisch demonstriren und als Vorbilder und Vorgängerinnen die anderen allmälig auf den Weg der Betheiligung an öffentlichen Angelegenheiten bringen.

Der Vorschlag hat dem Anschein nach etwas

für sich, ist auch gut gemeint, aber er leidet, wie jede Halbheit und jedes Kompromiß, an einem bedenklichen Mangel an Logik, der stets auch in der Praxis seine entsprechenden Konsequenzen hat. Zunächst ist davon auszugehen, daß ein Gewähltwerden nicht möglich ist ohne ein Wählen, also ursprünglich alle Wähler „unreif" sein und gewesen sein müssen, weil sie noch nicht als Gewählte die Probe der Tüchtigkeit bestehen konnten. Bei Anwendung der Lewaldschen Logik hätte es im Grunde niemals zum Wählen kommen können, oder sollen. Am Wenigsten aber hätte danach das Stimmrecht ganzen Klassen oder Bevölkerungen ertheilt werden dürfen. Warum hat man den Negern nicht erst das Recht ertheilt, gewählt zu werden, ehe sie das Recht erhielten, zu wählen?

Diese Frage wird sofort auch auf das Bedenkliche des Vorschlags in der Praxis aufmerksam machen, das Frau Stahr-Lewald nicht bedacht hat. Trotz aller Tüchtigkeit einzelner Neger würden dieselben schwerlich jemals als siegreiche Kandidaten aus der Wahlurne hervorgehen, wenn man ihnen bloß das Recht ertheilte, von Nichtnegern gewählt zu werden. Aehnlich würde es wahrscheinlich auch den Frauen ergehen, so lang nur Männer das Recht hätten, sie zu wählen, und wo sie gewählt würden, da würde man dieß nur als eine Galanterie oder als eine Abfindung betrachten, um die Hauptsache, die Gleichberechtigung durch das Stimmrecht, um so ungestörter auf die lange Bank schieben zu können.

Doch der Hauptverstoß gegen die Logik liegt in Folgendem. Jeder Wahl liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß der Gewählte nicht bloß würdig und tüchtig, sondern auch würdiger und tüchtiger sei, als seine Wähler. Sie wählen ihn nicht, weil sie ihn unter sich, sondern weil sie ihn über sich selbst stellen. Nun aber einen Kandidaten aufstellen

oder wählen, der würdiger und tüchtiger ist als seine Wähler, und dennoch nicht würdig und tüchtig genug zur Gleichberechtigung mit ihnen, würde ein non plus ultra nicht bloß von Ungerechtigkeit, sondern auch von Unsinn sein. Jede Wahl, aus der eine nicht stimmberechtigte Frau als siegreiche Kandidatin hervorginge, wäre ein Hohn der Wähler auf sich selbst wie auf das ganze Wahlsystem. Dieß würde um so klarer werden, je höher der Posten wäre, um dessen Besetzung es sich handelte. Man denke sich — und der Fall wäre ja möglich —, daß eine Frau (so gut wie in Europa auf einen Thron) auf den Präsidentenstuhl berufen würde. Sie wäre dann würdig und fähig, den ersten Posten der Republik zu bekleiden, aber nicht würdig und fähig, neben den letzten Wähler gestellt zu werden.

Wie würde Fanny Lewald im Präsidentenstuhl über ihre Logik urtheilen?

Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß zur Ausbildung des weiblichen Geschlechts, worüber jetzt so viel geschrieben wird, vor Allem ein Kollegium über Logik erforderlich wäre. Wenn die Männer sich auf ihren schärferen Verstand etwas zu gut thun, so sollten sie namentlich bedenken, daß sie stets das Monopol in Allem gehabt haben, was zu Schärfung desselben dienlich ist.

* * *

In den New-Yorker Zeitungen lese ich die Anzeige von dem Tode der Frau Marie Blöde, der Schwester des Dichters Sallet. Sie war eine der gebildetsten und begabtesten teutschen Frauen in Amerika und ist auch mitunter als Schriftstellerin aufgetreten. Doch dieß ist nicht der besondere Grund, weßhalb ich ihr ein kleines Andenken widmen mögte. Sie war die erste, mir bekannt gewordene teutsche Frau, die sich für die Rechte

ihres Geschlechts begeisterte und mein Streben für dieselben anerkannte. Als solche ist sie mir in der Erinnerung geblieben, obschon seit achtzehn Jahren örtliche Trennung allem weiteren Verkehr ein Ende gemacht und sie meines Wissens keine Gelegenheit gefunden hat, für ihre Grundsätze öffentlich aufzutreten. Besondere Hindernisse müssen sie davon abgehalten haben. Die Geschichte der teutschen Frauen in Amerika ist so arm und interesselos, daß es als ein gewissermaßen herzloses Versäumniß erscheint, auch die wenigen stillschweigend scheiden zu lassen, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Der Frau Blöde kann ich aber nur gedenken in Verbindung mit einer andern Frau, durch welche sie angeregt wurde, mir gegenüber ihre Gesinnungen näher auszusprechen. Ich meine die amerikanische Dichterin Sarah Bolton*. Diese habe ich ebenfalls seit 18 Jahren aus dem Gesicht verloren. Um jene Zeit reis'te sie in kränklichem Zustande nach Europa und ist, so viel ich weiß, der Frau Blöde längst in „das unbekannte Land" vorausgegangen. Man würde sonst mehr von ihr gehört haben. Mit Frau Bolton wurde ich bekannt durch folgenden schönen Brief, den ich in der Uebersetzung mittheile:

Herrn Karl Heinzen in New-York.

Indianapolis, den 26. April 1851.

Lieber Herr!

Verzeihen Sie die Freiheit, mit welcher ich mich an Sie wende, ohne persönliche Bekanntschaft. Meine einzige Entschuldigung ist ein dringendes Verlangen, Ihnen meine Gesinnung auszudrücken in Bezug auf die Verbindlichkeit, welche Sie meinem Geschlecht auferlegt haben durch die von Zeit zu Zeit in der „Schnellpost", veröffentlichten Artikel über die Rechte des Weibes. Ich bin Ihnen gefolgt mittelst der Uebersetzung des Hrn. H., eines Ihrer größten Bewunderer, dessen

---

* Man lese ihr schönes revolutionaires Gedicht „An Teutschland", übersetzt in den Gedichten von K. Heinzen.

Urtheil in meinen Augen ein Königreich werth ist. Sie säen eine Saat, welche zur glorreichen Ernte reifen wird, einer Ernte, die vielleicht erst kommenden Generationen zu gut kommt; aber Sie finden Ihren Lohn in dem Bewußtsein, recht gethan zu haben, und es bleibt Ihnen die Gewißheit, daß die Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit Ihres Strebens anerkannt wird von Einzelnen schon jetzt, von Vielen in der kommenden Zeit. Es ist jedem Denkenden klar, daß eine große Reform in der moralischen wie in der politischen Welt zur Geburt sich drängt, und Ihre Feder räumt die hartnäckigen Hindernisse und alten Mißbräuche aus dem Wege des jungen Giganten, dessen Gang vorwärts muß, vorwärts für immer. Unterstützt durch eine Kraft wie die Ihrige wird er sein Gefängniß mit allen Riegeln und Banden sprengen, die Stricke der Galgen lösen, die Fesseln der Geister wie die Fesseln der Glieder zerreißen, die Künste der Verdummung aufdecken und die Bigotterie unter die Füße treten. Möge der Himmel ihn fördern auf seiner Mission! Halten Sie mich nicht für eine zügellose Enthusiastin oder eine krasse Reformerin; aber glauben Sie mir, wenn ich die Brachfelder des Lebens überblicke und bedenke, was gethan werden könnte, was gethan werden muß, ehe die menschliche Natur physisch, intellektuell und moralisch Das geworden sein wird, was sie sein sollte, so hüllt sich meine Seele in Trauer und ich bin versucht zu weinen im Gefühl meiner eigenen Ohnmacht.

Ich stimme völlig mit Ihnen in der Ansicht überein, daß das beste Mittel zur Erreichung des ersehnten Zieles die Erziehung und Fortbildung des weiblichen Geschlechts ist. Machen Sie die Frauen irgend eines Landes intelligent, edel, human statt zu Sklavinnen und geputzten Schmetterlingen, und Sie haben die höchsten und heiligsten Interessen eines solchen Landes so gewiß gesichert, wie Intelligenz die Basis der Freiheit ist. Ein berühmter Indianerchef sprach einst zu den Lehrer einer Missionsschule: „Sie haben verkehrt begonnen; Sie erziehen unsere Knaben; diese heirathen unwissende Weiber; die Kinder gleichen den Müttern und die Väter werden bald beider überdrüssig. Verstehen Sie bloß ein Ein Geschlecht zu erziehen, so lassen Sie es unsere Weiber sein.“ Dieß ist die Sprache der Natur und Erfahrung; ich wünschte, daß die zivilisirten Völker der Erde die gleiche Lehre empfangen könnten!

Ich mache mir große Vorstellungen von dem Erfolg Ihrer Bemühungen, aber ich muß geduldig sein und die Zeit abwarten. Ist es schon schwer, die wenigen Erleuchteteren aus der Bahn zu bringen, die sie einmal zu wandeln gewöhnt sind, wann dürfen wir dann eine Aenderung der Masse von Geistern erwarten, die völlig unzugänglich zu sein scheinen

für Alles, außer für das matte Licht, welches von den Grenzen der Vergangenheit herüberscheint! Viel ist noch zu thun, noch mancher starke und edle Geist muß sein Licht ausströmen über die Bollwerke des Irrthums, bis sie wanken in ihrem Falle. Noch mancher Mann muß fühlen, wie Sie fühlen, und sprechen, wie Sie sprechen, bevor die blinde Welt die durch die Zeit allein geheiligten Grundsätze und Gewohnheiten aufgibt, an die sie mit Leib und Seele verkuppelt ist. Aber wir dürfen dieserhalb nicht verzweifeln. Unsere Lichter flammen nicht, um unter den Scheffel gestellt zu werden, und es ist unsere Pflicht, sie am Brennen zu halten.

Ich bin erfreut über die Strahlen, welche mittelst der Uebersetzungen des Herrn H. die Schönheit Ihrer Ideen und Ihrer Moral in meine Seele geworfen hat, aber ich weiß, ich würde entzückt sein, wenn ich sie in meinem Herzen sammeln könnte durch Lesung des Originals, denn so gewiß, wie nur ein teutscher Geist im Stande war, solche Gedanken zu empfangen, so gewiß ist nur die teutsche Sprache geeignet, sie völlig zu verkörpern. Ich weiß, daß Sie wenig Ermuthigung in der Gegenwart finden, in der That gar keine; Sie haben nur das klare Bewußtsein, daß Sie recht handeln, und die Zuflüsterungen der Hoffnung, daß Sie Ihre Stimme durch die ferne Zukunft senden, daß Sie
„Ihre Fußstapfen zurücklassen werden im Sande der Zeit".

Aber dieß ist viel, wenn diese Fußstapfen einer Welt als Führer dienen zur Wahrheit und zum Glück. Und sie werden dieß, wenn Sie fortfahren, wie Sie begonnen haben.

Ich hoffe, daß Anstalten getroffen werden, alle Ihre Artikel über die Rechte des Weibes zu übersetzen und in Brochürenform durch das ganze Land zu verbreiten. Ich glaube, sie würden viel beitragen, um die öffentliche Meinung zu einer gerechten Beurtheilung dieses Gegenstandes anzuleiten. Man sagt, daß der unaufhörliche Fall der Wassertropfen einen Stein abnutze; so wird auch die unabläßige Wiederholung der Wahrheit den härtesten und stärksten Irrthum zerstören.

Ich hoffe, daß Ihr Pfad vorwärts und aufwärts führen werde, und indem ich Sie bitte, von sich hören zu lassen, wenn es Ihnen zusagt, bin ich mit Gesinnungen der Achtung und Hochschätzung

Ihre Freundin

Sarah J. Bolton.

Ich habe schon öfter darauf hingewiesen, daß grade die in der Regel von Nativismus freien amerikanischen Frauen am geeignetsten seien, eine Vermittlung des teutschen und amerikanischen

Geistes anzubahnen und dadurch den radikalen Ideen auch unter der einheimischen Bevölkerung Bahn zu brechen. Was hätte sich schon erreichen lassen, wenn diesem Wink die nöthige Beachtung wäre geschenkt worden! Ohne Mittel und ohne Unterstützung konnte ich allein natürlich keine Agitation in's Werk richten, und die Pöbelhaftigkeiten und Gemeinheiten, womit ich unter meinen Landsleuten zu kämpfen hatte, waren wenig geeignet, den amerikanischen Geist zu einer Verbindung mit dem teutschen einzuladen, der bei dem Kampf der Fortschrittsideen solche Proben ablegte. Die Rohheit der teutschen Presse hat sogar unterdessen Alles aufgeboten, auch die amerikanischen Frauen nativistisch zu stimmen. Mit dieser Rohheit stelle man die Anerkennung des Teutschthums zusammen, welche der Brief der Frau Bolton ausspricht, und die Hoffnungen, welche in folgendem Antwortschreiben ausgesprochen sind. Jetzt würde ich nicht mehr wagen, ein solches Antwortschreiben abzusenden. Ich würde fürchten müssen, auf die edlen Leistungen unserer Anti-Weiberrechtler mit der Frage verwiesen zu werden, ob solche Ausbrüche der pöbelhaftesten Gemeinheit die Blüthen des gerühmten teutschen Geistes seien.

An Frau Sarah Bolton in Indianapolis.

New-York, den 7. Mai 1851.

Geehrte Frau!

Sie entschuldigen sich wegen Ihres werthen und schönen Schreibens an mich. Das heißt eine große Ehre und eine große Genugthuung entschuldigen, deren Sie mich gewürdigt haben. Ich bin kein Freund leerer Komplimente, Sie werden daher meiner Versicherung glauben, daß Ihr Brief, wenn er auch mein Verdienst und meine Befähigung zu hoch anschlägt, mir zu eben so großer Freude wie Ermuthigung gereicht. Ich gestehe Ihnen, daß ich mir wenig Hoffnung gemacht hatte, von amerikanischen Frauen verstanden oder gewürdigt zu werden, denn, abgesehen davon, daß die amerikanische Erziehung zum Denken nicht so frei ist wie das amerikanische Leben zum Handeln, hielt ich die hiesigen Frauen auch für zu nüchtern, zu kalt und zu abge-

schlossen, um sich der teutschen Denk- und Empfindungsweise anzuschmiegen. Ihre Anerkennung aber macht mir Hoffnung, daß eine Verständigung des teutschen und amerikanischen Elementes möglich sein werde. Was die Männer nicht wollen, werden vielleicht die Frauen wollen, und ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihr schwaches Geschlecht für einen sehr mächtigen Alliirten halte.

Die amerikanischen Männer pflegen auf uns Teutsche mit Geringschätzung herabzublicken, weil sie hier geboren sind, weil sie die Mehrzahl bilden, weil die englische Sprache die herrschende ist und weil — sie vom Teutschen nichts verstehen. Ihre Ohren verstehen uns nicht, ihre Köpfe noch weniger und ihre Herzen am Wenigsten. Wohlan, ich hoffe jetzt, daß uns die amerikanischen Frauen verstehen werden. Wir Teutschen sind konsequente Denker, radikale Revolutionaire und dabei Menschen von Gemüth, Phantasie und Poesie. Wir begnügen uns nicht mit halbem Recht und halber Wahrheit, wir müssen Alles durchdenken und endlich durchsetzen bis zu den letzten Konsequenzen und sollte auch der ganze Bau der jetzigen sozialen Welt untergraben werden; von der andern Seite besitzen wir jenen Sinn für das Ideale und jene Gemüthsrichtung für das Humane, welche uns vor der Gefahr bewahren, durch die scharfe Denkart zur Kälte und Herzlosigkeit zu gelangen. Wir denken mit dem Kopf und Herzen zugleich. Ich hebe dieß Alles absichtlich und mit Stolz hervor, grade weil wir Teutsche diejenigen Elemente in das amerikanische Leben herüberbringen, welche demselben noch fehlen, um die hiesige Freiheit als Lebensluft wahrer Humanität nutzbar machen zu können.

Glauben Sie mir, ich bin kein beschränkter Nationaler. Ich bin längst über das Vorurtheil hinweg, daß der Vorzug des Menschen an der Scholle, am Namen, an der Sprache oder an der Abstammung klebe. Und seit 6—7 Jahren als Flüchtling in der Welt umherschweifend, bin ich auch durch die Praxis zum Weltbürger herangebildet worden. Wo wahre Freiheit ist, da ist mein Vaterland, und wo wahre Menschen sind, da ist meine Heimath. Aber ich erkenne, daß die verschiedenen Völker, wie ihre Produkte und ihre Waaren, so auch ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Bildung unter einander austauschen müssen, um gleichsam den Mustermenschen, das Mustervolk zu erziehen. Und bei diesem Austausch gilt keine Eifersucht und keine Ausschließung. Jedes Volk hat neben dem andern gewisse Vorzüge und gewisse Mängel. Die rechte Kombination beim Austausch erhöht gegenseitig die ersteren und verringert die letzteren. Und so glaube ich, daß die Verschmelzung des teutschen und amerikanischen Elements das hiesige Volk auf einen Standpunkt erheben würde, der höher stände, als der einseitig teutsche wie der einseitig amerikanische.

Vielleicht ist den amerikanischen Frauen die Aufgabe zugetheilt, diese Ausgleichung einzuleiten. Was ihre Gedankenwelt betrifft, so muß ihnen das radikale teutsche Wesen entsprechen, weil sie in ihrer Stellung revolutionair sein müssen gegen die bestehende Ordnung der Dinge; und was ihre Gefühlswelt betrifft, so findet dieselbe nirgendwo eine schönere Quelle der Bereicherung und Veredlung, als in der teutschen Art und Bildung. Sie legen mit Recht ein großes Gewicht auf die Erziehung. Aber alle amerikanischen Frauen sollten sich verbinden, die hiesige Erziehung um eine der wichtigsten Zugaben zu bereichern, nämlich ihre Kinder in teutscher Sprache und Literatur gründlich unterrichten zu lassen. Ich versichere Ihnen, es würde ihnen dadurch eine ganz neue Welt erschlossen und die kommende Generation würde sich von der jetzigen wesentlich unterscheiden. Was ein Göthe, ein Schiller, ein Lessing, ein Jean Paul und so viele teutsche Schriftsteller zu bieten haben, das finden Sie in keiner andern Literatur, am Wenigsten in der amerikanischen. Und was namentlich die religiöse Aufklärung, die Mutter aller andern, betrifft, so ist für dieselbe in keiner Literatur mehr und gründlicher gewirkt worden, als durch die teutsche.

Sie, geehrte Frau, scheinen dem Teutschthum sehr geneigt zu sein. Sie werden sich gewiß ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie diese Geneigtheit weiter verbreiten. Kann meine Schrift über die rechtliche Stellung der Weiber, in's Englische übersetzt, zu jenem Zweck indirekt mitwirken, so werde ich mich freuen, zweifach dadurch gewirkt zu haben. Die Schrift enthält übrigens Manches, was die jetzige Anschauungsweise in diesem Lande beleidigen muß. Aber das ist gut. Sie werden nicht leugnen, daß in Ihrem Vaterlande, welches so viel Schönes und Großes darbietet, die Lüge und die Heuchelei noch eine große Rolle spielt. Mit diesen Mächten aber darf man nicht transigiren, man muß ihnen offenen Krieg machen und sich nicht scheuen, mit den letzten Wahrheiten ihnen entgegen zu rücken. Nur durch Kampf läßt sich der Sieg erringen und Lüge und Heuchelei können nur besiegt werden durch Vernichtung.

Es versteht sich von selbst, daß ich für die Rechte Ihres Geschlechts zu wirken fortfahren werde, so oft sich Gelegenheit dazu darbietet. Ich bitte Sie, zu dem Zweck, mich gelegentlich in Kenntniß zu halten von den Bestrebungen, die von Seiten der amerikanischen Frauen in's Werk gesetzt werden. Der Kampf für die Rechte des schwächeren Geschlechts wird noch lang geführt werden müssen; aber Beharrlichkeit überwindet Alles und jedes Recht ist beharrlich.

Mit besonderer Hochachtung und Sympathie

Ihr ganz ergebener Freund

K. Heinzen.

Damals war die Frauenrechtsbewegung, wenigstens sofern sie radical auftrat, auch unter den Amerikanern und Amerikanerinnen noch etwas Neues und ebenso verhaßt wie die Antisklavereibewegung. Wie hätten nun gar teutsche Frauen, diese ergebenen Unterthaninnen von Unterthanen, sich dafür interessiren sollen! Die einzige Teutsche, die mir neben der noblen Amerikanerin ihre Zustimmung zu erkennen gab, war Frau Blöde. Ich habe den Brief aufbewahrt, worin sie mir den Eindruck aussprach, den das Schreiben der Frau Bolton auf sie gemacht, und theile zu ihrer Ehre und ihr zum Andenken folgende Stellen aus demselben mit:

„Um Sie der Verwunderung über meine abrupte Schreibluft zu überheben, bekenne ich Ihnen gleich, daß es mich unwiderstehlich drängte, Ihnen meine Freude über den Triumph auszusprechen, den Sie durch die Anerkennung der Mrs. Bolton errungen haben. Sie werden schon aus den allgemeinen Umrissen, nach denen Sie mich kennen gelernt haben, schließen, daß ich mich für die Sache interessiren muß und die Sympathie einer Amerikanerin doppelt freudig begrüße; aber Sie werden mir kaum den Grad von Enthusiasmus zutrauen, in welchen mich diese Erscheinung versetzt hat; Sie werden nicht glauben, daß mein Herz laut schlug, als ich jenen Brief las, daß ich wahrhaft beglückt mich in dem frischen Quell labte, der dieser Wüste entsprungen ist. Gern würde ich mich mit dieser Frau in Verbindung setzen, mehr von ihren Anschauungen, ihren individuellen Vorzügen erfahren, allein ich bin im Augenblicke durch häusliche Verhältnisse zu sehr gebunden, um hoffen zu dürfen, ihr auch nur durch Briefe einiges Interesse abzugewinnen und dadurch einen weiteren Verkehr einzuleiten. Wie gern thäte ich durch Uebersetzungen u. s. w. etwas für die Reform der

weiblichen Bildung, die schon in Deutschland mein stetes Augenmerk und das Ziel meiner Bestrebungen war. Ich habe aus jener Zeit einen Aufsatz mit herübergebracht, mit dem ich einmal vor einem großen Kreise der engherzigsten Philister eine kühne That ausführte; es war ein so genannter Erziehungsverein, er sperrte Mund und Nase auf und — hatte Nichts verstanden. Einzelnes davon würde auch hier ganz an seinem Platze sein, sowie meine Sprache jetzt auch radikaler sein würde, wie damals. Ich bin Ihnen jedes Mal dankbar, wenn ich finde, daß Sie diesen Gegenstand in der Zeitung immer wieder bringen und trotz geringer Ermuthigung mit gewohnter Zähigkeit festhalten."

* * *

Mazzini hat einen im „Journal de Genève" veröffentlichten Brief an Edgar Quinet geschrieben, worin er sich über seine getäuschten Hoffnungen beklagt, an der jetzigen Generation verzweifelt und bekennt, daß er seine Aufgabe, für die er ohnehin zu alt und ermüdet sei, nur noch aus Pflichtgefühl gegen Diejenigen verfolge, welche ihn als ihren Bannerträger betrachten. Die bemerkenswertheste Stelle des Briefes ist folgende, die eben so gut von einer Kanzel kommen könnte:

„Die jetzige Generation hat keinen Glauben, sie hat bloß Meinungen. Sie verläugnet Gott, die Unsterblichkeit, die Liebe der ewigen Verheißung, den Glauben an ein Gesetz vernünftiger Vorsehung; sie schwört Allem ab, was es Schönes, Gutes und Heiliges in der Welt gibt, allen erhabenen Traditionen von Prometheus bis Christus, von Sokrates bis Kepler, um sich vor Comte und Büchner hinzuwerfen. Sie studirt die Erscheinungen, auf welche sie stößt, aber sie geht über die Quelle derselben hinweg."

Mazzini ist alt und kränklich. Die bequemste

Art, seine Niedergedrücktheit zu erklären, wäre, sie auf Rechnung seines Zustandes und der damit nothwendig verbundenen geringeren Energie zu schreiben. Doch würde diese Erklärung nicht ausreichen. Auch ist eine andere, welche seine ganze Stellung und seinen „Glauben" in Betracht zieht, würdiger und lehrreicher.

Wenn das größte Glück eines Menschen darin besteht, ganz nach seinen natürlichen Neigungen und Anlagen leben und streben zu können, so muß Mazzini zu den Glücklichsten seiner Zeit gerechnet werden. Ausgestattet mit ungewöhnlichen Fähigkeiten, überall bereitwillig unterstützt von Anhängern und Freunden und stets im Besitz ausreichender Mittel, hat er sich seinem Streben seit Jahrzehnten mit voller Kraftentwicklung und ohne alle die kleinlichen und gemeinen Hemmnisse und Sorgen* hingeben können, die mehr aufreiben und entmuthigen, als alle Verfolgungen und Anfeindungen der Mächtigen und ihrer Agenten. Ueberdieß besitzt Mazzini keine Eigenschaften, die ihm persönliche Feinde schaffen, oder seine Anerkennung schmälern könnten, und er ist sicher eher überschätzt als zu wenig bewundert worden.

Und trotz Alledem hoffnungslos und verzweifelnd sogar an Denen, die ihm überall beigestanden und sich auf seinen Antrieb geopfert haben? Wenn ein Mazzini ein Recht hat, zu verzweifeln und die Flügel hangen zu lassen, was sollen dann

---

* Als ich in London vor meiner Abreise nach Amerika von ihm Abschied nahm, meinte er halb vorwurfsvoll, ich entferne mich, „um mich nicht abzunutzen und für bessere Zeiten zu konserviren". Ich ließ ihn dabei, um nicht den wahren Grund zur Erörterung zu bringen und bei ihm wie eine Hülfesuchender zu erscheinen. Obschon er wußte, daß ich in bedrängten Verhältnissen lebte, konnte er sich doch die Möglichkeit nicht vorstellen, daß ein bekannter Revolutionair den Kampfplatz aufzugeben genöthigt sei, um nur nicht zu verhungern.

Diejenigen thun, die für die Freiheit gewirkt haben und wirken ohne die Stützen, ohne die Mittel, ohne die Anerkennung, die ihn stets gehalten, ausgerüstet und gehoben haben?

„Nichts Abgeschmackt'res kenn' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt."

Das Nämliche mögte ich von einem Revolutionair sagen. Aber um nicht zu verzweifeln, darf ein Revolutionair nicht als Schwärmer sondern nur als Verstandesmensch handeln. Begeisterung für eine Idee braucht nicht Schwärmerei zu sein. Mazzini ist stets ein Schwärmer, ein edler Schwärmer und Glaubensmensch gewesen. „Gott und das (italienische) Volk" war sein Wahlspruch. Trotz seiner kosmopolitischen Gesinnung glaubte er doch nur an Italien, und trotz allem „Volk" rekurrirte er immer wieder an die Instanz „Gott". Wer aber den Glauben zum Führer nimmt, wo er mit thatsächlichen Verhältnissen zu thun und zu rechnen hat, der ist überall der Enttäuschung ausgesetzt. Glaubt Einer an die Unsterblichkeit seiner Seele u. s. w., so mag er sich durch diesen Glauben aufrecht erhalten bis an sein Ende, da er eben die Probe auf das Exempel nicht erlebt; glaubt er aber, er könne in dieser materiellen Welt mit 10 Pfund Gewicht 1000 Pfund aufwiegen, so hilft ihm aller Glaube nicht und jede Probe muß ihn zur Verzweiflung bringen. Mazzini konnte durch nichts so unglücklich gemacht und niedergedrückt werden wie durch den Gedanken, daß Italien nicht durch sich selbst und allein frei werden könne sondern auf Frankreich warten müsse. Nur nach seinem schwärmerischen Glauben und nicht nach Verstandesberechnung handelnd, konnte er nicht begreifen und zugeben, daß die besonderen Mittel und Verhältnisse, die Geschichte und Geographie jedes Landes ihm eine besondere Stellung anweisen, in der es andern überlegen, oder von

andern abhängig sein muß, oder daß solche Abhängigkeit keine Schande involvire und nicht willkürlich ignorirt werden dürfe. Man weiß, wie viel bereitwillige Opfer für Mazzini's Glauben haben büßen müssen, daß ein freies Italien in einem unfreien Europa und namentlich ohne ein freies Frankreich existiren könne. Und nachdem alle seine Versuche, durch eine falsche Berechnung ein richtiges Resultat zu erzielen, gescheitert sind, schiebt er die Schuld auf die „Generation", die das Unmögliche nicht möglich gemacht, und verzweifelt an ihr. Um aber das Maß seiner Verirrung voll zu machen, verzweifelt er an ihr hauptsächlich deshalb, weil sie Das abzulegen beginnt, was ihn irreführt, nämlich den Glauben, und sich dafür an den Verstand zu halten beginnt. Wäre es nicht besser, er verzweifelte an dem „Gott", der bisher nur seinen Feinden geholfen hat? „Gott und das Volk" beten ihm bereitwillig alle Despoten und alle Pfaffen nach, die er bekämpft, und er muthet noch immer der Revolution zu, dasselbe Credo auf ihre Fahne zu schreiben! „Gott" hat ihn sein ganzes Leben lang betrogen, und am Ende desselben macht er Andern zum Verbrechen, daß sie nichts mehr mit dem Betrüger wollen zu schaffen haben!

In dem Brief an E. Quinet erklärt er, das Losungswort, das er seinen Anhängern gegeben und das ihm keine Ruhe erlaube, heiße „Handeln". Was ist Handeln? Besteht es nur in nutzlosem Konspiriren und Putschmachen? Mazzini beklagt, daß die heutige Generation seinem Gott und seinem Christus den Rücken wende und sich an Comte und Büchner halte, d. i. die Welt der Gespenster und Phantasie verlasse, um sich auf dem festen Boden der Wirklichkeit zurechtzufinden. Wer sie hierzu bringt, „handelt" der n i ch t? Es gibt kein edleres und zugleich kein erfolgreicheres

„Handeln“, als das Revolutioniren der Geister. Hätte Mazzini im Sinne der Materialisten gehandelt, sein Handeln würde bessere Früchte getragen haben als alles Konspiriren mit gottesfürchtigen Katholiken. In einer Gesellschaft von Materialisten wären Könige so wenig möglich wie Pfaffen; wo „Gott“ und Christus hausen, sind Könige und Pfaffen nicht auszurotten. Als Materialist aber würde Mazzini auch persönlich eine festere Stellung haben, als ihm all sein Glauben verleihen kann. Er würde, statt auf „Gott“ zu hoffen und von ihm Hülfe zu erwarten, die realen Verhältnisse mit ihren Ursachen und Nothwendigkeiten begreifen, sich durch die Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit der Fortentwicklung über unglückliche Unternehmungen trösten, für deren Gelingen die nöthigen Bedingungen nicht vorhanden waren, und die persönlichen Erfolge des gläubigen Einzelnen nicht zum Maßstab für die Aussichten einer Entwicklung nehmen, an der eine ganze Welt betheiligt ist. Ob, was wir erstreben, durch uns oder während unserer Lebzeiten gelingt, das darf weder unser Vertrauen noch unsere Theilnahme bestimmen. Wenn wir uns klar sind über Das, was geschehen muß und wird, und mit unsern Ueberzeugungen nicht von äußern Einflüssen und Autoritäten abhangen, sondern geistig und sittlich fest in uns selbst begründet sind, so enttäuscht uns nichts und entmuthigt uns nichts, und ständen wir ganz allein in einer zurückgebliebenen Welt. Ein Atheist oder Materialist kann niemals verzweifeln, weil er seinen Halt in der Erkenntniß der Natur der Dinge findet und nicht im Glauben an eine eingebildete Welt.

Ich wünsche nichts mehr, als daß schon vollständig wahr wäre, was Mazzini als ein Unglück beklagt, nämlich: „die jetzige Generation hat keinen Glauben“.

* * *

Ich habe mir schon manches Treffwort stehlen lassen, ohne es als Autor zu reklamiren; es ist aber gegen meine Grundsätze, in dieser Beziehung liberal zu sein zu Gunsten von „Hochstehenden", denen ohnehin die Unsterblichkeit so leicht gemacht wird, bloß weil sie Das haben, was auch den Kleinsten in einen Großen umwandeln, nämlich die Macht. In der „Neuen Zeit" vom 23. Juli (Die telegraphischen Depeschen der Presse") schreibt Jemand dem Herrn Bismarck das angeblich im Jahr 1868 im „Nordd. Reichstage" geäußerte und mit Jubel aufgenommene Wort zu: „an die Stelle von „Gelogen wie gedruckt" können wir nunmehr sagen: „Gelogen wie telegraphirt."

In einem im Jahr 1863 von dem Schreiber Dieses gehaltenen und 1865 publizirten Vortrag über „Die Wahrheit" heißt es S. 47: „Adressiren wir uns an den Ersten Besten: er ist ein Zeitungsschreiber, der ein „Organ der Wahrheit" herausgibt. „Lügen wie gedruckt", „er lügt wie eine Zeitung" — das sind kurrente Redensarten geworden, die höchstens noch eine moderne Verstärkung erhalten könnten durch die Wendung: „er lügt wie der Telegraph".

Das wird genügen, damit der „edle Graf" wenigstens nicht auf meine Kosten bereichert wird. Hat er das ihm zugeschriebene „geflügelte Wort" wirklich gesprochen, so ist er ein Plagiarius.

* * *

Offener Brief an Ludwig Kossuth.*

Ihrem Triumphzug schließen sich alle Parteien an und alle Geister. Wer nicht als Theilnehmer

* Ich lasse diesen Brief wieder abdrucken zu einem propagandistischem Zweck und daß ich dazu den „Pionier" benutze, werden die Leser hoffentlich verzeihen, zumal da die wenigsten

sich einreihen läßt, drängt sich heran als Zuschauer. Tories wie Whigs, Whigs wie Demokraten, Aristokraten wie Socialisten suchen Audienz und machen ihre Aufwartung. Der Arbeiter fehlt in Ihrem Salon so wenig wie der Banquier, der Neger so wenig wie der Sklavenhalter, der Atheist so wenig wie der Mann Gottes, und wenn die Männer Abschied nehmen, finden sich die Damen ein. Die Feindschaft folgt Ihnen wie die Verehrung, die Verläumdung wie die Bewunderung, der Neid wie die Schmeichelei. Nur eine Macht hat bisher in Ihrem Zuge gefehlt, es ist die Kritik.

---

ihn früher werden gelesen haben und er über Dinge handelt, die auch jetzt nicht ohne Interesse sind. Er erschien zuerst im „Janus“ vom 3. Januar 1852, kurz nach der Landung Kossuth's in New-York. Dieser Mann war damals in der öffentlichen Meinung der Welt eine Macht wie niemals ein Revolutionair vor und nach ihm. Eine solche Macht für die wirkliche Revolution zu gewinnen, war sicher der Mühe werth. Kossuth kannte mich, wie mir aus Ungarn war gemeldet worden, schon längst durch meine Flugschriften und hatte eine günstige Meinung von mir. Ich beschloß daher, einen Versuch zu machen; da ich es aber nicht über mich gewinnen konnte, dem Vielgefeierten persönlich meine Aufwartung zu machen, suchte ich durch einen „offenen Brief“ auf ihn einzuwirken. Er hat denselben wiederholt mit viel Aufmerksamkeit gelesen, aber die gegebenen Winke nicht beachtet, ob zu seinem und seiner Sache Vortheil, das hat die Folge gelehrt.

Die Zustände in Europa und namentlich in Oesterreich fordern zum Nachdenken über die möglichen Entwickelungen und Gestaltungen in den Donaugegenden auf. Nirgendwo mehr als grade dort, ist die Zukunft räthselhaft. Auf alle Fälle aber hat an Dem, was sich dort vorbereitet, kein Volk ein größeres Interesse als das teutsche und neben ihm das ungarische. Ich bin noch immer der Meinung, daß das durch die Revolution regenerirte und geeinigte Teutschland seinen Schwerpunkt und seine Hauptstadt in Wien finden muß und wird. Ein Durchbruch in den orientalischen Verwicklungen wird Das aller Welt klar machen. Dann wird auch die Bedeutung eines engen Verhältnisses zwischen der teutschen

Erlauben Sie mir, mich anzuschließen an der Hand dieser Begleiterin. Sie kommt nicht als feindliche Kämpferin, welche Blößen enthüllt, um Streiche zu führen; sie kommt als wohlmeinende Freundin, welche Schwächen prüft, um zu nützen. Es ist jene Kritik, welche der Bewunderung Einhalt gebietet durch die Erkenntniß und den Täuschungen zuvorkommt durch Offenheit. Diese Kritik entfremdet nicht, sie einigt, sie ist die Vermittlerin der Verständigung, sie ist die Hebamme der Wahrheit. Es gibt Zeiten, wo die Kritik schweigen muß; aber es gibt auch Augenblicke, wo ihre Mahnungen eine Nothwendigkeit selbst Denen gegenüber werden, denen man sie gern ersparen

---

und der ungarischen Republik ebenso hervortreten wie jetzt die Verbindung der österreichischen und ungarischen Monarchie, mit dem Unterschied jedoch, daß eine solche Verbindung dann eine Lebensfrage für Ungarn sein wird, wie sie es jetzt für Oesterreich ist. Ungarn hat ohne Teutschland keine Zukunft; Teutschland wird an Ungarn seinen besten Bundesgenossen haben. Für ein freies Teutschland aber kann ich mir keine bessere Politik denken als die Schließung eines ehrlichen Schutzbündnisses mit allen kleineren Völkern des Ostens und Südens, die Willens und im Stande sind, ein eigenes Staatswesen zu gründen. Teutschland hat kein Interesse daran, sie dabei zu hindern; sie alle sind dabei aber auf den Schutz Teutschlands verwiesen. Die gemeinsamen Verkehrs- und Kultur-Interessen werden dann das Uebrige thun, das Verhältniß für alle und in jeder Beziehung immer ersprießlicher zu machen und daraus eine Macht zu gestalten, die den Frieden und die Entwicklung des ganzen Welttheils sichern kann.

Bei solcher Auffassung muß Ungarn neben Teutschland die Hauptrolle zufallen und es ist sicher für beide Theile von Wichtigkeit, bei Zeiten über das künftige Verhältniß in's Klare zu kommen. Die früheren Pläne Kossuth's — ein neues Pannonien — waren einem solchen Verhältniß eben so sehr entgegen wie seine Politik. Sollte er noch einmal wieder eine Rolle spielen, so wird er beide modifiziren müssen. Jede ungarische Politik, die von Teutschland unabhängig oder ohne maßgebende Rücksicht auf Teutschland handeln will, muß in's Verderben führen. Teutschlands Freiheit und Macht ist Ungarns Entwicklung und Sicherheit. K. H.

möchte. Die Bewunderung verfliegt, der Triumph verrauscht, der Ruhm hat seine Zeit; was aber unvertilgbar fortlebt, stets das letzte Wort behält und niemals auf sein Recht verzichten kann, das ist die Wahrheit. Sie sind ein Kämpfer der Freiheit, Sie müssen auch ein Freund der Wahrheit sein, denn es gibt keine Freiheit im Reiche der Unwahrheit.

Es drängt mich um so mehr, ein offenes Wort unbeirrter Prüfung in die allgemeine Stimme der Bewunderung zu mischen, je mehr ich die Gunst und die Wichtigkeit der beispiellosen Stellung in Betracht ziehe, welche Sie in der Welt einnehmen. Während wir Anderen größten Theils unbeachtet und machtlos in der Wüste des Exils umherirren; während aus unserem Munde auch die kräftigste Stimme des Geistes fast ungehört verhallt und in unserm Thun die Arbeit auch der unanfechtbarsten Grundsätze fast ohne Wirkung sich abmüht; während in unserm Streben der Mangel der Dollars und der äußern Stellung das Recht zu Unrecht, die Wahrheit zu Lüge, die Tugend zu Verbrechen umwandeln kann; während man uns überhört, wo man uns nicht zum Schweigen bringen, oder anfeindet, wo man uns nicht überhören kann; während wir nach einem Leben voll Kampf uns noch täglich abmühen müssen um die bloßen Bedingungen des Kampfes für die höchsten Güter der Menschheit und, nachdem wir längst die letzten Gebiete der Ideen erobert, uns unaufhörlich um den Fußbreit Erde streiten müssen, auf dem wir unsere verfolgte Fahne aufpflanzen können; während, mit einem Wort, wir andern Exilirten, wir andern Söhne der europäischen Revolution nicht blos daheim, sondern in der ganzen Welt Exilirte sind, geistig wie persönlich — ist für Sie die ganze Welt ein Gebiet des Wirkens, die halbe Welt eine gastliche Heimath geworden; Ihnen öffnen sich

alle Arme, alle Thore, alle Ohren, alle Herzen; keines Ihrer Worte verhallt, von Ihrem Ruhm getragen fliegt es in alle Länder und über alle Meere, in alle Hütten wie in alle Paläste und die Sympathie einer halben Menschheit pflegt es als einen Samen der Zukunft; mit einer wahren Weltpopularität gewaffnet, vernichten Sie das Hemmniß der Gleichgültigkeit und entwaffnen Sie den Widerspruch der Bosheit; Sie sind ein Tribun bei allen Völkern, ein Prediger in jeder Wüste, ja ein Messias für alle Gläubigen im Tempel der Politik geworden. Ihre Tribüne überragt ganze Länder, Ihr Forum bilden ganze Welttheile und die halbe Menschheit bildet Ihr Auditorium. Welche Macht, Bürger Kossuth, vereinigen Sie in Ihrer Person, wenn Sie der Mandator der größten aller Mächte sind, der Macht der Wahrheit, der Wahrheit für Alle! Sie sind ein Messias, der seine Kreuzigung überlebt hat und statt der Himmelfahrt haben Sie eine Weltfahrt angetreten. Der religiöse Messias hinterließ nur Mythen, als er den Kampfplatz verlassen; Sie als politischer Messias dürfen nur Wahrheit hinterlassen, denn Ihnen ist vergönnt, der Hüter des Samens zu sein, den Sie säen.

Ich für meine Person präsentire mich nicht als Ihren Jünger, ich glaube überhaupt an keinen anderen Messias, als an die freie souveraine Menschenvernunft; aber ich suche zu wirken als aufrichtiger Freund und Mitkämpfer jedes Mannes, der die Wahrheit will und keine Wahrheit scheut. Sind Sie ein solcher Mann, so werden Sie meine Offenheit nicht verkennen und die Sache der Menschheit wird vielleicht Nutzen daraus ziehen; so werden Sie sich Ihre Aufgabe nicht vorzeichnen lassen durch die Zustimmung Derer, welche Sie übersehen, sondern nur durch die hohen Zielpunkte an den Grenzen der Erkenntniß; so werden

Sie, nachdem Sie die Macht erlangt haben, ein Messias zu sein für die halbe Wahrheit, nicht die Aufgabe zurückstoßen, es für die ganze zu werden.

Indem ich Ihren genialen Geist, Ihre siegende Kraft, Ihr staatsmännisches Geschick, Ihre großartige Thätigkeit, Ihre erfolgreiche Laufbahn an meinem Blick vorübergehen lasse, frage ich mich zugleich, welche Idee es sei, als deren Repräsentanten ich Sie eigentlich zu betrachten habe? Sie haben für Ihr Volk, Sie haben gegen den Despotismus, Sie haben für die Freiheit gewirkt; aber was war die eigentliche Grundlage Ihrer Thätigkeit und was war der Hauptgedanke Ihres Strebens? Repräsentiren Sie den Republicanismus? Nein, denn wir Andern waren seine Prediger, ehe Ungarn ihn wollte. Sind Sie der Vertreter der Solidarität der Völker? Nein, denn wir Andern wirkten für sie, ehe Ungarn sie beachten lernte, und Sie wenden sich zunächst an Diejenigen, welche den Gegensatz der Völkersolidarität darstellen, den Egoismus der Ausbeutung und den Egoismus der Neutralität. Sind Sie der Repräsentant der Revolution! Nein, denn die wahre Revolution beginnt erst an den Grenzen Ihres Glaubensbekenntnisses. Sind Sie der Vorkämpfer des Socialismus? Nein, denn dem Socialismus haben Sie den Handschuh hingeworfen. Was repräsentiren Sie denn? Im unbestimmten Gefühl der Welt repräsentiren Sie den universellen Haß gegen die despotische Barbarei, in Ihrem eigentlichen Streben — *Ungarn und seine Nationalität!*

Es ist eine Weltrevolution, welche jetzt die Erde umbraust, und Sie bewegen die Welt um einer bloßen Nationalität willen; es ist die Menschheit, für deren Erlösung der Kampf entbrennt, und es ist nur ein kleiner Stamm, für den Sie die ganze Menschheit aufzubieten suchen. Wer

die ganze Menschheit in Bewegung setzen kann, wird der sie für etwas Geringeres in Bewegung setzen, als für die ganze Menschheit?

Sie haben in Ihrer Rede bei dem Preßbanquet in New York Ihre Ansichten und, lassen Sie mich hinzufügen, Ihre Absichten in Bezug auf die Frage der Nationalität entwickelt. Da der nationale Boden die Grundlage Ihres Strebens und Wollens ist, erlauben Sie mir, vor Allem hierüber meine abweichenden Bemerkungen zu machen.

Um die Nationalität des künftigen Ungarns vorsorgend zu wahren und den Uebergriffen des Panslavismus entgegenzutreten, haben Sie Diejenigen bekämpft, welche die Sprachverwandtschaft zur Grundlage der Nationalverwandtschaft machen wollen, und an dem sprachreichen Nord-Amerika zu beweisen gesucht, daß die Nationalität auch ohne Sprachgemeinschaft in der Gemeinsamkeit der Interessen, Institutionen u. s. w. bestehen könne.

Die Gemeinsamkeit der Sprache ist sicher als ein Zeichen, nicht als ein Schöpfungsmittel der Nationalgemeinschaft anzusehen; nicht durch staatlichen Sprachunterricht schmelzt man eine Nation in eine andere um, sondern jede wirkliche Nation hat ihre Sprache von Hause aus und behauptet sie, als den Ausdruck ihres individuellen Geistes, wenn oder sofern sie sich selbst behauptet. Die Frage, ob sie eine Nation sei, ist gleichbedeutend mit derjenigen, ob sie sich behaupten könne. Denn eine Nation bildet sich, abgesehen von der Sprach- und Stammverwandtschaft, durch gemeinsames Leben, durch gemeinsames Schicksal, ich mögte sagen, durch die Gemeinsamkeit der geschichtlichen Haushaltung, Wohnung, Schule und Erziehung, und da diese nur dann auf hinreichende Dauer mit nachhaltiger Wirkung möglich ist, wenn durch numerische Größe, geographische Bedingungen und innern Gehalt die Separatexistenz einer Ge-

meinschaft gegen kriegerische oder geistige Eroberungen anderer Nationen ganz oder mit kürzeren Unterbrechungen behauptet werden konnte, so ergibt sich zugleich als nothwendige Bedingung der Nationalität eine auf natürlichen Grundlagen ruhende Macht und Größe. Deshalb sind auch alle Nationalerscheinungen, welchen diese natürlichen Bedingungen fehlten, wieder aus der Geschichte verschwunden. Selbst die Hellenen, deren Geist der Menschheit für alle Zukunft Denkmäler und Vorbilder hinterlassen, stellen nur eine künstliche Schöpfung in der Geschichte dar und haben den Begriff einer Nation niemals ausgefüllt. Die Italiener dagegen gelten und werden gelten, allen Eroberern zum Trotz, als Nation, weil sie alle Elemente, alles Material einer selbstständigen Existenz in ihrem reichen Lande vereinigen und nicht so weit in den Rachen der Eroberung hinuntergeschlungen werden konnten, daß sie die Kraft verloren, sich physisch und geschichtlich vor der Assimilation zu schützen.

Wenden wir diese Gesichtspunkte auf Ungarn an, so erscheint Ihr Volk als eine Theilnation, deren Bestimmung entweder ist, einem größeren Ganzen sich anzuschließen, oder sich durch den Anschluß kleinerer Theile allmälig zu einem Ganzen auszubilden.

Nehmen wir den ersten Fall an, so kann das größere Ganze, in welches das republikanische Ungarn einzutreten hätte, nur die teutsche Republik sein, so wie das royalistische Ungarn von der teutschen Monarchie umfaßt wurde.

Besäße Ihr Volk nationale Selbstverleugnung und geschichtliche Unbefangenheit genug, um die Bedeutung eines freien Anschlusses an das große Teutschland richtig aufzufassen, um die sicheren Vortheile einer politisch, geographisch und sprachlich vorbereiteten Verbindung dem Reiz einer auf

Risiko zu unternehmenden besonderen Nationalitäts-Bildung vorzuziehen, um die beschränkte Antipathie, welche die Sünden der gemeinsamen Unterdrücker auf die Rechnung des mitunterdrückten Hauptvolkes schreibt, in offene Anerkennung eines ohne nationale Prätension handelnden Brudervolkes zu verwandeln — so würde darin eine Garantie von unschätzbarem Werth für die gemeinsame Entwicklung liegen und sich eine großartige Aussicht für die künftige Gestaltung der Welt darbieten. Und könnten Sie, Bürger Kossuth, im Namen Ihres Volkes einen solchen Anschluß im Voraus erklären, könnten Sie die Doktrin, daß die Sprachverschiedenheit der Nationaleinheit nicht hinderlich sei, auch in Bezug auf Ungarn und Teutschland festhalten und dabei den Standpunkt des umfassenden teutschen Geistes adoptiren, ich, der Teutsche, wäre der Erste, der Sie, den Magyaren, zum gemeinsamen Diktator in dem großen Revolutionskampf gegen die Barbarei der Welt vorschlagen würde. Und, glauben Sie nicht, ich sei der einzige Teutsche, der auf diesem Standpunkt nationaler Unbefangenheit steht. Aber wie schön und groß jene Aussicht wäre, ich mache mir keine Illusionen über den wirklichen Zustand der Dinge, ich weiß, daß Sie und Ihr Volk nicht lassen werden von dem Plan einer besondren Nationalexistenz und da jede nationale Frage nur als eine demokratische aufgefaßt werden kann, so daß jedes Volk die freie Selbstbestimmung über seine Existenzbedingungen hat, sofern es das gleiche Recht der andern achtet und die Grundbedingungen einer freien Entwicklung der Völker anerkennt, so überlasse ich unerfüllbare Wünsche der Zukunft und folge Ihnen weiter auf den nationalen Boden durch fernere Erörterung der einschlägigen Fragen.

Die nordamerikanische Union fasse ich nicht, wie Sie, als ein Beispiel auf, daß eine Nation

bestehen könne aus verschiedenen Nationalitäten, sondern daß die Menschen auf der Basis der Freiheit eine Staatsgesellschaft bilden können ohne eine eigentliche Nation zu sein. Das nordamerikanische Volk, bestehend aus allen Nationalitäten der Welt, bildet keine Nation sondern nur einen Staat. Es bietet ein Vorspiel der großen Zukunft dar, in welcher die Begriffe der exklusiven Nationalität in der allumfassenden Union der Menschheit aufgehen werden. Dies Vorspiel mußte sich gerade hier gestalten, wo auf einem unermeßlichen, geschichtlosen Boden der ununterbrochene Zuwachs aus allen Ländern der Welt jedem Vorherrschen oder jeder Exklusivität einer im Besitze befestigten Nationalität stets die Bedingungen entzog und entzieht. Das Wort „Nation" bedeutet hier nichts Andres als Union im Gegensatz zu den einzelnen Staaten, sowie das Wort „Nationalregierung" nichts Andres als Bundesregierung im Gegensatz zu den einzelnen Staatenregierungen. Auch in der Schweiz besteht ein ähnlicher Sprachgebrauch, aber dort wird seine Unrichtigkeit schon durch die Kleinheit der Verhältnisse in's Licht gestellt und von einer schweizerischen Nation zu reden macht, nur auf enragirte Schweizer keinen komischen Eindruck. Der unbefangene Politiker aber sieht voraus, daß die Theile dieses durch Berge und Despoteneifersucht zusammengehaltenen Konglomerats von Nationalitäten sich mit den verwandten Nachbarvölkern verschmelzen werden, wenn das Feuer der Revolution die erzwungene Gestaltung Europas in freien Fluß bringt und die Nothwendigkeiten der Absperrung vernichtet. Der Entwicklungsprozeß der Menschheit führt nothwendig eine Vereinfachung in der Gestaltung ihrer Theile mit sich und sammelt nach und nach die versprengten Kinder in die großen Völkerfamilien,

um sie allmälig mit erweitertem Bewußtsein in den allumfassenden Kreis der Menschheitsfamilie einzuführen.

Wenn ich nun nicht zugeben kann, daß die Bevölkerung von Nordamerika deßhalb eine nordamerikanische Nation bilde, weil sie eine gemeinsame staatliche Form hat, so kann ich auch nicht vorabsehen, daß die besondre Staatsgestaltung an der Donau, welche Ihrem Geiste vorschwebt ohne Eroberung oder Unterdrückung etwas Andres sein könne als eine Union verschiedener Nationalitäten ohne erklärte Prädomination einer einzelnen. Wenn der gemeinsame Gegensatz gegen Oesterreich, der jetzt die kleineren Völker unter die magyarische Fahne drängt, verschwunden ist, wenn Kroaten, Slavonier, Wallachen, Serbier u. s. w. mit Selbstbestimmung die Bahn ihrer politischen Zukunft betreten können, wenn die Rumänen, von dem gleichen Recht der Nationalgestaltung Gebrauch machend, in der Moldau und Wallachei einen neuen politischen Komplex zu bilden suchen — wird dann das Magyarenthum wirksam und mächtig genug sein, um der Anziehungs- und Mittelpunkt für eine neue Nationalentwickelung zu werden?

Ich mögte diese Frage nur bejahen unter der Voraussetzung, daß Ungarn die Rolle übernimmt, als Vermittler der Entwicklung den in Teutschland und Frankreich aufgehäuften Schatz der europäischen Zivilisation in seinem eigenen Gebiet und in den angrenzenden Ländern als allgemeine Münze in Kurs zu bringen. In dieser Rolle hat Ungarn vielleicht die Aufgabe, nicht bloß die unteren Donauländer sondern die ganze Türkei in den Bund der Zivilisation hereinzuziehen. Mit dieser großen Rolle aber verträgt sich nicht ein exklusiver, auf scharfe Abgrenzung bedachter Nationalgeist, der am Ende seine Hauptgrundlage hat in roman-

tischen Traditionen, die vor dem Geist der neuen Zeit bald ihren Reiz verlieren, und in einem Namen, der in der Kriegsgeschichte mehr gilt als in der Geschichte der Geistes- und Humanitätsentwicklung.

Die schönen und edlen Eigenschaften Ihres hochherzigen Volkes werden von Allen freudig anerkannt und sie erklären auch dem nüchternen Beurtheiler die Vaterlandsliebe seiner Söhne; aber diese Anerkennung des ungarischen Volkes würde in demselben Maße abnehmen, in welchem eine künstliche Steigerung seiner Bedeutung ein Mißverhältniß zu den großen Nationen hervorriefe, welche an der Spitze der europäischen Entwicklung stehen. Jede Nationalität hat nur einen Sinn im Verhältniß zu andren und die richtige Erkenntniß dieses Verhältnisses ist die nothwendige Bedingung einer gerechten Regelung ihrer Interessen. Der Werth und die Bedeutung einer Nation kann nur abhängen von ihrem menschheitlichen Inhalt, von den Errungenschaften, welche sie für die Kultur und die Interessen der ganzen Menschheit aufzuweisen hat. Gälte dieser Gesichtspunkt nicht, so müßte China mit seinen dreihundert Millionen Zöpfen die erste Nation der Welt darstellen, während gerade dieses Volk das Bedenken rechtfertigt, ob ohne das Requisit einer allgemein menschlichen Bedeutung überhaupt noch von einer Nation die Rede sein könne.

Trotz seinen trefflichen Eigenschaften repräsentirt das ungarische Volk keinen Kulturzustand und keine Idee, welche es berechtigten, einen Rang vor andern Völkern in Anspruch zu nehmen, die bis jetzt im Vordergrunde der Geschichte standen und den Marsch derselben anführen müssen. Die ungarische Tapferkeit und der ritterliche Geist der Magyaren können den Mangel an hinreichendem Kulturinhalt und allgemeinen Zeitideen, woran

Ihr Volk, sei es durch eigene oder fremde Schuld, trotz einzelnen hervorragenden Gestalten, noch leidet, nicht ausgleichen. Das Interesse, welches die Welt an Ungarn nimmt, gründet sich hauptsächlich auf seine heldenmüthige Vertheidigung gegen einen überlegenen Feind und namentlich auf die glänzende Repräsentation, die es in Ihnen, seinem begabtesten Sohne, gefunden. Aber es ist wohl zu bedenken, ob diese Basis das Interesse, namentlich in dieser Zeit der großartigsten Weltumwandlung, eine dauernde sein könne, und ob ein Volk, dessen Schicksal so sehr von einem einzigen Manne und von aristokratischen Impulsen abhängt, ein Volk zugleich, das nicht im Stande ist, sein eigenes Gebiet auszufüllen, Entwicklungsfond genug in sich trage, um die Bahn einer bedeutungsvollen Zukunft zu betreten, ohne die Hand des mächtigen Nachbarn anzunehmen. Auch der Kampf der Tscherkessen flößt der Welt ein romantisches Interesse ein; aber würden die Tscherkessen für die Welt ein gleich großes geistiges Interesse haben, wenn ihr Kampf zu Gunsten ihrer Unabhängigkeit beendigt wäre? Die bloße Unabhängigkeit macht so wenig den Werth und die Bedeutung eines Volkes aus, wie die des einzelnen Menschen, sie eröffnet nur die Möglichkeit, über Beides volle Gewißheit zu geben. Ohne die Ungarn den Tscherkessen in andren Dingen gleichzustellen als in der heldenmüthigen Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit, durfte ich mir doch diese Zusammenstellung erlauben, um die Behauptung zu unterstützen, daß das augenblickliche Interesse der kriegerischen oder patriotischen Romantik keinen Ersatz bieten könne für das dauernde Interesse allgemeiner Ideen. Der Quell dieser Ideen aber sprudelt aus dem Rhein über die Donau, nicht aus dem atlantischen Meer. Was wäre Ungarn ohne Teutschland? Ich weiß es nicht zu sagen;

wohl aber weiß ich, daß Teutschland und Ungarn ohne England und Nordamerika bleiben würden, was sie sind. Es wird Ungarn keine Schande machen, wenn es, auch als besonderer Staat, sich an Teutschland anlehnt, denn die Nationalitäten sind auf den freundlichen Austausch entsprechender Eigenschaften nicht auf den feindlichen Dünkel einer Rivalität verwiesen. Mögten die Teutschen, die in gemüthlicher Beziehung mit den Ungarn so viel Verwandtschaft haben, sich den edlen, ritterlichen Sinn der Magyaren, mögten die Magyaren, die in der teutschen Literatur die entsprechendste Fundgrube geistiger Bereicherung gefunden, sich den kühnen, gründlichen Denkergeist der Teutschen aneignen! Was sind denn die Nationen? Sie sind die einzelnen Korps in der großen Armee der Menschheit auf dem Marsche des Fortschritts. Soll ihr Stolz und ihr Werth in der besondern Farbe ihres Rockes und dem verschiedenen Klang ihres Kommandos oder in den Thaten und Eroberungen bestehen, welche sie auf dem Gebiete des Fortschritts aufzuweisen haben? Mögen sie sich Flügel an Flügel lehnen, mögen sie als Freunde ihre Reihen mischen, mögen sie sogar gemeinschaftliche Führer haben und gemeinsame Lager beziehen — was sie erringen, wird Gemeingut und das Verdienst bleibt doch den Einzelnen.

Sie meinen, Ihr Volk sei bestimmt, mit einer Miliz von einer Million, die es einst nach amerikanischen System aufstellen werde, eine Vormauer gegen Rußland zu bilden. Aber Teutschland wird vier Millionen aufstellen können, deren bloßes Vorhandensein dem Russenthum schon die Lust der Invasion benehmen würde. Doch ich glaube, daß es der teutschen Miliz so wenig bedürfen wird wie der ungarischen, denn ehe die Zeit kommt, wo man sie organisiren könnte, wird hoffentlich von

Ungarn sowie wie von Teutschen und Franzosen in der Residenz des Czaren die Quelle barbarischer Invasionen für immer verstopft sein.

Ich bin Ihnen, verehrter Bürger Kossuth, auf Ihren nationalen Boden gefolgt soweit Sie mir Wegweiser waren durch das Bestreben, die Herstellung eines abgeschlossenen Ungarn als das erste oder als ein besondres Ziel des Weltinteresses darzustellen. Auf diesem Boden sind Ihre Lorbeeren gewachsen, aber auf diesem Boden drohen auch Ihre Niederlagen und ich wünsche Ihnen keine einzige. Ich würde auch keine fürchten, wenn Sie, was wir alle nach Ihrer Befreiung aus der Türkei voraussetzten, in London durch die Betheiligung an dem Zentralkomite sofort gemeinschaftliche Sache nicht bloß mit den Italienern, sondern auch mit den Teutschen und Franzosen gemacht hätten. Aber Ihr zu einseitig natianales Streben überging die natürlichen Bundesgenossen und suchte, als sei es gradezu um eine Gegenmacht gegen dieselbe zu thun, eine Allianz mit dem offiziellen Theil zweier Völker, welche Frankreich und Teutschland nie ersetzen, aber ihnen zum Theil durch ihre Interessen feindlich gegenüber treten werden.

Erlauben Sie mir, zuerst die Beschaffenheit, den Werth und die Konsequenzen dieser separat ungarischen Allianzen in Betracht zu ziehen.

Die englische Politik, deren Zweck Ausbeutung der Welt für die englischen Handels- und Industrieinteressen, deren Mittel Perfidie und Gewaltthat ist, legt es darauf an, kleinere Völker, welche auch im Zustande der Freiheit keine selbstständige Staatsökonomie befolgen können, um den wohlfeilen Preis eines scheinbaren Beistandes gegen die despotischen Mächte als Bundesgenossen zu gewinnen. Gelingt unter diesem scheinbaren Schutz und Beistand eine Revolution, so rechnet England

sich das als ein Verdienst zu, läßt sich die Protektorrolle gefallen und hat dafür einen neuen freien Markt gewonnen; gelingt sie nicht, so hat England nichts riskirt und es freut sich wenigstens der Verlegenheit, in welche seine Rivalen gekommen, es sieht ihre materielle Entwicklung gestört und kann um so besser im Trüben fischen. Eine wahre und große Revolution wird England nie wünschen oder befördern, weil große Völker im Zustande der Freiheit seinen Interessen gefährlich werden und überdies ihre Bewegung sich leicht über den Kanal ausdehnen kann. Eine französische Revolution ist England ein Schrecken, eine teutsche ein Greuel, und von dieser antirevolutionairen Politik würde es nur abweichen, wenn der ganze Kontinent unter das Joch des Czaren und des Jesuitengenerals gebeugt wäre, also der Despotismus ihm selbst auf dem Leib rückte. Ein freies und mächtiges Teutschland wird vor der Hand von England eben so sehr in kommerzieller und industrieller, wie von Rußland in politischer Hinsicht gefürchtet. England wird also auch indirekt Teutschlands Macht und Gedeihen Alles zu entziehen suchen, was es vermag, und es würde nichts lieber sehen, als wenn sich zwischen Ungarn und Teutschland ein Gegensatz bildete, wodurch letzteres so viel wie möglich nach der Seite des schwarzen, vielleicht auch des adriatischen Meeres hin gehemmt würde. Ein solches Resultat, verbunden mit dem Vortheil, in Ungarn, in Italien den freien Markt zu gewinnen, ist schon den Preis eines scheinbaren Beistandes und einer konstitutionellen Sympathie werth. Einen ernstlichen Konflikt, der ihm mehr kosten als einbringen könnte, wird es als sicher gehender Krämer weder für die ungarische noch für irgend eine andre Sache riskiren, und eine akademische Legion in Wien wird stets mehr werth sein für die ungarische

Revolution als der ganze offizielle Beistand der Weltstadt an der Themse. Erst wenn Ernst Jones und Julian Harney in London das Ruder führen, wird die Revolution in England etwas hoffen können, aber dann wird ihr englischer Beistand nicht mehr nöthig sein. In England wird der Artikel Revolution eher importirt als exportirt werden, obschon er auf dem dortigen Markt nicht beliebt ist.

Wird Ungarn nun um des illusorischen Beistandes willen, den England, das offizielle England, ihm in der Interventionsfrage leisten soll, ein natürliches, reelles Verhältniß zu Teutschland, mit dessen Entwicklung es steht und fällt, gefährden wollen? Es wird im Verlauf der europäischen Revolution hoffentlich eine Zeit kommen, wo das Recht in Gibraltar eben so wohl revidirt werden wird wie das Recht in Ismail, und Ungarn wird nicht mit England an die Stelle Rußlands treten wollen, vorausgesetzt, daß es dieß könnte. Englands Streben muß dahin gehen, Zwiespalt in die europäische Revolution zu bringen, sobald sie siegreich wird, und da grade die Nationalitätsfrage sich so vortrefflich zum Erisapfel eignet, wäre es die Aufgabe der Führer, ihren Völkern mit aufgeklärten Ansichten über diese Frage voranzugehen und dadurch der künftigen Einheit Europas vorzuarbeiten. Englische Allianz kann in nicht langer Zeit gleichbedeutend sein mit reaktionairer Allianz gegen die europäische Revolution. Dieselben Völker, die England jetzt gegen die reaktionairen Mächte zu benutzen sucht, wird es künftig gegen die revolutionairen zu benutzen suchen. Möge Ungarn bei Zeiten bedenken, in welche Stellung es sich durch seine englischen Liaisons bringen kann!

Was nun die amerikanische Allianz betrifft, welche allerdings einen andren Sinn hat,

künftig sogar gegen das egoistische England dienen kann, so wird durch dieselbe Ungarn nichts gewinnen, als den wenig bedeutenden moralischen Beistand der Volkssympathie, einige pekuniaire Mittel und etwa thätliche Theilnahme Einzelner. Eine Anerkennung der Unabhängigkeit Ungarns vor der Zeit, wo es keiner amerikanischen Anerkennung mehr bedarf, wird so wenig erwirkt werden wie die von Ihnen gewünschte Aufrechthaltung des freien Verkehrs an österreichischen Küsten für die Revolution oder die Erzwingung einer Nichtintervention des Czaren. Dieß ungenügende Resultat, Bürger Kossuth, schmälert keineswegs das Verdienst, welches Sie sich durch Erschütterung der egoistischen Neutralitätsbegriffe und durch Steigerung des allgemeinen Interesses an der europäischen Entwicklung hier erworben haben; aber es wird Sie eben so wie die englische Politik zu Ungarns natürlichen Freunden und Bundesgenossen zurückführen müssen. Von welchen Gesichtspunkten die hiesigen offiziellen Politiker ausgingen, als sie Ihre Befreiung aus der Türkei betrieben, zeigt am Besten das Schreiben des Herrn Staatssekretärs Webster vom 28. Februar d. J. an den nordamerikanischen Gesandten in Constantinopel, worin er Ihnen mitleidvoll imputirt, „daß Sie keine Hoffnung und keine Gedanken an revolutionaire Unternehmungen mehr haben, daß Sie, gebrochen im Glück und im Herzen, keine andre Zukunft mehr vor sich sehen, als, sich unter Thränen der Vergangenheit zu erinnern, und kein andres Verlangen, als Ihre noch übrigen Lebenstage in zurückgezogener Thätigkeit hinzubringen". Er läßt sodann den Sultan für Sie um Erlaubniß bitten, „nach den unkultivirten Regionen Amerika's überzu-

setzen und für immer einen Kontinent zu verlassen, der für Sie trauriger sei als die Wildniß, und einsamer und schrecklicher als die Wüste".

Sie sehen, Bürger Kossuth, für welche Größe der größte jetzt lebende „Staatsmann" und Redner dieser glorreichen Republik Sie gehalten und welche Begriffe man hier von einem europäischen Revolutionair hatte. Ein Apostat der Freiheit, Apostat an seinen feierlich erklärten Grundsätzen des Völkerrechts wie Apostat an seinen feierlich erklärten Grundsätzen des Menschenrechts (hinsichtlich der Sklaverei), wagt Sie zu einem thränenvergießenden Büßer, einem reumüthigen Sünder der Revolution zu machen und Ihnen als Bußtempel einen Urwald des Westens anzuweisen! Und zu welchem Zweck? Um mit Ihrer Befreiung auf ungefährliche Weise „politisches Capital" zu machen, um den Ruhm Ihres Namens und das Verdienst Ihrer Erlösung aus der „schrecklichen Wüste" Europa's als Mittel der Präsidentenmacherei zu benutzen! Verzeihen Sie mir, daß ich durch Verweisung auf diesen widerwärtigen Kontrast Ihr Dankgefühl in Kollision bringe mit der nackten Wahrheit; ich fühle mich in meiner Unzartheit, die eine Taktlosigkeit sein könnte, wenn ich hier etwas zu bedeuten hätte, beruhigt durch die Triumphe, wodurch Sie selbst die Kleinheit dieser politischen Spekulanten beschämen. Aber ich mußte diese Kleinheit an's rechte Licht stellen, um den rechten Anhalt für die Beurtheilung der Hoffnungen zu gewinnen, welche Mancher auf die jetzige Bewegung in diesem Lande gründen mag.

Könnte das Volk hier handeln, wie es wollte, seine Theilnahme würde sich ohne Zweifel nicht auf Adressen und Dollars beschränken, denn es ist unternehmend und hat trotz den Korruptions-Bemühungen seiner Politiker von Profession den Sinn für edlere Bestrebungen noch nicht ganz

verloren; aber in dieser berühmten Heimath der Demokratie giebt es so wenig eine wahre Volksherrschaft wie anderwärts, obschon hier keine französische Zentralisation existirt. Wo eine gesonderte Executivgewalt, unverantwortliche Repräsentation und hemmendes Zweikammersystem besteht, hat der Volkswille zu viel ermüdende Anstrengungen zu machen, zu viel ableitende Umwege einzuschlagen und zu viel entmuthigende Barrieren zu übersteigen, als daß er im Stande wäre, sich zeitig und ungeschmälert Geltung zu verschaffen. Diese Union wird beherrscht von hunderttausend Sklavenhaltern (Weiber und Kinder eingerechnet), welche im Kongreß die Majorität und in der Exekutive ihr gehorsames Werkzeug haben, und die Sklavenhalterei zittert, wie jeder Despotismus, bei jeder Regung des Fortschritts und vor jeder Erschütterung des herrschenden Systems. Das herrschende System hat gegen das wahre nordamerikanische Interesse Proben überstanden, welche keine Umwandlung im europäischen Interesse erwarten lassen. Es hat ein Gesetz geschaffen, welches jeden nordamerikanischen Republikaner zur Menschenjagd verpflichtet und dessen Uebertretung man als Hochverrath mit dem Strang zu rächen sucht. Das Volk hat sich empört über diese Schmach und mehrere Male stand der Bürgerkrieg vor der Thüre. Aber das Gesetz besteht trotz dem Volk und das herrschende System feiert mit tyrannischer Wonne Triumphe der Barbarei, wie sie in Rußland nicht bekannt sind. Als in Havana durch die Henker des spanischen Despotismus fünfzig Amerikaner, welche für die Freiheit kämpfen wollten, allen Verträgen zum Trotz wie Thiere hingeschlachtet und weitere zweihundert in die spanischen Bagnos geschleppt wurden, durchzuckte das ganze Volk ein Gefühl der Rache, es machte in Versammlungen und in der Presse seiner Empörung

Luft und that in energischen Beschlüssen der Regierung seinen Willen kund. Aber die Regierung in ihrer hochmüthigen, abgetrennten Stellung kümmerte sich nicht darum, sie war in wüthenden Proklamationen als Verbündete des Despotismus gegen die eigenen Bürger aufgetreten und das Blut und die Ehre der Republik blieb ungerächt bis zu dieser Stunde.

Glauben Sie, Bürger Kossuth, daß eine Regierung, welche so handelt in eigenen Angelegenheiten, sich um fremder willen in ernstliche Konflikte bringen werde? Man wird sich der Bewegung, welche durch Sie hervorgerufen worden, eine Zeit lang scheinbar gefällig zeigen, um sie zu Parteizwecken und Präsidenten-Spekulationen auszubeuten, aber — der Sinn des Volkes, den Sie gewonnen, wird nicht der Wille des Kongresses und der Administration werden, und wer hier gegen russische Uebergriffe zu Schiff ginge, müßte nach den Begriffen der Herren Fillmore und Webster ebensowohl als „Pirat" behandelt werden wie die Theilnehmer der Kuba-Expedition.

Sie sehen, Bürger Kossuth, daß Diejenigen, welche in England und Nordamerika längere Zeit Beobachtungen und Erfahrungen machen konnten, nicht im Stande sind, auf diese Länder diejenigen Hoffnungen zu bauen, welche, wie es scheint, in Ihren Augen die Gemeinsamkeit des Handels mit Frankreich und Teutschland entbehrlich machen. Ihre ungarisch-italienisch-englisch-nordamerikanische Politik entsprang offenbar zunächst aus einer patriotisch nationalen Ueberschätzung des Ungarthums und der demselben von der ganzen Welt, namentlich aber von England und Nordamerika, bewiesenen Theilnahme; sie entsprang ferner aus den konservativ-konstitutionellen Begriffen, aus welchen sich eine natürliche Brücke der Uebereinstimmung nach London und von da nach Amerika

konstruirte; sie entsprang endlich — ich muß offen zu Ihnen reden — aus ungegründeten, anti-revolutionairen Vorurtheilen gegen die Revolution in Frankreich und Teutschland, Vorurtheile, welche in Ihrer bisherigen Stellung eben so natürlich begründet sind, wie sie für Ihre künftige bedenklich werden können.

Von Frankreich fühlten Sie sich, wie es scheint, zunächst zurückgeschreckt durch das Gespenst des Kommunismus. Aber daß der Kommunismus eben nur ein Gespenst ist, welches verschwindet auf dem Boden der Wirklichkeit, würden Sie am Besten hier in Nordamerika erkennen, wo er für die Doktrin wie für die Praxis volle Freiheit hat und in beiden überall Fiasko machte. An den Kommunismus kann nur glauben, wer ihn fürchtet, und Niemand kann ihn fürchten, der ihn kennt. Die Kommunisten können negativ schaden, indem sie Köpfe verwirren und Parteiungen hervorrufen, aber sie können niemals positiv schaden durch Realisirung ihrer Träume und Durchsetzung ihrer Forderungen. Herrschen werden sie nirgends, es ist also in Frankreich so wenig wie anderwärts Gefahr, daß ein Politiker durch Anschluß an die Revolutionspartei in einen Anschluß an die Kommmnistenpartei verwickelt werde.

Auf anderem Boden, als die Kommunisten, welche den Staat zu einer gemeinsamen Produktions- und Konsumtionsanstalt freiheit- und eigenthumsloser Wesen machen wollen, steht die Partei der Sozialisten, der Sozial-Republikaner. Es sind dies diejenigen Demokraten, welche für alle Individuen der Staatsgesellschaft nicht bloß die gleichen politischen Rechte, sondern auch die gleiche gerechte Möglichkeit verlangen, in ökonomischer, sittlicher und geistiger Beziehung Menschen zu sein, ohne daß sie die individuelle Freiheit und das individuelle Eigenthum aufheben wollen, welche sie vielmehr zur Basis nehmen.

Diese Partei ist in Frankreich wie in Teutschland diejenige, welcher die revolutionaire Zukunft gehört, und ihre Forderungen sind so gerecht und vernünftig, daß sie überall Geltung finden werden, wo die geistigen und materiellen Vorbedingungen der Entwicklung zu ihrer Erkenntniß und Durchsetzung vorhanden sind. Dies Erforderniß wird von Allen vorausgesetzt und Ihnen so wenig, Bürger Kossuth, wie Mazzini, wird ein besonnener Sozialist zumuthen, daß Sie sich für Ihr weniger vorbereitetes Vaterland an den französischen oder teutschen Sozialismus b i n d e n. Diese Frage braucht für uns keinen Streitpunkt zu bilden, man kann sie ruhig der Zukunft überlassen, welche durch die Luft der Revolution in jedem Lande den Samen zur Frucht reifen wird, der in dem Boden seiner Verhältnisse und Ideen aufgeht, denn die nächste Revolution wird und muß eine europäische sein. Aber um so weniger werden die Sozialrepublikaner auf Ihrer Seite die Nothwendigkeit anerkennen, dem Sozialismus, dem Inbegriff der Regenerationsideen der Menschheit, in dem Augenblick den Krieg zu erklären, wo Sie den Gegnern die Hand boten. Sie haben durch Ihre Eigenschaft und Ihre Stellung eine zu große Bedeutung, als daß es wahren Revolutionairen gleichgültig sein könnte, Sie von Reaktionairen in irgend einer Frage als Bundesgenossen betrachtet zu sehen. Auch werden Sie als Politiker sich nicht beim Beginn einer europäischen Revolution zum erklärten Feind von Ideen machen wollen, welche, wenn sie dem Boden allgemeiner Wahrheit und allgemeinen Rechts entsprossen sind, nicht an den Schlagbäumen einer Nationalität Halt machen werden. Sie stehen in Ihrer nationalen Führerstellung zu fest, als daß Sie zu fürchten hätten, durch eine n i c h t g e g n e r i s c h e Stellung gegen die Hauptfragen der kommenden Revolution praktische Rücksichten von Bedeutung zu verletzen. Aber wenn auch — keine

Verletzung kann für Sie bedeutungsvoller sein als die einer wahren Idee!

Noch mehr als der Kommunismus scheint Sie die französische Zentralisation abzustoßen. Erlauben Sie mir, auch über diesen Punkt abweichende Ansichten aufzustellen. Die französische Zentralisation ist es, welche Europa früher gerettet hat, sie ist es auch, welche es wahrscheinlich nochmals retten wird. Sie liefert die großartigste Bestätigung des Satzes, daß der Despotismus der beste Waffenschmied der Freiheit ist, indem die Mittel, die er gegen sie richtete, sich am Ende gegen ihn selbst richten. Wäre es nicht möglich, in Paris die Gesammtkraft eines 35 Millionen zählenden Volkes von geistigen und militairischen Streitern der Revolution mit einem Griff zusammenzufassen, Europa läge längst zertreten unter dem Fuß des Czaren. Was aber die Zukunft betrifft, so wird die Zentralisation nach dem Sieg der Revolution eine ganz andere Gestalt annehmen. Sie ist der Freiheit nur gefährlich bei der bisherigen, vielgepriesenen Gewaltentheilung, deren doktrinairer Erfinder Montesquieu ist und an deren verderblichen Wirkungen noch sämmtliche sogenannte konstitutionelle Staaten der Welt laboriren. So lange diese fluchwürdige Einrichtung einer gesonderten Exekutivgewalt besteht, welcher das Volk das Schwert in die Hand gibt, statt es selbst zu behalten, so lang wird diese Gewalt auch in nicht fürstlichen Händen möglichst viel Mittel zu konzentriren suchen, um das Volk zu beherrschen; fällt diese Gewalt aber weg und nimmt das Volk selbst, vertreten durch eine revokable Kammer von Beauftragten eine Stelle ein, so ist die Zentralisation weiter nichts als eine Zentralisation des ganzen Volkswillens. Weder das französische noch das teutsche Volk wird nach der Revolution von der unsinnigen Meinung ausgehen, es bestehe aus zwei verschiedenartigen Theilen, von denen der eine be-

fehlen, der andre gehorchen, der eine die Gesetze machen, der andre die Gesetze ausführen und womöglich umstoßen müsse; weder Frankreich noch Teutschland wird noch den Wahnsinn begehen, an die Stelle der Könige in Uniform Könige im Frack zu setzen, die man Präsident nennt. Sie werden vielmehr sich selbst regieren mittelst einer Versammlung von Beauftragten, welche von ihren Wählern wieder nach Hause geschickt werden können, wenn sie nicht deren Willen ausführen, so daß also die Majorität der Kammer stets möglichst genau die Majorität des Volkes repräsentirt; sie werden das „Selfgovernment“ nicht bloß in der Gemeinde, wodurch man sich in England und Nordamerika gegen das „Nichtselfgovernment“ in Regierung zu schützen sucht, sondern vor allen Dingen in der Regierung selbst etabliren und dadurch den verderblichen und widersinnigen Dualismus, wie er bisher im Staatsleben bestanden, aufheben. Nur bei solcher Staatseinrichtung ist eine wirkliche Demokratie vorhanden und durch sie wird die Zentralisation das einfachste Mittel, nicht die Freiheit des Volkes zu unterdrücken, sondern sie im Staatsleben zur That zu machen.

Daß übrigens in Frankreich ein andres Gemeindeleben gegründet werden muß und die Zentralisation nur die allgemeinen, nicht auch, wie bisher, durch ein büreaukratisches System alle Lokalangelegenheiten zu umfassen braucht, versteht sich von selbst.

Von den Franzosen wende ich mich zu den Teutschen. Sie sind Schulkameraden der Ungarn aus der Schule des Despotismus, sie sollten auch Schulkameraden sein in der Schule der Revolution. Ich bitte Sie, Teutschland nicht zu beurtheilen nach den lächerlichen Phrasen seiner Gelehrter, auch nicht nach den doktrinairen Revolutionsschwätzern der Paulskirche, auch nicht nach der philiströsen

Deputation, welche von Ihnen eine so angemessene Zurechtweisung für die Unterthanengesinnung erhielt, womit sie für Sie sterben zu wollen erklärte, auch nicht nach der partikularistischen Demonstration der Oesterreicher in New-York, welche, statt auch teutsche Republikaner, als österreichische Flüchtlinge Ihnen einen Besuch abstatteten, auch nicht nach dem revolutionairen Abschaum, der sich hier und da als die Kreme der Partei geberdet. Beurtheilen Sie Teutschland allein nach dem Geiste seiner radikalen und konsequenten Denker, der im Feuer der Revolution mit der Kerngesinnung des Volkes eine große Zukunft, eine neue Welt zeugen wird. Ich weiß, Sie sind kein Freund der „Theorie", der Prinzipienlehre, obschon Sie den Nordamerikanern darin Unterricht ertheilen, dessen dieselben nicht weniger bedürfen als die Engländer. Aber was ist die Theorie? Eine geordnete Zusammenstellung von Grundsätzen. Wohlan, diese Grundsätze sind entweder Irrthümer und dann ist die Theorie falsch, oder sie sind Wahrheiten und dann ist die Theorie richtig. Die richtige Theorie ist am Ende auch die richtige Praxis, und die sollten wir nicht wollen? Sie wollen Thaten, und daran wird es nicht mangeln, sobald die Zeit gekommen ist; aber es gibt keine größere That als die geistige, und sie übersetzt sich unfehlbar in die praktische, für das Umgekehrte jedoch gibt es keine Bürgschaft. Wer wird den Husaren über den Philosophen, den Haudegen über den Politiker stellen? Ein Volk ohne Theorie kann mit Heldenmuth eine Tyrannei stürzen, aber es wird nothwendig eine andre dafür gewinnen. Ein theoretisch oder ideell unbearbeitetes Volksmaterial ist einfach nichts als ein rohes Material und auch durch die besten Naturanlagen nicht vor der Reaktion geschützt, denn Reaktion ist benutzte Rohheit, wie Freiheit realisirte Bildung ist. Zu viel Theorie kann ein Volk niemals haben, zu

wenig Theorie macht unfähig für die wahre Freiheit. Pflanzen Sie in alle Köpfe die richtige Theorie und aller Despotismus ist unmöglich. Wenn Ungarn das österreichische Joch abgeschüttelt hat, was wird ihm fehlen? Die Theorie, und Teutschland wird ihm damit aushelfen können. Ihr Volk handelt noch, wie es fühlt, das teutsche Volk handelt schon, wie es denkt, und da es langsam denkt, handelt es langsam; da es aber gründlich denkt, wird es auch gründlich handeln. Sie sagen, eine Revolution sei eine Schlacht. Ich behaupte, die Schlacht sei nur der erste und einfachste Akt der Revolution. Nach der einfachen Schlacht gegen die rohen Unterdrücker kommt der verwickeltere Kampf der Befreier unter sich und dann als dritter Akt die Sicherung der Resultate der Revolution für das Volk. Ich halte es für kein Glück, wenn ein Volk nur auf den ersten Akt vorbereitet ist, und für eine Hauptaufgabe der Politiker, ihre Berechnungen von vorn herein möglichst über alle drei auszudehnen.

Aber, werden Sie fragen, wo ist die Partei der teutschen Revolution, wo ist ihr Haupt und ihre Repräsentation? Daß die teutsche Revolutionspartei keine feste Spitze und Leitung hat, rührt hauptsächlich davon her, daß ihr Zweck nicht in der bloßen Entgegensetzung gegen einen gemeinsamen Feind besteht, daß ihr Kampf nicht ein einfach-nationaler, bloß von dem gemeinsamen Haß gegen äußere Unterdrückung inspirirter ist, wie in Ungarn und Italien, wo er sogar die verschiedensten Stände unter Einer Fahne vereinigt, sondern daß er schon im Voraus die Verschiedenheit auch der inneren Prinzipien und Interessen widerspiegelt, welche in der Revolution zur Geltung kommen wollen oder können. Es läßt sich so wenig läugnen, daß dieß ein Hinderniß, wie daß es ein Fortschritt ist. Das Hinderniß aber wird verschwinden, wenn der Fortschritt zu

voller Klarheit durchgedrungen ist, und dann ist der Gewinn ein um so größerer.

Ein zweites Hinderniß einer einheitlichen Gestaltung der teutschen Revolution ist die Theilung des Landes in 39 Staaten und Staatchen, welche uns nicht einmal ein gemeinschaftliches Ziel der Feindschaft darbietet, also sogar unsern Haß zersplittert. Nach der Abwerfung des Fürstenjoches wird die Verschmelzung dieser künstlichen Theile in ein großes Ganzes weniger schwierig sein, als jetzt die Ueberwindung des Partikularismus der Revolutionaire aus den einzelnen Staaten ist. Jeder einzelne Duodezstaat, sogar Reuß-Schleiz-Lobenstein, hat seine besondre Thätigkeit, sein besondres Gefühl der Wichtigkeit, seine besondren Erinnerungen, seine besondren Lokalgrößen, und erst wenn das große Ganze in Bewegung gesetzt ist, werden die partikularistischen Illusionen und Prätensionen verschwinden können.

Sie sehen, Bürger Kossuth, daß es für uns Teutsche unendlich schwieriger als für Ungarn, Italiener, selbst Franzosen ist, einen Mittelpunkt für eine einheitliche Organisation zu gewinnen. Er wird sich allem Anschein nach erst im Verlauf des Revolutionskampfes bilden. Wir haben aus natürlichen Gründen keinen einzelnen Namen, der schon jetzt und unbestritten Teutschland repräsentirte, wie Sie Ungarn und Mazzini Italien; wir haben auch keinen Ledru-Rollin, der unter den französischen Revolutionairen die breiteste und solideste Grundlage der Popularität, des Vertrauens und des Einflusses hat. Aber kann das ein Grund sein für die fremden Revolutionaire, auf die Verbindung mit den teutschen zu verzichten? Haben wir noch kein revolutionaires Haupt, so haben wir doch revolutionaire Köpfe; haben wir keine revolutionairen Mandatare, so haben wir doch revolutionaire Agitatoren, und wer die teutschen Verhältnisse und Personen kennt,

wird sich nach Punkten des Anschlusses für eine allgemeine revolutionaire Wirksamkeit nicht lang umzusehen haben. Mazzini hat gewußt, mit welchen Teutschen er in Verbindung zu treten hatte, um auf der Grundlage der Solidarität der Revolution für die allgemeine Bewegung zu wirken, und es lag nur an dem Mangel zureichender Mittel, daß die Resultate dieser Verbindung nicht eher hervortreten konnten. Mazzini suchte in den Personen mehr die Ideen als die Repräsentation, und es ist gewiß richtig, daß der eine Idee am Besten repräsentirt, der am Meisten für sie leisten kann.

Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit ein paar Bemerkungen über die Solidarität der Völker. Sie kann nach meiner Ansicht einstweilen weiter nichts sein als die Solidarität der Interessen und Bestrebungen der verschiedenen Revolutionaire im Gegensatz zu der Solidarität der reaktionairen Regierungen. Sie bezeichnet gleichsam das gemeinschaftliche Geschäft, an dem alle Nationalitäten mitwirken, um nach dem Sturz des Gegengeschäfts den natürlichen Gewinn zu erhalten. Die Solidarität heißt: Einer für Alle und Alle für Einen. Ist in Italien die Achillesferse der Reaktion, so werfen sich die gemeinsamen Kräfte nach Italien; ist der Mittelpunkt der Bewegung in Paris, so knüpft der allgemeine Revolutionsplan in Paris an; fehlt es dem einen Theil an Geldmitteln, so helfen ihm die andren aus, wenn die Verwendung durch ihn von Nutzen sein kann; fehlt es einem andren an Truppen, so stellt sie derjenige Theil, der sie zuerst zur Verfügung hat. So handelt die solidarische Reaktion und so muß auch die solidarische Revolution handeln. Siegt in Paris die Revolution, so gebietet die Solidarität, Frankreich zum Heerlager für die Revolutionaire des ganzen Kontinents zu machen und von dort aus den gemeinsamen

Propagandakrieg durch Europa zu beginnen. Ich vermag es nicht unter den Begriff der revolutionairen Solidarität zu bringen, daß Sie außerhalb des gemeinsamen revolutionairen Kreises Allianzen suchen, welche keine Allianzen für die übrigen Revolutionaire sind, obgleich ich die Möglichkeit bestehen lasse, daß Sie mit der Reservation an's Werk gingen, später in jenen Kreis offen einzutreten. Auch kann ich die Lehre von der Verhütung der Interventionen nicht als revolutionair und bindend für die Revolutionen ansehen. Vielmehr ist die Intervention gerade ein Gebot der revolutionairen Solidarität und das letzte Ziel der revolutionairen Interventionspolitik muß der Punkt sein, wo die reaktionaire ihren Halt und Ursprung hat, nämlich Petersburg. Mögen die Despoten interveniren, aber die Revolutionaire auch, dann bedürfen wir keines Beistandes nichtrevolutionairer Mächte gegen die Interventionspolitik. Daß aber auf diesen Beistand nicht einmal zu hoffen, ist schon oben bemerkt worden. Nur Unterdrückte machen Revolution und nur Revolutionaire können mit Revolutionairen gemeinschaftliche Sache machen. Sie haben keine besseren Bundesgenossen als die „Rothen", und sich diese Bundesgenossen entfremden, hat mehr zu bedeuten als Sie zu glauben scheinen. Sie könnten bei Ihrer bisherigen Politik in Gefahr kommen, durch den Verkehr mit halben Bundesgenossen die ganzen zu verlieren, um am Ende auf keine rechnen zu können.

Man setzt den Hebel da an, wo er den besten Stützpunkt findet und die meiste Kraft ausübt. Dieser Punkt ist und bleibt Frankreich. Jedes Volk hat seine Rolle und seine Pflicht in der allgemeinen Aufgabe. Wer sich auf den kosmopolitischen Boden der Völker-Solidarität stellt, kann durch kein nationales Vorurtheil gegen den

Umstand eingenommen sein, daß irgend ein Glied der Völkerkette durch Geschichte und Geographie zur Initiative der Revolution berufen ist. Auf dem Standpunkt der europäischen Revolution darf es nur eine europäische Nationalität geben und die nationale Eifersucht wäre eben so beschränkt wie die nationale Prätension verderblich. Die französische Prätension hat ihren Boden verloren mit dem fürstlichen Geist der Eroberung und durch den republikanischen Geist der Propaganda wird sie um so weniger erneuert, je mehr Frankreich erkennt, daß es durch gemeinschaftliches Handeln mit den übrigen Völkern für seine eigne Ruhe und Sicherheit sorge. Die völkerrechtliche Zukunft aber wird nicht von Frankreich allein abhängen, sondern von einem Kongreß der befreiten Völker.

Auf das revolutionaire Frankreich gestützt, sind alle Völker ihrer Befreiung sicher; jede europäische Erhebung ohne eine französische ist meiner Ansicht nach einstweilen unmöglich oder verloren. Gesetzt, Ungarn und Italien erhöben sich gemeinschaftlich, gestützt auf englische und amerikanische Sympathien, was würde der Erfolg sein, wenn Frankreich und Teutschland gefesselt blieben? Ein vollständiger Vernichtungskrieg der despotischen Koalition gegen das italienische und ungarische Volk und dann auch gegen alle revolutionairen Elemente in Frankreich und Teutschland. Italien hat schon einmal die Folgen der Separaterhebung erlebt; möge keine zweite den Ruin des ganzen Europa herbeiführen. Wer es in der Hand hätte und sich durch nationale Einseitigkeit könnte verleiten lassen, das Signal dazu zu geben, daß Europa in einen Kirchhof, in eine Wüste der Barbarei verwandelt würde, trüge eine Verantwortung, deren Schwere durch das Schicksal einer ganzen Welt bezeichnet wird!

England und Amerika, selbst wenn sie sich mit Ihnen gegen die Interventionspolitik verbündeten, was sie schon der eignen Rivalität ihrer mit jedem Tage sich schärfer ausbildenden Differenzen wegen nicht thun werden, so lang sie nicht von einem mächtigen Feinde direkt bedroht sind, können den europäischen Schwerpunkt, der in Frankreich und Teutschland liegt, nicht verrücken und an die Theiß oder den Po verlegen. Nicht von Ungarn hängt das Schicksal Europa's, sondern das Schicksal Ungarns hängt von dem Schicksal Frankreichs und Teutschlands ab, ohne die Europa eine Domäne des Czaren ist. Und so wie Ungarn, das durch Sie jetzt in dem Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit steht, nach dem Ausbruch der französischen Revolution in sein richtiges Verhältniß zu der europäischen Gesammtheit zurückkehren wird, so sollte es vor dem Ausbruch der Revolution sein Gewicht nicht in eine besondre Waagschaale legen wollen, auf der das Schicksal der europäischen Völker — nicht gewogen werden wird!

Eine kleine, rechtzeitige Verschwörung in der russischen Hauptstadt ist für uns Alle mehr werth als eine nordamerikanische und englische Flotte, die Rußland nicht am Interveniren hindern wird, wenn sie auch will, denn die Nichtintervention wäre für Rußland der Tod. Eine Militärrevolution in dem wichtigen Preußen, dem Ihre Aufmerksamkeit sich gar nicht zuzuwenden und dessen jesuitische Regierung von Ihrem Volke nicht für einen Feind gehalten zu werden scheint, ist für uns Alle mehr werth als selbst eine Revolution in Wien, das bis jetzt für Oesterreich weniger ein Paris geworden ist als Berlin für das ganze Teutschland.

Hiermit schließe ich meine kritischen Bemerkungen und wohlgemeinten Andeutungen. Mit Ihrem

Grundsatz, daß man lieber zu wenig als zu viel sagen müßte, bin ich vollkommen einverstanden, sobald wir aus dem Gebiete der allgemeinen Grundsätze, die nicht zu viel erörtert werden können, auf dem Boden der speziellen Praxis anlangen. Sie werden mir, wenn Sie Zeit und Ort in Betracht ziehen, nicht vorwerfen, daß ich von jenem Grundsatz abgewichen sei. Ich hindere nichts durch meine Offenheit, und kann ich etwas dadurch nützen, so ist der Moment dazu gekommen. Nehmen Sie keinen Anstoß daran, daß ich einer von jenen „fahrenden Rittern der Theorie" bin, zu denen Sie nicht gerechnet werden wollen. Wir fahrende Ritter des Geistes schämen uns nicht der Aufgabe, den Samen der Vernunft in die Furchen der Zeit, auch auf fremdem Acker, zu streuen, unbekümmert darum, ob wir die Ernte erleben oder nicht, und wenn man so lange Jahre ununterbrochen in den Stürmen des Exils umhergetrieben worden ist, macht man keinen Anspruch auf den Ruhm, unterdessen daheim ein praktischer Oekonom gewesen zu sein. Wenn Jeder zu nützen sucht, wo und wie er kann, ohne sich selbst untreu zu werden, so hat er gethan, was er muß.

Sie huldigen keinem kleinlichen Ehrgeiz, Bürger Kossuth, denn Sie sind ein edler Charakter und ein großer Verstand und der gewöhnliche Ehrgeiz ist unedel und unverständig zugleich, weil er eine moralische Abhängigkeit von Denen voraussetzt, die man im Grunde verachtet, indem man sie als Werkzeuge ansieht. Den wahren Ehrgeiz erblicke ich in dem Streben, sich selbst und Gleichgesinnten genug zu thun durch Geltendmachung von Wahrheit und Recht nach Ueberzeugung und ohne kleinliche Rücksichten. Ich habe das Vertrauen, daß ich hiermit den Gesichtspunkt andeute, aus welchem Sie meine Bemerkungen beurtheilen und würdigen werden. Ich habe Sie schon früher als einen Mann bezeichnet, der die

Probe der freien Kritik bestehen werde. Das war der Ausdruck für mein Vertrauen. Nur die Wahrheit besteht die Kritik. Der Ruhm ersetzt sie nicht, der Ruhm widersteht ihr nicht. Sie wollen keine persönliche Größe gelten lassen. Jedenfalls gibt es keine ohne die Vertretung dessen, was groß ist für alle Menschen, die auf der Höhe ihrer Zeit stehen. Diese Größe kann nicht verkannt werden, und nach ihr zu streben, ist kein Fehler. Lassen Sie mich bekennen, daß ich Anspruch auf sie machen würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; aber lassen Sie mich ebenfalls bekennen, daß ich als Magyar nicht weniger sein könnte denn ein Revolutionair und als Revolutionair mehr sein müßte denn ein Magyar. Männer des Fortschritts können niemals glauben, daß sie durch irgend eine Stellung des Fortschreitens entbunden seien. An dem Punkt, wo der Fortschritt Halt macht, lenkt die Bahn auch des ausgezeichnetsten Geistes in das reaktionaire Gebiet ein und sein Schicksal ist besiegelt. Die gehören nicht der Zukunft an, gehören nicht der Sache der Freiheit an, in deren Augen der Name Revolutionair kompromittiren kann. Ehre diesem Namen! Auch der Gouverneur Ungarns darf ihn tragen, ohne seine Stellung zu gefährden und Kossuth wird Kossuth bleiben, wenn er den Europäer höher stellt als den Magyaren.

New-York, 15. Dezember 1851.

Mit revolutionairem Gruß
Ihr ergebenster
Karl Heinzen.

* * *

Wenn man die gründliche Demüthigung und Unschädlichmachung des kriegerischen Frankreichs wünscht, so geschieht das eben so sehr im Interesse des französischen Volkes wie der übrigen

Menschheit. Entwaffnet wird der Franzose ein Mensch werden und als Mensch wird er auch zur wahren Mannheit gelangen. Wer, um ein Mann zu sein, Flinten und Kanonen braucht, zeigt eben, wie wenig er es durch sich selbst ist. Flinten und Kanonen sind nur die „zivilisirten“ Hülfsmittel, wodurch sich der Mensch zum Thier kompletirt. Und darin finden ganze Völker, „gebildete“ Völker ihre Auszeichnung, ihre „gloire“!

Ich hoffe also zunächst, daß die Teutschen den Franzosen den Chauvin gründlich austreiben und ihn für immer unschädlich machen, dann aber, daß sie selbst in ihrer That keine gloire, sondern nur eine Aufopferung im Interesse der Menschheit und Menschlichkeit erblicken werden. Sie verrichten gleichsam eine widerwärtige Operation, wodurch sie einen Patienten heilen und zugleich die allgemeine Gesundheit sichern. Der Ruhm des Arztes besteht nicht im Schneiden, sondern im Heilen und in der Verhütung der Nothwendigkeit ferneren Schneidens. Der alte, rohe soldatische Gesichtspunkt mit seinem Heldenthum, seinem Ruhm u. s. w., kurz die ganze Romantik der offiziellen Mörderei liegt tief unter der Höhe der jetzigen Zeit. Sie kann eine Kriegsthat, eine nothgedrungene, nur als eine ekle, schreckliche Arbeit betrachten, die Verdienst bringen kann, aber keinen Ruhm, und welche die Mitwelt nur mit dem dankbaren Gefühl begleiten sollte, daß sie gethan ist, nicht aber mit selbstgefälligem Triumph.

* * *

Vor Kurzem hat Frau Julia Howe von Boston in dem hier erscheinenden "Woman's Journal" eine Aufforderung erlassen, einen Frauen-Kongreß zu berufen, der auf Abschaffung der Kriege hinwirken soll. Ob diese Aufforderung ein Resultat haben wird, weiß ich nicht. Nach meiner Ansicht verdient sie überall Gehör zu finden. Es

scheint mir weit passender zu sein, daß Frauen „Friedens-Liguen“ bilden, als Männer. Diesen ziemt es, den Krieg mit dem Krieg zu bekämpfen und handelnde Revolutions-Liguen anstatt redenhaltende Friedens-Gesellschaften zu stiften, die den Völkern nichts nützen und von deren Feinden ausgelacht werden. Den Frauen, die keine eiserne Waffen führen können, steht nur die Waffe des Worts zur Verfügung, aber ihr Wort kann grade in dieser Angelegenheit einen Einfluß üben, dessen alle Argumente aus männlichem Munde nicht fähig wären. Grade die Sache der Frauen, der geborenen Vertreterinnen der Humanität, würde es sein, die männliche Barbarei in der wahren Sprache der Menschlichkeit zu bekämpfen; gleichzeitig aber würden sie dadurch vorzugsweise ihre eigenen Interessen vertreten, denn die am Meisten durch den Krieg und was dazu gehört zu leiden haben, das sind eben die Frauen.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Was aber ist die Grundursache aller dieser Uebel, das erste Glied dieser Kette von Unheil und Verderben? Das Königthum. Das Königthum bedarf Krieg, der Krieg bedarf Soldaten, namentlich stehende Heere, und die stehenden Heere verbreiten und verewigen die Prostitution des schwächeren Geschlechts. Es ist mehr als lächerlich, es ist verächtlich, daß männliche Friedensgesellschaften gegen den Krieg eifern, ohne das Soldatenthum anzutasten, oder die stehenden Armeen abschaffen wollen, ohne Krieg gegen das Königthum zu führen. Aber eben so vergeblich, wie dieß lächerlich ist, werden die Bemühungen der Frauen um Verbesserung ihres Looses und Erringung ihrer Rechte sein, so lang im Königthum der Halt bestehen bleibt, von dem die Kette des Gewaltrechts oder des Rechts des Stärkeren die Unterdrückung und Entwürdigung des Schwäche-

ren bis in die unterſten Schichten ſichert und ſich ſogar in die vereinzelten Republiken hinüberzieht. So lang es Könige gibt, gibt es Knechte; ſo lang es Knechte gibt, gibt es Sklavinnen von Knechten. Ohne Republik keine Menſchenwürde, ohne Menſchenwürde keine Achtung vor dem Weibe. Mehr als alle Männer ſind die Weiber mit ihren Hoffnungen und ihren Rechten auf die Republik verwieſen. Sollte daher der von Frau Howe beantragte Frauenkongreß zuſammenkommen, ſo könnte er zur Abſchaffung des Kriegs, und zwar nicht bloß des Kriegs des einen Volks gegen das andere, ſondern auch des einen Geſchlechts gegen das andre, nichts Wirkſameres thun, als die Männer beſchämen durch Stiftung eines Bundes zur Förderung der Revolution, deren Ziel wäre die Gründung einer Univerſalrepublik durch den Umſturz aller Throne Europa's.

* * *

TO THE WOMEN'S PEACE CONGRESS.

You strive for peace, but all in vain;
While war creators will remain
Their foes and victims will be slain.
If you will see mankind in peace,
First cure them from their worst disease,
From *kings* you must them first release.

* * *

„Man muß die Menſchen nehmen, wie ſie ſind, aber nicht, wie ſie ſein ſollen.“ Die richtige Antwort auf dieſe alte Weisheit lautet: eben weil ich ſie nehme, wie ſie ſind, ſuche ich ſie zu machen, wie ſie ſein ſollten.

Was iſt unter den „Menſchen“ zu verſtehen, die man nehmen ſoll? W a s ſoll man an ihnen „nehmen“? Offenbar nicht etwa ihr Aeußeres, ihr Fleiſch und Bein, ihre phyſiſche Beſchaffenheit, ſondern ihre Anſichten, ihre Grundſätze, ihre Ge-

wohnheiten u. s. w. Diese aber nehmen, wie sie sind, heißt doch nichts Andres als, sie lassen, wie sie sind. Hätte die Phrase nicht diesen Sinn, so hätte sie gar keinen, es hieße so viel wie: man soll die Menschen nicht etwa für Steine, Bäume u. s. w. „nehmen“ oder ansehen. Die Menschen aber lassen, wie sie sind, heißt auf alle geistige Einwirkung, alle Besserung, alle Reform, allen Fortschritt verzichten. Demnach hat die weise Lehre von dem „Nehmen, wie sie sind“ keine andere Bedeutung als die gleichwürdige: „unter den Wölfen muß man mit heulen“, die alte Weisheit der Feiglinge, Heuchler und Spekulanten.

Hätte man in Amerika sich begnügt, die Sklavenhalter zu nehmen, wie sie sind, so wäre man hier eben so wenig die Sklaverei los geworden, wie man in Europa die Republik einführen wird, wenn man die Fürsten und die Unterthanen nimmt, wie sie sind.

Der Rath, „die Menschen zu nehmen, wie sie sind“, könnte nur dann einen vernünftigen Sinn haben, wenn er sich auf unabänderliche, in der Natur untilgbar begründete Eigenschaften oder Mängel bezöge. Wer z. B. einen Idioten nicht nähme, wie er ist, sondern ihn wie einen Denkfähigen behandeln wollte, würde sich dem Verdacht aussetzen, daß er ihm gleichstände. Doch auf solche unabänderliche Fälle und Zustände ist die Phrase nicht gemünzt, sonst wäre sie abermals überflüssig.

Eine andere Auslegung wäre etwa diejenige, welche einen Sinn herausbrächte, der dem bekannten Wort der Rahel entspräche: „Alles begreifen heißt Alles verzeihen“. Aber eine solche Auslegung ist zu gezwungen und zugleich zu sublim, um auf die Fälle zu passen, in welchen die weise Lehre angewandt zu werden pflegt, und auf Diejenigen, welche sie gewöhnlich im Munde führen.

Es bleibt also nur übrig, sie in ihrer wahren, d. i. schlechten, Bedeutung aufzufassen und in die Rumpelkammer zu werfen, in welche so manche weise Sprüche gehören, die, bei Lichte besehen, entweder Dummheiten oder Lügen sind.

* * *

Was die Republik — und ich spreche natürlich von der demokratischen — zunächst feststellt und mit sich bringt, das ist die Anerkennung des Menschen und seine Gleichberechtigung, während die Monarchie eine Heerde untermenschlicher Wesen einem übermenschlichen Götzen überliefert, der durch seine bloße Stellung und seine fingirten Eigenschaften unter allen Umständen ein Monopol des Regierens und ein Privilegium auf die Verehrung der Regierten hat. Die feststehende, verpflichtete Erniedrigung, wozu durch solche Stellung alle Regierten verurtheilt werden, schließt für diese alle menschliche Würde und Selbstachtung aus und wer sich zu solcher Erniedrigung versteht, ja sie sogar durch Götzendienst zu einer Auszeichnung zu machen vermeint, entsagt allem Anspruch auf menschliche Achtung und menschliche Bestimmung. Deshalb bezeichnet Unterthanenthum die tiefste Stufe der menschlichen Verkommenheit und Entwürdigung, eine Entwürdigung, mit der kein Vortheil und keine Zweckdienlichkeit, welche die Monarchie unter Umständen bieten mag, einen selbstbewußten und sich selbst achtenden Menschen versöhnen kann. Für ihn kann es keinen unerträglicheren, empörenderen Gedanken geben, als seine angeborene Menschensouverainetät unter die angemaßte Götzensouverainetät eines Andern beugen zu müssen. Ohne Haß gegen das Königthum gibt es kein menschliches Selbstgefühl und ohne dieses keine Freiheit und Freiheitsfähigkeit. „Wer nicht einen König als Unmenschen haßt, kann sich selbst nicht als Menschen achten“ und kann er dieß nicht, so ist

er als unzurechnungsfähig abgedankt unter wahren Menschen.

Es steht also fest, daß die Republik durch den bloß negativen Vorzug der Fürstenlosigkeit einen entscheidenden positiven Vorzug schafft, der in der Anerkennung der menschlichen Souverainetät und Gleichberechtigung besteht. Und damit legt sie das Fundament für jede weitere Rechts- und Freiheits-Sicherung und Entwicklung. Sie gestattet dem bewußten Freien, sich seiner Menschenwürde zu erfreuen, und erhebt nach und nach auch den gewesenen Unterthan (vielleicht den teutschen ausgenommen), indem sie ihm die Gelegenheit der Entwürdigung entzieht und ihm das Beispiel freier Menschen vor die Augen führt.

Charakterstolz, Selbstgefühl, Menschenehre, freie Gesinnung sind zwar Eigenschaften, die sich aneignen lassen, aber wer sie einmal nicht besitzt, dem ist Niemand im Stande sie durch etwas Andres zu ersetzen. Wer sich nicht in sich selbst gegen die Stellung eines Unterthans empört, wer nicht durch sein bloßes Selbstgefühl als Mann und Mensch zum Republikaner wird und werden m u ß, ohne alle Berechnung der Vortheile oder Nachtheile monarchischer oder republikanischer Zustände und Formen unter diesen und jenen Umständen, kurz, wer nicht persönlich die U n m ö g l i c h k e i t in sich findet, Unterthan, gehorsamer Diener und verpflichteter Verehrer eines über ihm erhabenen, mit übermenschlichen Attributen ausgestatteten, mit exklusiven Gewalten versehenen, mit erlogenen Eigenschaften ausgezeichneten und mit den unsinnigsten Zeremonien umgebenen Götzen zu sein, der ist von vorn herein zum Republikaner verdorben. Wer aber den nöthigen persönlichen Fond von Selbstgefühl in sich trägt und hiernach auch die Bestimmung seiner Mitmenschen auffaßt, für den ist die Republik ohne alle weitere Frage und Berechnung eine kategorische Foderung, die er überall

geltend machen muß, wo von Menschenrechten und Menschenbestimmung die Rede ist. Wo die Zustände und die Menschen hinter den Anfoderungen zurückbleiben, die er als Republikaner stellen muß, da kann er nur daran denken, sie ihnen näher zu bringen, niemals aber, auf seine Anfoderungen zu verzichten oder der Monarchie Konzessionen zu machen. Die Monarchie ist unter wirklichen Menschen unmöglich. Von diesem Axiom ausgehend, muß er überall darauf bedacht sein, die Gelegenheiten der Republik zu benutzen und die Unterthanen zu Menschen zu machen. Er kann sie niemals als bestimmt betrachten, in einer Monarchie zu verharren, sondern im schlimmsten Fall nur in Betracht ziehen, wie weit sie durch die Monarchie für die Republik verdorben sind.

Es gibt nun „praktische" Leute, welche zugeben, daß die Republik theoretisch die beste und vernünftigste Staatsform sei, aber dabei erklären, daß sie der „Ordnung" oder sonstiger Vortheile wegen lieber in einer „konstitutionellen Monarchie" leben als in gewissen Republiken. Mit solchen Leuten können wir nach dem Obigen im Grunde gar nicht diskutiren, da sie den Unterthan niemals losgeworden sind. Aber da sie sich auf das „praktische" Feld stellen, mag auch in dieser Beziehung ein Wort am Platze sein. In New-York z. B. herrscht eine Korruption, ein Pöbelregiment, eine Unsicherheit für Leben und Eigenthum, eine Bestechlichkeit der Justiz u. s. w., die in keiner konstitutionellen Monarchie mag zu finden sein. Aber wem sind jene Uebel zu verdanken? Nicht der Republik, sondern der — konstitutionellen Monarchie. Bestehen die Pöbelhaufen, die Irländer und die Teutschen, welche das korrupte „demokratische" Regiment möglich machen und erhalten, aus Republikanern? Sie bestehen aus Zöglingen der — konstitutionellen Monarchie,

welche in der Republik die Freiheit erhalten, die Früchte ihrer schlechten Erziehung zu entwickeln. Wie aber werden die konstitutionellen Monarchien gebildet und erhalten? Gibt es eine konstitutionelle Monarchie mit Gleichberechtigung ihrer Bürger? Läßt sich eine konstitutionelle Monarchie denken ohne eine Aristokratie, welche den Uebergang und die Abstufung von der „Krone", mit deren Interessen sich die ihrigen identifiziren, zum „Volke" bildet, welches abermals durch Abstufungen Vorrechte und Zurücksetzungen schafft? Und gibt es eine konstitutionelle Monarchie, die nicht durch ein stehendes Heer und sonstige kostspielige wie freiheitfeindliche Vorkehrungen ihr künstliches Gebäude aufrecht zu erhalten suchen muß? Und ist nicht jede Weiterentwicklung und Verbesserung derselben eine Annäherung an die Republik? Man denke sich den englischen „Thron" ohne Aristokratie und Armee in der Mitte eines gleichberechtigten Volkes. Dasselbe würde ihn über den Haufen — lachen und die Republik wäre da. „Ordnung" freilich schafft die konstitutionelle und noch besser die absolute Monarchie; aber wem die Ordnung die Hauptsache ist, der wird am rechten Platze sein, wenn er sich in einer preußischen Kaserne einlogirt.

Das französische Volk hat sich für die Republik erklärt, nachdem es mit der konstitutionellen wie mit der absoluten Monarchie alle mögliche Experimente und Erfahrungen gemacht hat. Und nun fragt man mich, der ich für diese Republik Partei ergreife, ob ich die Republik unter allen Umständen für die beste Staatsform halte und glaube, daß sie das französische Volk frei und glücklich machen werde. Diese Frage berechtigt offenbar zu dem Schluß, der Fragesteller sei der Meinung, daß es, statt für die Republik, sich wieder für einen Bonaparte, oder einen Heinrich V., oder einen Louis Philippe entscheiden und von diesem „Glück und

Freiheit“ erwarten sollte. Derselbe ist also ein Unterthan oder will wenigstens die Franzosen wieder zu Unterthanen gemacht wissen. Ich erkläre die Republik unter allen Umständen und für jedes Volk als die beste Staatsform, wenn sie eine wirkliche Republik ist d. h. jedem Bürger gleiches Recht und die freie Meinungsäußerung zuerkennt. Und selbst wo sie diese Rechte durch eine diktatorische Gewalt beeinträchtigen läßt, wie z. B. in den südamerikanischen Republiken, hat sie immer noch den Vorzug vor der Monarchie, daß sie dem Volk die Wahl seiner Gewalthaber überläßt und dieselben aus seiner Mitte nimmt, also keine zwei spezifisch verschiedenen Wesen, gottbegnadete Götzen und unbegnadete Unterthanen, einsetzt. Die erwähnte Frage kommt mir vor wie etwa die: Glauben Sie, daß jeder Mensch die freie Luft athmen und seine Glieder bewegen soll? Der Schwindsüchtige wird die Luft nicht athmen wie der Gesunde und der Krüppel wird seine Glieder nicht bewegen wie der Unverkrüppelte, aber das freie Athmen und Bewegen ist doch für Alle die conditio sine qua non des Lebens und möglichen Wohlbefindens. So ist auch die Republik die conditio sine qua non des Lebens und der Entwicklung aller Völker. Ob sie schon diejenigen Eigenschaften besitzen, die wir als Erfoderniſſe des republikanischen Volkslebens ansehen, kommt erst in zweiter Reihe zur Sprache. Besitzen sie dieselben, so wird sich die Republik erhalten, wenn nicht, wird sie vielleicht wieder in eine reaktionaire Strafanstalt genommen werden, um später eine verbesserte Auflage zu erleben. Jeden Falls ist sie allein das Feld, jene Eigenschaften zu erlangen, anzuwenden und auszubilden. Oder sollen wir etwa warten, bis die Könige den Brutus spielen, republikanische Schulen errichten und den Unterthanengeist zur Schande machen? Wo soll der „Volksgeist“, womit man die „Form“

der Republik will ausgefüllt wissen, sich entwickeln und ausbilden, wenn nicht i n der Republik?

Was die Franzosen betrifft, so hat noch kein Mensch zu behaupten gewagt, daß sie die Haupterfoderniſſe des republikanischen Lebens oder der Selbstregierung des Volks, nämlich Gleichberechtigung und freie Meinungsäußerung in Rede und Schrift, von der Hand weisen. Sie haben sie früher eingeführt und werden sie vollständig sichern, wenn es ihnen vergönnt ist, die Republik förmlich zu konstituiren. Wo existirt also ein Schatten von Berechtigung, ihrer Republik von vorn herein die Erfoderniſſe der Republik abzusprechen und zu bezweifeln, daß sie deren Freiheiten und Rechte nach bestem Wissen und Vermögen zur Sicherung ihrer Interessen und zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten benutzen werden? Ist es die Sache Anderer, ihnen dieß zu verwehren und im Voraus abzusprechen? Ist es die Sache von R e p u b l i k a n e r n, durch unberechtigte, mit den Haaren herbeigezogene, nicht die Besorgniß f ü r die Republik, sondern die Antipathie g e g e n dieselbe verrathende Zweifel und Bedenken, Prophezeiungen und Entmuthigungen den offenen Feinden der Republik zu Hülfe zu kommen und es indirekt sogar im Voraus zu sanktioniren, daß diese ihr mit Granaten und Kartätschen den Garaus machen, um auf ihrem Grabe den Thron eines abgeschüttelten Ungeheuers wieder zu errichten? Es maße sich Keiner den Namen eines Republikaners an, dem es eine Genugthuung gewährt, den Franzosen die Fähigkeit zur Republik absprechen zu können, wenn ihre Unfähigkeit dazu durch die Arbeit einer Million fremder Unterthanen mit Feuer und Schwert demonstrirt wird.

Zum Schluß ein Stoßseufzer. Wenn ich an meine, erst vor Kurzem erschienene Flugschrift: „Was ist Humanität?“, wenn ich an alle die Vorträge, die ich gehalten, wenn ich an die 17

Jahrgänge des „Pionier“, wenn ich an die zahlreichen Bücher und Brochüren zurückdenke, die ich seit 30 Jahren hier und in Europa herausgegeben — alle in demselben Sinn, alle in der nämlichen Richtung gedacht und gehalten, und nun noch, solche Fragen beantworten muß, so mögte ich mir selbst die Frage stellen: ist denn das Alles vollständig umsonst gewesen, vollständig in den Wind geredet? Hat es nicht einmal bewirkt, daß man dich versteht? Und was ist von den Ungebildeten zu erwarten, die nur ihr Broderwerb beschäftigt, wenn Gebildete, die Zeit zum Denken haben, noch solche Fragen erheben?

Wirf die Feder weg, kehre den Unterthanen den Rücken und gehe in den Urwald nach Germania! Ich hätte es vielleicht längst gethan, wenn es nicht noch schwerer wäre, Unterthanen wie Schufte schweigend gewähren zu lassen, als, sie zu befreien und unschädlich zu machen.

„Großes teutsches Vaterland“, jetzt sogar ein „einiges“, was sollten deine freien Söhne beginnen, wenn es kein — Exil gäbe! Und wohin sollen sie sich im Exil vor dem Unterthanenthum retten, wenn es einmal keine Urwälder mehr gibt? Beneidenswerthe Thiere, nur ihr habt keine Heldenkönige und keinen Pöbel, der sie anbetet!

* * *

Es ist die Art pöbelhafter Geister, sich da, wo sie der Zustimmung des gedankenlosen Haufens sicher sind, durch Hohn und Beschimpfung an Dem zu rächen, was sie zu roh sind zu verstehen, oder zu gemein zu ehren, oder zu feige zu erstreben. Deshalb verhöhnt und beschimpft der Unterthan den Republikaner und der teutsche Knecht die französische Republik.

Ein Mensch von Verstand und gerechtem Urtheil, der von dem Krieg in Frankreich gar nichts Andres wüßte, als die militairischen Vorgänge,

würde durch den energischen Widerstand des so furchtbar heimgesuchten und gedemüthigten Volks sofort zu dem Ausruf gebracht werden: dieses Volk kann sich nur schlagen für eine begeisternde Idee — in Frankreich muß die Republik proklamirt worden sein!

Ja, ihr teutschen Unterthanen und Philister, die Republik ist es, welche das französische Volk trotz allen Niederlagen immer wieder in den Kampf treibt und ihm den Entschluß eingibt: entweder siegen, oder untergehen. Das vor wenig Monaten noch hinfällige französische Volk weiß jetzt, daß es sich nicht mehr für einen Despoten und seine Macht, sondern für sich selbst und seine Freiheit schlägt. Wer nicht weiß oder nicht wissen will, daß es in Frankreich Republikaner gibt, dem sagen es die neuen Soldaten, die nie eine Uniform getragen, unter der Leitung von Männern, die nie Militairwissenschaft studirt haben. Ein einfacher Advokat, der in einem Luftballon als Zielscheibe der feindlichen Kugeln in das Land eilt, um als doppelter Minister, des Innern und des Kriegs, das Volk auf die Beine zu bringen, wird plötzlich den Franzosen, was ein Moltke den Teutschen ist, und Hunderttausende stellen sich willig unter seinen Befehl, denn — er ist ein Republikaner, ein Mensch mit der ganzen Willenskraft und Energie, Furchtlosigkeit und Begeisterung, Entschlossenheit und Unbeugsamkeit, die nur die republikanische Idee eingeben kann.

Ob diese Kämpfer Franzosen oder Russen, Chinesen oder Japanesen sind, davon wird ein gerecht urtheilender Freund der Freiheit vollständig absehen. Er sieht, daß sie Republikaner sind, daß ihre Sache die Sache der Republik geworden ist, und der Republik wünscht er den Sieg über das Gottesgnadenthum und Unterthanenthum, das nur noch Blut vergießt, um sie zu vernichten.

— — — — — — — — — — — — — —

Sollte dennoch die Republik unterliegen, so ist sie wahrlich mit Ehren gefallen und ihr Geist wird trotz allen Maßregeln des siegreichen Feindes, der ihr gegenüber jetzt nur die Barbarei repräsentirt, so wie früher Teutschland gegenüber Frankreich den banditischen Chauvinismus repräsentirte, fortleben und einst seine Triumphe feiern.

* * *

Bei der Beethoven-Feier, die jetzt überall begangen wird, „wo die deutsche Zunge klingt", strengt sich diese Zunge wie die teutsche Feder in üblicher Weise an, durch Phrasen und Ueberschwänglichkeiten jenen hohlen Festrausch zu produziren, welchen die Teutschen sich gelegentlich anzuquälen pflegen, wenn sie sich auf vierundzwanzig Stunden für das erste Volk der Erde zu halten wünschen. Das wahre Selbstgefühl, das sichere Besitzbewußtsein äußert sich nicht in dieser Weise. Die teutsche Festlichkeit hat in der Regel etwas Forcirtes, Lärmendes, Renommistisches an sich, als sei sie nicht der wahre, natürliche, sich von selbst Luft machende Ausdruck einer Stimmung, sondern als sei sie darauf berechnet, bei Andren den Glauben an eine Bedeutung zu erregen, von der man selbst nicht überzeugt ist. Ich erkläre diese Schwäche aus der politischen Nullität, zu der das teutsche Volk noch verurtheilt ist. Politisch bedeutet es noch so wenig wie das russische, oder irgend ein anderes Unterthanenvolk. Der Unterthan, der vierzig Millionen Schicksalsgenossen und dabei viel studirt und geschrieben hat, mögte sich aber gern produziren und so entschädigt er sich denn, wo er mit einem literarischen oder künstlerischen Repräsentanten vor der Welt auftreten kann, doppelt dafür, daß er als Politiker nichts ist und nichts gilt. Wäre Teutschland eine Republik und das teutsche Volk eine freie Nation, es würde weit bescheidener und gehaltener auftreten, es

würde die Bewunderung seiner Größe und Größen ruhig von Andern erwarten, statt sie ihnen halbwegs aufzudrängen.*

Es fällt mir nicht ein, die Stellung, welche die teutsche Literatur und Kunst einnimmt, herabsetzen zu wollen. Aber dieses ewige Zehren und Rühmen von einzelnen Größen in Gebieten, worin die Polizei nicht im Wege steht, während man gar keinen Trieb verräth, im Hauptgebiet, dem politischen, erst seine Mannheit zu bewähren, seine Selbstherrlichkeit zu erringen und sein Besitzrecht zu sichern, hat, während es von Reichthum zeugen soll, zu viel von einem Armuthszeugniß an sich, als daß es die Kritik nicht herausfordern sollte. Was bliebe den Teutschen noch zu feiern übrig, wenn sie keinen Schiller und Göthe, keinen Kant und Hegel, keinen Mozart und Beethoven hätten? Nichts Andres, als „Heil Dir im Siegeskranz“ zu singen und damit zu renommiren, daß sie sich „mit Gott für den König“ ohne Vaterland haben die Knochen zerschießen lassen. Ein solches Unterthanenvolk sollte eigentlich gar keinen Schiller, Göthe u. s. w. haben, oder aber: man begreift nicht, wie ein Volk, das solche Literatur- und Kunstgrößen produzirt hat, politisch so pauver und versunken sein und bleiben kann. Fast könnte man versucht werden, darüber nachzudenken, ob etwa ein politischer Sumpf und Misthof nöthig sei, um solche Prachtexemplare der Literatur und Kunst emporschießen zu lassen. So lang die Teutschen keinen 4. Juli oder einen sonstigen Tag zu feiern haben, an dem sie die Unterthanenlumpen und

---

* Was ich hier sage, gilt auch von der Humboldtfeier in so fern, als daran Tausende in lärmendster Weise Theil nahmen, die in Humboldt nur den berühmten Teutschen feierten, während sie von dem wahren Humboldt entweder nichts wußten, oder sich innerlich vor ihm entsetzten. Anders verhielt es sich natürlich mit Denen, welche die Feier nur benutzten, um für die Tendenzen Propaganda zu machen, zu deren Vertretern Humboldt gehört.

Knechtsuniformen von sich werfen, tragen alle ihre sonstigen Feiern einen gewissen Nothbehelfs- oder Troststempel, wenn ihnen nicht gar der polizeiliche Stempel aufgedrückt ist: „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung".

Wie sehr in den Teutschen der Unterthanen-Charakter noch vorherrscht, der sich für die fehlenden politischen und revolutionairen Leistungen durch unschuldigere zu entschädigen sucht, hat auch hier zu Lande die Beethovenfeier wieder gezeigt. Man lese die teutschen Zeitungen: Beethoven ist der größte Musiker, die Musik ist die höchste Kultur-Macht und die Teutschen haben nicht bloß jenen Beethoven erzeugt, sondern auch diese größte Kultur-Macht in Amerika eingebürgert. Die Logik dieser Thesis ist im Allgemeinen, daß die musikalischen Teutschen die Hauptträger der Kultur in dieser Republik sind, und im Speziellen, daß jeder Tastenschläger und Männergesangmann sich als Kulturgröße in die Brust wirft und sich von allen sonstigen Erfordernissen, die in geistiger und politischer Beziehung an ihn zu machen sind, dispensirt glaubt. Man examinire alle die Tausende, welche hier als Musiker und Sänger die angeblich höchste Kultur-Macht repräsentiren, persönlich und man wird finden, daß unter ihnen Diejenigen, die von den wirklichen Kulturerfordernissen einen Begriff haben, zu den seltensten Ausnahmen gehören, während geistige Flachheit und politische Gesinnungslosigkeit die Regel bilden. Ja, es gibt singende Kulturträger genug, die einem Konzert ein ganzes gebildetes Auditorium entzücken, innerlich aber die personifizirte Unwissenheit und Rohheit sind. Eben so gibt es eine Menge enthusiastischer Musikfreunde, welche schwärmen für die hohen Gedanken und tiefen Empfindungen, die sich in einer Beethovenschen Symphonie aussprechen sollen, während sie selbst nie einen vernünftigen Gedanken produzirt haben und keiner tieferen

Empfindung fähig sind, als das Bedürfniß des Geldmachens erzeugt.

Zu allen solchen Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten führt die Uebertreibung, welcher man sich bei der Preisung der Musik schuldig zu machen pflegt. Indem ich bekenne, daß ich nichts von der Musik verstehe, sofern sie eine zu erlernende Kunst ist, habe ich mich bei ihrer Beurtheilung zugleich gegen die Vermuthung zu verwahren, daß ich gleichgültig gegen sie sei oder sie nicht zu schätzen wüßte. Auf mich persönlich macht nichts einen anregenderen, gewaltigeren Eindruck als eine schöne Melodie. Aber grade dieser Eindruck gibt mir ein Recht, über Musik mitzusprechen. Er belehrt mich über ihre eigentliche Natur und ihre Grenzen. Er sagt mir, daß die Musik nur auf die Gemüthsstimmung und das Phantasieleben wirken kann, daß sie auch dieses nur kann in unbestimmter Weise und daß ihr Eindruck und die weiteren Anregungen dieses Eindrucks durch die besondre persönliche Empfänglichkeit Dessen, auf den sie wirkt, noch mehr bedingt werden, als durch die Kunst Dessen, der sie ausübt. Darauf folgt zunächst, daß ein Musiker, und stände er noch so hoch, in geistiger Beziehung sich niemals dem Denker und Dichter gleichstellen kann, der mit seinen Schöpfungen auf Geist, Phantasie und Gemüth gleich mächtig und direkt einwirken kann. Hätte er Gedanken und Ideen mitzutheilen, die sich an das wirkliche Denk- und Begriffsvermögen zu wenden haben, so müßte und würde er sich dazu der Schriftsprache bedienen. Er müßte sich wenigstens legitimiren können, daß er hierzu im Stande sei. Ein Beethoven oder Mozart müßte, wollte er sich einem Göthe oder Kant gleichstellen, wenigstens durch ein Göthesches Gedicht, oder eine Kantsche Kritik beweisen können, daß er sie geistig erreiche, und erst dann hätte er ein Recht, geltend zu machen, es gehe etwas noch Höheres

in ihm vor, das er nicht in der gewöhnlichen Gedankensprache, sondern nur in der Tonsprache auszudrücken vermöge. Wer dann nicht im Stande wäre, dieses Höhere ebenfalls zu verstehen, müßte sich eben bei dem Glauben beruhigen, es sei wenigstens der höher organisirte Beethoven sich darüber klar. Ich nun glaube aus den angegebenen Gründen an diese höhere, die Denker- und Dichterwelt erreichende oder überragende Musikerwelt nicht, glaube nicht, daß im Schädel eines Beethoven oder Mozart ein reicheres und höheres Geistesleben gewaltet habe, als im Schädel eines Göthe oder Kant. Folglich konnten sie auch nichts Höheres in ihre Musik legen, und legen wollen. Und wenn dieß noch zweifelhaft wäre, so würden es tausend Musik-Enthusiasten bestätigen, welche behaupten, mit Beethoven alle Höhen erstiegen und in alle Tiefen hinabsteigen zu können, während sie einem Göthe und Kant nicht sechs Schritte weit zu folgen vermögen.

Die Natur der Musik beschränkt sie also auf den unbestimmten Eindruck, den sie auf die Gemüthsstimmung und das Phantasieleben macht. Damit ist nicht gesagt, daß sie den allgemeinen Charakter dieses Eindrucks nicht in der Gewalt habe. Sie kann heiter und traurig stimmen, sie kann auch durch so genannte Naturmalereien und sonstige Nachahmungen bestimmte Vorstellungen erzwingen. Aber sie kann weder den Geist noch das Gemüth direkt mit Offenbarungen und Empfindungen von höherem Interesse und Werth bereichern, als die durch die Schrift zu vermittelnden sind. Indirekt jedoch — das gebe ich zu und darin finde ich ihre größte Macht — kann sie durch Erregung des Gefühls und der Phantasie den Geist in einer Weise beleben und erheben, daß er zu Bewegungen und Schöpfungen in Stand gesetzt wird, die ihm sonst fremd geblieben wären. Aber diese

Anregungen sind eben, wie z. B. die Wirkungen des Weins, bedingt durch die besondere Empfänglichkeit Dessen, auf den die Musik wirkt, und können durchaus verschieden sein sowohl von der Intention des Tondichters wie von dem Eindruck, den die nämliche Musik auf Andre macht. Die Melodie eines Liebeslieds kann möglicher Weise einen Dichter anregen, ein Gedicht auf den Abend oder den Herbst zu machen, und einen Philosophen zu Betrachtungen über die Unsterblichkeit oder über die Unendlichkeit der Welt führen. Während der Zeit hat aber ein habitueller Musik-Enthusiast, dessen drittes Wort die hohen „Gedanken" der „Tonschöpfungen" sind, vielleicht nicht mehr gedacht als das Instrument, auf dem er spielen hört.

Mit dem Gesagten soll nur kurz angedeutet werden, daß die Ueberschätzung der Musik und ihrer Aufgabe als einer Kulturmacht unvernünftig wie verderblich und ihre Pflege kein Verdienst ist, das die geistigen Veredelungs-, Aufklärungs- und Befreiungsbestrebungen ersetzen oder davon dispensiren könnte. Orpheus hat allerdings, wie die Sage geht, sogar die wilden Thiere durch Musik gebändigt, weil die schönen Töne sie den Appetit nach Menschenfleisch augenblicklich vergessen machten; hätte er ihnen einen schönen Vortrag über Freiheit und Humanität gehalten, so würden sie ihn aufgefressen haben. Daraus ist aber nicht zu schließen, daß für Menschen ein Vortrag für das Ohr mehr Werth habe, als ein Vortrag für den Geist. Schon der Umstand, daß das musikalisch gebildetste Volk Europa's zugleich das politisch servilste ist, sollte die Teutschen warnen, sich auf ihr Singen und Spielen nicht zu viel einzubilden.

Schriften

..von..

Karl Heinzen.

Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. (Gesammelte Schriften, erster Band.) Brochirt $0.75; geb..... $1.00

Lustspiele. (Gesammelte Schriften, zweiter Band.) Brochirt $0.50; gebunden 0.75

Erlebtes. Erster Theil. (Gesammelte Schriften, dritter Band.) Brochirt 1.00

Erlebtes. Zweiter Theil. (Gesammelte Schriften, vierter Band.) Brochirt $1.00; gebunden..... 1.25

Der Editoren-Kongreß zu Cincinnati, oder das gebrochene Herz. (Gesammelte Schriften, fünfter Band.) Brochirt $1.00; gebunden 1.25

Teutscher Radikalismus in Amerika. (Gesammelte Vorträge und Abhandlungen.)

Erster Band (vollständig vergriffen.)

Zweiter Band, brochirt..... $0.75

Dritter Band, gebunden..... 1.00

Vierter Band, gebunden..... 1.00

Teutscher Radikalismus in Amerika. (Neue Folge.)

Erster Band, broch. $1.00; geb. $1.35

Zweiter Band, broch. $1.50; geb. $1.85

Sämmtliche obengenannte Schriften sind zu beziehen durch die

FREIDENKER PUBLISHING CO.,

468 East Water St., Milwaukee, Wis.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 074669109